Allgemeine Geschichte

in

Einzeldarstellungen.

Wilhelm Oncken

Der Islam im Morgen- und Abendland

Von A. Müller.

Berlin,

Allgemeine Geschichte

in

Einzeldarstellungen.

Unter Mitwirkung von

Felix Bamberg, F. v. Bezold, Alex. Brückner, Felix Dahn, G. Droysen, Joh. Dümichen, Bernh. Erdmannsdörffer, Th. Flathe, Ludw. Geiger, Gust. Hertzberg, F. Hommel, E. O. Hopp, Ferd. Justi, B. Kugler, S. Lefmann, Ed. Meyer, A. Müller, W. Oncken, M. Philippson, H. Prutz, S. Ruge, Th. Schiemann, B. Stade, A. Stern, Ed. Winkelmann, Adam Wolf

herausgegeben

von

Wilhelm Oncken.

Zweite Hauptabtheilung.

Vierter Theil.

Der Islam im Morgen- und Abendland.

Von A. Müller.

Berlin,

G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung.

1885.

Der Islam

im Morgen- und Abendland.

Von

Dr. A. Müller,
Professor an der Universität Königsberg.

Mit Abbildungen und Karten.

Erster Band.

Berlin,
G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung.
1885.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Beginn des Satzes am 1. November 1884.

Vorwort.

Wer es heute unternimmt, eine Geschichte des Islams zu schreiben, befindet sich im Vergleich zu den Bearbeitern der meisten anderen historischen Gebiete in einer üblen Lage. Trotz einer erheblichen Reihe ausgezeichneter Monographien über einzelne Abschnitte des Ganzen, welches die Geschichte einer halben Welt durch einen Zeitraum von zwölfhundert Jahren in sich faßt, kann man nicht sagen, daß auch nur für den vierten Theil dieses ungeheuren Umfanges der sich täglich mehrende Stoff den Ansprüchen moderner Wissenschaft entsprechend verarbeitet ist. Niemand kann daran denken, so weit klaffende Lücken in eigner Person wirklich vollständig auszufüllen. Der größte Historiker in dem Umkreise des Islams und einer der größten dieses Jahrhunderts überhaupt hat ein Leben rastloser Mühe und Arbeit darauf verwandt, etwa die gute Hälfte der muslimischen Periode Spaniens darzustellen. So herrlich das Beispiel ist, welches der unvergleichliche Dozy in seiner Histoire des musulmans d'Espagne auch denen gegeben hat, die weder an Begabung noch an Gelehrsamkeit mit ihm sich messen können: mehr als kleine Bruchtheile der Geschichte des Islams lassen sich mit dieser Gründlichkeit der Forschung heutzutage noch nicht angreifen. Ich habe es trotzdem nicht für ein zu großes Wagniß gehalten, den Versuch eines Gesammtüberblickes über die Geschicke des Islams im Morgen- und Abendland zu machen. Neben dem vor bald zwanzig Jahren erschienenen Buche Weils ist insbesondere in dem Rahmen der „Allgemeinen Geschichte in Einzeldarstellungen" sehr wohl Raum für ein neues Werk, dessen Verfasser sich bemüht, seiner Aufgabe Alles dienstbar zu machen, was von den Arbeiten der Orientalisten und Historiker auf diesem Felde für ihn erreichbar ist. Er wird die Pflicht haben, wo es irgend in seinen Kräften steht, an der Hand der Originalquellen nachzuprüfen, was er den Vorgängern entlehnt, und ich hoffe, erhebliche Partien meines Buches werden dem Fachgelehrten zeigen, daß ich diese Pflicht nicht vernachlässigt habe. Gleichzeitig aber wird der Spezialist, der vieler Orten eingehenderer Kenntniß sich bewußt sein darf, nicht das verlangen, was eben als unmöglich bezeichnet werden mußte: eine in allen Partien gleich selbständige

und tiefgehende neue Durcharbeitung der gesammten arabischen, persischen und türkischen Originalschriftsteller. Ich will ein Handbuch darbieten, welches den augenblicklichen Stand der Forschung möglichst zuverlässig zu einem hoffentlich lesbaren Ausdruck bringt: auch damit werde ich, wenn es gelingt, nichts Ueberflüssiges gethan haben.

Ueber die Quellen meiner Darstellung brauche ich mich nicht ausführlich zu verbreiten. Der Kenner insbesondere der arabischen Literatur, der etwa das Buch zur Hand nimmt, wird mich leicht controliren können; meine eigentlichen Leser, welche ich hier in dem weiteren Kreise der Gebildeten zu suchen wünschte, bitte ich Vertrauen auch den Angaben schenken zu wollen, die etwa von denen anderer Geschichtswerke abweichen. Umfangreiche Rechtfertigungen meiner Daten oder Meinungen waren durch die nothwendige Beschränkung des Raumes ausgeschlossen, welche der Plan des Gesammtwerkes mir auferlegte. Nur an wenigen Stellen habe ich Dinge, welche besonders auffallend erscheinen könnten, in der Kürze zu motiviren mir erlaubt. Das ist vorzüglich in ein Paar Fällen geschehen, wo ich Ranke nicht glaubte folgen zu dürfen. Niemand kann mehr als ich die Gelehrsamkeit dieses bedeutenden Mannes, Niemand mehr als ich den historischen Scharfblick bewundern, mit welchem er überall die leitenden Fäden erkennt und sichtbar werden läßt. Insbesondere die in seinem fünften Bande entwickelte Ansicht der durchgehenden gegenseitigen Bedingtheit des Christenthums und des Islams vom siebenten bis neunten Jahrhundert ist wieder ein wahres Cabinetsstück einer classischen und lichtvollen historischen Composition. Niemand aber wird es auch ungehörig oder nur auffallend finden, wenn ein Orientalist, dem nichts ferner liegt als den Namen eines geschulten Historikers für sich in Anspruch zu nehmen, doch aus seinen arabischen Texten diesen und jenen Zug entnehmen zu müssen glaubt, welcher das Bild vervollständigt, hier und da auch wohl abändert. Nichts ist ein schlechteres Compliment für einen hervorragenden Geist, als kritikloses Nachbeten.

Es ist mir eine selbstverständliche Pflicht zu bekennen, daß meine Entwicklung der Lehre des Mohammed zu einem erheblichen Theile unter Benutzung von Aufzeichnungen niedergeschrieben ist, welche aus dem Nachlasse meines unvergeßlichen Freundes, des verstorbenen Professors Dr. Loth in Leipzig zu meiner Verfügung stehen. Die später beabsichtigte vollständige Veröffentlichung derselben wird den Nachweis liefern, daß ich dabei die von der Dankbarkeit und Pietät für die Arbeit des Heimgegangenen gezogenen Schranken nirgends überschritten habe. Daneben bemerke ich noch, daß ich den Text des Tabari bis III, vi habe einsehen können.

Zum Schluß noch ein Wort über die Umschreibung der arabischen Namen. In der Hoffnung, daß meine Fachgenossen mir die Kenntniß der

richtigen Wortformen zutrauen, habe ich sie ohne jede Rücksicht auf die arabische Orthographie so geschrieben, daß sie ein Leser aus Norddeutschland — an die Laute meiner Heimath mußte ich mich schon binden — bei ungezwungenem Lesen möglichst wenig falsch ausspricht. Mehr läßt sich nun einmal nicht erreichen; für gänzlich unzweckmäßig halte ich es aber, in einem für einen größeren Leserkreis berechneten Buche Schreibungen anzuwenden, deren unter den Gelehrten conventionell feststehende Bedeutung anderen Leuten unbekannt ist. Man wolle also nicht über Unwissenschaftlichkeit klagen, wenn man Sochra und nicht Zohra geschrieben findet. Im Einzelnen bemerke ich noch, daß accentuirte Vocale den Hauptton und unter Umständen noch einen Nebenton des Wortes bezeichnen; folgen auf einen solchen zwei Consonanten, so muß er trotz des Accentes kurz gesprochen werden, in anderen Fällen ist er häufig, wenn auch nicht immer, lang. Ferner wolle man dh wie das sanfte englische th in the; th wie das scharfe in think; ch immer wie in auch, niemals, auch nach e oder i nicht, wie in ich; dsch weich wie ein französisches dj; w ziemlich vocalisch, wie englisches double u; S am Anfang und s in der Mitte und am Ende der Wörter immer sanft, wie französisches z, und endlich ss und ß recht scharf aussprechen.

Königsberg, 9. Juni 1885.

August Müller.

Erste Abtheilung.

Die Araber.

Erstes Buch.

Die Araber und der Islam.

Erstes Capitel.

Vor Mohammed.

Um die Wende des fünften Jahrhunderts nach Christi Geburt, so erzählt die arabische Ueberlieferung, war der mächtigste Mann in ganz Arabien Kuleib, der Sohn Rabi'as, Häuptling des mächtigen Stammes der Benu Táglib, welcher mit den ihm nahe verwandten Benu Bekr damals im Nordosten der Halbinsel von der syrischen Wüste bis tief in das Hochgebirge Centralarabiens hauste. In wiederholten glücklichen Kriegen hatten beide Stämme im Vereine mit einer Anzahl benachbarter sich der Angriffe südarabischer Herrscher erwehrt; vor Kuleib, dessen Heldenthaten alle anderen in den Schatten stellten, war sogar Amr, der Sohn des Hodschr, in den Hintergrund getreten, dessen Vater kurz vorher die mittelarabischen Beduinen zu einer großen Coalition geeinigt hatte; sein Haus, die Kinda, verloren für einige Zeit die kaum gewonnene Hegemonie, als die Mehrzahl der verbündeten Stämme sich der Führung Kuleibs unterzuordnen beschloß. Aber mit der Macht nahm, so sagt man, der Stolz des Helden zu, und er verstieg sich ins Maaßlose: daher ging noch in späten Jahrhunderten als gemeine Rede unter den Söhnen der Wüste das Wort: „stolzer als Kuleib von Wá'il" — so nannte man ihn nach dem gemeinsamen Ahnen der Bekr und Taglib. Er hatte eine Frau, Dschelila, von den befreundeten Bekr genommen, deren Brüder samt ihren nächsten Verwandten so eng mit Kuleib sich zusammengeschlossen, daß unmittelbar neben dessen Zelte Dschessás, einer der Schwäger, das seinige aufschlug. Der hatte bei sich zum Besuch eine Tante, Namens Beßúß, die unter den Bekr und Taglib fremd, also auf den Schutz ihres Neffen angewiesen war. Eines Tages kam zu ihr einer ihrer Volksgenossen, Ssá'ad, und kehrte für einige Zeit bei ihr ein; er führte eine Kamelin mit sich, die Ssaráb gerufen wurde. Da ging nun, weil Ssa'ad im Hause und also unter dem Schutze des Dschessás weilte, seine Kamelin mit den Kamelen desselben auf die Weide, wo sie mit der Herde des Kuleib zusammen weidete. Kuleib nun war ausgegangen, sein Weidegehege zu begehen: siehe, da fiel sein Blick

auf eine Lerche, die saß auf ihren Eiern; da sie ihn aber sah, schrie sie und schlug ängstlich mit den Flügeln. Kuleib war gnädiger Laune: „Laß deine Furcht," sprach er, „du und deine Eier sollen in meinem Schutze sein, Niemand dir etwas anhaben dürfen." Als er aber bald nachher ebendahin kam, bemerkte er eine Kamelspur, die er nicht kannte, und die Eier waren zertreten. Zornig ging er heim; als er aber des andern Morgens mit Dschessâs zusammen die gemeinsame Weide besichtigte, erblickte er die Kamelin des Ssa'ad. Sofort vermuthete er, diese habe die Eier zertreten, und rief dem Dschessâs zu: „Nimm dich in Acht! Ich vermuthe etwas, wüßte ich's aber genau, so würde ich Maßregeln treffen, daß diese Kamelin nie wieder mit dieser Herde hierher kommen sollte!" Dschessâs ließ sich nichts gefallen; er entgegnete: „Doch, bei Gott, sie soll das andere wie das erste Mal wiederkommen ..." So ging der Wortwechsel weiter, bis Kuleib drohte, wenn die Kamelin wiederkäme, ihr einen Pfeil in das Euter zu schießen; da erwiderte Dschessâs: „Bohrst du ihr deinen Pfeil in's Euter, so bohr' ich dir meine Lanze in's Rückgrat!" Darauf trieb er die Kamele fort; Kuleib aber kehrte zornig nach Hause zurück. Seine Frau Dschelila, die Schwester des Dschessâs, sah, daß er böse war; als sie ihn wiederholt nach dem Grunde fragte, sprach er endlich: „Kennst du einen, der gegen mich wagen würde seinen Schützling zu vertheidigen?" Sie erwiderte: „Kaum Jemand, außer mein Bruder Dschessâs." Kuleib wollte das nicht glauben und antwortete mit einem stachligen Epigramm auf seinen Schwager; das ließ dieser nicht unerwidert und so gingen eine Weile allerhand höhnische Verse zwischen ihnen hin und her, bis eines Tages Kuleib ausging, wieder nach den Kamelen zu schauen. Diese wurden gerade zur Tränke geführt, voran die Kuleibs; aber Ssarâb, die Kamelin des Ssa'ad, welche mit den Thieren des Dschessâs zusammengekoppelt war, riß sich los und drängte sich voran zum Wasser. Kuleib wurde aufmerksam, man sagte ihm, es sei die Kamelin des Fremden; da meinte er, Dschessâs habe sie ihm zum Trotz herausgelassen, griff nach seinem Bogen und schoß ihr einen Pfeil in's Euter. Schreiend lief sie nach ihrem Stalle am Zelte des Dschessâs zurück; da erblickte sie Beßûß und rief, entrüstet über die Verletzung des Eigenthumes ihres Verwandten: „O über die Schmach! o über die Schmach, die dem Gaste widerfahren!" — um den Dschessâs zur Ahndung des seinem Schützling angethanen Unrechts anzureizen. Vergeblich bemühte sich Dschessâs, sie durch Verheißung reichlichen Ersatzes zu beruhigen; sie fuhr tagelang fort, ihn durch höhnische Reden und Verse aufzustacheln, ihm vorzuwerfen, daß der Gast unter seinem Dache den Schutz nicht finde, den jeder Ehrenmann dem Fremden schulde, den er in sein Haus aufgenommen: bis endlich Dschessâs in die Worte ausbrach: „Schweig endlich, Weib! es soll morgen einen Geschlachteten geben, dessen Schlachtung theurer für Wâ'il (d. h. Bekr und Taglib, s. oben) wird als deine Kamelin!" Dies ward dem Kuleib hinterbracht; er bezog es auf sein Lieblingskamel und meinte blos, das zu schlachten werde Jenem sauer werden. Aber Dschessâs lauerte von da an dem Kuleib auf, und als er ihn einmal

ohne Waffen ausgehen sah, ging er ihm nach und rief ihn an: „Nimm dich in Acht, ich will dich tödten!" Kuleib aber sprach: „Dann tritt vor mich, wenn du die Wahrheit sprichst!" — er war nämlich so stolz, daß er es nie der Mühe werth fand, sich nach Jemand umzudrehen. Dschessás aber durchbohrte ihn von hinten mit der Lanze, daß er zusammensank; dann ergriff er die Flucht. Sein Vater, der eben in der Versammlung der Männer von Scheibán, einem Theilstamme der Benu Bekr, vor den Zelten saß, erblickte ihn von fern, wie er in höchster Eile herankam: da sprach er: „Wahrlich, Dschessás hat etwas Furchtbares begangen!" Dann fragte er den Sohn: „Was ist hinter dir?" Darauf Jener: „Ich habe den Kuleib getödtet." Der Vater sprach: „So magst du allein diese Schuld büßen; du sollst in Fesseln gelegt werden, darin mögen die Angehörigen Kuleibs dich tödten! Und trotzdem — wahrlich, nie mehr wird Wá'il (d. h. Bekr und Taglib) zu gutem Zwecke vereint sein nach solchem Ende des Kuleib; wehe, was hast du über dein Volk gebracht, o Dschessás! Getödtet hast du sein Oberhaupt und getrennt seine Gemeinschaft und Krieg hast du in seine Mitte geworfen!" Dschessás aber rühmte sich noch dessen, was er gethan; da fesselte ihn sein Vater und führte ihn in ein Zelt. Dorthin berief er die Aeltesten aller Theilstämme von Bekr und sprach zu ihnen: „Was wollt ihr mit Dschessás machen? Er hat den Kuleib getödtet; da steht er nun in Fesseln, damit wir abwarten können, bis die zur Blutrache Berufenen seine Auslieferung fordern." Aber die Stammgenossen wollen von der Auslieferung des Mörders nichts wissen; Recht oder Unrecht, die Stammesehre wäre preisgegeben, wenn er nicht gegen seine Verfolger geschützt würde: so wird das noch eben so enge Bündniß der nahe verwandten Stämme zerrissen und es beginnt ein mörderischer Krieg, der, allerdings durch mehrfache Waffenstillstände und selbst vorübergehende neue Vereinigungen zur Bekämpfung gemeinsamer Gegner unterbrochen, erst nach vierzig Jahren durch einen dauernden Frieden beigelegt wird.

Ist dieser „Krieg der Beßúß" durch seine Entstehung wie durch seine Ausdehnung sprichwörtlich, so darf ein anderer Bruderkrieg zwischen nahe verwandten Stämmen, welcher einige Jahrzehnte später (etwa von 560 an) stattfand, fast auf die gleiche Berühmtheit Anspruch erheben, und seine Veranlassung ist nicht minder charakteristisch für das alte Arabien, als das eben Erzählte. In Centralarabien hausten um die gedachte Zeit große, mit dem Namen der Benu Keis bezeichnete Stammgruppen, unter denen die Benu Gatafán eine hervorragende Stellung einnahmen. Von den Theilstämmen der Gatafán waren wiederum die Benu Abs und die Benu Dhobján die angesehensten, auch durch gleiche Abkunft nächst verbundenen. Oberhaupt der Abs war Keis, der Sohn des Soheir; der hatte ein wegen seiner Schnelligkeit berühmtes Pferd, welches er Dáchis nannte. Eines Tages besichtigte einer seiner Vettern, welcher sich zum Besuche bei den Häuptern der Dhobján befand, deren Pferde, unter denen eine Stute, Gabrá, ihm besonders gerühmt worden war. Sie schien ihm dem Dáchis nicht gleich zu kommen;

man widersprach seiner Ansicht, und schließlich kam es zu dem Vorschlage, die beiden Thiere mit einander wettlaufen zu lassen: zehn Kamele sollten der Einsatz sein, der natürlich dem Besitzer des Siegers zufiele. Keis war wenig erfreut, als ihm die Sache berichtet wurde. Er meinte, vom Wetten komme nichts Gutes. Er kenne dazu die Leute von Dhobján; ihre Oberhäupter hätten sich nur zu häufig gewaltthätig und ungerecht gezeigt. Er begab sich in der Ahnung, daß aus der Sache Unheil entstehen werde, in das Lager der Dhobján, um die Wette rückgängig zu machen. Aber der Besitzer der Gabrá, Hodheifa, und sein Bruder Hamal, die Häuptlinge, auf welche es ankam, weigerten sich und meinten, wolle er sein Pferd nicht rennen lassen, so gebe er dadurch zu, daß es der Aufgabe nicht gewachsen sei, und müsse die zehn Kamele bezahlen. Gereizt erwiderte Keis, daß er daran nicht denke; wenn denn aber einmal gewettet werden solle, so müsse es wenigstens um einen anständigen Einsatz geschehen. Man einigte sich nach einigem Hin- und Herreden auf hundert Kamele; als Distanz wurden hundert Pfeilschüsse (etwa drei Meilen) festgesetzt. Keis und Hodheifa übergaben je hundert Kamele einem Unparteiischen; man ließ die Pferde ein paar Tage dursten, füllte dann eine Grube neben dem Ziele des Laufs mit Wasser und kam überein, der Renner, welcher zuerst aus dieser Tränke seinen Durst lösche, solle als Sieger angesehen werden. Am festgesetzten Tage fanden sich große Schaaren von Zuschauern aus beiden Stämmen auf dem Rennplatze ein, zahlreichere freilich aus Dhobján, auf deren Gebiete die Wette entschieden werden sollte; auf ein gegebenes Zeichen wurden beide Pferde gleichzeitig losgelassen und flogen mit Windeseile davon, so, daß Keis und Hodheifa, die zur Beobachtung des Rennens auf anderen Thieren neben der Bahn herritten, nur in immer wachsender Entfernung zu folgen vermochten. Zuerst schien das Terrain, welches Hodheifa mit besonderer Rücksicht auf die Art seines Pferdes vorgeschlagen hatte, die Gabrá zu begünstigen; als aber der feste Boden allmählich in Sand überging, zeigte Dáchis eine größere Nachhaltigkeit und gewann einen beträchtlichen Vorsprung. Längst waren beide den Augen ihrer Herren entschwunden, schon näherten sie sich, Dáchis weit voran, dem Ziele, als plötzlich aus einem von dem tückischen Hamal vorbereiteten Hinterhalt ein paar Leute von Dhobján hervorsprangen, den einherstürmenden Dáchis durch heftige Schläge auf die Nüstern zum Ausbrechen zwangen und dadurch der Gabrá die frühere Ankunft bei der Tränke sicherten. Aber es hatte nicht an Zuschauern der unwürdigen Scene gefehlt: als nach einer Weile Keis neben Hodheifa herzuritt, erfuhr er sofort, auf welche Weise seinem Renner der schon vollkommen unbestreitbare Sieg unmöglich gemacht sei. Er bezwang seinen Zorn — die Abs waren ja in der Minderzahl — und sprach ruhig zu Hodheifa und Hamal: „Söhne des Bagid" — so hieß der gemeinsame Ahnherr beider Stämme — „zwischen Brüdern ist Ungerechtigkeit das schlimmste der Uebel. Gebt uns also, was wir gewonnen haben." „Ihr habt nichts gewonnen." „Gebt uns wenigstens einen Teil der Kamele, die uns gebühren." „Nein."

„Wenigstens ein Schlachtkamel zur Bewirthung der Leute, welche die Tränke gefüllt haben.“ „Ein Kamel oder hundert ist gleich, wir würden damit Euch als Sieger anerkennen, das aber thun wir niemals, denn wir sind eben nicht besiegt worden.“ — Vergeblich versucht ein billig denkender Mann aus Dhobján durch einen Vermittlungsvorschlag den drohenden Bruch zu verhüten; es ist vergeblich, Keis zieht mit den Abs davon in dem Bewußtsein, daß man ihn schnöde übervortheilt hat. Aus Rache erschlägt er bei nächster Gelegenheit einen Bruder des Hodheifa, damit ist der Bruderkrieg zwischen beiden Stämmen entzündet. Auch diesem schreiben die arabischen Erzähler eine Dauer von vierzig Jahren zu. Vierzig ist seit Alters eine runde Zahl im Orient, auf ein Jahrzehnt hin oder her kommt es dabei nicht an. In dem endlosen Kriege tödtet Keis selbst die beiden Brüder Hodheifa und Hamal, aber auch von Abs werden Schaaren der Edelsten dahingerafft. Endlich sind beide Stämme des langen Haders müde; aber zwischen ihnen steht eine Schaar von Erschlagenen, — Blut heischt wieder Blut, und Auge um Auge, Zahn um Zahn ist das schonungslose Gesetz der Wüste. Da finden sich zwei Edle von Dhobján, Hárith Ibn[1]) Auf und Hárim Ibn Sinán, bereit, die Versöhnung der Stämme durch ein großes persönliches Opfer zu ermöglichen. Sie rechnen die beiderseits Erschlagenen gegen einander auf und zeigen, daß nur eine bestimmte Anzahl übrig bleibt, deren Blut noch ungerächt ist. Der Ehrencodex Arabiens gestattet allenfalls, den Angehörigen eines Getödteten ihr Recht auf das Blut des Mörders abzukaufen: selten und ungern freilich lassen diese sich darauf ein, aber hier ist das Bedürfniß nach Frieden so allgemein, daß Jeder damit zufrieden ist, als die Genannten sich erbieten, Alle, die noch Ansprüche auf Blutrache haben, für die Aufgabe derselben durch eine entsprechende Anzahl von Kamelen (Gold und Silber giebt es in der Wüste selten) zu entschädigen. Dreitausend der werthvollen Thiere müssen sie aufwenden, um das Ziel zu erreichen — ein in den Augen des habsüchtigen

1) d. h. Sohn des Auf. Die Araber haben keine Familiennamen und die Zahl der vorhandenen Eigennamen ist gering. Daher unterscheidet man durch Beinamen, indem man den Betreffenden als X Sohn (Ibn) des Y oder Vater (Abu) des Z oder den vom Stamme N oder den aus der Stadt A bezeichnet; in späteren Zeiten treten dazu häufig noch Vornamen, in der Regel mit dín „Religion“ zusammengesetzt, wie Saladdin (genauer Ssaláḥ-ud-dín „Reinheit der Religion“) u. s. w. Ein voller Name nach älterer Art ist darnach z. B. Abu'lkássim Mohámmed Ibn Abdallah El-Há·chimi; eigentlich „Der Vater El-Käßims, Mohammed, der Sohn Abdallahs, aus der Familie Háschim.“ Nicht selten dienen zu näherer Individualisirung auch allerhand andere Beinamen, theils von dem Gewerbe entlehnt, welches der Betreffende treibt (z. B. El-Haríri „der Seidenhändler“, Et-Tachân „der Müller“), theils von körperlichen Merkmalen (Ed-Darîr „der Blinde“, El-Á'aradsch „der Lahme“, vgl. Cicero, Na-ica) oder Anderem dergleichen. Meistens ist es einer dieser vielen Namen, mit welchem der Betreffende in der Regel genannt wird. — Das in einigen dieser Namen vorkommende el, nach Vokalen 'l, ist bekanntlich der arabische Artikel, dessen l aber vor den Buchstaben d n r t s z seinen Laut aufgiebt und in den des folgenden Consonanten übergeht — daher, wie oben, El-Háschimi, aber Ed-Darîr.

Arabers staunenswerther Act der Großmuth und Freigebigkeit selbst für reiche Leute. So kommt endlich das Friedenswerk zu Stande, nicht ohne Zwischenfälle, welche es noch im letzten Augenblick zu vereiteln drohen. Der einzige, welcher sich davon selbst ausschließt, ist der alte Keis Ibn Soheir, um dessen unheilvollen Hengst der ganze Streit entbrannt war. Nicht als ob er dem Frieden widerstrebt hätte — er war der erste, den Abs zur Annahme der Friedensgabe der beiden edlen Dhobjaniten zu rathen; aber selbst für einen uralten Beduinen war der Krieg zu furchtbar geworden. „Ich könnte den Anblick keiner Frau von Dhobján ertragen," sagte er, „einen Vater, Bruder, Mann oder Sohn habe ich fast jeder getödtet." Er ging mit seinem nächsten Anhang über den Euphrat zu den Benu Námir, Verwandten von Wá'il her, welche unter den mesopotamischen Christen hausten; dort soll er selbst Christ geworden sein und als Mönch schließlich im fernen Omán (Südostarabien) sein Leben geendet haben. Von den Zwischenfällen des Krieges giebt auch uns noch mancher der Verse Kunde, wie sie zwischen den nach Art der provençalischen Troubadours nicht weniger mit dem Liede als mit dem Schwerte kämpfenden Recken aller arabischen Stämme allzeit eifrig gewechselt und dreizehnhundert Jahre später von Meister Rückert verdeutscht worden sind[1]); die Großmuth aber der Friedensstifter hat einer der ersten Dichter der Zeit, Soheir Ibn Abi Ssulma, in einem großen Gedichte besungen, welches in die Sammlung der Moallakát (s. unten) aufgenommen und ebenfalls von Rückert übersetzt ist (Hamása I, 147).

Bezeugen diese alten Gedichte die Geschichtlichkeit einzelner Momente in den überlieferten Erzählungen aus vormohammedanischer Zeit, so haben wir andererseits Anzeichen genug, daß die immer geschäftige Sagenbildung uns das Ganze nur noch mannigfach verschoben und verändert erblicken läßt. Dazu kommt, daß Gründe und Verlauf dieser endlosen Fehden zwischen den einzelnen Stämmen immer dieselben, immer dem entsprechend sind, was die eben mitgetheilten Geschichten typisch darstellen. Nicht als Thatsachen von historischer Wichtigkeit also, sondern als eine fast vollständige Charakteristik der Beduinen, des kräftigsten, des eigentlich treibenden Elementes der arabischen Nation habe ich sie vorangeschickt. Man kann Bände mit ähnlichen Ueberlieferungen anfüllen; wir lassen uns an diesen beiden genügen, die von dem Geiste des Beduinenthums, von dem Trotze und der Tapferkeit, dem übertriebenen Ehrgefühl, der aus diesem hervorgehenden Großmuth, dann wieder der Habsucht und Betrüglichkeit des Wüstenarabers einen klareren Begriff geben möchten, als lange Auseinandersetzungen völkerpsychologischer Tendenz. Vor Allem rücken sie uns die beiden Eigenschaften des merkwürdigen Volkes deutlich vor Augen, welche überall, wo Beduinen hausen, von Alters jeder Staatenbildung hinderlich gewesen sind: die ungezügelte Leidenschaftlich-

1) Hamâsa oder die ältesten arabischen Volkslieder, gesammelt von Abu Temmâm, übersetzt und erläutert von Friedrich Rückert. Zwei Theile. Stuttgart 1846.



G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung, Berlin.

entw. u. gez. von Dr. H. Lullies.

F. A. Brockhaus' Geogr.-artist. Anstalt, Leipzig.

keit und den aus der übertriebenen Selbstschätzung der individuellen Kraft entspringenden Particularismus, zwei unausrottbare Fehler, die beispielsweise den Celten für immer, den Italienern für Jahrhunderte jede erträgliche nationale Existenz unmöglich gemacht haben.

Es liegt in der Natur der Sache, daß diese Fehler aufs höchste gesteigert werden durch das Leben in der Wüste, welches gerade an die persönlichen Eigenschaften des Einzelnen die höchsten Anforderungen stellt, jeden Erfolg nur diesen verleiht. Und es ist wiederum die Natur der Wüste, welche den Uebergang aus dem Nomadenleben in die Seßhaftigkeit nicht nur, sondern auch jede staatliche Organisation, jedes friedliche Nebeneinanderleben der Völkergruppen verbietet. Wo die Eintheilung in Provinzen und Kreise, ja die gesammte Topographie auf dem Rücken der Kamele geschrieben steht, läßt sich nicht regieren, wo das Mißrathen der spärlichen Ernte zum Raub am Nachbar zwingt, keine Ruhe halten. Und so war vor dreizehnhundert Jahren wie heute der Beduine eine Welle im Meer, die von jedem Winde bald hierbald dorthin getrieben nie zum Stillstande kommt, sich bald an die benachbarte stößt, mit ihr zusammenfließt oder selbst auseinanderrinnt.

Dieses Beduinenthum aber umfaßt doch nicht den ganzen Bereich der großen, ihrem Flächeninhalt nach etwa dem vierten Theile von Europa gleichzuschätzenden Halbinsel. Die große syrische Wüste selbst, welche Arabien im Norden abschließt, und das weite, von Gebirgen durchzogene Hochland des Inneren, nach Osten und Süden wieder in die Wüste sich abdachend, nach Westen durch ziemlich rauhe und steile Randgebirge begrenzt, ist der eigentliche, classische Boden des ächten Arabertums. Dieses Nedschd (en-nedschd „das Hochland"), wie es die Araber nennen, ist bei der fast gänzlich fehlenden Gliederung des Landes durch jene natürlichen Grenzen in der That beinahe vollkommen abgeschlossen, und hat daher mit der übrigen Welt und ihrer Geschichte nur zweimal in ihrem ganzen Verlaufe zu thun gehabt: kurz nach Mohammed und um die Mitte des vorigen Jahrhunders, wo die Revolution der Wahhabiten den sonst in sich brodelnden Kessel noch einmal für einen Augenblick überlaufen ließ. Aber an den Rändern, welche dieses Centrum umgeben, machen die belebenden Einflüsse des Meeres und der Nachbarschaft anderer Nationen sich bei weitem leichter geltend, finden wir also schon vor Mohammed mancherlei Ansätze zu staatlicher Organisation; Ansätze freilich, die mit einer Ausnahme doch auf die Dauer etwas Beduinenhaftes, d. h. Unsicheres und Veränderliches an sich behalten.

Im Norden ist es die Nachbarschaft der beiden großen Weltreiche Persien und Byzanz, welche eine Art magnetischer Anziehungskraft auf die arabischen Grenzstämme ausübt und das Entstehen zweier „Königreiche" zu Wege bringt, die freilich, um im Bilde zu bleiben, einem zusammengeballten Haufen Eisenfeilspähne ähnlicher sehen, als einer wohlgefügten Staatsmaschine. Das ging aber so zu.

Die große syrische Wüste — d. h. die wenigen Oasen derselben, welche

den Nomaden die Möglichkeit der Existenz boten — war in den Händen der Beduinen. An sie stießen auf beiden Schenkeln des Dreiecks, in dessen Gestalt sie wie ein Keil sich zwischen Syrien und Mesopotamien hineinschiebt, Länder von alter Cultur und einem Reichthum, welcher dem aller Bedürfnisse der Civilisation ungewohnten Beduinen fast märchenhaft vorkommen, seiner Beutegier aber gerade deswegen ein ununterbrochen aufstachelnder Sporn sein mußte. So weit daher die geschichtliche Ueberlieferung reicht, finden wir die jeweiligen Herrscher Persiens und Syriens bemüht, den Raubzügen der arabischen Wüstenstämme einen Damm entgegenzusetzen; und da man die stets plötzlich auftauchenden, nach vollbrachter Raubthat ebenso blitzschnell auf den „Schiffen der Wüste" in ihrem Sandmeer verschwindenden Reiterschaaren so wenig zu verfolgen im Stande war, als sich unter ähnlichen Bedingungen Crassus' Römer der Parther zu erwehren vermocht hatten, so mußte man verfahren, wie noch heute die Türken in jenen Gegenden es machen: an der Grenze der Wüste wohlbefestigte Militärstationen errichten, welche der Staatsgewalt eine sichere Stütze bieten, daneben aber auf gütlichem Wege durch angemessene Bezahlung und durch die Aussicht auf reiche Beute in äußeren Kriegen eine Anzahl der unruhigen Stämme unter die Fahnen der eigenen Armee locken, um durch sie die Einfälle der andern zurückzuweisen oder mit rascher Züchtigung zu vergelten. Arabische Stämme erscheinen so als Grenzwächter gegen die Wüste wie gegen den benachbarten feindlichen Großstaat, seit die niemals endenden Kriege zwischen Römern und Persern begonnen haben, welche die nothwendige Folge des Vordringens der ersteren über den Euphrat gewesen sind. Schon dreihundert Jahre vor der Geburt Mohammeds hat ein arabischer[1]) Häuptling von der Stellung eines römischen Grenzwächters in Palmyra aus sich zum thatsächlichen Gebieter eines großen Theiles des Reiches aufgeschwungen: Odheina, welchen die Römer Odenathus nennen, der in den schlimmsten Zeiten der aus den Thronstreitigkeiten entbrannten Bürgerkriege den Staat kraftvoll gegen die persischen Chosroen geschützt und den Schrecken der römischen Waffen von Neuem bis in das Herz des Perserreiches getragen, ja im Jahre 265 n. Chr. die Hauptstadt Ktesiphon selbst erobert. Lange freute er sich des Königstitels nicht, den ihm der dankbare Gallienus verliehen; Ende 266 wurde er auf Anstiften der nationalrömischen Partei, welcher er übermächtig zu werden drohte, ermordet. Die That fruchtete denen nicht, welche sie angestiftet: seine Gemahlin Bath-Sebina, oder wie sie die Römer nennen Zenobia, machte den einen

---

1) Ich weiß sehr wohl, daß die arabische Nationalität der Septimier sich nicht mit voller Sicherheit erweisen läßt; ich halte aber nach Blau's Ausführungen an der Wahrscheinlichkeit fest. — Ueber die Kriege zwischen Römern, bezw. Byzantinern und Persern, über Odenathus ꝛc. vergleiche man in dieser Sammlung G. Hertzberg's Geschichte des römischen Kaiserreiches, insbesondere von S. 543 (37. Abtheilung) an vielfach, z. B. S. 552. 566. 571. 573 ff. 585 ff. 599 ff. 616. 630 f. (45. Abth.) S. 736. 761. 772 ff.; Geschichte der Byzantiner (54. Abth.) S. 12. 36 ff.

Augenblick dem Gelingen nahenden Versuch, ein großes hellenistisch-orientalisches Reich zu gründen, wie das der Kleopatra gewesen war: im Jahre 271 ließ sie ihrem Sohne Wahballát als Caesar Augustus von Aegypten bis Kleinasien huldigen. Aber kurz war die Herrlichkeit des neuen Reiches; 273 stürzte es, nachdem die Entscheidung einen Augenblick zweifelhaft gewesen, unter den wuchtigen Schlägen Aurelian's zusammen: Palmyra wird, was es gewesen war, eine unbedeutende Grenzstadt gegen die Wüste hin. Aber aus dem Gedächtniß des arabischen Volkes sind die großen Thaten nicht vollkommen geschwunden, durch welche hier zum ersten Male einer seiner Söhne, ja noch bewunderungswürdiger ein männlich gesinntes Weib arabischen Blutes ihre Nation in die Weltgeschichte eingeführt. In merkwürdiger Verschlingung mit der bekanntlich bei verschiedenen Völkern auftretenden Zopyrussage kehren jene Ereignisse in der arabischen Stammsage wieder: es mag lohnen, diese eigenthümlich verschobene Fassung in Kürze hier vorzuführen.

Ihr zufolge lebte um die Mitte des dritten Jahrhunderts n. Chr. Dschadhima als König der unter dem Gesammtnamen der Tenuchiten begriffenen arabischen Stämme, welche die Gebiete auf beiden Seiten des unteren Euphrat längs der syrischen Wüste, Theile der persischen Provinz Irák, besetzt hatten. Er hielt diesen Grenzbezirk für Ardeschir, Papaks Sohn, den ersten der sassanidischen Perserkönige. An sein Gebiet grenzte das Amrs, eines Urenkels des Odheina, der als Häuptling der vom nördlichen Euphrat nach der Wüste zu hausenden Beduinen dort eine Dynastie gegründet hatte. Die benachbarten Fürsten geriethen in einen Krieg, in welchem Amr getödtet wurde. Sein Nebenbuhler bemächtigte sich eines Theiles seiner Länder; da aber erhob sich gegen ihn ein Weib, Sebbá — nach Einigen die Tochter eines mesopotamischen Königs und Gemahlin des gefallenen Amr, nach Anderen eine Römerin, doch der arabischen Sprache kundig, nach der verbreitetsten Meinung aber die Tochter des erschlagenen Königs, also ebenfalls aus dem Hause Odheina. Sie war nicht allein das schönste und klügste, sondern auch das kräftigste und tapferste Weib der Welt. Ihre Schätze gab sie preis, römische Truppen anzuwerben; mit denen fiel sie über Dschadhima her und verjagte ihn aus den eroberten Provinzen. Zur Sicherung ihres Gebietes gegen neue Angriffe baute sie zwei gegenüberliegende Festungen an beiden Ufern des Euphrat, welche durch einen Gang unter dem Strome eng verbunden waren. Hier pflegte sie inmitten ihrer Truppen den Winter hinzubringen, sie selbst in der einen, ihre Schwester Seinab in der anderen der beiden Schwesterstädte den Befehl führend; im Sommer residirte sie in Palmyra. Nachdem sie ihre Herrschaft überall gesichert, sann sie auf Rache an Dschadhima für die Tödtung des Amr. Sie schickte ihm eine Botschaft, daß Frauenhände zu schwach seien, die Zügel der Herrschaft zu führen; nun kenne sie keinen Fürsten, der ihrer würdiger sei, als er, und so biete sie ihm an, durch einen Ehebund sich und die beiden Staaten zu vereinigen. Wolle er darauf eingehen, so möge er zu ihr kommen, persönlich über das Weitere zu verhandeln. Ge-

blendet von der lockenden Aussicht mißachtet Dschadhima die Warnungen seines klugen Rathgebers Kaßir und macht sich mit wenig zahlreicher Begleitung auf den Weg. Schon ist die mächtige Reiterschaar in Sicht, welche der Sebbá vorangeht; noch einmal warnt Kaßir: „Wenn jene Reiter in geschlossenem Zuge dir entgegenkommen, so geschieht es zu ehrenvoller Begrüßung; zerstreuen sie sich aber nach deinen Flanken zu, so wollen sie dich umgehen und fangen; dann springe auf deine Stute El-Aßa und eile von dannen." El-Aßa war nämlich das schnellste Pferd der Welt. Indeß Dschadhima achtete auch jetzt nicht des weisen Rathes, er ließ sich umringen, von seinem Thiere fortdrängen und gefangen nehmen. Kaßir aber bestieg in Eile El-Aßa; sie lief den ganzen Tag, kein Verfolger konnte sie einholen; so brachte sie ihren Reiter sicher zum Lager des Dschadhima zurück, an dessen Eingang sie todt niederstürzte. Der gefangene König ward inzwischen vor Sebbá geführt. „Wie willst du sterben?" „Als König." Da ließ sie ihm ein Mahl vorsetzen und Wein; als er anfing trunken zu werden, mußten ihn die Dienerinnen auf eine Decke setzen und man öffnete ihm die Pulsadern. Nun hatten ihre Wahrsager der Sebbá gesagt, der Tod des Dschadhima werde an ihr gerächt werden, wenn auch nur ein Tropfen Blutes neben den untergehaltenen Schalen vorbeiliefe; plötzlich bewegte der sterbende König den Arm und etwas von seinem Blute spritzte auf eine der Marmorsäulen des Gemaches. Das üble Vorzeichen sollte nicht ohne Erfüllung bleiben. Der Neffe und Adoptivsohn des Dschadhima, Amr, Sohn Adi's, auf welchen die Herrschaft über die Araber des Irák übergegangen war und der inzwischen seine Residenz in der Stadt Hira aufgeschlagen hatte, faßte sogleich den Entschluß, die Sebbá zu verderben. Aber wie? „Sie ist unerreichbarer als der Adler des Firmamentes!" — Kaßir erbot sich zu einer aufopfernden That. Er ließ sich selbst die Nase abschneiden und eilte zur Sebbá: so habe ihn der neue König zugerichtet, der ihn des verrätherischen Einverständnisses mit Dschadhimas Feinden beschuldigt. Die Königin traute dem Augenschein, und durch mancherlei friedliche Unternehmungen, welche ihr reichen Gewinn einbrachten, wußte der listige Mann sich ihr volles Vertrauen zu erwerben. So erfuhr er von dem unterirdischen Gange zwischen beiden Städten und beschloß, dies Geheimniß sich zu Nutze zu machen. Eines Tages näherte sich wieder eine Karawane, tausend Kamele stark, langsamen Schrittes der Festung, von deren Zinnen Sebbá herabschaute, die Schwere der Last anstaunend, welche in zwei großen Säcken jedes Thier einherschleppte. Als das letzte Kamel das Eingangsthor hinter sich hatte, bemerkten die Wächter, daß Bewaffnete in den Säcken steckten. Aber es war zu spät, schon warfen Amr und seine Genossen die bergende Hülle ab und überwältigten den Posten. Sebbá gedenkt durch ihren unterirdischen Gang zu flüchten, aber Kaßir ist ihr zuvorgekommen und sperrt ihr den Ausweg nach der anderen Seite; sie kehrt um, inzwischen aber hat Amr selbst bereits den Eingang besetzt und sie sieht sich zwischen beiden Feinden verloren. Da ruft sie: „Durch meine, nicht durch Amrs Hand!" —

und nimmt ein schnellwirkendes Gift, das sie in einem Ringe stets bei sich trägt; kaum vermag der Schwerthieb des Amr noch ihre letzten Augenblicke zu verkürzen.

Leicht findet man in dieser Erzählung die wesentlichen Züge von Zenobias Geschichte wieder, aber verschoben und dabei den Anschauungen der Beduinen angepaßt. Zenobia selbst — denn Seinab ist der gleiche Name — ist zu einer Nebenfigur herabgesunken, in Sebbá erkennen wir ihren syrischen General Sabdai [1]), dessen Name bei der arabischen Grenzbevölkerung gefürchteter gewesen sein mag, als der Herrscherin eigener, dem er sich untergeschoben hat. Der Tod des Odenathus beim Gastmahl ist auf den Gegner der Sebba übertragen; der unterirdische Gang entspricht dem Schlupfloch in der Mauer, durch welches Zenobia dem Aurelian zu entkommen versuchte. [2]) Was aber selbst in dieser beduinisirten Fassung richtig geblieben, ist die Anknüpfung an den alten Gegensatz der syrisch-römischen gegen die irakisch-persischen Araber. Daß die römischen Truppen hier einmal im Gefolge der arabischen Fürstin gestanden haben, ist dem Nationalstolz der Araber unvergeßlich geblieben; für gewöhnlich war ja das Verhältniß umgekehrt. So weit uns nämlich über die Verhältnisse Syriens unter der späteren römischen und der byzantinischen Herrschaft überhaupt Nachrichten zu Gebote stehen, finden wir die arabischen Grenzstämme nach der Wüste zu im Solde des Statthalters von Syrien, aber, weil sie als freie Beduinen fremdes Commando nicht ertragen hätten, unter einheimischen Fürsten, Phylarchen, wie sie die griechischen Historiker nennen. Einen ähnlichen Grenzcordon hatten die Perser ihrerseits aus den irakischen Arabern längs des Euphrat unter den Königen von Hira organisirt. Beide Vasallenstaaten unterschieden sich mannigfach von der Art der innerarabischen Stammverfassung. Während der letzteren zufolge die Stellung des Häuptlings, des Scheichs [3]), im Stamme auf freiwilliger Anerkennung seitens der Stammesgenossen beruht, welche sich an eine bestimmte Erbfolge niemals bindet, finden wir bei den Phylarchen wie bei den Königen von Hira regelmäßigen Uebergang der Herrschaft vom Vater auf den Sohn oder Bruder. In beiden Staaten haben wir daher feste Dynastien: in Hira die der Lachmiden, welche als Nachkommen des Amr Ibn Adí, jenes Besiegers der Sebbá-Zenobia, bezeichnet werden, in Syrien die Gassaniden, eine Familie südarabischer Herkunft, die nach der gewöhnlichen Ueberlieferung noch vor Zenobia in Syrien eingewandert und zur Zeit derselben bereits eine gewisse Rolle gespielt haben soll. Es muß aber ganz unsicher bleiben, ob diese Berichte auf Wahrheit beruhen; wir sahen ja eben, wie die arabische Tradition mit der Geschichte dieser alten Zeit umspringt. Die einzige Möglichkeit sie zu

1) Ist derselbe wie Zabdas bei Hertzberg, Abth. 37, S. 601. 2) a. a. O. S. 603. 3) Sprich das schließende ch rauh, wie in auch. Die eigentliche Bedeutung von scheich ist Greis, Alter; daher Aeltester, Vorsteher ein Gemeinschaft.

controliren besteht in zufälligen Angaben byzantinischer Historiker oder in ebenso zufälligem Zusammentreffen mit sonst bekannten Daten der orientalischen Geschichte; beides trifft für die Gassaniden nur in wenigen Fällen zu. Man muß sich also bescheiden, unter keinen Umständen aber der Chronologie folgen, welche später die arabischen Historiker aus nachträglich berechneten Synchronismen hier wie in der Geschichte von Hira aufgestellt haben und die mehr als einmal durch eine Notiz aus jenen zuverlässigeren Quellen einfach über den Haufen geworfen wird.

Die gleichförmigen Verhältnisse, unter welchen beide Dynastien regierten, haben eine gewisse Aehnlichkeit ihrer Geschichte zur Folge. Sie verdankten die verhältnißmäßige Beständigkeit ihrer Herrschaft über die unruhigen Beduinenschaaren weniger dem Respect, den unter normalen Verhältnissen das Gewicht der süzeränen Großmacht allerdings dieser Grenzbevölkerung hätte einflößen können, als der in den unablässig sich erneuernden römisch-persischen Kriegen fortwährend gebotenen Gelegenheit zu lohnenden Beutezügen, welche selbst die unbändigsten Söhne der Wüste unter den Fahnen dieser Dynasten festzuhalten geeignet war. So war ihre Stellung eine immerhin ziemlich freie, wenigstens so oft die beiden Großmächte sich auf ihre Unterstützung angewiesen sahen und nicht in der Lage waren, etwaige Unbotmäßigkeit im Augenblick kräftig zu ahnden: sobald dies freilich der Fall war, griffen Perserkönige wie byzantinische Statthalter wohl einmal durch, setzten einen ungehorsamen Häuptling ab und entfernten wohl selbst für eine Weile die Dynastie überhaupt. Schließlich vertrug man sich aber immer wieder, da weder die Araber auf ihrem schmalen Wüstensaume unabhängig von ihrem Hinterlande existiren, noch die beiden Großmächte sie dauernd entbehren konnten. Schlimm war aber für die letzteren dabei, daß ihre durch inneren Verfall wie durch die gegenseitig verheerenden Kriege zunehmende Schwäche den scharfsichtigen Bundesgenossen nicht verborgen bleiben konnte, während diese zugleich auf ihren zahlreichen, bisweilen tief in das Innere der feindlichen Staaten führenden Raubzügen sich mehr und mehr an den Gedanken gewöhnten, Römer wie Perser als wohlfeile und lohnende Beute für die arabischen Waffen zu betrachten. Es ist erst neuerdings klarer erkannt worden, wie auf diese Weise Byzanz und Ktesiphon selbst die Araber zwischen sich großgezogen haben: ja auch die weiter ab jenseits der syrischen Wüste wohnenden, zu welchen wenigstens allerhand Gerüchte von den Thaten ihrer Landsleute drangen, mußten allmählig die Furcht vor den großen Staaten verlieren, welche früher ihren Einfluß bis weit nach Arabien hinein erstreckt hatten und solchen auszuüben auch wohl jetzt noch ab und zu versuchten.

Auch im Verhältniß zu den Unterthanen war die Aufgabe beider Dynastien die gleiche, kurz und schlagend von jenem Perserkönige (wahrscheinlich Hormisd IV., um 580) formulirt, als er den Hirenser No'mân V. vor der Verleihung der Königswürde fragte: „Kannst Du die Araber in Ordnung halten?" Leicht war das natürlich nicht; eher noch in dem nach der Grenze hin durch byzan-

tinische Festungen gedeckten Syrien, als in der offenen Euphratebene: wenn also die Fürsten beider Dynastien nicht gerade mit dem Stabe Sanft zu regieren pflegten, so erscheinen doch vorzugsweise die Lachmiden von Hira als eine außergewöhnlich gewaltthätige, ja barbarische Rasse. Heißt doch Imruul-keis II. (vor 400) El-Muharrik „der Verbrenner" wegen seiner Vorliebe für die Strafe des Feuertodes, und von El-Mundhir III. (505—554) weiß man, daß er mehr als einmal Gefangene — und darunter 400 christliche Nonnen — seinen Götzen als Opfer schlachten ließ. Etwas gesitteter scheinen die Gassaniden gewesen zu sein; auch waren sie schon seit Alters Christen (und zwar, wie die meisten christlichen Vorderasiaten, Monophysiten) und in lebendigerer Verbindung mit der griechischen Civilisation.

Durch ihre Stellung als Vorposten der feindlichen Großmächte waren beide natürliche Gegner, und neben den großen Schlachten, in welchen die Truppen der ersteren die Hauptrolle spielen, laufen zahlreiche Treffen zwischen Gassân und Hira allein her. Es hat kein Interesse, diese Balgereien und Raubzüge im Einzelnen zu verfolgen; nur wenige Hauptdaten aus der Geschichte beider Dynastien, welche für sie selbst wie für ihr Verhältniß zu den Großmächten charakteristisch und für die spätere Entwicklung wichtig sind, mögen noch angefügt werden.

Der berühmteste der Gassaniden ist Hârith (oder Arethas, wie die Byzantiner schreiben) V. mit dem Beinamen El-A'aradsch („der Lahme", reg. etwa 530—570 n. Chr.), in dessen Händen Kaiser Justinian[1]), um den arabischen Vasallen der Perser eine gleich kräftig zusammengefaßte Grenzmacht entgegen zu stellen, den seit einiger Zeit getheilt gewesenen Oberbefehl über sämmtliche arabische Horden Syriens wieder vereinigte, unter gleichzeitiger Verleihung der Titel eines Königs (für die Araber) und Patrikios (für die byzantinische Etikette). Zunächst allerdings hatten die Byzantiner nicht viel davon; Hârith ließ sich mehrfach schlagen und bewies durch sein Verhalten klärlich, daß er Beute für sich, nicht Siege für Byzanz suchte. Berüchtigt ist sein Name in der arabischen Stammsage durch sein grausames Verfahren gegen den Juden Samuel, Adijâ's Sohn. Dem hatte der Kindite Imruulkeis, der größte Dichter der Araber, vor seiner Reise nach Constantinopel — von welcher unten S. 20 zu handeln sein wird — sein Hab und Gut, unter welchem fünf kostbare Panzerhemden besonderen Werth besaßen, zur Aufbewahrung übergeben, und Samuel hatte ihm versprochen, sie Niemand anders als ihm selbst, sobald er zurückkehren würde, auszuhändigen. Imruulkeis mußte seinen Weg nach Byzanz durch das Gebiet und mit dem Geleite des Hârith nehmen: so erhielt dieser Kunde von dem Verhältniß zu Samuel, und als Imruulkeis auf dem Rückwege gestorben war, lagerte sich Hârith gelegentlich einer Streiferei, auf die er ausgezogen, vor Áblak, der Burg Samuels, welche in der Nähe von Teima im nordwestlichen

---

1) Vgl. Hertzberg, Gesch. d. Byzantiner S. 12.

Arabien lag, und verlangte vom Samuel die Herausgabe der Panzer. Der gewissenhafte Jude weigerte sich dessen; da fing Hârith seinen Sohn, einen schon heranwachsenden Jüngling, der ihm auf der Rückkehr von der Jagd in die Hände fiel, und drohte das Kind vor den Augen des Vaters schlachten zu lassen, wenn er auf seinem Sinne beharrte. Aber Samuel wollte das gegebene Wort nicht brechen; er sah lieber den Sohn sterben, nach dessen Tödtung Hârith unverrichteter Sache abziehen mußte. Ein solcher Heroismus in der treuen Erfüllung übernommener Pflicht war selbst dem ehrliebenden Araber bewunderungswürdig, und der heldenmüthige Mann ist als Ssamau'al-el-wafá „Worthalte-Samuel" bis auf die heutige Zeit berühmt geblieben. — Erst in seinen späteren Jahren gelang es dem Hârith einen großen Erfolg wirklich militärischer Art davonzutragen. Im Jahre 554 hatte der alte Mundhir III., Sohn der Mâ-essemâ (s. unten S. 19), König von Hira, welcher dem Hârith schon manche Niederlage beigebracht, einen neuen Zug nach der syrischen Grenze unternommen: gewitzigt durch so viele Mißerfolge, beschloß Hârith es diesmal mit der List zu versuchen. Er wählte hundert der entschlossensten jungen Männer seines Heeres aus; um ihren Eifer zu erhöhen, mußte seine schöne Tochter Halîma eigenhändig sie mit chalúk, einem bei den Arabern seit Alters sehr beliebten Parfum, salben, und als dabei einer der Tapferen sich verleiten ließ, ihr plötzlich einen Kuß zu rauben, das junge Mädchen aber, in dem sehr empfindlichen Ehrgefühl der arabischen Frau gekränkt, ihm dafür eine Ohrfeige zurückgab, meinte der alte König mit ungewohnter Nachsicht, sie solle doch von so einer Kleinigkeit kein Aufhebens weiter machen. Die Hundert begaben sich als Ueberläufer in das Lager des Mundhir, den ausnahmsweise die sonstige Vorsicht eines alten Wüstenwolfes im Stich ließ: er nahm sie freundlich auf, im ersten unbewachten Augenblick aber fiel ihr Anführer über den König her und machte ihn nieder. Während der ausbrechenden Verwirrung griff Hârith mit dem ganzen Heere das Lager an, und es gelang ihm den Gegnern eine vollständige Niederlage beizubringen. Der Sieg ist bei den Arabern als „Schlachttag der Halîma" berühmt; auch bei den Byzantinern erhöhte er das Ansehen des Phylarchen erheblich: bald nachher (566) durfte er zur Verfolgung politischer Pläne nach Constantinopel gehen, und dort machte das Auftreten des wilden Halbbarbaren einen solchen Eindruck, daß man den schwachsinnigen Kaiser Justin II noch Jahre lang mit dem Namen dieses Popanz schrecken konnte. — Nach dem Tode des Hârith scheint die in seinen Händen vereint gewesene Macht wieder in Theilfürstenthümer zerfallen zu sein. Zwar hat sein Sohn El-Mundhir noch im J. 570 den Kabûs, König von Hira, gründlich geschlagen, und es werden auch nach diesem noch eine große Anzahl gassanidischer Herrscher genannt — unter welchen Amr IV., No'mân VI. und Hârith VII. als Beschützer hervorragender Dichter erscheinen (vgl. S. 22. 40.) —, aber die politische Bedeutung des Hârith hat keiner wieder erlangt: der Alte mochte doch den Byzantinern zu gefährlich vorgekommen sein, so zogen sie es vor wieder jeder

der Grenzprovinzen einen besonderen Phylarchen zu bestellen. Von einem derselben werden wir zur Zeit des Mohammed noch hören, und in der Schlacht am Hieromax dem Dschábala VI., Sohn Eiham's, welchem bei der Invasion der Muslime noch einmal das Obercommando über sämmtliche Araber Syriens verliehen wird, als letztem der Gassaniden begegnen.

Etwas besser als über dieses Herrscherhaus sind wir über die Lachmiden von Hira unterrichtet. Es wird richtig sein, daß ungefähr um die Zeit der Zenobia, also nach 250, die Gründung dieses Grenzstaates erfolgt ist, welche die Tradition an den Namen des Amr Ibn Adi (s. oben S. 12) knüpft. Dieser Fürst, so wird berichtet, erhielt von dem Perserkönig Schapur I. (241—272) den Königstitel, d. h. den Rechtsanspruch auf die Herrschaft über die Araber des Irák. Seine und seiner Nachfolger Residenz ist Hira[1]), etwa zehn Meilen südlich von den Ruinen Babylons, drei Meilen von dem späteren Kúfa, zwischen dem Euphrat und der Wüste gelegen. Natürlich hat sich ihre Autorität über die irakischen Araber erst allmählich ausgebreitet und gefestigt: wir hören von nachdrücklicher Züchtigung zahlreicher Beduinenstämme, welche sich die Minderjährigkeit des Königs zu verheerenden Raubzügen nach Mesopotamien und Babylonien zu Nutze gemacht hatten, durch Schapur II. (309—379), ohne daß den Fürsten von Hira dabei eine Rolle angewiesen wird, ja kurz nachher (etwa um 380) erscheint die Reihenfolge der Lachmiden durch Einsetzung eines fremden Fürsten unterbrochen. Um 400 ist die Dynastie aber wieder am Ruder; bis einige Zeit vor 420 regiert No'mán I., der Einäugige (el-á'awar), berühmt als Herr des Schlosses Chawárnak, welches er sich bei Hira von einem byzantinischen Baumeister — die Araber sind damals und noch weit später der Künste des Friedens unkundig — Namens Ssinimmár[2]) hat erbauen lassen. Die Sage berichtet, daß der König nach der Vollendung des Schlosses den Erbauer statt des Lohnes von den Zinnen desselben habe herabstürzen lassen, weil er sich berühmt, daß er, wenn er gewollt, noch ein weit schöneres hätte bauen können; nach Anderen, weil er erklärt, er kenne eine Stelle im Fundament, deren Einreißung den sofortigen Zusammenbruch des Ganzen bewirken würde — es ist bekannt, daß ähnliche Geschichten oft an großen Bauwerken haften. Sicher wissen wir nur, daß bereits um 600 No'mán als Herr von Chawarnak im Sprichwort umging. Auf die Höhe der Macht steigt das Haus der Lachmiden mit dem Sohne No'máns, El-Mundhir I., der bestimmt vor 420 zur Regierung gekommen ist. Auch den Byzantinern ist er bekannt als „Alamundaros, König der Sarakenen[3]), ein tüchtiger und kriegerischer Mann". Er durfte sich mit seinen Arabern schon in die ewigen Thronstreitigkeiten der Sassaniden mischen

1) Syrisches Wort in der Bedeutung „Heerlager"; die Stadt erhielt also ihren Namen nicht von den Arabern, sondern von der seßhaften Städtebevölkerung des Euphratthales, welche sich der syrischen Sprache bediente. 2) Der Name ist natürlich aus irgend einem griechischen von den Arabern entstellt. 3) Die richtige Ableitung des Namens Saracenen ist bis heute noch nicht gefunden.

und hat es ohne Zweifel durchgesetzt, daß Bahrâm V. Gôr, den er von einem längeren, vielleicht gezwungenen Aufenthalt in Hîra kannte, im J. 420 König von Persien wurde. Dagegen erlitt er in dem kurz nachher ausbrechenden Byzantinerkriege (420—422), nachdem er Mesopotamien greulich verwüstet, eine empfindliche Niederlage. Unter seinen Nachfolgern wird, immer mit wechselndem Erfolge, gegen Byzantiner und Gassaniden weiter gekämpft: aber während man sich mit diesen in gegenseitigem Schach hält, wächst zwischen beiden plötzlich eine dritte Macht empor, welche für kurze Zeit die Lachmiden vollständig bei Seite zu schieben droht. Wir verweilen einen Augenblick bei dieser Episode, die als ein merkwürdiges Vorspiel der sich ankündigenden Welteroberung der Araber erst neuerdings erkannt und in das richtige Licht gestellt worden ist.

Es war etwas nach der Mitte des fünften Jahrhunderts, als in Centralarabien der Stamm der Kinda Einfluß zu gewinnen anfing. Er führte seine Abstammung nach Südarabien zurück; trotz des Gegensatzes aber, in welchem von jeher die Südaraber zu den übrigen Bewohnern der Halbinsel stehen, gelang es ihm, der in der Mitte des südlichen Nedschd damals hauste, die großen Stämme von Wâ'il, Bekr und Taglib (vgl. oben S. 3) und eine gewisse Anzahl anderer zu einer Coalition zu vereinigen, welche zum ersten Male die nördliche Grenzwüste zu überschreiten unternahm. Zweifelsohne waren längst Gerüchte über die lohnenden Beutezüge nach Centralarabien gedrungen, welche die syrischen und irakischen Stammverwandten unter Führung von Gassaniden und Lachmiden tief nach Mesopotamien und Syrien hinein zu unternehmen pflegten, sobald von Neuem der ewige Krieg zwischen Persien und Byzanz entbrannte; dem Häuptling der Kinda, El-Hodschr mit dem Beinamen Âkil-el-murâr[1]), glückte es, durch die Aussicht auf eine ähnliche Befriedigung ihrer Raubsucht die genannten Stämme mit sich fortzureißen, und so finden wir schon um 480 die Macht der Kinda bis an die Grenzen von Hîra reichend, dessen Einflusse sie die benachbarten Araber entzogen haben. Nach dem Tode des Hodschr scheint der neugegründete Bund für eine Weile sich wieder aufzulösen: seinem Sohne Amr gelingt es nicht, die Stämme beieinander zu halten, und bald sieht er sich auf den Süden Centralarabiens beschränkt, während im Norden Kuleib die Führung übernimmt, dessen Tod die oben geschilderte heftige Fehde zwischen den Bruderstämmen Bekr und Taglib zur Folge hat. Wir sahen indeß bereits (vgl. S. 5), wie der berühmte vierzigjährige Krieg nicht ohne längere Unterbrechungen verlaufen ist: so gelang es in einem Momente, wo beide Stämme einmal des Haders überdrüssig waren, Hârith, dem Sohne Amrs des Kinditen, für

1) „Bitterkrautesser" — murâr ist eine bittere Pflanze, bei deren Kauen sich Lippen und Mund zusammenziehen. Ueber die Entstehung des Namens giebt es eine Geschichte, die, wie oft in solchen Fällen, ersichtlich später dazu erfunden ist und nur beweist, daß die Araber selbst nichts Authentisches mehr darüber wußten.

einige Zeit Frieden zwischen ihnen zu stiften und gleichzeitig die Coalition der centralarabischen Stämme zu erneuern. Hárith war eine bedeutende Persönlichkeit, thatkräftig und dazu geschaffen, selbst aus unsicheren Elementen eine bedeutende Macht zu gestalten. Etwa 496 fühlte er sich stark genug, mitten zwischen Hira und Syrien sich hineinschiebend Palästina und die angrenzenden Gegenden durch große Streifschaaren, an deren Spitze zwei seiner Söhne standen, aufs ärgste verwüsten zu lassen. Zwar gelang es dem byzantinischen Statthalter Romanus schließlich, die kecken Räuberhorden zu verjagen und selbst einen der Häuptlinge gefangen zu nehmen; aber um 500 begannen die Einfälle von Neuem, und schließlich sahen sich die Byzantiner, um bei dem wieder ausgebrochenen Perserkrieger keine gefährliche Diversion in der Flanke zu haben, genöthigt, mit Hárith zu verhandeln. Ein Gesandter, der Großvater des Historikers Nonnosus, der uns diese Dinge berichtet hat, kam im Jahre 503 zu dem Haupte der Kinda, und es wurde ein Vertrag geschlossen, in welchem Kaiser Anastasius durch Opferung beträchtlicher Summen den syrischen Provinzen den Frieden sicherte und es sogar erreichte, daß der kriegerische Beduinenfürst seine unruhigen Schaaren gegen die Vasallen Persiens, die Araber von Hira, warf. Ihr König, No'mán III., der Sohn des Aswad, focht mit den besten seiner Truppen gerade unter den Fahnen der Perser in Mesopotamien gegen Byzanz; so überrannten die Reiter des Kinditen mit leichter Mühe den nicht genügend gedeckten Grenzstaat und bemächtigten sich, als No'mán im September 503 an einer schon früher empfangenen Wunde unter den Mauern von Edessa gestorben war, fast seines ganzen Gebietes, Hira selbst allerdings ausgenommen. Lange konnte er sich indeß in der glänzenden Stellung nicht halten, auf die ihn Thatkraft und geschickte Benutzung der Umstände gehoben: im Jahre 506 schlossen Byzanz und Persien Frieden und schon 505 hatte in Hira ein Fürst die Herrschaft angetreten, der ihm an Energie gleich, an Rücksichtslosigkeit überlegen war, Mundhir III., Sohn des Imruulkeis III. und der Má-essemá[1]), einer Tochter des großen Rabi'astammes, einer weitberühmten Schönheit, die der König auf einem Streifzuge nach Ostarabien geraubt und zu seiner Gemahlin gemacht hatte: nach ihr wird der Sohn gewöhnlich Mundhir Ibn Má-essemá genannt. Er ist, trotzdem ihn ein unglaubwürdiger Bericht in späteren Jahren zum Christenthum übertreten läßt, ein vollendeter Barbar gewesen (vgl. oben S. 15), aber dabei ein eben so tüchtiger Herrscher, als der erste seines Namens (S. 17). So fühlte der Kindite bald den Rückschlag. Seine Beduinen zerrannen ihm unter den Händen wie der Sand ihrer Wüste, sobald sie merkten, daß statt leichter Beutezüge es nunmehr zu heißen Schlachten kommen sollte, ein Stamm nach dem andern zog sich in seine alten Sitze zurück, und endlich wurde Hárith selbst mit den Treugebliebenen von Mundhir überfallen,

1) d. h. „Himmelswasser" also etwa Thautropfen, — ob sich der Name auf Schönheit oder Reinheit des Wesens beziehen soll, bleibt unsicher.

sein kleines Heer zersprengt, seine Schätze geraubt, und mit Mühe entging er für seine Person den Verfolgern, während mehr als vierzig Gefangene, alle Glieder der Familie Akil-el-murár, auf Befehl des Lachmiden enthauptet wurden. Nach langen Irrfahrten ist er aber im J. 529 auch noch dem Mundhir in die Hände gefallen, der ihn hinrichten ließ, trotzdem er seine vermuthlich auf einem der früheren Kriegszüge gefangene Tochter Hind zur Gemahlin genommen hatte. Sie war eine fromme Christin; in Hira hat sie ein Kloster gegründet, an dessen Kirche eine im Wortlaut uns bei einem mohammedanischen Schriftsteller noch erhaltene Inschrift sie als Stifterin nannte. Ihre Brüder, die Söhne des Hárith, vergeudeten ihr Leben in vergeblichen Versuchen, die abtrünnigen Stämme wieder zu gewinnen. Einer derselben, Hodschr, wurde von den Benu Aßad, deren Haß er sich zugezogen, getödtet; er hinterließ einen Sohn, Imruulkeis, den „Dichter und König". So nennt ihn Rückert, der ihm durch die Verdeutschung seiner Poesien ein bleibendes Denkmal unter uns gesetzt[1]), mit Recht: hat er gleich sein Leben von Stamm zu Stamm irrend, Rache für den Tod seines Vaters und Erneuerung der Größe seines Hauses suchend, fried- und ruhelos aufgerieben, ohne das hohe Ziel seines Ehrgeizes zu erreichen, so zeigen seine Dichtungen in der That einen königlichen Mann, der unabläßig vom Unglück verfolgt sich weder den Menschen noch dem Schicksale beugt, der nach jeder Niederlage von Neuem den aussichtslosen Kampf mit zahllosen Feinden aufnimmt, dessen unerschöpfliche Lebenskraft ihn dabei am Rande jeder Gefahr noch rasch die Blume heiteren, ja leichtfertigen Genusses pflücken läßt, ehe er sich wieder in das Gewühl eines verzweifelten Krieges stürzt. Den „irrenden König" nennen ihn die Araber und erkennen ihren größten Dichter in ihm. Romantisch, wie seine Kriegs- und Liebesabenteuer, ist auch das Ende seines Lebens. Als Kaiser Justinian um 530 von Neuem darauf sann, den Persern aller Orten Abbruch zu thun und Nachtheil zu bereiten, war ihm auch an der Wiederherstellung der kinditischen Macht gelegen, welche schon einmal den Byzantinern so nützlich gewesen war. Wiederholt sandte er Agenten aus, welche mit dem „Phylarchen Kaisos" unterhandeln, ihn den mit Byzanz in Verbindung stehenden äthiopischen Statthaltern Südarabiens (unten S. 28) empfehlen mußten; und als die augenblickliche Unausführbarkeit seiner Pläne immer klarer hervortrat, lud ihn der Kaiser schließlich nach Konstantinopel ein, um ihm innerhalb des byzantinischen Reiches eine Zuflucht und eine seiner würdige Stellung anzubieten. Imruulkeis folgte dem Rufe, übergab sein Hab und Gut dem Samuel Ibn Adijá (s. oben S. 15) und erreichte, durch Syrien und Kleinasien ziehend, endlich die große Hauptstadt. Er fand freundliche Aufnahme, und nach längerem Aufenthalte wurde er zum Phylarchen von Palästina ernannt; aber auf dem

1) Amrilkais, der Dichter und König. Sein Leben dargestellt in seinen Liedern. Aus dem Arabischen übertragen von Friedrich Rückert. Stuttgart und Tübingen. 1843.

Wege zu dieser neuen Bestimmung ereilte ihn der Tod in Angora in Kleinasien, wie die arabische Sage nicht unglaubwürdig berichtet, auf Befehl Justinians, welchen der immer noch verführerische und leichtsinnige Held durch die Bethörung einer kaiserlichen Prinzessin beleidigt hatte. Es ist etwas von der ungezügelten Leidenschaft und dem wilden Trotze eines Don Juan in dieser ritterlichen Gestalt, die uns noch heute von einem poetischen Zauber umwebt erscheint.

Ungestört konnte inzwischen in Hira der furchtbare Mundhir die Herrschaft seiner Dynastie von Neuem festigen und mit seinen überall plündernden Beduinenhorden der Schrecken und die Geißel der byzantinischen Grenzprovinzen werden. Wie er endlich durch den Gassaniden Hârith sein Ende fand, ist bereits erzählt (S. 16); sein Sohn Amr (554—568 oder 569) soll unter dem Einflusse seiner Mutter Hind (s. S. 20), einer immerhin unsicheren Nachricht zufolge, Christ geworden sein; jedenfalls hinderte ihn das nicht, in der Gewaltthätigkeit nach seinem Vater zu arten. Seine Regierung ist den Arabern merkwürdig, weil während derselben Mohammed in Mekka geboren sein soll (unten S. 44); er wie sein Bruder und Nachfolger Kabûs (569—573) schlagen sich natürlich mit den Gassaniden herum, welche aber dem letzteren 570 eine unangenehme Schlappe beibrachten (o. S. 16). Auf Mundhir IV. (ebenfalls einen Sohn der Hind) folgte dann als letzter der Lachmiden sein Sohn No'mân V. Die Ueberlieferung berichtet, daß von den zwölf Söhnen Mundhirs dieser allein häßlich und klein, roth und aussätzig im Gesicht war; dabei ein unbändiger Gesell, doch außer den Weibern auch den Dichtern wohlgesinnt und von feinem Gefühl für poetische Schönheiten. Als nun der Perserkönig[1]) einen der Brüder nach dem andern fragte: „Kannst du die Araber in Ordnung halten?" antwortete jeder: „Alle, außer No'mân" — blos No'mân selbst sagte einfach „ja", und wie der König weiter fragte: „Auch deine Brüder?" meinte er trocken: „Bin ich denen nicht gewachsen, so bin ich's freilich den Andern noch weniger." So wurde ihm denn die Herrschaft übertragen, die er etwa 580—602 geführt hat. Er hat den Persern wenig genützt, dabei sich verschiedentlich so unbotmäßig gezeigt, daß es Chosrau II. schließlich nothwendig fand ihn zu beseitigen; man lockte ihn nach Ktesiphon, wo er im Kerker verkommen oder von Elephanten zertreten worden sein soll. Für die Araber ist er der hervorragendste aller Könige von Hira wegen seiner Vorliebe für Dichtkunst und Dichter, und mannigfach sind die Erzählungen, welche über seinen Verkehr mit den letzteren umlaufen. Vor Allem hat der berühmte Dichter Nâbiga vom Stamm Dhobjân seine Gunst genossen und ihn dafür in vielbewunderten Gedichten gepriesen. Freilich gab es einmal eine bedenkliche Verstimmung, als der vermuthlich auch etwas verliebte Dichter dem eifersüchtigen Könige die Grenze des Zulässigen im Verkehr mit seiner Frau über-

1) Chosrau II. Parwêz wird genannt, es müßte aber der Chronologie nach Hormisd IV. gewesen sein. Vgl. S. 14.

schritten zu haben schien; Nâbiga mußte flüchten und ging zum Gassaniden Amr (S. 16). Aber der König konnte seinen Lieblingsdichter auf die Dauer nicht entbehren, und diesem, der als guter Araber sich leicht daran gewöhnt hatte, den Baum seines in der That echten Talentes goldene Früchte tragen zu sehen, war der Gassanide zu sparsam: so versöhnte man sich denn nach kurzer Frist.

Mit No'mân ist das stolze Geschlecht der Lachmiden dem Untergange geweiht: seine Tochter Hind, die nach seinem Tode in's Kloster ging, erlebte nicht allein den Zusammensturz des Perserreiches, sondern noch den ersten Bürgerkrieg der Muslime und starb erst nach 660; viel früher, im J. 633, war der letzte männliche Sprößling der Dynastie an der Spitze einer Empörung arabischer Horden kurz vor dem Eindringen der Muslime gefallen.

Man begreift sehr gut, wie sowohl die Byzantiner wie die Perserkönige dazu kamen, die ihnen allzu mächtig werdenden Araberhäuptlinge zu beschränken oder ganz zu beseitigen. Trotzdem war schon die Zerschlagung des syrischen Lehnsstaates (S. 17), noch mehr aber die Vernichtung der Dynastie von Hîra ein grober Fehler, der sich bitter gerächt hat. Die Grenzaraber waren eben an Raub und Plünderung gewöhnt, hatten den Respect vor der Scheinmacht der Großstaaten verloren; nun löste man noch die einzige Fessel, welche sie bis dahin einigermaßen gebändigt hatte. Die persischen Statthalter und arabischen Figuranten, die von jetzt ab nach Hîra gesetzt werden, haben keinen Boden unter den Füßen, vermögen weder die Araber des Irâk in Ordnung zu halten, noch den benachbarten Beduinen der Halbinsel selbst Respect einzuflößen. Wenige Jahre nach der Absetzung des No'mân fallen die Benu Bekr, die mit den Lachmiden in den letzten Jahrzehnten in nahem Bundesverhältniß gestanden hatten, in das Gebiet von Hîra ein, bringen den vereinigten Persern und Arabern vom Stamme Taglib, welcher seit der Beendigung des vierzigjährigen Krieges auf das rechte Euphratufer übergesiedelt war, bei Dhû-Kâr, nicht weit von der Stadt selbst, eine schwere Niederlage bei und verwüsten weithin das Land (zwischen 604 und 610): kein Wunder, daß fünfundzwanzig Jahre später der Gedanke, mit ähnlichen, nur weit zahlreicher gewordenen Reiterschaaren den Angriff nachdrücklicher zu wiederholen, für die ersten großen Chalifen und Feldherren der Muslime nicht im Geringsten so abenteuerlich war, als er abendländischen Historikern vielfach vorgekommen ist.

Finden wir somit am Anfange des siebenten Jahrhunderts Nordarabien in unruhiger Bewegung, die mit den Verhältnissen der benachbarten Großmächte näher vertrauten Grenzstämme mehr und mehr geneigt gegen dieselben anzudrängen, so verläuft gleichzeitig am Südrande der großen Halbinsel die Geschichte einstmals mächtiger Staaten, welche jenen ausbreitungslustigen Elementen des Nordens früher reichlich das Gegengewicht halten konnten, im Sande. So alt wie die Geschichte ist der Gegensatz zwischen den beiden nahe verwandten Rassen, welche Arabien bewohnen. Schon im Alten Testament

können wir unterscheiden zwischen den Kindern Ismaels, den unruhigen Beduinen des Nordens, und den seßhafteren, an staatliche Ordnung seit lange gewöhnten Leuten von Saba, welchen der Süden gehörte. Eine unüberschreitbare Schranke zieht durch den größten Theil des Landes die große südliche Sandwüste (jetzt Róba' el-Cháli genannt) zwischen beiden; eine den nördlichen Rand derselben nach Westen fortsetzende Linie, welche etwa einen Breitengrad südlich von Mekka auf den arabischen Meerbusen trifft, bezeichnet ungefähr die im Einzelnen unsichere, vielfach verschobene Grenze von der Stelle ab, wo jene natürliche Scheidewand aufhört. Die Bibel leitet Sabas Herkunft von Joktan ab (1. B. Mose 10, 28), man unterscheidet daher die Südaraber als Joktaniden von den nördlichen Ismaeliten. Im Einzelnen sind hier die ethnographischen Verhältnisse unklar; doch liegt in der Natur der Sache, daß die mit Syrien und Mesopotamien in altem Verkehr stehenden Ismaeliten, unter denen wir von jeher z. B. zahlreiche Juden angesiedelt finden, das ursprüngliche Volksthum von allerhand Beimischungen fremder Elemente nicht werden freigehalten haben. Wir fänden danach in den Männern von Saba das eigentliche Araberthum am reinsten dargestellt. In der historischen Zeit kehrt sich das freilich um, und der Ismaelite fühlt sich bis heute als den eigentlichen Repräsentanten des arabischen Wesens: aber die ältesten Spuren der Geschichte weisen in der That darauf hin, daß lange vor den Ismaeliten die Joktaniden zu einer achtunggebietenden Culturentwicklung gediehen sind. Bis in unser Jahrhundert hinein konnte man sich davon aus der Erzählung des Alten Testamentes von der Königin von Saba und ein paar anderen Stellen desselben wie mehrfachen Angaben griechischer und römischer Geschichtschreiber und Geographen über Völker und Reiche des „glücklichen Arabiens" nur ein sehr schattenhaftes Bild entwerfen. Etwas klarer wurde die Anschauung durch die seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts von europäischen Forschungsreisenden, welche selten genug und unter großen Gefahren bis hierher vorzudringen vermochten, gelieferten Beschreibungen großartiger Ruinen alter Tempel und Paläste, welche weithin das Land bedecken und von untergegangener Herrlichkeit Zeugniß geben. Endlich jetzt ist es seit den vierziger Jahren allmählich gelungen, die in fremdartigen Charakteren eingemeißelten Inschriften, welche an und bei jenen Ruinen gefunden worden sind, zu entziffern und ihre, dem gewöhnlich als „Arabisch" bezeichneten Idiom der Nordaraber verwandte Sprache größtentheils auch zu verstehen. Sie enthalten zwar, wie sich erwarten ließ, in großer Menge Namen von Königen und mannigfache sonstige historische Angaben, aber leider ohne einen Anhalt für die Zeiten, in welche jene zu setzen wären. Vor kurzem ist nun aber auch hierfür ein fester Punkt gewonnen worden: in einer assyrischen Keilschrift[1]) aus dem Jahre 715 vor Christi Geburt berichtet König Sargon

1) Ueber die assyrisch-babylonischen Keilschriften und die in ihnen überlieferten historischen Thatsachen ist Hommels „Geschichte Babyloniens-Assyriens" (Nr. 95 dieser Sammlung) zu vergleichen.

von Niniveh „Ich empfing den Tribut ... des Ithamara, des Sabäers, Gold, Kräuter des Ostlandes (d. h. Weihrauch und Gewürze), Sklaven, Pferde und Kamele.“ Nun findet sich „Ithamara, der Sabäer“ als „Jatha'amar, Fürst von Saba“ auf den südarabischen Inschriften, und wir sehen also, daß nicht allein bereits im achten Jahrhundert v. Chr. das Reich der Sabäer blühte, wie es im Alten Testament vorausgesetzt wird, sondern daß auch die erhaltenen Denkmäler Südarabiens zum großen Theile bis in jene uralte Zeit zurückgehen. Bis jetzt gestattet das in den Inschriften vorgefundene Material allerdings noch nicht, die Geschichte des Landes im Einzelnen zu verfolgen: aber man hat doch von jenem festen Punkte aus einige Hauptsachen feststellen können, von denen das Wichtigste hier in Kürze vorzutragen ist.

Seit den ältesten Zeiten bewohnen joktanidische Araber den Süden der Halbinsel, das Land Jemen[1]), seit frühen, allerdings bis jetzt nicht genauer zu bestimmenden, aber gewiß weit über Christi Geburt hinausreichenden Jahrhunderten auch das gegenüberliegende afrikanische Alpenland Abessinien. Dasselbe war über die Meerenge von Báb-el-Mandeb unschwer zu erreichen; in ihm haben dann allerdings die semitischen Colonisten sich allmählich mit eingeborenen afrikanischen Elementen vermischt, so daß die gewöhnlich als Aethiopen bezeichneten Bewohner Abessiniens in historischer Zeit nicht mehr als reine Araber betrachtet werden können. Jedenfalls wurden beide Völker einander schnell entfremdet; schon im zweiten Jahrhundert unserer Zeitrechnung haben äthiopische Könige auf der gegenüberliegenden arabischen Küste Krieg geführt und von einer früheren Zusammengehörigkeit hat sich weder im Bewußtsein der Aethiopen noch der Araber eine Erinnerung erhalten. Die letzteren haben nun in Südarabien eine Anzahl von größeren und kleineren Staaten gegründet, welche im Gegensatz zu den ismaelitischen Nomaden aus dem städtischen Leben eines handeltreibenden Volkes hervorgingen. Im Südosten von Arabien, genauer im Innern der Landschaft Hadramaút, befindet sich die Gegend, welche den in der ganzen alten Welt so hochgeschätzten Weihrauch hervorbringt, und in Südwestarabien hat man in der Vorzeit Gold in größeren Mengen gefunden. Ferner aber hat zwischen den Häfen Ostarabiens und Indien ebenfalls sehr frühe ein Verkehr zur See bestanden, der indische Producte, insbesondere Gewürze und Luxusthiere (Affen und Pfauen) nach der Küste von Omán brachte. Von dort hatte man sie, wie es scheint, noch im 10. Jahrhundert v. Chr. zu Lande nach dem arabischen Meerbusen übergeführt, woselbst sie nach Aegypten für den Gebrauch der Pharaonen und

1) Das Wort jemen bedeutet eigentlich „rechte Seite“ oder „was rechts ist“; das „Rechtsland“ ist aber, da man bei der Orientirung sich nach Osten wendet, der Süden. Die Landschaft hat also ihren Namen von ihren nördlichen Nachbarn erhalten. Da nun die rechte Hand auch bei den Arabern die glückbringende ist, so haben mehrere von demselben Wortstamme abgeleitete Ausdrücke Bedeutungen wie „glücklich“, „gesegnet“: woher dann durch ein naheliegendes Mißverständniß der Name Arabia felix „das glückliche Arabien“ für diesen Theil der Halbinsel entstanden ist.

ihrer Großen eingeschifft wurden: hier in der Südostecke des genannten Meeres ist denn auch wohl das Land Ophir zu suchen, mit welchem Salomo mit Hilfe Hirams von Tyrus einen directen Handelsverkehr für kurze Zeit herstellte. Indeß zog man bei der Schwierigkeit der Schifffahrt auf dem Rothen Meere wohl schon damals, sicher im 8. Jahrhundert für den Verkehr zwischen Jemen und Syrien den Landweg vor: von Sabota (so nennen die Alten das arabische Schabwat), der Hauptstadt der Chatramotiten (Hadramaut), ging die Karawanenstraße nach Mariaba (Ma'rib) im Lande der Sabäer, dann mitten durch Arabien über Macoraba (das spätere Mekka), durch das Land der Midianiter, der Sinaihalbinsel gegenüber, nach Petra und Gaza am Mittelländischen Meere, wo ein Hauptstapelplatz für den Verkehr zwischen Ost und West sich befand. Demgemäß treffen wir zwischen dem Weihrauchlande Hadramaut und dem Rothen Meere auf zwei größere Staaten: östlich den der Minäer, von ihrer Hauptstadt Ma'in benannt, von welchem zeitweilig das Weihrauchland unmittelbar abhing, und an diesen westlich anstoßend das Reich Saba mit der Residenz Má'rib; um diese haben sich dann eine Reihe kleinerer Fürstenthümer gruppirt, die mehr oder weniger unter ihrem Einflusse gestanden haben werden. Der Machtbereich von Saba insbesondere mag sich weit nach Norden hinauf erstreckt haben: forderte es doch das Lebensinteresse des Landes, daß die Karawanenstraße bis in das Land Midian hinein für den Transport der kostbaren Producte frei und sicher war; und wenn wir an dem Stile der Bauten wie in der Mythologie der Sabäer deutlichen Spuren directen Einflusses der assyrisch-babylonischen Cultur begegnen, so ist das nur durch vielfache und ziemlich unmittelbare Berührungen zu erklären. Daß die Assyrer nicht blos Syrien, sondern auch die Beduinen der nordarabischen Wüste in ihren Machtbereich gezogen hatten, wissen wir: bis zu diesen hin müssen also die Südaraber schon vor dem achten Jahrhundert sich die Sicherheit ungestörten Verkehres gesichert haben. Jahrhunderte hindurch bestanden die Reiche von Saba und Ma'in, wenn auch nicht ohne gegenseitige Reibungen, so doch, wie es Kaufmannsstaaten zukommt, im Wesentlichen friedlicher Politik zugeneigt; noch im Jahre 25 v. Chr. bezeichnet der Römer Aelius Gallus die Araber der Westküste ziemlich bis zur Sinaihalbinsel hinauf als unkriegerische Krämer. Bis kurz nach Christi Geburt haben diese Verhältnisse angedauert: da aber wandte sich das Blatt. Freilich war den Römern der Zug mißglückt, welchen der eben erwähnte Aelius Gallus auf Befehl des Kaisers Augustus nach Arabien unternommen hatte — verrätherische Führer hatten den Marsch durch unwegsame Gebiete gelenkt und die Belagerung des nach unsäglichen Mühen erreichten Ma'rib mußte der römische Feldherr wegen Wassermangels aufgeben —, aber dem Schwergewicht des römischen Weltreiches konnten auch die Handelsverhältnisse des Ostens sich nicht entziehen. Man fing an, zu Schiffe direct von Indien und von der Küste des Weihrauchlandes durch die Meerenge von Bâb-el-Mandeb nach Myos-hormos, einem ägyptischen Hafen am Rothen Meer, zu fahren;

so wurden die binnenländischen Stapelplätze umgangen und langsam begannen die stolzen Paläste Sabas zu veröden, die künstlichen Bewässerungsanlagen, durch welche man dem Wüstensande fruchtbare Felder und Gärten abgewonnen hatte, zu verfallen.

Die arabische Sage hat, wie das zu geschehen pflegt, den mehr als ein Jahrhundert umfassenden historischen Proceß in eine einzelne concrete Thatsache zusammengedrängt. Die Blüthe von Má'rib und ganz Jemen beruhte ihr zufolge auf einem riesigen Damm, welcher für eins der Wunderwerke der Welt gilt und dazu bestimmt gewesen sein soll, die Stadt und ihre Umgebung vor den Gebirgswassern zu schützen. Dieser Damm sei nun (man hat für das Ereigniß etwa die Mitte des zweiten nachchristlichen Jahrhunderts ausgerechnet) plötzlich gebrochen, die Gewässer über Stadt und Land hereingestürzt und die entsetzlichsten Verwüstungen angerichtet worden, deren Folgen zu beseitigen Niemand habe unternehmen können. So sei ein großer Theil der Bevölkerung genöthigt worden auszuwandern und sich im Norden von Arabien und in Syrien neue Wohnsitze zu suchen: daher die große Zahl von Stämmen südarabischer Abkunft in diesen Gegenden.

Der Damm von Má'rib existirt zum Theil noch heute — insbesondere sind zwei hoch aufgemauerte Pfeiler dort gefunden worden, zwischen denen eine Art Schleusenthor sich befunden haben muß — und es ist sehr möglich, daß eine Katastrophe der angedeuteten Art dort stattgefunden hat. Wäre aber Stadt und Land noch einigermaßen leistungsfähig gewesen, so würde man den gebrochenen Damm eben hergestellt, die versandeten Felder von Neuem urbar gemacht haben, es muß also der Verfall des Reiches und seiner Residenz der Ueberschwemmung vorangegangen sein, und den Grund desselben kann man eben nur in der Verödung der alten Handelsstraße suchen. Der Ablenkung des Verkehrs auf den Seeweg entspricht es nun auch vollkommen, daß zwar im ersten Jahrhundert nach Christi Geburt das Reich der Sabäer noch genannt wird, aber nur in Verbindung mit dem der Homeriten, wie es die Alten, der Himjaren, wie es die Araber nennen, d. h. der zwischen den Sabäern und dem Meere wohnenden Küstenstämme. Schon damals ist die Residenz des gemeinschaftlichen Königs nicht mehr Má'rib, sondern das näher am Südmeere gelegene Zafár; später ist aber von den Sabäern überhaupt nicht mehr, nur noch von den Himjaren die Rede, so, daß auch wir bis vor kurzem die alten Reiche der Südaraber wie ihre Denkmäler ganz allgemein als himjarische zu bezeichnen pflegten. Trotzdem nun aber der Schwerpunkt der südarabischen Civilisation an das Meer verlegt erscheint, hat doch das Reich der Himjaren es niemals zu einer solchen Blüthe gebracht wie das alte Saba. Es konnte nun einmal unter den neuen Verhältnissen nicht mehr, als eine gelegentliche Zwischenstation für den indischen Handel werden; die eigenen Producte Jemens aber, unter welchen das Gold allmählich zurücktritt, während später im sechsten Jahrhundert in erster Reihe das Leder erscheint, genügten doch nicht, dem Lande die frühere Stellung zu erhalten. Immerhin

fand ja bis zur Epoche des Islams ein reger Austausch der Landeserzeugnisse mit denen Syriens auf der alten Karawanenstraße über Mekka statt und von den Häfen des Rothen Meeres handelte man nach Abessinien hinüber, von wo man schon in der älteren Zeit Elfenbein, Gewürze u. A. bezogen hatte. Dabei war man aber mehr als früher, wo der Mittelpunkt der Reichsmacht tief im Binnenlande lag, fremden Einflüssen und Angriffen ausgesetzt, während die niemals besonders sorgfältig ausgebildete militärische Kraft des Volkes ebenfalls seit der Verschiebung der Handelswege erheblich geschwächt worden war. Man kann nämlich kaum bezweifeln, daß der Bericht der arabischen Historiker über die Auswanderung einer großen Anzahl südarabischer Stämme nach Norden in Folge des Dammbruches von Má'rib insofern auf Wahrheit beruht, als der Verfall des sabäischen Handels einem erheblichen Theile der Bevölkerung die Grundlage seiner Existenz entzogen haben wird und dieser in der That sich genöthigt sehen mußte, die nunmehr übervölkerte Heimath zu verlassen. Mit Unrecht würde man daher die Thatsache einer im zweiten Jahrhundert unserer Zeitrechnung stattgefundenen südarabischen Völkerwanderung in Zweifel ziehen: darf man auch den Stammtafeln, welche die Genealogen der mohammedanischen Zeit für ganz Arabien zurechtgemacht haben, nicht trauen, so steht doch fest, daß bis tief in das Mittelalter hinein eine große Anzahl der Stämme Nordwestarabiens und Syriens ihre Abstammung aus Jemen behaupteten, und daß zwischen ihnen und den sich als Ismaeliten fühlenden Bewohnern Mittel- und Nordostarabiens ein tödtlicher Rassenhaß bestand, den selbst der Islam nicht auf die Dauer auszulöschen vermocht hat. Natürlich konnten die Ausgewanderten nicht daran denken, als friedliche Kaufleute weiter zu leben: sie mußten sich Jahrzehnte, wenn nicht Jahrhunderte lang mit den ismaelitischen Beduinen herumschlagen, die seßhafte Lebensweise mit der nomadischen vertauschen: als dann endlich etwa die Hälfte von ihnen bis nach Syrien sich durchgeschlagen hatte, war auch diese gänzlich beduinisirt und behielt die einmal angenommenen Lebensgewohnheiten der Ismaeliten auch ferner ebenso bei wie ihre Landsleute, die unterwegs in Nordarabien hängen geblieben, schon der Natur des Landes wegen es mußten. Erklärt sich auf diese Weise das Vorhandensein zahlreicher jemenischer Stämme in Nordarabien ganz einfach, so ist nicht minder klar, daß der Verlust so erheblicher und gewiß nicht der mindest thatkräftigen Volkselemente die Macht der Himjaren in verhängnißvoller Weise schwächen mußte. Zwar hören wir bis ins sechste Jahrhundert, daß die Südaraber, besonders die in den verödeten Hauptlandschaften des alten Sabäerreiches allmählich ebenfalls beduinisirten Stämme, mehrfach versuchen, die benachbarten Centralaraber unter ihre Botmäßigkeit zu bringen — auch die Kinda, welchen es einen Augenblick gelang, eine Anzahl der letzteren unter ihrer Herrschaft zu einen (S. 18), wollten jemenischer Abkunft sein —, aber solche gelegentlichen Vorstöße ändern nichts an der Thatsache, daß nach und nach ein großer Theil Jemens der Fremdherrschaft verfällt. Jener Angriff, den schon im

zweiten Jahrhundert n. Chr. die Aethiopen auf die arabische Küste unternommen hatten (S. 24), wiederholte sich mit immer wachsendem Erfolge. Missionäre aus dem von Aegypten her bereits dem Christenthume gewonnenen Aethiopenreiche sollen schon zu Anfang des vierten Jahrhunderts in der himjaritischen Hauptstadt Zafár und in Aden Kirchen gegründet haben, und etwas später nennt sich ein König von Axum, der Hauptstadt Aethiopiens, geradezu „König der Axumiten und Homeriten". Vielleicht hat er nach der Weise nicht blos orientalischer Herrscher gelegentlich eines glücklichen Feldzuges gleich den Namen des feindlichen Landes in seine officielle Titulatur aufgenommen; jedenfalls hat er Südarabien nicht sehr lange besessen. Denn als im sechsten Jahrhundert die byzantinischen Kaiser Justin I. (518—527) und Justinian I. (527—565), um sich der Perser zu erwehren, alle möglichen Versuche machten, ihnen, beziehungsweise ihren Vasallen in Hira die Araber über den Hals zu bringen (vgl. oben S. 20), wurde zunächst der König von Axum veranlaßt, sich in Jemen festzusetzen, um von da aus auf die Stämme Centralarabiens wirken zu können. Hieraus entstand eine Reihe von Kriegen zwischen Aethiopen und Himjaren, deren Geschichte im Einzelnen noch wenig aufgeklärt ist. Doch steht fest, daß wiederholt äthiopische Statthalter in Südarabien eingesetzt und wiederholt von einheimischen Fürsten vertrieben worden sind. Sehr merkwürdig ist es, daß einige der letzteren den christlichen Aethiopen gegenüber das Judenthum in Jemen in die Höhe zu bringen versuchen: berüchtigt ist unter ihnen insbesondere einer — die Araber nennen ihn Dhú-Nowás —, der über die schon seit langer Zeit christliche Landschaft Nedschrán eine blutige Christenverfolgung ergehen ließ. Dann hören wir wieder von einem äthiopischen Statthalter in Jemen, Namens Abraham, in der arabischen Ueberlieferung Abraha: der unternahm einen Zug nach Mekka, die Stadt seiner Herrschaft und dem Christenthum zu unterwerfen, mußte aber unverrichteter Sache umkehren, wie es scheint, weil sein Heer, wie das Sanheribs vor Jerusalem, von einer pestartigen Krankheit (vermuthlich den Pocken) überfallen wurde. Den Arabern ist dieser Zug sehr merkwürdig geblieben, weil das Heer Elephanten — vermuthlich aus Afrika herübergebracht — mit sich führte; sie nennen daher den Abraha „den Elephantenmann". Da einstimmig berichtet wird, daß in demselben Jahre Mohammed geboren sei, so muß der Zug des Elephantenmannes um 570 fallen; Näheres darüber ist nicht festzustellen. Jn jedem Falle aber glaubten sich die Perser genöthigt, den äthiopischen Uebergriffen in Arabien, die über kurz oder lang doch zu einer bedenklichen Diversion in der Flanke der Könige von Hira führen konnten, ernstlich entgegenzutreten. Dabei kam ihnen der Widerwille der jemenischen Bevölkerung gegen die äthiopische Herrschaft zu Hilfe. Sseif, der Sohn des Dhu-Jesen, ein Abkömmling der alten himjarischen Königsfamilie, soll nach Ktesiphon gegangen sein, um den Perserkönig Chosrau Anoscharwán zu einem Kriegszuge nach Südarabien zu bewegen. Jedenfalls schickte Chosrau eine Flotte mit Landungstruppen unter dem Befehle des Wahriz durch den

persischen Meerbusen nach Aden; gleichzeitig erregte Sseif einen Aufstand, und es gelang die Aethiopen zu verdrängen. Die Perser setzten den ihnen ergebenen Sseif als König ein und zogen wieder ab; als aber Jener, der gegen die im Lande wohnenden Aethiopen aufs Aergste zu wüthen begann, kurz nachher ermordet und das Land von Neuem geknechtet ward, kehrte Wahriz mit einem stärkeren Heere zurück, vernichtete die Feinde gänzlich und blieb nun als persischer Statthalter im Lande. Seitdem war Jemen von den Persern abhängig, die sich vorsichtig mit einem mäßigen Tribut und mit der allgemeinen Controle begnügten, welche ihr Vicekönig in der Hauptstadt Ssan'á ausübte, während sie die eigentliche Verwaltung selbständigen Theilfürsten aus den alten Königsgeschlechtern überließen. Dabei war das Land zufrieden; von der Entwicklung einer besonderen politischen Thätigkeit nach außen konnte indeß auf einem so exponirten Posten für die persischen Statthalter kaum die Rede sein: wir dürfen uns daher nicht wundern, wenn Jemen ohne jeden Einfluß auf die Entwicklung der bevorstehenden großen Ereignisse bleibt, deren nächsten Schauplatz wir nunmehr ins Auge zu fassen haben.

Zwischen dem Hochlande des Nedschd, welches nach dem Rothen Meere zu in ziemlich unwegsamen Randgebirgen abfällt, und der Küste liegt die Landschaft Hidschás („die Grenzmark"). Da jene Gebirge bis dicht ans Meer herantreten, bleibt an demselben nur ein schmaler Streifen Vorlandes, der, überaus heiß und ungesund, nur ein paar kleinen Häfen Platz bietet; er wird die Tiháma („das Niederland") genannt. Das eigentliche Hidschás umfaßt daher die Gebirge, welche in der Hauptsache zwei parallele Züge darstellen, einen an der See entlang, den andern nach dem Nedschd zu; dazwischen eine Art Hochebene oder Thalsohle, die indeß ebenfalls von vielen Gebirgszügen unregelmäßig gekreuzt wird. Diese Thalsohle ist natürlich der gewiesene Weg für die Karawanen, welche von Jemen nach Palästina und der Sinaihalbinsel wollen, und hier hat denn auch lange vor Christi Geburt schon die Handelsstraße von Saba über Macoraba und Jathrippa nach Petra geführt. Das Macoraba der Alten kann nach Allem nur Mekka sein, Jathrippa ist klärlich Jathrib, wie vor Mohammed das spätere Medina hieß. Beide Städte müssen als Stationen für den Karawanenverkehr bis gegen Christi Geburt eine gewisse Wichtigkeit gehabt haben; über ihre damaligen Bewohner wissen wir nichts Genaueres. Nur so viel läßt sich aus den verworrenen Sagen der späteren Zeit erschließen, daß auch hier eine Urbevölkerung mit allerhand fremden Elementen, welche von Norden eindrangen, sich gemischt hat. Noch in der Zeit Mohammeds finden wir den ganzen Norden des Hidschás mit jüdischen Ansiedlungen übersät, und wenn ebenfalls schon lange vor dem Auftreten des Propheten die Gründung des mekkanischen Heiligthums allgemein auf Abraham zurückgeführt wurde, wenn sich ferner ergiebt, daß keiner der Namen von Personen und Oertlichkeiten, um die es sich dabei handelt, aus dem Arabischen erklärt werden kann, so werden wir allerdings darauf hingewiesen, daß schon in ganz früher Zeit Einwanderungen von der

syrischen Grenze her stattgefunden haben müssen. Es ist nicht nöthig, ja kaum wahrscheinlich, daß auch diese ersten Einwanderer Juden waren, an Edomiter oder Amalekiter ist wohl ebenso wenig zu denken: wir wissen über die Ethnographie der syrisch-arabischen Grenzbezirke in alter Zeit zu wenig, um hier bestimmte Vermuthungen aufzustellen. Jedenfalls hatte sich aber lange vor Christi Geburt aus verschiedenen Bestandtheilen hier eine Mischbevölkerung zusammengefunden, die allmählich vollkommen arabisirt worden ist. Diese Bevölkerung nun hatte ihren Mittelpunkt in Mekka, wo sich schon früh ein Heiligthum gänzlich unarabischen Charakters vorfindet, die Ká'aba, welche bereits um den Anfang unserer Zeitrechnung dem Griechen Diodor als „von allen Arabern aufs Höchste verehrt" bekannt war. Wenn es erlaubt ist, aus den späteren Verhältnissen Rückschlüsse zu ziehen, so läßt sich Grund und Art dieser Verehrung leicht erkennen. Mekka liegt ziemlich dicht an den Grenzen des alten Sabäerreiches wie des centralarabischen Beduinenthums. Vor der Raublust der Wüstensöhne, die in jedem Augenblicke leicht von ihrem Hochlande zu der Handelsstraße herabsteigen konnten, die nach dem Norden ziehenden Karawanen zu behüten, mußte die Hauptsorge der Bewohner Mekkas und seiner Umgebung sein: so ging ihr Streben dahin, ihren Handel unter den Schutz des fremdartigen, dem ächten Beduinen von Anfang gewiß unheimlichen und daher Respect einflößenden Tempels zu stellen. So gründeten sie einen Bund der zunächst bei dem Handel interessirten Stämme des Hidschâs, welcher in der gemeinsamen Verehrung der Kâ'aba einen religiösen Halt besaß und dem es allmählich gelang, wenigstens einigen allgemeinen Ordnungen bei den von Anfang ungläubigen, also abergläubischen Beduinen Eingang zu verschaffen. Man feierte alljährlich in und um Mekka mit großem Pompe ein Frühlingsfest, wie es sich bei den meisten Semiten findet und hierher durch die alten Einwanderer aus dem Norden mitgebracht sein wird: zu diesem ließ man auch die übrigen Stämme nicht allein zu, sondern lockte sie in kluger Weise dadurch herbei, daß man mit der religiösen Feier große Messen verband, welche an mehreren in der Nachbarschaft von Mekka gelegenen Orten vor und nach dem eigentlichen Feste abgehalten wurden. Auf diesen konnten die Söhne der Wüste die Felle ihrer Schlachtthiere, selbstgezogene Lastkamele, und was ihnen sonst das Jahr über in ihren Weidegehegen zuwuchs, gegen allerhand Erzeugnisse der Civilisation: kostbare Stoffe aus Syrien, Schmuckgegenstände, wie sie die kunstfertigen Juden des nördlichen Hidschâs in großer Menge erzeugten, und Anderes eintauschen, was unter den halbbarbarischen Nomaden für selten und begehrenswerth galt — kein Wunder, daß selbst diese einsahen, solche Geschäfte erforderten beiderseits friedlichen Verkehr und Einstellung der beliebten Raubzüge wenigstens so lange die Messen dauerten. So wurde bereits geraume Zeit vor Mohammed erreicht, daß vier Monate des Jahres hindurch nicht blos im Gebiete der mekkanischen Handelsconföderation, sondern so gut wie überall in Arabien Landfriede herrschte, während dessen die einzelnen Stämme ihre Vertreter nach Mekka senden konnten, dort ihre

Geschäfte zu besorgen und unbelästigt nach Hause zurückzukehren. Dabei sahen denn auch die Fremden die merkwürdigen Ceremonien des Festgottesdienstes und der feierlichen Opfer, konnten auch nicht umhin zu bemerken, daß solche Frömmigkeit den Mekkanern Segen von oben, Wohlhabenheit und Gedeihen einbrachte: so werden sie bald darauf bedacht gewesen sein, auch sich selber dergleichen Vortheile zu sichern. Allmählich begannen sie, an der religiösen Handlung sich mit zu betheiligen, deren ungewohnte Ceremonien von Anfang großen Eindruck auf Leute gemacht haben müssen, die höchstens einmal, wenn es ihnen recht schlecht ging, irgend einem Götzen, einem Meteorstein, einem heiligen Baum oder glänzenden Stern eine rohe persönliche Anbetung zuzuwenden gewohnt waren, dem Begriff einer religiösen Gemeinde und ihres geregelten Gottesdienstes gänzlich fern standen. Die klugen Kaufleute von Mekka thaten Alles, ihnen den Anschluß an ihre Gebräuche zu erleichtern. Sie stellten in und bei der Kâ'aba außer den eigenen auch die Götzenbilder der fremden Stämme auf und erreichten allmählich, daß jeder Araber, der nicht zu weit abwohnte, in dem Tempel zu Mekka auch für sich ein Heiligthum erblickte, dessen Herr, mochte er auch selten nach ihm fragen, doch schließlich auch der seine war. Denn über dem Haufen der Götzen, so ahnte man selbst in Arabien den „unbekannten Gott", thronte der alte Semitengott Il, oder Ilâh, wie ihn die Nordaraber, vermuthlich unter jüdischem Einflusse, nannten; etwa wie Allvater über den Göttern unserer Vorfahren, nicht unmittelbar mit Gebet und Gottesdienst verehrt, aber doch im Bewußtsein des Volkes dunkel gegenwärtig als „der Herr der Kâ'aba". So schuf, als die Macht des alten Sabäerreiches nicht mehr ausreichte, die Karawanenstraße bis nach dem Norden zu sichern, das Bedürfniß nach solchem Schutze allmählich wenigstens beschränkte Anfänge einer bürgerlichen Ordnung, und so ward Mekka der Vorort nicht nur des Hidschâs, sondern der meisten arabischen Stämme überhaupt.

Noch mitten im Verlaufe dieser Entwicklung vermuthlich brachte die Verlegung der Handelsstraße und die Wanderung der jemenischen Stämme nach dem Norden auch über Mekka große Veränderungen. Schaaren von Südarabern brachen in das Hidschâs ein, eine ließ sich, während die meisten nach Norden weiter zogen, in und um Mekka nieder, die Benu Chosâ'a, unter einem Häuptling, der später Amr Ibn Lohai genannt wird. Die Muslime sagen ihm nach, daß er an Stelle der reinen Gottesverehrung, die vor ihm in Mekka geherrscht, den Götzendienst gesetzt habe; das ist natürlich eine theologische Umdeutung der naheliegenden Wahrscheinlichkeit, daß die Südaraber bei ihrer Vermischung mit der bisherigen Bevölkerung von Mekka auch für ihre Stammgottheiten einen Platz an der Kâ'aba sich ausgemacht haben werden. Bis ungefähr ins fünfte Jahrhundert sollen die Einwanderer in Mekka die Oberhand behalten und die Benu Koreisch — so nannten sich die früheren Herren der Stadt — in den Hintergrund gedrängt haben. Um die gedachte Zeit aber, so wird erzählt, lebte in Mekka Fâtime, die Wittwe

des Kiláb, eines angesehenen Koreischiten, mit ihren zwei Söhnen Sochra und Seid. Sie heirathete, als der erstere schon erwachsen, der andere noch ein Kind war, von Neuem und zwar einen Mann aus dem südarabischen Stamme Odhra[1]), welcher damals etwas nördlich von Jathrib, dem späteren Medina, hauste. Diesem folgte sie in seine Heimath, wo sie ihm einen Sohn Risách gebar; mit dem zusammen wurde Seid aufgezogen, während Sochra in Mekka zurückgeblieben war. Weil Seid fern von seiner Vaterstadt aufwuchs, bekam er den Beinamen Koßai[2]); als er aber ein Mann geworden war und seine Herkunft erfahren hatte, kehrte er nach Mekka zurück. Dort befand sich die Ká'aba damals ganz in den Händen der Chosa'iten, deren Häuptling Holeil der Verwaltung des Heiligthumes vorstand; dessen Gunst gelang es dem Koßai sich zu erwerben, so daß er ihm seine Tochter Hobbá zur Frau gab. Als Holeil alt und unbehilflich wurde, ließ er sich in dem Dienste der Ká'aba von seinem Schwiegersohn öfter vertreten; während Hobbá aber in ihn drang, ihren Mann zu seinem beständigen Nachfolger zu ernennen, zog Holeil einen seiner Stammgenossen, Abu Gubschán, vor und hinterließ diesem bei seinem Tode die Schlüssel des heiligen Hauses. Aber Koßai hatte sich längst vorgesetzt, den Vorrang in der Stadt und bei der Ká'aba seinen koreischitischen Stammgenossen zurückzugewinnen; er machte den Abu Gubschán betrunken und kaufte dem Unzurechnungsfähigen die Schlüssel der Ká'aba für einen Schlauch Weines ab: daher reden die Araber noch heute von einem „Abu-Gubschán-Kauf" und bezeichnen einen rechten Thoren als „dümmer denn Abu Gubschán". Da Koßai sich aber sagen konnte, daß die Chosa'iten sich nicht stillschweigend aus dem Besitze der Ká'aba würden verdrängen lassen, so hatte er bereits vorsorglich seinen Stiefbruder Risách mit einem großen Haufen Odhriten sich zur Hilfe bestellt; im Verein mit diesen und den Koreischiten gelang es ihm dann nach harten Kämpfen, die Chosá'a aus Mekka zu verdrängen. Nun ordnete er die ganze Verfassung der Stadt und den Dienst der Ká'aba aufs Neue. Manche der Koreischiten hatten bis dahin verstreut unter den benachbarten Stämmen gelebt, die führte er nun nach Mekka zusammen und wies jeder Familie ihr Quartier an; in der Stadt baute er ein „Versammlungshaus", in welchem die Aeltesten des Stammes unter seinem Vorsitze die gemeinsamen Angelegenheiten beriethen und wo das Liwá, die Kriegsfahne, aufbewahrt wurde. Er veranlaßte die Koreisch, sich eine Steuer aufzulegen, deren Ertrag zur Verpflegung der Aermeren unter den Fremd-

1) Das sind die Asra Heines. „Die Benu Odhra", sagt ein arabischer Gelehrter, „sind berufen wegen ihrer Leidenschaftlichkeit in der Liebe. Einst fragte man einen Beduinen: Von welchem Stamme bist du? Er antwortete: Ich gehöre zu Leuten, welche sterben, wenn sie lieben. Da sprach ein junges Mädchen, welches das mit angehört: Er ist ein Odhrite, bei Gott!" 2) Wäre etwa „Elendlein" zu übersetzen; der Form nach in der That Verkleinerungswort von kassí, „getrennt", „entfernt". Die Geschichte wird aber, wie so häufig, nachträglich zur Erklärung des dunklen Namens erdacht sein.

lingen diente, welche alljährlich zur Theilnahme an dem großen Feste nach Mekka pilgerten. Die Verwaltung dieser Einnahmen, Rifáde („Hilfsleistung") genannt, machte er, wie den Vorsitz im Rathe und die Aufbewahrung der Fahne, zu einem Ehrenamte, ebenso die Heerführung im Kriege (Kijáde „Führung"), die bei dem regenarmen Klima des Landes wichtige Vertheilung des Wassers aus den nicht eben zahlreichen Brunnen an die Städter und besonders zur Zeit des Pilgerfestes an die Fremden (Ssikáje, „Tränkung"), die Aufsicht über die Ká'aba (Hidschábe, „Hüteramt"), endlich die Führung und schließliche Entlassung der Wallfahrer bei den Processionen in und bei der Stadt (Idscháse, „Urlaub", „Entlassung"). Die meisten dieser Aemter wurden später in den von Koßai abstammenden hauptsächlichsten Familien der Stadt erblich, nämlich die Ssikáje und Rifáde bei den Abd-Menáf, speciell der Familie Háschim, die Hidschábe mit dem Vorsitz im Rathe und dem Liwá bei den Abd-ed-Dár.

Diese ganze Geschichte des Koßai, die noch von einigen neueren Historikern für baare Münze genommen wird, ist wiederum nichts als ein Versuch, für Zustände und Einrichtungen aus der Zeit Mohammeds eine feste historische Begründung zu finden, welche für die volksmäßige Ueberlieferung nur in der Zurückführung auf eine bestimmte Persönlichkeit bestehen kann. So wenig wie Hellen, Aeolus oder Dorus wird man den Koßai für eine wirklich historische Gestalt halten dürfen. Zwar figurirt er in den arabischen Genealogien ziemlich weit herab als der fünfte Ahn des Mohammed; es ist aber nachgewiesen, daß diese Geschlechtsregister erst in mohammedanischer Zeit auf Grund unsicherer mündlicher Ueberlieferungen künstlich zurechtgemacht sind, und daß es vollkommen unmöglich ist, alle Familien, welche in denselben auf Koßai zurückgeführt werden, als wirkliche Nachkommen einer einzigen Persönlichkeit zu betrachten. Vielmehr ist z. B. in folgendem Stammbaum

Koreisch
.
.
.
Koßai

Abd-el-Ossá — Abd-ed-Dár — Abd Menáf

Abd Menáf:
- Abd Schams — Omaija — Harb — Abu Ssofján
- Háschim — Abd-el-Muttalib — Abdallah — Mohammed

nichts zu sehen, als ein conventioneller Ausdruck der Thatsache, daß Mohammed, der Sohn des Abdallah des Sohnes Abd-el-Muttalib, zu der Familie Háschim, und Abu Ssofján, der Sohn des Harb des Sohnes Omaija, zu der Familie Abd Schams gerechnet wurden, daß beide Familien zu einer Stammgruppe Abd Menáf gehörten, die mit einigen anderen Gruppen wie Abd-ed-Dár, Abd-el-Ossá zusammen zu Koßai, einem Theilstamme der Benu Koreisch,

gerechnet wurden. Man hat mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit angenommen, daß kaum mehr als die drei letzten Glieder dieses und überhaupt aller Stammbäume der Zeit Mohammeds als Individuen aufgefaßt werden dürfen: so ist es also z. B. sehr gut möglich, daß Hâschim nicht der Vater, sondern etwa schon der Großvater Abd-el-Muttalib's war, Abd Menâf aber gar nicht als historische Persönlichkeit, sondern nur als der ideale Repräsentant der Thatsache gelten darf, daß die zur Zeit Mohammeds lebenden Mitglieder der Familien Abd Schams und Hâschim sich gegenseitig als entfernte Verwandte betrachteten, gleichviel ob sie wirklich blutsverwandt gewesen sind, oder ob sie durch locale Nachbarschaft, Zwischenheirathen oder sonst wie einander näher getreten waren. Unter solchen Umständen ist es natürlich sehr schwierig, aus einer derartig genealogisch eingekleideten Ueberlieferung die wirklichen Vorgänge zu erschließen. Von der ganzen Geschichte des Koßai würde ich nichts weiter als historische Thatsache anzusehen wagen, als daß etwa um 400 — es kann aber auch früher gewesen sein — die in Mekka eingewanderten Südaraber sich den Urbewohnern, wie das so oft geschieht, assimilirt hatten (Heirath des Koßai mit dem Chosa'itenmädchen), und diese nunmehr wieder einheitlich gewordene Bevölkerung mit Südarabern vom Stamme Odhra einen Coalitionskrieg gegen die außerhalb der Stadt wohnenden reingebliebenen Chosa'iten geführt haben, vielleicht aus dem Grunde, daß diese Ansprüche auf Mitbenutzung der Kâ'aba oder dergleichen erhoben, welche den Mekkanern unberechtigt schienen. Das Ereigniß ist den an Kriege wenig gewöhnten städtischen Kaufleuten fest in der Erinnerung geblieben, als eine Art Epoche, auf welche dann allmählich auch die Entstehung der elementaren Ordnungen zurückgeführt wurde, die zur Zeit des Propheten in Mekka bestanden, und schließlich ist diese Epoche selbst nach der bekannten Art der Mythenbildung in Koßai personificirt worden.

Sind damit natürlich lange nicht alle einzelnen Züge der Sage erklärt oder gar die wirklichen Thatsachen zu einigermaßen klarer Anschauung gebracht, so werden wir für den Rest der Zeit vor Mohammed, trotzdem wir uns in ihr allmählich dem festen Boden einer genau zu controlirenden Ueberlieferung nähern, fast noch schlechter gestellt. Hier sind nämlich die Berichte durch das bewußte oder unbewußte Streben, dem Gesandten Gottes und seiner Familie überall die erste Stelle anzuweisen, durchweg verschoben, zum Theil direct gefälscht. Ihnen zufolge wäre Hâschim, der Enkel des Koßai und Urgroßvater des Propheten, in jeder Weise der erste Mann in Mekka gewesen. Nicht allein habe er das Amt der Verpflegung der Wallfahrer mit einer wahrhaft fürstlichen Freigebigkeit, zu welcher ihn sein großes Vermögen befähigte, verwaltet, sondern bei einer Hungersnoth in Mekka durch Veranstaltung großer Getreidezufuhren aus Syrien sowie Vertheilung zahlreicher Fleischspenden dem Mangel der ganzen Bevölkerung abgeholfen. Weit über die Grenzen Arabiens hinaus soll er die Interessen seines Volkes mit Geschick und Nachdruck vertreten haben: mit den Byzantinern und Gassaniden in

Syrien, so wird berichtet, schloß er einen Vertrag in Betreff ungestörter Ausübung des Handels, welchen Mekka seit Alters dorthin trieb; durch andere Abmachungen mit den Beduinen sicherte er die Karawanenstraße, während Brüder von ihm mit dem christlichen König der Aethiopen, mit den Himjaren und Persern Freundschaftsbündnisse vereinbarten. Er hat endlich den mekkanischen Handel in der Weise organisirt, wie er später betrieben wurde, so daß jeden Winter eine große Karawane nach Südarabien, jeden Sommer eine nach Syrien auszog. Solche einflußreiche Stellung konnte nicht ohne Neider bleiben: aber vergeblich trachtete besonders sein ehrgeiziger Neffe Omaija danach, mit dem angesehenen Manne zu wetteifern. Nach seinem Tode gingen seine Würden zunächst auf einen seiner Brüder, dann auf seinen Sohn Abd-el-Muttalib über. Nach mancherlei Zwischenfällen gelang es diesem besonders durch die Auffindung des Brunnens Semsem nahe der Kâ'aba, dessen reiche Wasserfülle nicht blos zur Versorgung der Pilgersleute beim heiligen Feste von größtem Werthe sich erwies, eine wenn nicht ebenso glänzende, doch fast gleich geachtete Stellung zu behaupten wie sein Vater, so daß der Versuch des Harb, Sohnes Omaijas, ihn in den Schatten zu stellen, ebenso unglücklich ablaufen mußte, wie die Rivalität seines Vaters mit Hâschim.

In Wirklichkeit sind, das beweist das Verhältniß des Mohammed zu seinen Landsleuten, wie es aus zahlreichen Stellen des Korâns selbst sich deutlich erkennen läßt, die nächsten Vorfahren des Propheten Leute aus dem Mittelstande gewesen, die mit der in der That äußerst angesehenen und wohlhabenden Familie Omaija in keiner Weise sich vergleichen konnten. Abd-el-Muttalib, der seinen Enkel, den kleinen Mohammed, zärtlich geliebt haben soll, hat ihm nicht einmal ein Erbtheil hinterlassen können, welches ihn einigermaßen vor Mangel gesichert hätte, und von Abu Tâlib, dem Oheim des Propheten, der ihn Zeit seines Lebens mit der größten Aufopferung beschützt, wissen wir, daß er mit seiner allerdings zahlreichen Familie in recht dürftigen Umständen lebte. So liegt der Verdacht nahe, daß auch das Geschäft der Ssikâje, der Wasservertheilung an die Pilger, weniger ein Ehrenamt, als eine an den Besitzer des Brunnens geknüpfte Gerechtsame gewesen ist, aus welcher die Familie Hâschim zur Zeit der jährlichen Wallfahrt einen gewiß nicht allzugroßen Vortheil gezogen haben mag, die dann aber später aus dem bereits angeführten Grunde zu gleicher Wichtigkeit mit dem Vorsitz im Rathe der Koreischiten und der Heerführung aufgebauscht worden ist. Besonders verdächtig ist, daß die Größe des Hauses Hâschim bis auf Mohammed in der Ueberlieferung stetig abnimmt: die sehr mäßigen Vermögensumstände seines Vaters Abdallah wagt selbst die Tradition kaum zu übertreiben, Abd-el-Muttalib ist schon sehr angesehen, dem mythischen Hâschim aber werden für einen der damaligen Bewohner von Mekka rein abenteuerliche Dinge nachgerühmt — insbesondere ist der Gedanke, ihn mit Persern und Byzantinern förmliche Staatsverträge abschließen zu lassen, geradezu grotesk. — Sehr naiv geht die Ueberlieferung auch mit dem Hause Omaija um: daß die

Glieder desselben reich und mächtig waren und die Heerleitung im Kriege hatten, ergiebt sich aus der Geschichte Mohammeds selbst, konnte also nicht geleugnet werden; aber noch größer mußte natürlich die Familie Hâschim dastehen — daher die mit einer nicht vereinzelten Geistlosigkeit bis ins Detail wiederholten Erzählungen von den Versuchen des Omaija und Harb, mit den Ahnen des Propheten zu rivalisiren. Man kann also aus den oben kurz wiedergegebenen Berichten nur schließen, daß, gewiß nicht ohne manche innere Reibungen, während der letzten zwei Jahrhunderte der maßgebende Einfluß in Mekka in der Familie Omaija erblich geworden ist, natürlich nur dem beschränkten Sinne nach, in welchem unter den freiheitsliebenden Arabern ein solcher Einfluß überhaupt möglich war. Denn darin gab der Städter dem Beduinen nichts nach: die Familie, der Theilstamm saßen, wie die Beduinen in ihren Zeltlagern, in ihrem Quartier frei und selbständig, ohne von Jemand Befehle entgegenzunehmen. Aber die friedliche Beschäftigung des Kaufmanns, welcher innere Feindseligkeiten zwischen den Familiengruppen der Stadt niemals förderlich sein konnten, hatte doch eine gewisse Ermäßigung des bei den Beduinen übertrieben empfindlichen Ehrgefühles zur Folge, und der Einfluß von Reichthum und Ansehen wog unter den vor allen Dingen gut rechnenden Mekkanern schwerer, als in der Wüste, wo diese Vorzüge schnellem Wandel unterliegen und persönlicher Heldenhaftigkeit botmäßig und untergeordnet sind. So drang im Versammlungshause wohl in der Regel die Ansicht der wenigen Wohlhabenden durch, und kleine Leute mochten nicht gern die Wege der Mächtigen kreuzen. Zu diesen kleinen Leuten aber gehörten ganz gewiß auch die Glieder der Familie Hâschim.

So wenig eine derartige Verfassung den Namen eines Staatswesens in unserem Sinne verdient, so enthielt sie doch nach Lage der Verhältnisse in Mekka wenigstens einige Keime zu einem solchen, Keime, die wir sonst in Arabien fast gänzlich vermissen. Auch in der anderen hidschasenischen Stadt, die neben Mekka damals immerhin schon von einiger Wichtigkeit war — Jathrib, dem späteren Medina. Wie ein großer Theil des nördlichen Hidschâs ist der Ort, so weit unsere Nachrichten zurückreichen, in den Händen der Juden gewesen. Wann und woher diese das Land colonisirt haben, weiß man nicht; am wahrscheinlichsten ist, daß Flüchtlinge aus den Kriegen zwischen Römern und Juden im ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung, wie in alle übrigen Theile der Welt, so auch in die arabische Wüste verschlagen worden sind. Viel weiter wird man kaum zurückgehen dürfen. Denn während wir diese Juden, unähnlich ihren Glaubensgenossen in anderen Ländern, fast in Allem, was das tägliche Leben in Krieg und Frieden, den Mangel jeder staatlichen Organisation, die Zersplitterung in Einzelstämme ohne jeden Zusammenhang, die ganze Denkart angeht, vollkommen arabisirt finden, haben sie ihre Religion nicht nur, sondern auch ein paar andere Besonderheiten festgehalten, welche sie bei einem viele Jahrhunderte umfassenden Leben unter den Arabern doch wohl auch hätten aufgeben müssen, nachdem sie in allen

anderen Beziehungen sich den Sitten der Halbinsel anbequemt. Sie wohnen vielfach in befestigten Stadtquartieren oder Burgen, was in Nordarabien wenigstens sonst unerhört ist, betreiben neben dem Handel und der Dattelpalmenzucht auch Industrie — gerade in Medina wohnten die jüdischen Benu Keinoká, die als Goldschmiede in ganz Arabien berühmt waren —, sprachen unter sich ein besonderes Judenarabisch. Ihre beiden Hauptorte waren Cheibar und Jathrib, aber nur in ersterem blieben sie unbehelligt. Nach Jathrib kamen in Folge der südarabischen Wanderung die Benu Aus und die Benu Chásradsch, Theilstämme der jemenischen Benu Asd, drängten die Juden aus der eigentlichen Stadt und nöthigten sie, draußen sich neue Quartiere zu bauen; dazu nahmen sie ihnen natürlich die besten der Felder und Palmengärten ab, auf welchen die Existenz des in fruchtbarer Gegend liegenden Jathrib damals beruhte, wie die Mekkas inmitten seiner kahlen Felsenmassen auf dem Handel. Nicht lange aber waren die beiden Stämme im Besitze, als sie, die in der engen Stadt für Araber viel zu dicht neben einander saßen, in Streit geriethen. Krieg und Frieden wechselten zwischen ihnen, aber mit dem Jahre 583 begann eine Fehde, die fast ununterbrochen bis zur Ankunft Mohammeds in Medina fortdauerte. Diesmal wurden auch die Juden zum Theil in den Kampf hineingezogen, und mit ihrer Hilfe gelang es den von Hause aus schwächeren Aus, im J. 615 den Chasradsch in der berühmten Schlacht bei Bo'áth (etwa eine Stunde nordöstlich vor Medina) eine große Niederlage beizubringen. Immerhin blieben die Chasradsch stark genug sich in der Stadt zu halten, wo wir sie später wiederfinden werden.

Trotz aller Zersplitterung, trotz der unaufhörlichen Fehden zwischen den hunderten von Stämmen sind die Araber eine Nation, lange bevor ihr Prophet sie wenigstens für einige Zeit auch äußerlich zu einer Gesammtheit geeinigt hat. Wie die Griechen fühlen die Araber sich in gemeinsamem Gegensatz gegen Alle, welche eine andere Sprache reden; wie jenen so ist auch ihnen, wer nicht arabisch spricht, als Welscher verdächtig und widerwärtig, wenn nicht verächtlich. Jener Stolz auf die Reinheit der eigenen Herkunft, den wir noch heute bei allen Beduinen finden, beseelt schon in der alten Zeit den Einzelnen, den Stamm, das Volk. Und wieder ist es die arabische Sprache, eine der reichsten, ausdrucksfähigsten und elegantesten, wenn auch nicht wohlklingendsten der Welt, in welcher der nationale Stolz, die nationale Einheit des particularistischesten der Völker ihren classischen Ausdruck gefunden haben: sie ist das vollkommenste Werkzeug für die Poesie der Araber geworden, die nach innen Stamm an Stamm bindet selbst bei der ärgsten äußeren Zerrissenheit. Sprache und Poesie sind darum dem Araber nicht nur ans Herz gewachsen, sie sind ein Theil seines Herzens selbst. Wie es kein Volk in der Welt giebt, welches auf Reinheit und Eleganz des Ausdrucks auch im gewöhnlichen Leben einen so unverhältnißmäßigen Werth legt, als die Araber,

so ist auch nirgends, höchstens die Blüthezeit Athens ausgenommen, die Poesie in annähernd gleicher Weise Gegenstand des allgemeinen Interesses, Sache des ganzen Volkes. Jedes Ereigniß von einiger Wichtigkeit spiegelt sich in dieser Poesie wieder; die Vorkommnisse des täglichen Lebens geben ihr in jedem Augenblicke Gelegenheit, immer wieder dem Selbstgefühle des freien Mannes, seinen Beobachtungen und Reflexionen, seinen Leidenschaften Ausdruck zu verleihen: und wo Jeder dichtet, Jeder die Dichtung des Anderen zu verstehen und zu schätzen vermag, wird das Lied nicht blos ein Schmuck, sondern in gewisser Weise geradezu Inbegriff des Volkslebens. Nächst dem Helden ist es der Dichter, der in der Meinung des Stammes wie der Fremden am höchsten steht, seine Gesänge geben seiner Familie keine geringeren Ansprüche auf Ehre und Ansehen, als die Thaten eines gewaltigen Kriegsmannes. Und wenn er beide Auszeichnungen vereint, so kann er sich rühmen, das Höchste geleistet zu haben, was Menschen beschieden ist.

Es ist hier nicht der Ort, über Wesen und Charakter der arabischen Poesie ausführliche Betrachtungen anzustellen. Nur einen weitverbreiteten Irrthum möchte ich an dieser Stelle zu berichtigen versuchen, der für die Auffassung des ganzen Charakters und damit auch der Geschichte des merkwürdigen Volkes leicht verhängnißvoll wird. Wer sich nicht mit dem Studium der orientalischen Literaturen im Einzelnen beschäftigt, kann leicht in die Lage kommen, die altarabische Poesie mit der persischen und der unter persischem Einflusse stehenden späteren Hofpoesie der abbassidischen Periode in einen Topf zu werfen. Nur für die Perser kann gelten, was als die „glühende Phantasie", andererseits als der „orientalische Schwulst" morgenländischer Dichter berufen ist. Der Araber hat productive Phantasie in unserm Sinne sehr wenig; er ist ein nüchterner, skeptischer, berechnender Mensch, vermöge seiner durch das Wüstenleben geschärften Sinne zu genauester Beobachtung der ihn umgebenden Natur befähigt und geneigt. So liegt es ihm näher, in zierlicher, durch geistreiche Abwechselung fesselnder Rede sein schnelles Kamel, sein edles Roß zu beschreiben, einen Jagdritt oder einen Gewittersturm zu schildern, die Reize seiner Geliebten auszumalen, seine Lebenserfahrung in bedächtigen Reflexionen zusammenzufassen, als in lyrischer Sentimentalität zu schwelgen, „die feinsten Gefühle zu fühlen", die Regungen eines tiefen Gemüthslebens wiederzugeben. Ein Epos oder ein Drama ist auf diesem Boden so wenig erwachsen, als überhaupt bei irgend einem semitischen Volke[1]); Gelegenheitsdichtung im besten Sinne des Wortes, kann das arabische Lied zu dem mächtigen Bau einer umfangreichen dichterischen Composition nicht herauswachsen, weil den Dichtern die Tiefe und Großartigkeit künstlerischer, phantasievoller Anschauung fehlt, welche wenigstens auf diesem Gebiete allen Semiten versagt scheint.

1) Die assyrischen „Epen" sind altbabylonischen Ursprungs, und in den Versuchen, das Buch Hiob oder das Hohe Lied Salomonis als Dramen aufzufassen, kann ich nur geistreiche Spielereien sehen.

Natürlich ist uns das tägliche Leben des Wüstenarabers fremdartig, fremdartig daher auch die alte Poesie, in welcher es sich abspiegelt. Wer an einem Kamel nur das Interesse des Menageriebesuchers nimmt, muß über seitenlangen Beschreibungen eines besonders idealen Exemplars dieser Thiergattung nothwendig einschlafen; wem aber das Schiff der Wüste nicht blos die einzige Möglichkeit seiner ganzen Existenz, sondern auch oft genug den wackern Gefährten gefahrvoller Wüstenabenteuer, den treuen Helfer aus mancher Bedrängniß darstellt, wird sich über den eleganten Bau und die schnellen Schenkel des seinigen leicht genug in eine ähnliche Begeisterung vertiefen, wie sie, freilich etwas schwärmerischer angehaucht, sich des abendländischen Lyrikers beim Anblick der Locke seiner Geliebten bemächtigt. Doch fehlt es nicht an einigen Gebieten, wo wir mit dem arabischen Dichter zu empfinden im Stande sind, ohne uns erst durch künstliche Reflexion gewaltsam auf seinen Standpunkt versetzen zu müssen: wenn das Pathos der Leidenschaft, der Liebe, des Stolzes, des Hasses aus seinem Liede widerhallt, oder in scharfgespitzten Epigrammen die manchmal ziemlich unfläthige, oft aber wirklich geistreiche Boshaftigkeit des spottlustigen Semiten sich entladet.

Indem ich für Belege zu diesen kurzen Bemerkungen auf Rückerts oben (S. 8) bereits empfohlene Uebersetzung der Hamâßa verweise, kann ich mich der Verpflichtung nicht entziehen, wenigstens einigen der berühmtesten unter den vorislamischen Dichtern gerecht zu werden, die noch heute der Stolz der wenigen Gebildeten arabischer Zunge sind und die wahre Größe des Volkes in der Zeit waren, wo es eine wirkliche Geschichte noch nicht besaß. Dreien unter ihnen sind wir schon begegnet: dem königlichen Imruulkeis (S. 15. 20), dem erfahrenen Soheir (S. 8) und dem weltklugen Nâbiga (S. 21); neben ihnen weist das sechste Jahrhundert eine überaus große Anzahl begabter Poeten auf, von denen die meisten Lanze und Schwert nicht weniger geschickt zu handhaben wußten, als Versmaß und Reim und künstliche Rede. Unter den ältesten finden wir einige halb mythische Figuren, die „Läufer" (adda'ún) Schânfara und Ta'âbbata Schârran, unheimliche Recken, die auf eigene Faust ein einsames Leben in der Wüste führten, „wilde Menschen, ihre Hand wider Jedermann und Jedermanns Hand wider sie", die sich rühmten mit Wölfen und Nachtgespenstern Genossenschaft zu pflegen: man kennt ja das prachtvolle Rachelied des Ta'âbbata, welches Goethe in die Noten zum Westöstlichen Diwan aufgenommen hat. — Da fehlen aber auch später in den großen Kriegen zwischen Bekr und Taglib (S. 3), zwischen Abs und Dhobján (S. 5) die Dichter nicht, wo es gilt, den Ruhm des Stammes und seine Ueberlegenheit über die Feinde zu preisen oder für erlittene Niederlage Rache zu geloben. So haben wir in der Sammlung der Mo'allakât (unten S. 42) zwei große Gedichte, von Hârith, dem Sohne Hillise's vom Stamme Bekr, und Amr Ibn Kolthûm dem Taglibiten, welche der Bitterkeit der langen Fehde, nicht minder aber dem hohen Selbstgefühl beider Stämme kräftigen Ausdruck verleihen. Zu solchem hatte Amr

ein ganz besonderes Recht: als er im Zelte des Königs von Híra, Amr, des Sohnes der Hind (s. oben S. 21), der ihn bewirthete, den zornigen Ruf seiner Mutter Leila vernahm, welcher im Nebengemache die Königin ungebührlich begegnete, hieb er ohne sich auch nur zu besinnen auf den König los und streckte ihn todt nieder. Daher wurde es eine gemeine Rede unter den Arabern „Schneller im Zuschlagen als Amr Ibn Kolthûm". Mitten im Lager von Híra gelang es ihm doch mit den Seinigen sich durchzuschlagen und unversehrt davon zu kommen. — Uebler waren bei dem gewaltthätigen Lachmidenkönig vor ihm zwei andere Söhne von Bekr gefahren, Mutalámmes und Tárafa. Jener der Oheim, dieser der Neffe, waren sie beide berühmte Dichter; vorzüglich den Jüngling, der in genialem Leichtsinn mehr als billig Wein, Weibern und Gesang nachging, hatte die Hoffnung auf reichen Ehrensold in die Residenz des Amr gelockt. Aber Tárafa bekam den Zwang des Hoflebens bald satt; seine Zunge konnte er niemals hüten, so machte er einen Spottvers, welcher dem König hinterbracht wurde. Erzürnt sann dieser auf heimtückische Rache: mit verstellter Freundlichkeit gab er beiden Dichtern den Auftrag, an einen befreundeten Fürsten in Bachrein, der Landschaft westlich vom persischen Meerbusen, Botschaft zu bringen. Jeder erhielt einen Brief, wie Bellerophon von Proetos, in welchem sofortige Hinrichtung des Boten empfohlen war, und damit begaben sie sich auf den Weg. Dem Mutalammes gefiel das Ding nicht; Oheim wie Neffe

„Konnten sprechen und singen wohl
Schöne Lieder und Reden,
Schöne Lieder und Reden, die
Jetzt von ihnen noch bleiben,
Aber lesen konnten sie nicht,
Weder lesen noch schreiben." [1])

So wandte Mutalammes sich an einen jungen Mann von Híra, welcher, wie viele der mesopotamischen Christen, der geheimnißvollen Kunst mächtig war; der las ihm den Uriasbrief vor. Mutalammes warf die gefährliche Schrift in den Fluß und mahnte Tarafa, seinem Beispiele zu folgen und mit ihm in die Heimath zurückzukehren:

„Aber munter entgegen rief
Tarafa seinem Ohme:
Lesen ist eine schöne Kunst,
Eine schöne das Schreiben,
Nicht die Wogen des Stroms hinab
Soll Geschriebenes treiben;
Zum Gedächtnisse künft'ger Zeit
Soll Geschriebenes bleiben;
Künftig Tarafa's Lieder auch
Soll man lesen und schreiben.

1) S. Rückert, Sieben Bücher morgenländischer Sagen und Geschichten. Erstes bis viertes Buch. Stuttgart 1837, S. 136.

Drum zu Ehren der Schreibekunst,
Ob es gälte mein Leben,
Will ich zum Vogt nach Bahrein gehn,
Meinen Brief ihm zu geben —"

er that's und fand seinen Tod, kaum zwanzig Jahre alt: aber die Schreibkunst hat für seine hohe Meinung sich dankbar erwiesen; noch heute schreibt und liest man seine Lieder, und ein Gelehrter aus Deutschland hat sie neuerdings gar in England drucken lassen — Länder und Dinge, von denen der liebenswürdige arabische Wüstling des sechsten Jahrhunderts sich gewiß nichts hat träumen lassen . . .

Noch viele romantische Dichterabenteuer berichtet die Ueberlieferung; aber nicht mehr darf der Geschichtschreiber davon Kenntniß nehmen, als es die Charakteristik des Volkes erheischt. So nennen wir nur flüchtig noch den lebendigen Álkama vom Stamme Temím, der es wagen durfte mit dem König der Dichter, Imruulkeis, zu wetteifern; den weisen Lebíd, den Verfasser einer Mo'állaka (S. 42), der noch den Triumph des Mohammed erlebte und selbst dem Islam sich zuwandte; den Tajjiten Hátim, der bis heute im Sprichworte lebt als der freigebigste der Menschen, welchem seine Großmuth niemals erlaubte, eine Bitte abzuschlagen: selbst als ein von ihm verfolgter Feind mit glücklicher Geistesgegenwart rief: „O Hátim, schenke mir deine Lanze!" mochte er die Gabe nicht verweigern, mit welcher der Gegner gerettet von dannen zog. Der vielgewandte Odysseus unter den Dichtern ist El-Áscha von Bekr, „der Cymbalist der Araber", der seine Lieder selbst von Stamm zu Stamm trug und nur zum Preise eines befreundeten Mannes mit geringem Vermögen, aber vielen Töchtern ein Gedicht auf der Messe von Okáz[1]) vorzutragen brauchte, um den jungen Mädchen sämmtlich Männer aus den besten Familien zu verschaffen. Keiner aber von allen Dichterhelden, selbst nicht der königliche Imruulkeis, den auch der sonst den Dichtern abgeneigte Prophet als „den Fahnenträger der Poeten, leider auf dem Wege zur Hölle" anerkannte, ist in der Erinnerung des Volkes so lebendig geblieben, als Ántara, Scheddáds Sohn, der Absite. Er war nicht ebenbürtig, seine Mutter eine schwarze Sklavin, und er mußte nach dem harten Gesetze des alten Arabiens der schlechtern Hand folgen, wenn ihn der Vater nicht ausdrücklich frei sprach. Das wollte der nicht und ließ den feurigen Jüngling in schimpflicher Thatenlosigkeit Kamele hüten. Da fielen eines Tages die von Dhobján über das schwach besetzte Lager der Abs her: „Greif an, Ántara!" schrie der Vater; aber der Sohn entgegnete: „Kämpfen versteht der Sklave nicht; der Sklave versteht nur Kamele melken und Euter binden."[2]) — „Greif an, du bist frei!" Da stürzt sich Ántara auf die Feinde, seine

1) Nicht weit von Mekka; vgl. S. 42 Anm. 2. 2) Wenn das Kameljunge entwöhnt werden soll, bindet man der Mutter das Euter zu, damit das Junge nicht mehr saugen kann.

Tapferkeit ermuthigt die geringe Mannschaft, und der weit überlegene Feind wird zurückgeworfen. Von da ab bewährt sich Ántara als der tüchtigste Held in dem langen Kriege des Dáchis (oben S. 5), und wenn ihm einer der ahnenstolzen Beduinen reiner Abkunft seine Geburt vorwirft, so darf er sagen

„Fürwahr, ich bin vom reinen Adel Abs',
Den jeder ehrt,
Zur einen Hälfte: und die andre deckt
Mein gutes Schwert."

Das Andenken an seine ritterliche Gestalt hat sich bis heute unter den Arabern aller Länder erhalten, um seine Person ein Sagenkreis sich gezogen wie um die Helden von König Arthus' Tafelrunde; die Erzählungen von seinen Thaten bilden den beliebtesten Inhalt der Volksromane, die in den Ländern arabischer Zunge umgehen, und deren Vortrag durch gewerbsmäßige Declamatoren in den Kaffeehäusern zuzuhören die liebste Unterhaltung des Orientalen ist.

Seine eigenen Lieder sind uns daneben auch noch erhalten. Denn schon im zweiten Jahrhundert nach Mohammed haben die arabischen Philologen mit großem Fleiße alle Denkmäler der reinen alten Sprache gesammelt, in erster Linie natürlich die Lieder der vorislamischen Dichter, welche bis dahin allein im Munde des Volkes weiter gelebt hatten. Die schrieb man jetzt nieder, oft unter Hinzufügung von Erzählungen über die Gelegenheit ihrer Entstehung und von mannigfachen Erklärungen, entweder so, daß man alle Gedichte desselben Mannes zu einem Buche vereinigte — eine solche Sammlung nennt man den Diwan[1]) des betreffenden Poeten —, oder so, daß Lieder verschiedener Dichter zu einer Blumenlese oder zu einer Mustersammlung vereinigt wurden. Die angesehenste von den letzteren ist die gewöhnlich Mo'allakát genannte[2]), enthaltend sieben längere Gedichte des Imruulkeis, Táraſa, Lebíd, Soheir, Amr Ibn Kolthúm, Hárith Ibn Hillise

1) Diwân ist ein persisches Wort, ins Arabische übergegangen, das eigentlich ein Register bedeutet, dann aber allgemein von Rechnungsbüchern u. dergl. gebraucht wird. Von da aus wird es dann bekanntlich zum allgemeinen Ausdruck für Verwaltungsbehörde, Regierung; andererseits, wie in unserm Falle, zur Bezeichnung von Sammlungen schriftlicher Ueberlieferungen verschiedener Art, meistens allerdings in Gedichten bestehend. 2) Der Name ist auf sehr verschiedene Weise erklärt worden. Die bei den arabischen Gelehrten selbst verbreitetste Deutung ist die, daß es Preislieder seien, von den zu den Messen bei Mekka (s. oben S. 30 f.), besonders der zu Okáz, versammelten Vertretern aller Stämme unter den daselbst von den angesehensten Dichtern vorgetragenen Gedichten als die vorzüglichsten anerkannt; diese habe man, mit Goldbuchstaben geschrieben, in der Ká'aba aufgehängt und sie daher als „die Aufgehängten" bezeichnet. Letzteres ist in der That die Bedeutung des Wortes mo'allakát; aber jene Erzählung widerspricht in mehr als einem Punkte dem, was wir über die Gewohnheiten der vorislamischen Araber wissen, und ist, wie so viele, nachträglich zur vermeintlichen Erklärung des Wortes erfunden. Es scheint jetzt sicher, daß die Gedichte mit dem später häufigen Bilde von Perlen, die auf einer Schnur aufgereiht worden, bezeichnet werden sollten, also „die Aufgehängten", so viel als die zu einem Diadem vereinigten Gedichtperlen.

und Antara (vgl. oben S. 20. 40. 41. 8. 39). — Andere rechnen dazu auch Lieder von Áscha (S. 41) und Nábiga (S. 21). Man entsinnt sich der Charakteristik der Mo'allakát, welche Goethe, ebenfalls in den Noten zum Westöstlichen Diwan, dem „einsichtigen Jones" entlehnt hat; übersetzt findet man die des Imruulkeis, Soheir und Antara in Rückerts Amrilkais und Hamáßa (s. S. 8. 20), alle sieben von Ph. Wolff (Rottweil 1857). — Nächst den Mo'allakát steht die Hamáßa, eine Anthologie besonders schöner Stellen aus den alten Liedern, nach dem Inhalt in verschiedene Capitel geordnet von dem unter den Abbassiden lebenden Dichter Abu Temmám, deren Verdeutschung durch Rückert bereits mehrfach erwähnt ist.

Was wir von dem Leben der Araber vor Mohammed wissen und wovon in kurzen Andeutungen ein Bild zu geben im Obigen versucht ist, verdanken wir diesen Sammlungen. In ihnen lebt das alte Arabien noch heute: aber als es jene seine größten Dichter erzeugte, stand es bereits an der Schwelle einer neuen Zeit.

Zweites Capitel.

Mohammed der Prophet.

Um das Jahr 570 unserer Zeitrechnung[1]) wurde Mohammed, der Sohn Abdallahs, in Mekka geboren. Die Legende berichtet, daß in der Nacht seiner Geburt der Palast Chosrau's Anoscharwán, des Sassanidenkönigs zu Ktesiphon, erbebte und das heilige Feuer der Perser erlosch, welches vorher 1000 Jahre ohne Unterbrechung gebrannt hatte. In Mekka war jedenfalls von solchen Vorzeichen weltbewegender Ereignisse nichts zu spüren; außer den nächsten Verwandten kümmerte sich wohl Niemand darum, daß Ámina, die Tochter des Wachb aus der Familie Sochra, ein Knäblein zur Welt gebracht hatte. Denn die Frau lebte in kümmerlichen Verhältnissen. Erst vor nicht langer Zeit hatte sie den Abdallah, Sohn Abd-el-Muttalib's aus der Familie Háschim, geheirathet, einen kleinen Kaufmann, der bald nach der Hochzeit in Geschäften mit einer Karawane nach Gaza in Syrien gereist war, aber auf dem Rückwege erkrankt in Jathrib hatte zurückbleiben müssen, wo er noch vor der Geburt seines Kindes starb. Das geringe Vermögen, welches er hinterließ — es sollen fünf Kamele, eine Ziegenherde und eine Sklavin Namens Omm Eimán gewesen sein — konnte kaum für die dringendsten Bedürfnisse der Mutter ausreichen. So ist es wenig glaublich, daß sie ihr Kind, wie es später vornehme Städterinnen zu thun pflegten, zu einer Beduinenfrau aufs Land gegeben habe, damit es in der besseren Luft kräftiger gedeihe: die Ueberlieferung berichtet dies zwar einstimmig, und nicht minder, daß Mohammed in späteren Jahren als Sieger über den Stamm, welchem die Amme angehört, um ihretwillen den Besiegten ungewöhnliche Milde gezeigt habe; indeß auch hier liegt das Bestreben, den kleinen Mohammed als Abkömmling einer angesehenen Familie hinzustellen, auf der Hand. Natürlich

---

1) Das conventionelle Datum ist der 20. April 571, es ist aber von den arabischen Chronologen ebenso nachträglich herausgerechnet, wie die Synchronismen (z. B. das 42. Jahr des Chosrau Anoscharwán, das 9. des Königs von Híra Amr Ibn Hind u. a. m.), welche von den späteren Geschichtschreibern fleißig angeführt werden. Auf älterer Tradition scheint die Angabe zu beruhen, die Geburt des Propheten falle in das Jahr des Elefantenmannes (s. oben S. 28); aber das kennen wir eben auch nicht. Man erhält etwa das Jahr 570, wenn man die ungefähr 53 Jahre, welche er in Mekka gelebt haben soll, von dem Jahre der Flucht (622) abzieht. Freilich ist 40 im Orient vielfach nichts als eine runde Zahl in den Zehnern, wie 7 unter den Einern; aber alle bekannten Thatsachen seines Familienlebens wie seiner öffentlichen Thätigkeit stimmen mit jener Angabe gut überein.

fehlt es daneben auch nicht an allerhand Legenden und Wundergeschichten, welche der Geburt und der Jugend des zukünftigen Propheten einen übernatürlichen Schimmer verleihen sollen. Nur eine derselben führe ich hier an, als Beispiel, nach welcher Methode die in der Bildung von Mythen entsetzlich geistlose Tradition dabei zu Werke geht. „Der Prophet," so heißt es, „spielte mit anderen Kindern; da kam der Engel Gabriel, ergriff ihn, schnitt ihm den Leib auf, nahm einen Blutklumpen heraus und warf ihn weg, indem er sagte: dies ist der Theil des Teufels. Dann wusch er sein Inneres mit Semsem-Wasser, welches in einem goldenen Becken war, und fügte den Leib wieder zusammen. Die Kinder liefen zu seiner Pflegemutter und schrieen: Mohammed ist ermordet worden! Sie eilte hin und fand, daß er blaß aussah." Der Erzähler fügt hinzu: „Wir haben die Naht an seiner Brust gesehen." Es versteht sich, daß diese Geschichte dem als Berichterstatter und Augenzeugen genannten Manne nur in den Mund gelegt ist; ihre Veranlassung können wir aber in diesem Falle wirklich nachweisen. Mohammed läßt im Koran (Sure 94, 1) sich von Gott tröstend anreden: „Haben wir dir nicht die Brust geöffnet?" — das will sagen (auch dem Araber schnüren Angst und Sorge die Brust zusammen): „Habe ich dich nicht von Noth und Kummer befreit?" Später aber begann man den Satz wörtlich zu verstehen, suchte sich die Veranlassung desselben aus dem scheinbaren Zusammenhang zu entnehmen und kam dabei auf die Idee, die Oeffnung der Brust könne zur Entfernung der Erbsünde durch eine besondere Veranstaltung Gottes stattgefunden haben. Damit die Reinigung, welche natürlich durch Mohammeds Special-Engel Gabriel vorzunehmen war, gründlich würde, war eine Auswaschung nothwendig, welche zweifellos nur mittelst Wassers aus dem heiligen Brunnen Semsem hatte geschehen können; wenn dazu blos ein goldenes, nicht gleich ein diamantenes Becken genommen wird, so ist das in der That noch sehr bescheiden.

Begründeter als diese Geschichten scheint der Bericht über eine Reise zu sein, welche Ámina mit ihrem sechsjährigen Sohne nach Jathrib unternommen haben soll. Nach den gewöhnlichen Genealogien stammte die Mutter seines verstorbenen Vaters daher; außerdem mochte Ámina den Wunsch haben, das Grab ihres verstorbenen Mannes zu besuchen, bevor ihr eigenes Ende sie ereilte, welches die von Anfang, scheint es, schwächliche Frau vielleicht bereits herannahen fühlte. Einen Monat blieb sie dort mit dem Knaben, der siebenundvierzig Jahre später, als er seinen dauernden Wohnsitz in Jathrib nahm, die Stätten seiner Jugendspiele noch wiederkannte. Auch Ámina sollte von ihrer Reise nicht in die Heimath zurückkehren. Kränkelnd gelangte sie nach Abwá, einer Oertlichkeit[1]) zwischen Jathrib und Mekka; dort starb sie. Als Mohammed später im J. 628 seine Wallfahrt zur Ká'aba unternahm, führte ihn sein Weg an dem Grabhügel seiner Mutter vorüber, und er netzte ihn

1) Die Späteren sind nicht einig darüber, ob es ein Dorf oder ein Berg war, auch über die genauere Lage gehen die Angaben auseinander.

mit seinen Thränen. Damals aber brachte die Sklavin Omm Eimán die vater- und mutterlose Waise in die Heimath zu dem Großvater Abd-el-Muttalib. Obwohl derselbe schon das Alter von achtzig Jahren erreicht hatte, erregte das Geschick seines Enkelkindes doch seinen innigen Antheil; er nahm den Knaben in sein Haus auf, hatte ihn stets um sich und hätschelte ihn in jeder Weise. „Oftmals," erzählt der Biograph des Propheten, „wurde für den Abd-el-Muttalib eine Decke im Schatten der Ká'aba ausgebreitet; seine Söhne saßen um diese herum, und Niemand wagte es sich auf die Decke zu setzen, bis er kam. Mohammed aber, der damals ein Knabe war, machte sich wohl dran und setzte sich auf die Decke; dann faßten ihn seine Oheime, ihn von der Decke fortzunehmen. Wenn Abd-el-Muttalib das sah, so sprach er: Laßt meinen Jungen, der hat ein Recht darauf![1]) — setzte ihn zu sich auf die Decke und streichelte seinen Rücken mit der Hand und freute sich über Alles, was er ihn thun sah." Lange sollte der kleine Mohammed aber die Zärtlichkeit des Großvaters nicht genießen; zwei Jahre später starb Abd-el-Muttalib, indem er die Fürsorge für den Enkel einem seiner Söhne hinterließ, dem Abd Menáf, oder Abu Tálib, wie er mit seinem Beinamen lieber genannt wird[2]), welcher dem verstorbenen Vater des Propheten besonders nahe gestanden hatte. Abu Tálib war ein edler Mann, der seiner Pflicht gegen den verwaisten Neffen mit seltener Aufopferung genügt hat; aber er war arm und hatte eine zahlreiche Familie — zwei Frauen und zehn Kinder nach der gewöhnlichen Ueberlieferung —; so mußte der Knabe selbst zur Erwerbung seines Unterhaltes beitragen, wohlhabenden Mekkanern die Schafe hüten[3]) und vor der Stadt Früchte und Beeren sammeln. Später soll er den Oheim auf einem Kriegszuge gegen die Bewohner der benachbarten Stadt Táïf und dann auf einer oder mehreren der Reisen begleitet haben, welche derselbe als Kaufmann nach Syrien zu unternehmen gewohnt war. Hiebei läßt ihn die Tradition mit einem christlichen Mönche zusammentreffen, der ihn aus der Schaar seiner Begleiter als den künftigen Propheten herauserkennt und seine Begleiter ermahnt, ihn vor den Juden zu bewahren, die ihm zeitlebens nachstellen würden. Das Alles natürlich mit einem ziemlich

1) Wörtlich: „der hat eine Sache!" d. h. hier eine große Zukunft, die ihm ein Vorrecht vor euch giebt. Natürlich wieder theologische Verbrämung der anziehenden Geschichte, ebenso wie die Erwähnung der Ká'aba vorher. 2) Vgl. über die Namen oben S. 7 Anm. Abd Menáf bedeutet den Knecht des Menáf; Menáf aber ist einer der Heidengötzen, deren Namen man später ungern in den Mund nahm. 3) Was außer den Sklaven (s. oben S. 41) nur ganz arme Leute thaten. Trotzdem ist die Nachricht ohne Verschönerung auf uns gekommen, weil Mohammed später selbst das Schafhüten mit seinem Prophetenberufe in unmittelbare Verbindung brachte — ohne Zweifel mit Bezug auf den jungen David. Wir sehen daraus aber klar, wie kümmerlich die Verhältnisse nicht blos der Waise, sondern auch ihrer Verwandten gewesen sind. Das bezeugt auch der Koran, in welchem (Sure 93, 6. 8) Gottes Wort an Mohammed ergeht: „Fand er dich nicht als Waise und gewährte dir Obdach? . . . und fand dich als Armen und machte dich reich?"

dürftigen Wunderapparat ausgerüstet. Man darf kaum bezweifeln, daß nicht nur der letztere, sondern die Reisen mit Abu Tálib überhaupt späteren Combinationen und Erfindungen ihr Dasein verdanken; selbst der Name des Mönches, Bachira, erregt Verdacht: das allerdings syrische Wort bedeutet „der Erprobte", „Zuverlässige", „Glaubwürdige".

Der ersten sicheren Thatsache aus Mohammeds Leben begegnen wir erst wieder, als er bereits vierundzwanzig Jahre alt ist. Um diese Zeit finden wir ihn, dem der Mangel eigenen Vermögens nicht gestattete ein selbständiges Geschäft zu gründen, in den Diensten einer reichen Kaufmannswittwe Namens Chadídscha. Im vorislamischen Arabien war die Stellung der Frauen eine bei weitem nicht so beschränkte, wie nachher oder gar im jetzigen mohammedanischen Orient. Wie man äußerlich die beständige Verschleierung der Frauen noch nicht kannte, so war auch ihre moralische Selbständigkeit im Wesentlichen allgemein anerkannt. Die väterliche Gewalt empfand die Tochter kaum nachdrücklicher als der Sohn, die Frau hatte unter Umständen ebensogut das Recht, dem Manne „das Zelt umzudrehen", also ihm den Eintritt in die eheliche Wohnung zu entziehen, wie er sich von ihr scheiden konnte. Besonders aber Wittwen mit einigem Vermögen, das ihnen gestattete zu leben, ohne Verwandten zur Last fallen oder sofort einen neuen Herzensbund schließen zu müssen, konnten sich ziemlich ungenirt bewegen: die Ehre hütete sich die freie Araberin jener Zeit besser selbst, als die Eunuchen, welche heutzutage die Freundlichkeit haben dieses Amt zu übernehmen. So führte Chadídscha, obwohl ihr Vater Choweilid noch lebte, im eigenen Hause die Geschäfte der beiden Männer, die sie bereits gehabt und verloren hatte, weiter; nur die nothwendigen Reisen nach außerhalb ließ sie durch einen Geschäftsführer besorgen, der je nachdem mit ihren Lastkamelen sich den mekkanischen Karawanen nach Südarabien oder Syrien anschloß. Mohammed scheint indeß nicht sogleich diesen Vertrauensposten, sondern zunächst nur den bescheideneren eines Kameltreibers ausgefüllt zu haben. Jedenfalls machte er im Dienste der Wittwe Reisen nach dem Süden, vielleicht auch nach Bostra, das als byzantinische Hauptfestung des Ostjordanlandes und großer Getreidemarkt wichtig und ein häufiges Ziel der arabischen Handelsunternehmungen war. Bald aber sollte dieses Verhältniß eine ungewöhnliche Verwandlung erfahren. Chadídscha hatte allerdings bereits das Alter von 39 Jahren erreicht, und von ihren beiden Männern drei Kinder gehabt — über die wir allerdings weiterhin nichts hören —; trotzdem war sie einer neuen Heirath nicht abgeneigt. Nach der Tradition hat es ihr auch an Bewerbern nicht gefehlt; da sie wohlhabend war und trotz ihrer Jahre noch gut ausgesehen haben soll, ist das auch gar nicht unwahrscheinlich. Sie hatte aber bereits eine heimliche Neigung für Mohammed gefaßt, welcher damals etwa 24 Jahre zählte, zweifellos schon hie und da durch seine eigenartige Begabung auffallen mußte, kurz, wie es ein geistreicher Schriftsteller ausdrückt, ein „interessanter junger Mann" war. Bekanntlich sind Neigungen zwischen Frauen auf der Grenze des Alters und

unverhältnißmäßig jüngeren Männern nichts Seltenes, und so wird man nicht ohne Weiteres behaupten dürfen, Mohammed habe den Heirathsantrag, den ihm Chadídscha schließlich durch eine Mittelsperson machen ließ, aus bloßem Eigennutz angenommen, wenngleich auch dabei ein richtiger Araber jener Zeit kaum etwas Ungehöriges gefunden haben würde. Wie dem auch sei, der nachherige Verlauf beweist, daß die eigenartige Ehe von beiden Seiten nicht ohne einen auch unter uns modernen Christen keineswegs selbstverständlichen sittlichen Ernst eingegangen wurde. Zunächst freilich stieß sie auf Hindernisse seitens der nächsten Verwandten der Chadídscha, besonders ihres Vaters, dessen Einwilligung die gute Sitte erforderte; es wurde nöthig, den alten Mann trunken zu machen, um seine Beistimmung zu erhalten. Als er wieder zu sich kam, war er über den ihm gespielten Betrug begreiflicher Weise sehr erbittert; die übrigen Mitglieder seiner Familie, der Benu Aßad, zeigten sich womöglich noch empörter darüber, daß ihre Verwandte durch die Heirath mit einem jungen Menschen ohne jedes Vermögen oder Ansehen sie alle bloßgestellt hatte. Zwischen ihnen und den Angehörigen des Mohammed, die sich natürlich verpflichtet fühlten zu ihm zu stehen, wäre es beinahe zum offenen Kampfe gekommen; den scheute sich aber Choweilid doch zu entzünden, und so fand schließlich eine allgemeine Versöhnung statt.

Es folgte nun für Mohammed eine glückliche Zeit. Trotz des Alters der Chadídscha wurde die Ehe noch mit sechs Kindern gesegnet, zwei Söhnen, die er El-Káßim und, vermuthlich seinem Oheim zu Ehren, Abd Menáf nannte, und vier Töchtern, Seinab, Rokaija, Omm Kolthúm und Fátime. Nach dem ersten Sohn nahm er den Beinamen Abu'lkáßim an (vgl. S. 7, Anm. 1), ihn sowohl als den andern hatte er den Schmerz in frühestem Alter zu verlieren; aber die Töchter sah er heranwachsen, und die älteste war schon verheirathet, als er mit seinem Prophetenberuf öffentlich hervortrat. Freilich mußte es ihm sehr empfindlich sein, daß er nach dem Tode der Knäblein ohne männliche Nachkommenschaft blieb: diese allein verlieh dem Familienvater Würde und sicherte ihm Ansehen, während die Mädchen, die weder etwas einbrachten noch den alternden Vater zu schützen vermochten, mehr als unbeliebt waren. Das ist in einem Lande von so spärlichen Hilfsquellen begreiflich, ging aber bei den Arabern so weit, daß ganz allgemein der barbarische Gebrauch herrschte, neugeborene Töchter, deren Ernährung unbequem zu werden drohte, sich einfach durch Lebendigbegraben vom Halse zu schaffen. So mußte es denn später Mohammed von den Feinden seiner Predigt oft genug hören, daß sein Haus ohne Erben war; aber er hat sich dadurch in seiner Pflichterfüllung gegen Frau und Töchter niemals irre machen lassen. So lange Chadídscha lebte, hat er keine zweite Gattin neben der Alternden genommen; und das unterließ er nicht blos, weil er von ihrem Vermögen abhängig war: wir wissen vielmehr, daß er bis in seine letzten Lebensjahre ihrer mit der größten Liebe und Verehrung gedachte, und die Lieblingsfrau seines Alters, Áïscha, hat gesagt, daß sie auf keine ihrer vielen

Nebenfrauen so eifersüchtig gewesen sei, als auf diese längst Verstorbene. Seine Treue und Rücksichtnahme vergalt sie ihm durch zärtliche Fürsorge, die später, als er sich zum Propheten bestimmt fühlte, in mehr als einer Weise ihn vor dem Untergange gerettet hat.

Zu einem in der Hauptsache doch glücklichen Familienleben kamen behagliche äußere Verhältnisse, welche den Mohammed nach einer entbehrungsreichen Jugend doppelt freundlich berührt haben müssen. Wir dürfen voraussetzen, daß er fortgefahren hat, das Geschäft seiner Frau zu leiten; darüber gingen Jahre hin, die für ihn äußerlich keine auffallenden Erlebnisse brachten. Aber im Innern des Mannes ging mehr vor, als seine Umgebung ahnte.

Wir würden auch ohne besondere Zeugnisse als selbstverständlich anzunehmen haben, daß Mohammed, bevor er als Prophet einer neuen Lehre auftrat, die religiösen Anschauungen seiner Landsleute getheilt hat; zum Ueberfluß giebt einen unzweideutigen Beleg dafür der Name seines Sohnes Abd Menáf (S. 46), der sich uns durch ein glückliches Versehen der Tradition[1]) erhalten hat. Dabei ist freilich gleich hinzuzufügen, daß diese „religiösen Anschauungen" einen so anspruchsvollen Namen kaum verdienen. Wir wissen sehr wenig von der vorislamischen Religion der Araber, das Wenige aber deutet darauf hin, daß ihre Begriffe von göttlichen Dingen, schon früher dürftig genug, um diese Zeit gänzlich verflacht waren. Es ist ein Gemisch von Totemismus[2]), Fetisch- und Götzendienst, in welchen hinein, wenigstens in Südarabien und dem Hidscház, confuse Erinnerungen an altbabylonische und vielleicht altisraelitische Vorstellungen und Gottesnamen ragen. Noch hat jeder Stamm seinen eigenen Götzen, aber daneben auch wohl noch einen Fetisch oder eine heilige Stätte (Baum, Quelle oder dergl.), die allmählich selbst zum Gegenstande der Verehrung geworden ist. An manchen Stellen, vor allen in Mekka selbst, ist dazu ein arger Synkretismus gekommen: aus irgend welchen Gründen (vgl. oben S. 31) nahm man zu den eigenen auch die Götzen benachbarter oder gar fremder Stämme an. Dabei ist dann das innere Verhältniß, welches ursprünglich die Verehrer der einzelnen Gottheiten an diese knüpfte, größtentheils geschwunden; man fährt lediglich aus Anhänglichkeit an die von den Vätern ererbten Gewohnheiten fort, an den alten Gegenständen der Anbetung zu hängen, von dem religiösen Inhalt des Gottesdienstes aber ist fast nirgends mehr eine Ahnung vorhanden. Daher kann es nicht Wunder nehmen, daß die Bedeutung der hie und da noch ge-

---

1) Die meisten Ueberlieferer ersetzen ihn durch Abdallah („Knecht Allahs"), Et-Tájjib („der Gute"), Et-Táhir („der Reine"); natürlich sind das absichtliche Euphemismen statt des von einem einzigen Schriftsteller doch genannten wirklichen Namens, über dessen Bedeutung s. S. 46 N. 2. 2) Vgl. hierüber die Ausführungen in Stade's Geschichte des Volkes Israel (Abth. 87 dieser Sammlung) S. 402 ff., besonders S. 408.

übten Bräuche, vor Allem des großen mekkanischen Frühjahrsfestes, um die Zeit des Mohammed vollkommen in Vergessenheit gerathen ist. Wir kennen dieselben freilich nur in der mannigfach umgestalteten Form, welche ihnen der Prophet gegen das Ende seines Lebens gab. Aber es steht fest, daß diese Abänderungen des Ceremoniells die eigentlichen Kernpunkte desselben nicht getroffen haben können; da nun die Erklärungen, welche die mohammedanischen Theologen von denselben geben, gänzlich hinfällig, die Bräuche an sich wenigstens in vielen Einzelheiten unverständlich sind, so ist klar, daß auch die heidnischen Araber in dieser späten Zeit sich kaum noch viel dabei gedacht haben können. Das Interesse der Mekkaner an ihrer Beibehaltung geht so gut wie allein aus jenen kaufmännischen Gesichtspunkten hervor, von denen bereits oben S. 30 Rechenschaft gegeben ist; wo solche fehlen, wie bei sämmtlichen Beduinenstämmen, hängt man an den Stammgötzen nur noch aus dem Conservatismus, der bei einem auf seine Abkunft stolzen Volke selbstverständlich ist, nicht mehr aus religiöser Gesinnung. Freilich deutet die Geschichte des Islams darauf hin, daß selbst in einigen der Beduinenstämme unentwickelte religiöse Anlagen gesteckt haben müssen, der Masse dieser nüchternen, skeptischen und berechnenden Race aber haben wir solche in der Hauptsache abzusprechen: noch heute ist der Wüstenaraber, wenige Gebiete des inneren Landes ausgenommen, nur äußerlich Moslem.

Anders stehen die Dinge nur in einigen Grenzstrichen und in einem Theile Südarabiens. In der alten sabäischen Bevölkerung dieses Landes muß, nach der Fülle und Art der an ihren Tempeln und Palästen gefundenen Inschriften zu urtheilen, ein starkes religiöses Interesse lebendig gewesen sein, das seinen Ausdruck freilich in sehr stereotypen Formen gefunden hat, den nach dem Norden gewanderten Stämmen auch ziemlich rasch abhanden gekommen zu sein scheint. Wir sind bis jetzt nicht in der Lage, davon eine deutliche Anschauung zu gewinnen, müssen aber doch wohl an jene unleugbare Art der alten Einwohner anknüpfen, wenn wir auch in dem Jahrhundert vor Mohammed starken religiösen Strömungen nicht ganz auf demselben, aber doch auf benachbarten Gebieten begegnen. Obgleich die Erfolge, welche um diese Zeit das Judenthum in Jemen um Ssan'á davongetragen (vgl. oben S. 28), vor Allem durch den Widerwillen gegen die Fremdherrschaft der äthiopischen Christen bedingt erscheinen, so können sie daraus allein immerhin kaum erklärt werden; und gleichzeitig finden wir wieder in einem anderen Theile des Landes, Nedschrán, um dieselbe Zeit eine christliche Einwohnerschaft, die mit der größten Zähigkeit an ihrem Glauben hängt und auch nach Mohammed denselben nicht aufgeben will, so daß sie der Chalife Omar zuletzt zur Auswanderung zwingt. Aehnlich wie diese Christen, verhalten sich im nördlichen Hidscháf die seit lange dort angesessenen Juden (vgl. S. 29), die, unter den ismaelitischen Arabern verstreut, zweifellos hie und da mit ihnen sich vermischt, daneben aber durch ihr ungescheutes Bekenntniß zu ihrem Glauben viel dazu beigetragen haben, die Anderen an die

Begriffe einer Offenbarungsreligion zu gewöhnen. Neben ihnen haben sich in diesen nördlicheren Gegenden und bis zum Euphrat hin auch manche Christen gefunden, allerdings mehr vereinzelt und wohl durchweg von unklarem Sectenwesen abhängig, das sich besonders in gnostischem und, wie neuerdings nicht unwahrscheinlich behauptet worden ist, ebionitischem Sinne geltend gemacht hat. In diesen Gegenden, wo seit Alters die Angehörigen verschiedener Nationen und Bekenntnisse sich begegneten, beeinflußten und kreuzten, müssen auch damals mancherlei Keime religiöser Entwicklungen geschlummert haben, wenngleich die Versuche, solche mit der wünschenswerthen Bestimmtheit nachzuweisen, bisher nicht geglückt sind.

Wer nun als mekkanischer Kaufmann in der Lage war, bald nach dem Süden bis an die kaum fünfzig Meilen entfernte Grenze Jemens, bald in die um das Dreifache entlegeneren Städte Syriens zu reisen, konnte nicht umhin, wie von Sitten und Gewohnheiten, so auch von manchen religiösen Einrichtungen und Ansichten der Ausländer Kenntniß zu nehmen. Großen Eindruck machten solche Beobachtungen auf den kühlen Händler in der Regel nicht; noch heute reist der Orientale ungern und ist auch der Abendländer geneigt, vor Allem die Schattenseiten fremder Länder zu erspähen. So begnügte sich der Durchschnittsmekkaner wohl, den Kopf über die schnurrigen Menschen zu schütteln, die ihren Götzen einen Gefallen zu thun glaubten, wenn sie sich das Haar, den Stolz des freien Mannes, nicht blos andeutungsweise, wie auch der Verständige bei dem Wallfahrtsfeste in Mekka that, sondern rund um das Haupt abschoren, oder sich zu Dutzenden oder einzeln in Häuser oder gar Felshöhlen und Waldhütten versteckten, und damit jede Möglichkeit, ordentlich Geld zu verdienen und das bischen Leben zu genießen, von sich wiesen. Es ist nicht über allen Zweifel erhaben, ob Mohammed vor oder nach seiner Heirath wirklich die großen Reisen gemacht hat, von welchen wiederholt, aber nicht unverdächtig berichtet wird. Hat er wirklich jene Länder besucht, so muß allerdings, was er dort von den Christen sah und hörte, das Nachdenken eines Mannes angeregt haben, der sich später von so ganz anderem Schlage erwies, als die meisten seiner Landsleute. Immerhin muß dieser Punkt für jetzt als unaufgeklärt gelten. Sicherer begründet ist jedenfalls die Nachricht, daß Mohammed in Mekka selbst Anregungen erhielt, welche ihn zum Nachdenken über religiöse Dinge brachten.

Der Verfall der alten nationalen Religion war eine Thatsache, die wenigstens einigen Einsichtigen sich bereits aufgedrängt hatte, und so ist der Prophet nicht der Erste, der sich nach etwas Besserem umgesehen hat. Juden hielten sich in Mekka gewiß zeitweise zu Handelszwecken nicht weniger auf als hie und da Jünger der in Nordarabien verstreuten christlichen Sectirer und Anachoreten, und Christen aus dem Aethiopenlande wurden in ganz Arabien als Sklaven hin- und hergeschoben. Mag es auch sein, daß solche meist nur eine recht oberflächliche Kenntniß der eigenen Religion besaßen, Vieles davon auch während des langjährigen Lebens unter den Heiden ver-

gessen hatten, der elementare Gegensatz zwischen Monotheismus und Vielgötterei mußte ihnen unter allen Umständen geläufig geblieben sein. Und während es auch einem katechismusfesten Christen fast unmöglich gewesen wäre, die griechischen, syrischen oder äthiopischen Worte, welche die Hauptbegriffe der Dogmatik ausdrückten, im Arabischen wiederzugeben, einer Sprache, die auch dem Mohammed in dieser Beziehung nicht immer dienstwillig sich gezeigt hat, so konnte diese Schwierigkeit nicht im Wege stehen, wo es nur darauf ankam, den Unterschied zwischen 1 und 9 zu formuliren. Wer daher zu der Ueberzeugung gekommen war, daß mit den tauben und stummen Götzen nichts anzufangen sei, konnte sogar in Mekka selbst die Idee des Monotheismus leicht irgendwoher aufgreifen. Es ist daher ganz glaubwürdig, daß in der Nähe des Mohammed sich Leute befunden haben sollen, die von den Heidengöttern nichts mehr wissen wollten. Mehrere solche Personen werden genannt; am sichersten ist, was von Seid, dem Sohne des Amr aus dem Hause Abd-el-Osá, und Wáraka Ibn Naufal, einem Vetter der Chadidscha, erzählt wird. Beide wandten sich vom Heidenthum ab; während aber Seid auch an dem, was er von Juden und Christen erfragte, kein Genüge fand und sich bei einem abstracten Deismus beruhigt zu haben scheint, muß Wáraka sich wirklich zu einem Christenthum ebionitischer Färbung bekannt haben.[1]) Der Verkehr mit diesen Leuten hat vielleicht die Zweifel, welche auch Mohammed an der Wahrheit der alten heidnischen Anschauungen hegte, zuerst wachgerufen oder doch verstärkt. Das Verdienst, der besseren Erkenntniß die Wege gebahnt zu haben, wird dem Propheten dadurch nicht geschmälert: jene begnügten sich, für ihre Person den alten Aberglauben von sich zu werfen, ohne dabei über den Standpunkt leidenschaftsloser Aufklärer hinauszugehen; in Mohammeds Innerem aber entzündeten jene Gedanken ein Feuer, welches eine Zeit lang ihn selbst zu verzehren drohte, bis er, der von Natur schüchterne, ja furchtsame Mann, die Kraft fand, vor allem Volke Zeugniß für die Wahrheit abzulegen und den aussichtslosen Kampf gegen Trägheit und Vorurtheil zu beginnen.

Es gab gegen sein vierzigstes Lebensjahr nichts, was seinen Frieden stören zu können schien. Er hatte seine älteste Tochter verheirathet, die zweite, die schöne Rokaija, mit einem seiner Vettern verlobt. Seine äußeren Verhältnisse waren dauernd günstig und werden ihm eine ziemlich geachtete Stellung unter seinen Mitbürgern gesichert haben, wenngleich die Behauptung

1) S. unten S. 54 N. 2. — Die Araber nannten solche Leute Hanîfen, mit einem Spitznamen, der im Hebräischen und Syrischen einen Gottlosen oder Ketzer bezeichnet, und vermuthlich in dieser Bedeutung von den Orthodoxen auf die im Geruche des Gnosticismus oder Ebionismus stehenden Christen angewandt wurde; daneben begegnen wir auch dem Ausdruck Ssabier, d. h. „Täufer", mit welchem zunächst gewisse gnostische Secten gemeint sind, die am unteren Euphrat hausten und bei denen allerhand Waschungen eine große Rolle spielten. — Es giebt eine große Zahl von abweichenden Erklärungen beider Namen, diese aber scheinen jetzt als richtig festzustehen.

der Tradition, es sei ihm, etwa fünf Jahre vor seiner Berufung zum Propheten, eine wichtige Rolle bei der Wiederherstellung der durch die Gebirgswasser beschädigten Kâ'aba zugefallen, zweifellos wieder für eine grundlose Legende zu gelten hat. Aber er durfte seinem Gemüthe die Befriedigung verschaffen, die Sorgen seines Oheims Abu Tâlib, des Beschützers seiner Jugend, dadurch zu verringern, daß er dessen Sohn Ali adoptirte; ebenso brauchte er sich nicht zu bedenken, den Seid Ibn Hâritha, einen Sklaven christlicher Herkunft, welchen er seit längerer Zeit besaß und besonders schätzen gelernt hatte, frei zu lassen und gleichfalls an Sohnesstatt anzunehmen. Trotz alledem zeigte sein Benehmen mehr und mehr, daß er nicht glücklich war, ging sein von Hause aus schon melancholisches Wesen in Düsterkeit über. Häufig zog er sich ganz in die öden Felsenlabyrinthe zurück, welche die Stadt Mekka umgeben, und kam tagelang nicht zum Vorschein. Aus seiner späteren Predigt, wie sie uns im Korân erhalten ist, können wir auf die Gedanken zurückschließen, welche ihm damals Kopf und Herz bedrängten. Daß seiner Landsleute Götzendienst Irrthum und Sünde an dem einen, wahren Gott sei, wußte er längst; welches aber war die Aufgabe, die ihm daraus erwuchs? Das jüngste Gericht, von dem seine christlichen Freunde ihm erzählt hatten, mußte jene Gottlosen vernichten, was aber hatte er zu thun, damit er dem gleichen Schicksal entginge? Die bange Frage: „Herr, was muß ich thun, daß ich selig werde?" — diese Frage, welche sich oberflächlichen Menschen oder in sich fertigen Charakteren so leicht beantwortet, muß seine nach Wahrheit ringende Seele um so tiefer aufgeregt haben, als die paar religiösen Begriffe, die er von seinen Freunden sich erfragt hatte, ohne inneren Zusammenhang waren, indeß dem nach unseren Anschauungen gänzlich ungebildeten, der logischen Verknüpfung abstracter Gedankenreihen vollkommen unfähigen Manne fast jede Möglichkeit fehlte, sich hier selbst zur Klarheit durchzuarbeiten.

Unter solchen Kämpfen irrte er, so wird berichtet, eines Tages im Monat Ramadân[1]) wiederum in dem nördlich von Mekka sich hinziehenden Gebirge umher, welches den Berg Hirâ einschließt, an dessen Fuß sich eine Höhle befand, seit lange ein Lieblingsplatz des leidenschaftlichen Grüblers. Ueber seinen Gedanken fällt er dort endlich in einen unruhigen Schlaf. „Da hatte ich," erzählte er später, „im Traum das Gefühl, als ob Jemand an mich herantrat und zu mir sagte: Lies! Ich erwiderte: Nein. Darauf drückte jener mich, daß ich zu vergehen glaubte, und wiederholte: Lies! Nochmals verneinte ich, abermals drückte mich die Erscheinung und ich hörte die Worte: Lies im Namen deines Herren, der erschafft — erschafft den Menschen aus einem Blutklümpchen — Lies: dein Herr ist ja der Gnadenvolle, — welcher zu wissen thut durch das Schreibrohr — zu wissen thut dem Menschen, was er nicht wußte. Da las ich das;

---

1) Das Jahr ist natürlich wieder streitig und nicht auszumachen, es muß etwa 610 oder 612 gewesen sein. Ueber die arabischen Monate s. unten S. 140 Anm. 1.

hierauf wich die Erscheinung von mir, ich erwachte aus meinem Schlaf, und mir war, als trüge ich die Worte ins Herz geschrieben."[1])

Der Eindruck, welchen diese Vision auf Mohammed gemacht hat, war ein ganz vernichtender. Er hielt sich für besessen und kam in der größten Aufregung zur Chadîdscha. Diese aber tröstete ihn und ließ den Wáraka holen, mit welchem ihr Mann ja schon früher Besprechungen über allerhand höhere Dinge gehalten hatte; als sie dem aber das Erlebniß berichtete, sagte er: „Wenn das wahr ist, o Chadîdscha, so ist der heilige Geist[2]) über ihn gekommen, der über Mose zu kommen pflegte, und dann ist er der Prophet unseres Volkes." Damit ließ sich Mohammed beruhigen; da er aber auf eine Wiederholung der Erscheinung einige Zeit[3]) warten mußte, kehrten seine

1) Wenn man den Wortlaut der verschiedenen Traditionen über diese Vision mit einander vergleicht, so wird etwa Obiges als das Ursprünglichste herauskommen; es ist später mannichfach ausgeschmückt und mit weiteren Zügen versehen worden, z. B. daß der Engel Gabriel — dessen Figur jedenfalls dem Propheten erst lange nachher aufgegangen ist — ihm ein in Seide eingewickeltes Buch (oder ein Stück Seide mit einer Schrift darauf) vorgehalten und ihn aufgefordert habe, das zu lesen, u. A. m. Dadurch ist allmählich die eigentliche Bedeutung des Traumes und der Worte verdunkelt, über welche denn auch bis heute viel Zweifel herrscht. Mir scheint der Sinn aber, wenn man den sonstigen Sprachgebrauch des Korâns, die Erwähnung des Schreibgriffels und die Schlußbemerkung des Propheten erwägt, ganz klar folgender zu sein: Lies — d. h. nimm gläubig auf — was Gott mit seinem himmlischen Schreibgriffel als seine Wahrheit aufgeschrieben hat, und nun auch dir ins Herz schreiben will. Von Lesen und Schreiben ist die Rede, weil Mohammed, dem im Traum doch vor Allem, wenn auch in veränderter Weise, das sich aufgedrängt haben wird, was im Wachen den Gegenstand seiner angstvollen Grübeleien bildete, damals wie später sich eine Offenbarung nur unter dem Bilde einer Schrift vorstellen konnte, wie er ja wußte, daß Juden und Christen solche schriftlichen Offenbarungen besaßen. Diese Vorstellung ist geblieben, so daß heute noch den Mohammedanern die Urschrift des Korâns als im Himmel vorhanden und dort sorgfältig aufbewahrt gilt. Diese im ewigen Rathschlusse Gottes vorhandene, also, bildlich ausgedrückt, im Himmel geschrieben stehende Offenbarung soll er lesen, d. h. in sich aufnehmen, damit er sie dann Anderen vortragen kann. Die Worte „da las ich das" bedeuten also „da merkte ich es mir" (eventuell auch „da sprach ich es nach"). — Da es sich also um bildliche Redeweise handelt, so ist die bei den Muslimen wie von abendländischen Gelehrten im Anschluß an die vergröberte spätere Ueberlieferung vielbesprochene Frage, ob Mohammed habe lesen und schreiben können, hier von keiner Bedeutung. — Was übrigens den figürlichen Ausdruck angeht, so ist treffend an das Verschlingen eines Buches erinnert worden, welches bei dem Propheten Hesekiel (Cap. 3 V. 2, und danach Offenb. Joh. 10 V. 9) als Symbol für die Aufnahme einer göttlichen Offenbarung vorkommt. 2) Im Arabischen „der große Nâmûs"; nâmûs ist *νόμος* — da sich der Gebrauch des Wortes an dieser Stelle und in der hier nothwendigen Bedeutung nur durch den ebionitischen Sprachgebrauch erklären läßt (nach H. J. Bestmann, Die Anfänge des katholischen Christenthums und des Islams, Nördlingen 1884, S. 101), so beweist die Geschichte, daß Wáraka in der That zu der oben S. 51 charakterisirten Art Christen gehört haben muß. Vgl. S. 52 N. 1. 3) Nach der gewöhnlichen Angabe zwei Jahre, doch scheint das später künstlich ausgerechnet zu sein und die Pause in Wirklichkeit nur ein paar Wochen gedauert zu haben.

Zweifel mit doppelt beängstigender Macht zurück und brachten ihn der Verzweiflung nahe. Wieder irrte er rathlos im Gebirge umher und war mehr als einmal nahe daran, sich von einem der hohen Felsen herabzustürzen, um der Angst zu entgehen, die ihm fast die Sinne raubte. Da leuchtet ihm auf einmal himmlische Klarheit entgegen; eine Erscheinung aus dem Jenseits — wortlos, aber überwältigend — erfüllt sein Herz mit der längst ersehnten Gewißheit. Gleichzeitig fühlt er sich einer Ohnmacht nahe; von Fieberfrost geschüttelt eilt er nach Hause. „Wickelt mich ein!" ruft er den Seinen entgegen; es geschieht, und in einem heftigen Nervenanfall glaubt er die Worte zu hören (Ssure 74, 1): O du Eingewickelter — steh auf! ja, mahne! — Deinen Herrn, ja, preis' ihn! — Deine Kleider, ja, reinige sie — den Schmutz, ja, flieh' ihn — sei nicht gütig aus Eigennutz — Und deinem Herrn, ja, harre ihm aus![1]) — Von da an, heißt es in der Tradition, folgten die Offenbarungen regelmäßig auf einander; nämlich weil er jetzt seiner Sache gewiß war, und nun nicht mehr auf weitere übernatürliche Erscheinungen wartete, vielmehr die im Zustande innerer Erregtheit über ihn kommenden Eingebungen ohne Weiteres für göttliche Wahrheit ansah.

Man kann nicht daran zweifeln, daß diese Berichte in allem Wesentlichen auf Wahrheit beruhen. Die himmlische Erscheinung, welche ihm die endliche Gewißheit seiner göttlichen Sendung gab, beschreibt er, als sie sich später nochmals wiederholt und die Mekkaner seine Erzählung darüber Lügen strafen, folgendermaßen (Ssure 53, 4): . . . nichts Anderes ist es als eine himmlische Offenbarung. — Es hat ihn [Euren Landsmann] wissend gemacht der von Kräften Starke — der Mächtige: da stieg er empor — wie er war am höchsten Himmel — dann kam er näher und ließ sich herab — bis er zwei Bogenschüsse entfernt war, oder näher. — Und er offenbarte seinem Knecht Offenbarung — nicht hat das Herz erlogen, was er gesehen — wollt ihr etwa ihm abstreiten, was er gesehen? — Hat er's doch schon einmal niedersteigen sehn — bei dem Ssidrabaum des Endes[2]) — daselbst ist der Garten des Aufenthalts — als den Baum bedeckte Bedeckung — nicht verwandte sich das Auge noch wich es — fürwahr, da hat er von den Wundern seines Herrn das größte gesehn! — Wäre

1) Die Uebersetzung sucht die abgerissene Form des Originals nachzuahmen. — Die Reinigung der Kleider und das Fliehen des Schmutzes geht natürlich auf das Meiden des Götzendienstes. — „Sei nicht gütig aus Eigennutz" d. h. schenke nicht in der Absicht, mehr wiederzubekommen. Ein Gebot, dessen Befolgung dem heutigen Orient wieder ganz abhanden gekommen ist! 2) D. h. dem am äußersten Ende der als bekannt vorausgesetzten Oertlichkeit stehenden. Der „Garten des Aufenthalts" wird am plausibelsten als eine bei einem Sommerhause irgend eines wohlhabenden Mekkaners befindliche Anlage erklärt; die Muslime verstehen das Paradies darunter und verlegen die ganze Scene in den Himmel. — Ssidra bedeutet gewöhnlich Christdorn (Zizyphus spina Christi L.), kommt aber auch für den Lotosbaum (Rhamnus Lotus L.) vor.

Mohammed der Schwindler gewesen, den seine Landsleute zuerst und sehr verschiedene Schriftsteller heutzutage aus ihm machen wollen, so würde er es an detaillirter Beschreibung eines Engels mit möglichst vielen Flügeln u. dgl. nicht haben fehlen lassen. Wenn man aber deutlich sieht, wie er vergeblich danach ringt, den Eindruck der himmlischen Erscheinung in Worte zu fassen, so kann man nicht zweifeln, daß er sie wirklich gehabt hat, und damit ist denn auch ein günstiges Vorurtheil für das Uebrige gewonnen, was wir oben aus den Berichten zusammengestellt haben, und was eines durchaus genügenden inneren Zusammenhanges auch nicht ermangelt. Damit ist uns denn zugleich auch die Entscheidung über die vielbesprochene Frage ermöglicht, ob Mohammed wirklich ein Prophet war oder nicht.

Freilich läßt sich diese Frage wissenschaftlich überhaupt nur nach der Richtung hin entscheiden, welche ein hervorragender Biograph des Mohammed mit dem Satze charakterisirt: „In Deutschland hat man das Wort Prophet aller Bedeutung beraubt und dann behauptet, er sei ein Prophet gewesen. Wenn man das Wort Haus oder Berg demselben Proceß unterwirft, kann man mit ebensoviel Recht sagen, Mohammed war ein Haus oder Berg." Aber wem der Name Prophet nicht im rein historischen, sondern nur in dem Sinne irgend eines theologischen Systems eine „Bedeutung" hat, der braucht sich über die eben gestellte Frage den Kopf überhaupt nicht zu zerbrechen, denn dem ist sie in seiner Dogmatik bereits beantwortet, dem Mohammedaner im bejahenden, dem orthodoxen Juden oder Christen im verneinenden Sinne. Uns ist es um geschichtliche Dinge zu thun, wir suchen auf die Frage eine Antwort aus der Geschichte. Propheten hat es, soweit wir wissen, nur unter den Semiten, specieller, da wir von Mohammed ja vorläufig absehen müssen, nur unter den Juden gegeben. Die allmähliche Entwicklung der Prophetie in Israel ist hier nicht zu untersuchen; auf ihrem Höhepunkt ist sie eine geschichtlich vollkommen klare, unzweideutig zu definirende Erscheinung. Ein Prophet in Israel ist ein Mann, welchen die Gewalt der religiösen Idee so vollkommen ergriffen hat, daß er sich ausschließlich in ihren Dienst gestellt, ihre Verwirklichung in der Sinnenwelt als seine einzige Lebensaufgabe fühlt, daß er andererseits aber mit dem göttlichen Willen, auf welchen allein er die ihn erfüllende absolute Selbstgewißheit zurückführen kann, sich eins, die ihn begeisternde Idee als göttliche Wahrheit weiß. In diesem Sinne nun wird man dem Mohammed den Namen eines Propheten schwer versagen können. Es ist freilich nicht zu leugnen, daß er in Folge seiner außerordentlich reizbaren Constitution allerhand Nervenzufällen ausgesetzt gewesen ist, welche sich einigemal, wie bei den eben erwähnten beiden Gelegenheiten, bis zu Hallucinationen gesteigert haben,[1]) und naturgemäß dann ein-

1) Welcher Art diese Zufälle gewesen und wie sie medicinisch zu definiren sein mögen, ist bis jetzt nicht sicher festgestellt. Mit Recht ist aber neuerdings betont worden, daß sie keinesfalls epileptischer Natur waren. Am wahrscheinlichsten ist wohl, daß sie mit den auch sonst bekannten Nervenaffectionen religiös überreizter Personen

zutreten pflegten, wenn die religiöse Erregtheit seines Innern am stärksten war: so ist es begreiflich, daß einstimmiger und zweifellos begründeter Ueberlieferung zufolge ihm die Offenbarungen wenigstens sehr häufig gleichzeitig mit solchen Anfällen kamen. Dem gegenüber muß aber nachdrücklich betont werden, daß unter diesen Zuständen seine volle Zurechnungsfähigkeit nicht gelitten hat, und daß noch weniger jene äußerliche Anschauung für berechtigt gelten darf, nach welcher ungefähr seine ganze Lehre auf Hallucinationen und Irrereden hinauskäme. Wenigstens in seiner mekkanischen Zeit ist er auch bei normalem Befinden nicht weniger von seiner Sache voll, als in den Fällen außergewöhnlicher nervöser Reizung. Alles Mögliche haben ihm die Spötter nachgesagt: er sei verrückt, ein Phantast, ein Schwindler — aber die consequente Sicherheit seiner Haltung, die Einheitlichkeit seines ganzen Wesens ist niemals bemängelt worden, tritt uns auch heute noch deutlich im Korán entgegen, dessen Schwächen die eines logisch ungeschulten Denkens, nicht die einer gestörten Psyche sind. Darf man unter diesen Umständen Mohammeds Offenbarungen nicht einfach als Ausgeburten eines kranken Gehirns oder als Faseleien eines albernen Schwärmers bei Seite schieben, so kann seine vollkommene Ehrlichkeit in der mekkanischen Periode noch weniger in Zweifel gezogen werden. Die Zustände verzweifelter Angst, welche der entscheidenden Vision vorhergingen, die wahrhaft bewunderungswürdige Ausdauer, mit welcher der an sich keineswegs muthige Mann über ein Jahrzehnt unter den schwersten Verfolgungen, zuletzt unter dringender Lebensgefahr, ohne die geringste Aussicht auf einen schließlichen Erfolg seine Predigt fortgesetzt hat, sind klare Zeugnisse für die ihm selbst im Anfang unheimliche, überwältigende Macht der Idee, welche ihn ergriffen hatte, und die unabhängig von seinem Willen ihn zu der festen Ueberzeugung brachte, die Eingebungen, welche seinem Denken sich aufdrängten, seien von Gott selbst geoffenbart. Damit ist das Bild eines echten Propheten, wie wir es oben zu erfassen versuchten, gegeben; ihm den Namen zu verweigern ist natürlich Jeder berechtigt, der sich in die Geheimnisse der göttlichen Leitung der Völker so weit eingeweiht glauben darf, daß er sicher weiß: in dieser Zeit ist ein Prophet nicht mehr möglich. Eine solche dogmatische Selbstbeschränkung des Urtheils wird häufig auf den achtungswerthesten Motiven beruhen; man kann auch nicht ohne Grund sagen, daß es eine absolut voraussetzungslose Geschichtschreibung nicht giebt. Aber nur eine etwas universellere Betrachtungsweise wird bei der Unzulänglichkeit menschlicher Erkenntniß im Stande sein, dem Glauben und Denken fremder Völker einigermaßen gerecht zu werden.

Habe ich also weder unbedacht noch ironisch „Mohammed der Prophet" über dies Capitel geschrieben, so muß ich andererseits um so ängstlicher bemüht

zusammenzustellen sind. Auch Luther hat ja gelegentlich den Teufel mit leiblichen Augen zu sehen geglaubt: zwischen seiner kräftigen Natur, welche von derartiger Sinnestäuschung nur vorübergehend angewandelt wurde, und den ekstatischen Zuständen stigmatisirter Jungfrauen wird Mohammed vielleicht die Mitte gehalten haben.

sein, den Verdacht schönfärbender Uebertreibung auszuschließen. Ich eile daher, zwei Vorbehalte zu formuliren, deren Begründung aus der weiteren Geschichte Mohammeds sich von selbst ergeben wird.

Einmal lehrt eine auch nur oberflächliche Vergleichung des Koráns mit den Schriften der Propheten Israels, daß die religiöse Idee des Arabers von vergleichsweise geringerem Werthe gewesen ist. Das ist nicht zu verwundern. Ein langer Weg führt von den Propheten, unter welche Saul gerieth, zu der Höhe des zweiten Jesaja: Mohammed ist zugleich der letzte wie der erste Prophet seines Volkes. Kein Wunder, daß er nur eine Seite des göttlichen Wesens erfaßt, daß ihm insbesondere der Begriff der Heiligkeit vollkommen abgeht, damit aber auch die Grundlage für eine irgendwie tiefere Ausgestaltung des Gedankens einer sittlichen Lebensordnung. Aber was sich von moralischen Vorschriften doch auch seiner mangelhaften Anschauung ergab, bleibt der vielfach geradezu empörenden sittlichen Gleichgiltigkeit seiner Zeit gegenüber ein ganz erheblicher Fortschritt. Daran ändert die Thatsache nichts, daß er vielfach in den Schranken seiner Nationalität befangen blieb, ja in seinen späteren Jahren derselben immer weitere Concessionen machte, mit welchen er seiner Lehre endgiltig das Siegel eines niemals zu beseitigenden Particularismus aufgedrückt hat. Aber diese Befangenheit in den Schranken der Nationalität führt ihn allmählich zu Schlimmerem, und das veranlaßt meinen zweiten Vorbehalt.

Mohammed konnte als Araber nicht begreifen, wie die Wahrheit nicht schon bei seinen Lebzeiten in dieser Welt hätte triumphiren sollen; noch weniger konnten ihm Begriffe wie Gewissensfreiheit, Unterschied zwischen Staat und Kirche oder dergleichen kommen. Selbst dem Abendlande ist noch im sechzehnten Jahrhundert allgemein der Ketzer gleichzeitig ein Staatsverbrecher und wird demgemäß behandelt, umsoweniger konnte es einem Orientalen des siebenten beikommen, in einem Ungläubigen etwas Anderes als einen Bösewicht zu erblicken, und schwerlich hat in solchem Falle der Prophet daran gedacht, daß sein Herr in seiner ersten Offenbarung vom Schreibrohr, nicht vom Schwerte gesprochen hatte. So dürfen wir uns kaum wundern, wenn seinen Feinden gegenüber Mohammed jeglichen moralischen Gefühles ermangelt. Während er in Mekka selbst in der Bedrängniß lebte, konnte diese Seite seines Wesens sich nicht entwickeln, erscheint die religiöse Idee, welche ihn bewegte, ungetrübt von weltlichen Einflüssen, analog etwa der Art des Christenthums in den ersten Jahrhunderten. Wenn aber das letztere erst durch Constantin dem Worte seines Herren „Mein Reich ist nicht von dieser Welt" entfremdet wird, so trifft solche Entstellung im Islám schon die Persönlichkeit des Stifters, und mit Recht hat man betont, daß es für das Andenken des arabischen Propheten glücklich gewesen sein würde, wenn seine Laufbahn mit der Flucht aus Mekka abgeschlossen hätte. Und was uns am peinlichsten berührt, ist bei weitem nicht die Schonungslosigkeit, mit welcher er oft auf die Vernichtung seiner Feinde ausgeht: das war eben altarabische Härte, und

man kann für ihn anführen, daß in einer Anzahl anderer Fälle er eine nicht gewöhnliche Milde hat walten lassen. Aber was uns bei weitem mehr abstößt, ist die Heimtücke und systematische Lügenhaftigkeit, welche in Medina mehr und mehr bei ihm hervortreten. Wenn er schon in Mekka, besonders in späterer Zeit, von dem Spotte und den Gründen der Gegner gedrängt, bisweilen etwas eigenthümliche Behauptungen aufstellt und bedenkliche Auskunftsmittelchen gebraucht, um sich aus allerhand Widersprüchen herauszuwickeln, so kann man das mit seiner Ungeübtheit im logischen Denken genügend erklären; aber in Medina nimmt rasch eine bewußte Verlogenheit und Treulosigkeit von seinem Innern Besitz, die als Erbtheil seines Volkes begreiflich, im Verein mit der officiellen Frömmigkeit aber, welche darum nicht geheuchelt zu sein braucht, für uns unsäglich widerwärtig ist. Die Religion ist ihm zur Politik, und nicht blos zur Kirchenpolitik geworden; zuerst vielleicht kaum, dann halb, endlich vollkommen bewußt bedient er sich der Lüge, um die Wahrheit durchzusetzen. Was davon persönliche Schuld, was Zwang des arabischen Blutes gewesen, ist eine müßige, weil unlösbare Frage; wer nach beiden Seiten ohne Voreingenommenheit zu urtheilen sich bemüht, wird weder das eine, noch das andere ausschließen können.

Es verstand sich von selbst, daß Gott den Mohammed zu seinem Vertrauten nur gemacht haben konnte, damit er seinen Willen dem Volke mittheile; zudem hatte er dazu schon in der zweiten Offenbarung durch die Worte „steh auf, ja mahne" (S. 55) den ausdrücklichen Auftrag erhalten. So groß war der Einfluß seiner Persönlichkeit und der letzten Ereignisse auf seine unmittelbare Umgebung, daß seine ganze Familie und einer seiner nächsten Freunde sofort an die Göttlichkeit seiner Mission glaubten und seiner geistlichen Leitung sich unterordneten. Es waren außer Frau und Töchtern die beiden Adoptivsöhne Alí und Seid (S. 53), von welchen der Erstgenannte freilich noch sehr jung war, dann aber — Wáraka scheint in dieser Zeit gestorben zu sein — El-Atik, bekannt unter seinem Beinamen Abu Bekr[1]), ein wohlhabender und allgemein geachteter Kaufmann aus der mekkanischen Familie der Benu Teim, mit Mohammed seit Jahren eng befreundet. Er war, so heißt es, etwa zwei Jahre jünger als der Prophet, ein ruhiger und kluger, aber gerader und zuverlässiger Mann, milde und gemüthvoll, aber, wo es die Umstände erforderten, fest zur Unbeugsamkeit. Eine solche Persönlichkeit war gerade die, welche dem Mohammed bei seinem melancholischen, leicht erregbaren und ebenso leicht niedergeschlagenen, daher

1) D. h. der „Vater des Bekr" (vergl. S. 7 N. 1). Bekr ist ein häufiger arabischer Name. — Die Uebersetzung „Vater der Jungfrau" ist ein ganz heilloser Einfall eines sonst hochverdienten Gelehrten, welcher leider den gewöhnlichen Erfolg solcher Mißgriffe gehabt hat, in allen populären Darstellungen nachgeschrieben zu werden.

vielfach in den Dingen des äußeren Lebens unsteten Temperament zur Seite treten mußte, sollte er seiner schwierigen Aufgabe nicht vorzeitig erliegen. Es ist ein ehrenvolles Zeugniß für den Propheten, daß ein solcher Mann, welcher durch keine äußeren Interessen oder Familienbande ihm nahe stand, Zeit seines Lebens an die Lauterkeit seiner Absichten, an die Wirklichkeit seiner göttlichen Sendung, ja an die Wahrheit seiner Behauptungen selbst in Fällen geglaubt hat, wo die nächsten Angehörigen stutzig geworden sind. — Durch Vermittlung des Abu Bekr sollen dem Mohammed dann noch einige Gläubige zugeführt sein, welche nachher in der Geschichte des Islâms eine Rolle gespielt haben, wie Ssá'ad Ibn Abi Wakkâß, der spätere Eroberer Persiens, Sobeir Ibn El-Awwâm und Talcha[1]), Sohn Obeidallahs, alle drei entfernte Verwandte des Propheten oder seines Freundes: aber sie müssen damals noch fast Kinder gewesen sein, und in der späteren Zeit, aus welcher unsere Ueberlieferungen stammen, behauptete natürlich jeder, daß sein Vorfahr zu den ersten Gläubigen gehört habe. Nach arabischen Begriffen sah sich Mohammed zunächst auf seine eigene Familie im weiteren Sinne, also seine Oheime und Vettern, dann überhaupt die Angehörigen des Hauses Hâschim angewiesen. Demgemäß versammelte er diese, und trug ihnen seine Sache vor. Denen aber war er nicht mehr, als jedes andere beliebige Familienmitglied, und sie werden richtige Koreischiten gewesen sein; sein Oheim Abu Lahab, der irgend eine wichtige geschäftliche Berathung erwartet zu haben scheint, brach ärgerlich in die Worte aus: „Zum Henker mit dir! hast du uns dazu gerufen?" — und die Familie ging verstimmt auseinander. Wenn seine eigenen Leute nicht an ihn glaubten, so war natürlich die Aussicht Fremde zu gewinnen erst recht schwach. Kein Wunder, daß Mohammeds Erregung ihm einige bitterböse Koranverse eingab, welche darauf hinauskommen, daß es mit dem unfreundlichen Oheim zum Henker gehen, und daß er im Jenseits in einem Feuer brennen werde, zu dem seine eigene Frau, einen Strick um den Hals, die Scheite herantragen müsse. Diese mehr deutliche als verwandtschaftliche Aeußerung mußte den Abu Lahab aufs Aeußerste empören; die Verlobung, welche zwischen seinem Sohne und Mohammeds zweiter Tochter Rokaija bestand, ging auseinander und der Bruch mit der Familie war fertig. Allerdings gewann, vermuthlich bald nachher, die Schönheit seiner Tochter dem Vater einen anderen Schwiegersohn und damit dem Propheten einen neuen Anhänger: Othmân[2]), den Sohn des Affân aus der hochangesehenen Familie Omaija; aber vereinzelt wie er war blieb dieser Uebertritt um so mehr ohne Einfluß auf die größere Menge der Koreischiten, als Othmân zwar ein wohlhabender und schöner, dabei aber wenig energischer, ziemlich unbedeutender Mann war. Diese und jene Persönlichkeit mag sich

1) Das ch rauh zu sprechen wie in ach. 2) Perser und Türken sprechen statt des gelispelten th in arabischen Namen ein s, sagen also Osman, und diese Namensform ist danach auch im Abendlande üblich geworden.

noch hinzugefunden haben; im Ganzen wird die Zahl der ersten Gläubigen auf 43 angegeben, und wir erfahren dabei, daß ein großer (wahrscheinlich der größte) Theil der kleinen Gemeinde aus armen Leuten und Sklaven bestand, die natürlich geneigter waren, die Predigt vom Zorne Gottes über ihre mekkanischen Herren und von der Wiedervergeltung im Jenseits anzunehmen, als die letzteren selbst, die sich im Diesseits sehr wohl befanden. Das machte nun die ganze Bewegung den angesehenen Geschlechtern noch unsympathischer, und als der fortgesetzten Gleichgiltigkeit gegenüber der Prophet seine Sprache immer leidenschaftlicher steigerte, mußte es zu offener Feindschaft kommen. Ob da ein beliebiger Mensch in Conventikeln allerhand verdrehtes Zeug redete, was er von christlichen Sectirern aufgeschnappt haben mochte, war an sich den großen Kaufleuten sehr gleichgiltig; daß er aber dabei die Stadtgötter beschimpfte, die man von den Vätern ererbt hatte und ohne welche das für Mekkas Wohlfahrt unumgänglich nothwendige Bestehen der Handelsbündnisse und Messen (s. S. 30) unmöglich schien, daß er endlich mit solchen verderblichen Grundsätzen auch die Sklaven bethörte und ihnen die Einbildung beibrachte, sich für besser zu halten als ihre Herren, das konnte nicht geduldet werden. Freilich ließ sich der unbequeme Phantast nicht so einfach bei Seite schaffen. Er stand immer noch unter dem Schutze seines Oheims Abu Tálib, eines zwar armen, doch geachteten Mannes, der ihn mit Einsetzung seines eigenen Lebens gegen jeden Angriff vertheidigt haben würde; an Abu Tálib aber konnte man sich nicht vergreifen, ohne die ganze Familie Háschim in Aufruhr zu bringen, welche zwar von den Dummheiten Mohammeds auch nichts wissen wollte, aber jede Verletzung der Familienehre mit der Eröffnung des Bürgerkrieges beantworten mußte. Das Gleiche galt von den übrigen Familien, welche Angehörige bei der neuen Rotte hatten. So mußte man die Freien, soweit sie nicht aus materiellen Gründen von ihren reicheren Mitbürgern abhingen, wohl oder übel in Frieden lassen, oder sich doch begnügen, sie mit Schimpfereien und heimlichem Schabernack zu belästigen, oder eine gelegentliche Prügelei zu provociren. Aber die Sklaven, welche den Herren gegenüber rechtlos waren, bekamen es schlimm: nicht allein jeder Art übler Behandlung, sondern vielfach sogar peinvollen Martern waren sie ausgesetzt, wenn sie sich weigerten, den Mohammed zu schmähen oder zu den alten Göttern sich zu bekennen. Abu Bekr verwandte bereitwillig einen Theil seines Vermögens darauf, eine Anzahl der also Bedrückten loszukaufen, den andern gestattete der Prophet, unter reservatio mentalis ihres wahren Glaubens durch äußerliche Erfüllung des an sie gestellten Ansinnens sich weiteren Qualen zu entziehen. Unter den Losgekauften befand sich ein Aethiope, Namens Bilál, der wegen seiner durchdringenden Stimme später der erste Gebetsausrufer (Mueddhin) des Islâms geworden ist.

Mohammed ließ sich durch den ungenügenden Erfolg nicht hindern, seine Predigt eifrig fortzusetzen. Bald suchte er im Einzelgespräch den oder jenen für den Glauben zu erwärmen, bald vor einem größeren Kreise die Offen-

barungen laut zu recitiren, welche ihm geworden waren. Ein großer, wenn nicht der größte Theil derselben ist uns noch erhalten, und sie bilden die einzigen wirklich authentischen Zeugnisse für diese ersten Anfänge des Islâms. Was ihm den Tag über begegnete, bildete naturgemäß den Inhalt seiner nächtlichen Meditationen. Eifrig im Gebet und Wachen, von solchen Anstrengungen bald erschöpft, bald überreizt, empfing er fortwährend Eingebungen, welche sich auf seine Erlebnisse und Kämpfe bezogen. Bald tröstet ihn Gott über den scheinbaren Mißerfolg, über die Hohnreden und Beschimpfungen, mit welchen die Koreischiten ihm begegnen; bald wiederholt er in immer neuen Wendungen die kurzen Sätze, welche den Inbegriff des wahren Glaubens bilden; bald droht er den Gegnern des Propheten mit dem Untergange der Welt und dem jüngsten Gerichte, während die Gläubigen zum Ausharren ermahnt werden, damit sie einst den Lohn ihrer Treue erhalten; bald wieder mahnt er eindringlich zur Dankbarkeit für die Gaben, welche den Menschen täglich von oben gespendet werden. Aber auch der Prophet selbst entgeht dem verdienten Tadel nicht, wenn er etwas versehen: in der kurzen Ssure 80 wird er ernstlich angefahren, weil er eines Tages einen armen blinden Mann schroff zurückgewiesen, der ihn aus dem Bedürfniß geistlichen Zuspruches in einer Unterhaltung mit dem reichen und stolzen Walîd Ibn Mogîra, dem Haupte der vornehmen Familie Machsûm, gestört hatte — ein weiterer Beweis, wie ehrlich Mohammed damals nach der Wahrheit auch für sich rang. —

Dem entsprechend, was in der ersten Offenbarung (S. 53) enthalten ist, heißt eine solche eine Lesung, arabisch korân — was übrigens, wenn man an lautes Lesen vor der Gemeinde denkt, auch als Vorlesung oder Recitation verstanden werden kann. Der Name ist nachher bekanntlich auf die Sammlung der erhaltenen Lesungen im Ganzen übertragen worden, und unter el-Korân „die Lesung" (daher Alkoran) versteht man sogar in der Regel die letztere. Sie verdankt die Gestalt, in welcher wir sie noch besitzen, einer auf Befehl des dritten Chalifen, Othmân, durchgeführten Redaction, von der später die Rede sein wird; hier nur so viel, daß in ihr unzweifelhaft die Worte des Propheten selbst, welche er als göttliche Offenbarungen ausgesprochen hat, mit großer Genauigkeit wiedergegeben sind. Nur hat man bei der Zusammentragung der oft sehr kurzen Einzelkorane keinerlei chronologische oder sachliche Ordnung beobachtet, so daß selten einmal einer für sich geblieben ist; meist hat man, und zwar schon in sehr früher Zeit, mehrere Korane, besonders wenn sie denselben Reim hatten, zu einem Ganzen vereinigt, wenn sie auch ursprünglich gar nichts mit einander zu thun hatten. Schließlich hat man die Gesammtstücke, die etwa den Capiteln unserer heiligen Schrift entsprechen und Ssuren (d. h. „Abschnitte") genannt werden, auch noch, abgesehen von der ersten, dem täglichen Gebete der Mohammedaner, rein äußerlich nach der Länge geordnet, und daher kommt es, daß uns der Korân als ein ungeordneter Haufen zusammenhangsloser Bruchstücke entgegentritt, in

welchem auch nur eine Seite hintereinander weg zu lesen unmöglich ist. Dazu kommt, daß in Folge der verkehrten Anordnung der Ssuren nach der Länge ungefähr die ersten zwei Drittel des Ganzen fast ausschließlich von den wirklich langweiligen Declamationen gegen die Juden und den nur für das gelehrte Studium werthvollen rituellen und politischen Gesetzesvorschriften eingenommen werden, während die kurzen, zum Theil wirklich schönen oder doch pathetischen Ssuren aus der ältesten mekkanischen Zeit ganz hinten stehen, wohin der abendländische Leser sich kaum jemals durchschlägt. Endlich fehlt es in Deutschland noch immer an einer wirklich guten Koránübersetzung, welcher freilich in verschiedenen Beziehungen auch die größten Schwierigkeiten entgegenstehen. So ist der Historiker, der seinem Werke unmöglich längere Auszüge aus dem merkwürdigen Buche einfügen kann, übel daran, wenn er vor der Aufgabe steht, diese Grundlage der ganzen folgenden Entwicklung dem Leser einigermaßen zur Anschauung zu bringen. Die kurzen Stücke, welche S. 53. 55 vorkamen, mögen von der eigenthümlichen, orakelhaften Kürze der älteren Offenbarungen einen annähernden Begriff geben; eine, freilich recht ungeschickte, Nachbildung auch der äußeren Form will ich im Folgenden an der 93. Ssure versuchen:

„Bei[1]) des Tages Pracht — und beim Schweigen der Nacht: — nicht hat dein Herr dich verlassen — nicht will er dich hassen. — Wahrlich der Ausgang — ist besser als der Anfang. — Dein Herr wird sicher dich begaben — und du Genüge haben. — Hat er dich nicht gehegt, da er dich fand als Waise — da er irrend dich fand, geführt in das rechte Geleise — da er arm dich fand, gewährt dir reichliche Speise? — Darum vergewaltige nicht die Waise — und den Bittenden zurück nicht weise — die Segensspenden aber deines Herren preise.“[2])

Die uns sehr ungewohnte Reimprosa, in welcher der Korân abgefaßt ist, hat Mohammed nicht zuerst angewandt. Obwol es den Arabern an einem geordneten Gottesdienste in der alten Zeit gebrach, finden sich doch Leute in einer Art priesterlicher Function bei allen Stämmen, die mit einem den Juden entlehnten Ausdruck Kâhin's genannt werden. Aber sie haben keine seelsorgerische Thätigkeit auszuüben, ähneln vielmehr den Medicinmännern der Indianer: aus dem Werfen der Loospfeile und dem Vogelflug weissagen sie in dunkeln Sprüchen dem abergläubischen Beduinen, und dazu bedienen sie sich solcher kurzer gereimter, aber nicht durch ein Versmaß gebundener Sätze, wie sie im Obigen nachgeahmt sind. Dem Mohammed fehlte die sonst unter den Arabern weitverbreitete Fähigkeit, seinen Stegreifvers zu machen, und so ist es natürlich, daß ihm die ersten kurzen Eingebungen in jener Orakelprosa

1) Die älteren Ssuren werden häufig mit solchen Betheurungen eröffnet, durch welche gewissermaßen die Natur zum Zeugen der Wahrheit des folgenden göttlichen Wortes aufgerufen wird. 2) Die Reime in dieser Uebersetzung entsprechen nicht genau denen des Originals, können von der Art derselben indeß einen ungefähren Begriff geben.

beifielen, die er dann, zuerst unwillkürlich, später mit Absicht, beibehielt. Freilich nicht ohne allmähliche Veränderungen, die schließlich die ganze Wirkung dieser Form zu nichte machen. Mit dem Erlahmen der Phantasie und der fortwährend zunehmenden Trockenheit des Inhalts werden die einzelnen Sätze immer länger, die Reime dürftiger, bis man sie kaum noch spürt und die Rede sich von gewöhnlicher Prosa fast nicht mehr unterscheidet, daher denn insbesondere die medinischen Sfuren mit den älteren mekkanischen wenig gemein haben.

Der dogmatische Inhalt der ältesten Theile des Koráns ist sehr einfach. Es giebt nur einen Gott, Alláh, den Gott,[1]) der die Welt erschaffen hat und erhält; ihn allein muß man anbeten und allen Götzendienst verabscheuen. Mohammed ist sein Prophet,[2]) den er beauftragt, die Menschen zu warnen und sie zu benachrichtigen, daß es eine Auferstehung und ein jüngstes Gericht giebt, bei welchem Jedem nach seinen Verdiensten vergolten wird. Außer dem Bekenntniß zum wahren Glauben sind die Hauptpflichten des Menschen das regelmäßige Gebet, Rechtlichkeit im Verkehr mit den Nebenmenschen und Wohlthätigkeit gegen die Armen; die schreckliche Sitte der Araber, ihre neugeborenen Töchter lebendig zu begraben, wird von Anfang mit Heftigkeit verworfen. Man sieht, es sind Grundsätze, zu denen, abgesehen von der göttlichen Mission des Mohammed, sich auch Juden und Christen bekennen: und so erhebt er denn auch keineswegs den Anspruch etwas Neues zu bringen, er ist nur ein Mahner, zu der alten, in Vergessenheit gerathenen Wahrheit zurückzukehren, und fühlt sich in dieser Zeit von den übrigen Bekennern des Monotheismus durch nichts geschieden: erst später, als er mit christlicher und besonders jüdischer Lehre genauer bekannt wird, und gleichzeitig sieht, daß man auf dieser Seite von seiner göttlichen Sendung nichts wissen will, tritt er auch gegen sie in offnen Gegensatz.

Vorläufig hat er es freilich nur mit den ungläubigen Mekkanern zu thun. Unter ihnen standen als seine Gegner in erster Reihe El-Walíd Ibn Mogíra, den er vergeblich zu bekehren versucht (S. 62), und Abu'l-Hakam Amr Ibn Hischám, gewöhnlich mit einem von Mohammed ihm angehängten Spitznamen Abu Dschádhl „Vater[3]) der Thorheit" genannt, beide von der

---

1) Das arabische Allah ist zusammengezogen aus al-iláh „der Gott" (vgl. S. 31). 2) rassûlu 'lláhi „der Gesandte Gottes". Daher die officielle Form des Glaubensbekenntnisses: lá iláha illa 'lláhu wa Mohámmed rassúlu 'lláhi „kein Gott außer dem Gott" — oder: „außer Allah" — und Mohammed der Gesandte Allahs" — woraus das bekannte „Allah il Allah" verderbt ist. Natürlich stammen alle solche Umformungen arabischer Sätze und Worte aus den Türkenkriegen. 3) Die Araber benutzen die Verwandtschaftsnamen Vater, Mutter, Bruder, Schwester, Sohn und Tochter häufig zu charakteristischem Ausdruck von Eigenschaften oder Beziehungen zwischen Personen und Gegenständen. So ist ihnen der Fuchs „der Vater der kleinen Festung", die Hyäne „die Mutter der Gräber", ein zuverlässiger Mensch „der Bruder der Treue", ein tapferer Mann „der Sohn des Krieges", der Wein „die Tochter des Rebstockes" u. dergl. m. „Vater der Thorheit" ist also Jemand, der nichts als Thörichtes thut und redet.

vornehmen Familie Machsûm; Abu Ssofjân vom Hause Omaija, der später als sein Hauptfeind auftritt, scheint in dieser Zeit sich noch gemäßigt zu haben. Abgesehen von allen möglichen Nachtheilen, welche den Mitgliedern der kleinen Gemeinde zugefügt werden konnten, ohne geradezu ihre äußere Sicherheit in Frage zu stellen (S. 76), suchten diese mekkanischen Aristokraten den Propheten in jeder Weise zu discreditiren. Man verschrie seine Lehre bald als Ausgeburt eines faselnden Phantasten, eines unpraktischen Poeten oder gar eines Lügners, stellte seinem Anspruche auf eine göttliche Sendung die Behauptung entgegen, daß Alles, was er vortrug, längst dagewesen sei — was er niemals bestritten hatte —, setzte ihn dadurch in Verlegenheit, daß man zur Beglaubigung seiner Mission Wunder von ihm verlangte. Dem gegenüber steigert er die Heftigkeit seiner Sprache, überbietet sich selbst in Schilderungen der Schrecken des jüngsten Tages, malt die Qualen der Hölle, welche die Feinde Gottes, und die Freuden des „Gartens",[1]) welche die Gläubigen erwarten, in immer ausführlicherer, freilich grobsinnlicher Weise[2]) aus; wenn die Gegner höhnend fragen, wann denn endlich die vielverkündete, schreckliche „Stunde" des jüngsten Gerichtes — welche sich Mohammed in der ersten Zeit allerdings wohl nahe bevorstehend gedacht hatte — hereinbrechen werde, verweist er auf Gott, der allein dies Geheimniß wisse; und dem Verlangen nach Wundern, den Zweifeln an der Möglichkeit einer leiblichen Auferstehung stellt er den Beweis für die Allmacht Gottes aus den Wundern der Natur, insbesondere der geheimnißvollen Entstehung des Menschen entgegen. Natürlich hilft das Alles nichts, die Bedrückungen dauern fort; daß Mohammed seinen Anhängern in dem Hause des Arkam, eines der ersten Bekehrten, einen Mittelpunkt gab, wo dieselben sich zu den Zeiten der vorgeschriebenen gemeinsamen Gebete[3]) versammelten, und er selbst stets bereit war, mit Vorübergehenden oder Herbeigelockten religiöse Gespräche anzuknüpfen, verdroß die Ungläubigen ganz besonders und gab zu vielem Unfug Anlaß. So kam die langsame Vermehrung der kleinen Gemeinde allmählich ins Stocken, ja Einige, deren Glaube nicht fest genug war, dem Hohne der Landsleute oder dem Unwillen der Mächtigen Trotz zu bieten, sagten sich wiederum von Mohammed los. Die neue Lehre konnte in der That die Halben und Lauen nicht gebrauchen: schon früh wird ganz bezeichnend als Forderung Gottes ausgesprochen, daß der Mensch sich ihm rückhaltlos mit Leib und Seele ergebe, daß er ohne jeden Hintergedanken eigenen Interesses oder selbständigen Willens der Leitung des Allmächtigen, und nur ihr folge. Ergebung, vollkommene Uebergabe ist die genaue Definition des Begriffes, welchen der Araber mit

1) al-dschannatu (hebr. gan) der Garten Eden, das Paradies. 2) Die berufenen Huri's, wunderschöne Jungfrauen, welche den Gläubigen im Jenseits bestimmt sind, kommen schon ziemlich früh vor. Das arabische Wort ist El-Hûr, Plural von El-Haurá „die Großäugige". 3) Gebete sind vom Anfang des Islâms die Hauptsache bei jedem Gottesdienste; über ihre Art wird später bei der Darstellung der mohammedanischen Lehre im Zusammenhange gehandelt werden.

dem Worte islám verbindet: Islám ist daher mit vollem Rechte der Name des Bekenntnisses geworden, welches mehr als irgend ein anderes die willenlose Hingabe des Menschen an Gott verlangt, und der Ehrenname des Gläubigen, der solche Hingabe vollzieht, lautet nicht anders als Muslim[1]) „ein Hingebender". In tieferer Auffassung kann man darin ja die christliche Anschauung wiederfinden: das Unterscheidende ist nur die mangelnde Innerlichkeit des Arabers, welchem der Wille Gottes nicht in der eigenen Brust, sondern ausschließlich in dem Worte seines Propheten kund wird, wie dem Soldaten der Wille des Kriegsherrn in dem Commandorufe seines Führers. Auch in dieser Beziehung zeigt sich eine Art von innerer Verwandtschaft des Islâms mit gewissen Richtungen des Katholicismus.

Eine solche Anschauung mußte in der That dem Araber, der gewohnt war, sich um keines Menschen Willen zu kümmern außer dem eigenen, durchaus wider die Natur gehen; um so größer war die Gefahr, der beginnende Wiederabfall könnte in der kleinen Schaar um sich greifen. Es ist bezeichnend für das erste, besonders von christlichen Einflüssen beherrschte Stadium von Mohammeds Entwicklung, daß er um Hilfe eben nach den Christen ausschaute. Wir haben oben S. 28 gesehen, wie seit etwa hundert Jahren die christlichen Aethiopen ihrer Politik wie ihrer Religion Geltung in Südarabien zu verschaffen suchten. Einen Augenblick hatte es geschienen, als sollte auch Mekka von den Folgen dieser Kämpfe nicht verschont bleiben (S. 28); aber das war nun ungefähr 45 Jahre her, und längst bestand wieder friedlicher Verkehr zwischen Abessinien und der arabischen Handelsstadt, von welcher aus man in wenigen Tagen über Scho'eiba (nahe dem späteren Dschedda) und das rothe Meer das Reich des Nadschâschi[2]), des Königs von Aethiopien, erreichen konnte. Da Mohammed damals noch der Ansicht war, seine Offenbarungen deckten sich dem Inhalte nach mit denen vollkommen, welche Gott durch Mose und Christus den Menschen gesandt, und die jetzt nun auch dem Volke der Araber zu predigen er berufen worden, so mußte er die Abessinier eigentlich als Glaubensgenossen ansehen, zu denen es nahe lag diejenigen seiner Anhänger zu flüchten, welche sich den Bedrückungen der mekkanischen Aristokraten zu entziehen wünschten. So ward denn, nach der gewöhnlichen Chronologie im Jahre 615, eine Auswanderung nach Aethiopien veranstaltet, an welcher sich zunächst, vermuthlich weil es besser schien die Verhältnisse des fremden Landes vorläufig durch eine kleinere Anzahl von Leuten erforschen zu lassen, nur elf Personen betheiligt haben sollen.

Gleichzeitig aber fingen die Gedanken des Propheten, der selbst unter

---

1) Mit einer noch besonders hinzugefügten Adjectivendung lautet das Wort im Persischen muslimân, ungenauer ausgesprochen musulmân oder, wie die Türken gewöhnlich sagen, müsülmân, woraus dann durch Volksetymologie das lange Zeit bei uns übliche Muselmann, Muselmänner geworden ist. 2) Arabische Aussprache des Wortes Nagâschi, welches im älteren Aethiopisch soviel als das spätere, noch jetzt in Abessinien gebräuchliche Negûs „König" besagt.

aller jener Noth in seinem erregbaren Gemüthe tief leiden mußte, an sich auf die Frage zu richten, ob nicht doch etwa ein Ausgleich mit seinen Landsleuten zu versuchen sei, bevor man sich endgiltig entschlösse, durch die Uebersiedelung größerer Schaaren von Gläubigen nach dem Auslande die Kraft der Gemeinde immerhin erheblich zu schwächen. Es scheint ihm eingefallen zu sein, daß möglicher Weise die heimischen Götter zu Allah, dem Herrn der Ká'aba, in einem ähnlichen Verhältnisse stehen könnten, wie die Engel, als eine Art Zwischenstufe zwischen ihm und den Menschen. Diesen Gedanken hat ihm nach seiner eigenen späteren Ansicht Satan eingegeben, welcher durch seine Predigt natürlich arg geängstigt war und längst nach einer Gelegenheit spähte, den Gesandten Gottes zu Falle zu bringen, und dem es hier einmal wirklich gelang, ihn zu einer Verwechslung seiner Einflüsterung mit dem wahren Worte Gottes zu verleiten. Gott ließ sie zu, vermuthlich zur Strafe für die Kleingläubigkeit, mit welcher der Prophet seit einiger Zeit auf Versöhnung mit den Ungläubigen sann: so trug denn Mohammed eines Tages vor der Ká'aba, von welcher Arkams Haus nicht weit entfernt stand, im Zusammenhange eines Koráns die Worte vor: „Habt ihr wohl nachgedacht über die Lât und die Ozzá, und die Manát, die dritte daneben? Das sind die erhabenen Schwäne[1]), und in der That, auf ihre Fürbitte läßt sich hoffen!" Die Koreischiten, welche dem Vortrage beiwohnten, jedenfalls um nach ihrer Gewohnheit dabei den Propheten zu höhnen und zu beschimpfen, waren selbstverständlich von dieser Wendung ebenso überrascht wie erfreut, und als der Redner seine weitere Ermahnung mit den Worten schloß: „So werfet euch denn nieder vor Allah und dienet ihm!" folgte die ganze Versammlung dem Rufe. Kaum war aber Mohammed zu Hause angekommen, als auch schon der Engel Gabriel erschien und ihm eine scharfe Zurechtweisung über den Leichtsinn ertheilte, mit welchem er in Satans Schlingen gefallen war. Der Prophet war tief zerknirscht, und bereits anderen Tages berief er eine neue Versammlung, in welcher er nochmals denselben Korán vortrug, nun aber in der wahren Fassung: „Habt ihr wohl nachgedacht über die Lât und die Ozzá, und die Manát, die dritte daneben? Euer wären die Männer, sein die Weiber?[2]) Das wäre doch eine ungehörige Vertheilung!" Worauf natürlich die Mekkaner sehr erzürnt sich abwandten, und die Verfolgungen der Gläubigen ärger denn zuvor von Neuem begannen.

---

1) Das arabische Wort soll Schwäne oder Kraniche bedeuten, dann aber auch figürlich von schlanken und feinen Jünglingen gebraucht werden. Das ist zweifelhaft, der wirkliche Sinn kaum noch zu bestimmen. Vielleicht hat Mohammed sich selbst nichts ganz Bestimmtes darunter gedacht; er neigt auch sonst dazu, die Rede seiner Koráne mit allerhand Fremdworten und dunklen Wendungen aufzuputzen, um ihr ein besonders auffallendes Gepräge zu geben. — Die drei genannten weiblichen Götzen gehören eigentlich benachbarten Stämmen an, von welchen sie die Mekkaner entlehnt hatten (vgl. S. 31). 2) D. h. während die Mekkaner männliche Nachkommenschaft besäßen, sollte Gott sich mit diesen Töchtern begnügen? (vgl. oben S. 48.)

Mohammed konnte den Irrthum, in welchen er gerathen war, ruhig eingestehen, weil er Zeit seines Lebens keinen Anspruch auf Sündlosigkeit, ebensowenig, wenn er nicht gewissermaßen in Glaubenssachen ex cathedra sprach, auf Unfehlbarkeit erhoben hat. Die mohammedanischen Theologen dagegen haben ihm mehr oder weniger im Laufe der Zeit beide Eigenschaften zugeschrieben, und schweigen daher die ihnen allzu ärgerliche Geschichte meistens todt; sie ist uns indeß in einer alten und guten Quelle erhalten, und beruht zweifellos in ihrem Kerne auf Wahrheit. Nur ist auch hier, um den „Rückfall des Propheten ins Heidenthum" überhaupt erklärlich zu machen, eine ganze Entwicklung in eine einzelne Thatsache zusammengedrängt worden. Dafür haben wir zum Ueberflusse ein Zeugniß in der weiteren Nachricht, daß auf das Gerücht der erfolgten Versöhnung die Ausgewanderten nach zweimonatlichem Aufenthalt in Abessinien sich auf den Rückweg gemacht und kurz nachher Mekka erreicht haben: denn wäre das Zugeständniß Mohammeds so schnell rückgängig gemacht worden, wie die Erzählung will, so hätte die Nachricht davon mindestens auf dem Wege selbst zu den Ohren der Rückkehrenden kommen und sie zum Anhalten bewegen müssen. Man wird vielmehr anzunehmen haben, daß die vorübergehende Anerkennung der alten Götter durch eine Art Vereinbarung zwischen dem Propheten und der mekkanischen Aristokratie herbeigeführt worden ist, auf welche der Erstere sich in der Hoffnung eingelassen, daß es ihm gelingen werde, durch immer kräftigere Betonung der Allah geschuldeten Verehrung den Götzendienst allmählich in den Hintergrund zu drängen, sobald seiner Wirksamkeit freier Spielraum gewährt würde. Der Gegenpartei andererseits mußte daran liegen, den ärgerlichen Angriffen auf die altehrwürdigen Ueberlieferungen des Gemeinwesens ein Ende zu machen, und da neben den verschiedenen Einzelgöttern auch dem Allah längst eine Art platonischer Verehrung bei bestimmten Gelegenheiten zu Theil geworden war, so vergab sie sich kaum etwas, wenn sie ihre Uebereinstimmung mit der Lehre des Propheten kundthat, nachdem dieser öffentlich seine Rückkehr zum Glauben der Väter in irgend einer Form verkündet hatte. Keineswegs aber dachten sie daran, ihre Gleichgiltigkeit gegen alle lebendige Religiosität nun aufzugeben, oder gar sich den Ansprüchen zu fügen, welche der Gesandte Gottes an die wirklichen Bekenner Allahs zu stellen nicht umhin konnte. Die innere Unmöglichkeit des Vergleiches mußte sich in kurzer Zeit herausstellen und Mohammed einsehen, daß eine trügerische, seiner Anschauung nach also vom Satan eingegebene Hoffnung ihn getäuscht. Es gereicht ihm zur Ehre, daß er dies offen eingestand; seine Stellung wurde aber natürlich dadurch arg verschlimmert. Es lag ja nun am Tage, daß sein Anspruch, Verkünder göttlicher Wahrheit zu sein, ein unberechtigter war; seine Feinde wurden nicht müde, ihm die Widersprüche, in welche er sich gesetzt hatte, vorzuhalten, und ärgerlich über das Mißlingen des Ausgleiches wie über die Halsstarrigkeit dessen, der ihnen wie ein ertappter Schwindler vorkommen mußte, begannen sie von Neuem ihre Bedrückungen der Muslime.

Die eben erst aus Abessinien zurückgekehrten Auswanderer hatten sich in Folge dessen abermals auf den Weg zu machen, und nach und nach folgten ihnen in kleinen Trupps manche Andere aus der Zahl der Gläubigen, nachdem man erfahren, daß der Nadschāschi den arabischen Gottesbekennern freundliche Aufnahme gewährte. Im Ganzen sollen 101 Personen, davon 83 Männer, sich geflüchtet haben, unter ihnen Othmán mit des Propheten Tochter Rokaija (S. 60) und ein Bruder des Alí (S. 59). Die kleinere Hälfte kam nach verhältnißmäßig kurzer Frist wieder nach Mekka, mochten ihre Erwartungen in der Fremde sich nicht erfüllt haben, oder sie allmählich doch von Scham ergriffen sein, ihre Genossen den ungleichen Kampf allein weiter führen zu lassen; selbst der schwächliche Othmán, der freilich als Mitglied der Familie Omaija weniger zu fürchten hatte, als sonst Jemand, stellte sich bald wieder seinem Schwiegervater zur Seite.

Er konnte den Beistand gebrauchen; heftiger als je bedrängte die Aristokratie seine kleine Schaar, und einen Augenblick schien es gar, als müßte Mohammed auf den Schutz des Abu Tálib verzichten, der ihn allein noch vor persönlicher Gefahr wahrte. Die Koreischiten belagerten den edlen Mann so lange mit ihren Vorstellungen und Drohungen, bis er, der selbst nicht an die Lehre seines Neffen glaubte und nur der Familienehre wegen den von Abd el-Muttalib auf ihn angewiesenen Mohammed treulich schirmte, sich den letzteren kommen ließ und ihn bat, doch Versöhnung mit seinem Volke zu suchen und auf ihn selbst keine schwerere Last zu legen als er tragen könne. Mohammed hatte das Gefühl, sein Beschützer wolle ihn los sein; er erwiderte: „Wenn sie mir die Sonne in die Rechte und den Mond in die Linke gäben, unter der Bedingung, daß ich von dieser Sache abließe, ehe sie Gott zum Siege führt oder ich dabei zu Grunde gehe, so würde ich doch nicht davon ablassen" — damit brach er in Thränen aus und wandte sich zum Gehen. Aber sein hochsinniger Oheim rief ihn zurück, und sprach: „Geh nur, Sohn meines Bruders, und rede was du immer willst; ich werde dich aus keinem Grunde preisgeben immerdar!"

Trotzdem ward die Haltung der Leute immer drohender; aber sie trieben es so weit, daß die Sache zu ihrem eigenen Schaden ausschlug. Eines Tages saß Mohammed an einem Platze nicht weit von der Ká'aba; da kam Abu Dschâchl (S. 64) auf ihn zu und fing an, ihn mit den ärgsten Schmähreden und Verwünschungen zu überschütten. Der Prophet erwiderte kein Wort; aber eine Sklavin, welche die Scene beobachtet, hatte nichts Eiligeres zu thun, als die verletzenden Ausdrücke weiter zu erzählen. Gerade kam Hamsa, ein Bruder von Mohammeds Vater Abdallah, von der Jagd, den Bogen über der Schulter; der hörte die beschimpfenden Worte. Da wallte in ihm das heiße Araberblut auf, daß es Jemand hatte wagen dürfen, den Sohn seines Bruders so zu beleidigen; spornstreichs läuft er zur Ká'aba, wo Abu Dschâchl sitzt, schlägt ihn vor allen Leuten mit dem Bogen über das Gesicht, daß es blutet, und fährt ihn an: „Du wagst ihn zu schelten,

da ich doch seines Glaubens bin und bekenne was er bekennt? Gieb mir das zurück, wenn du es kannst!" Hamsa war ein starker Recke, und etwas schlug dem Andern doch wohl das Gewissen; so wehrte er selbst den Genossen, die zu seiner Vertheidigung herbeistürzten, und sprach: „Laßt ab vom Abu Omára[1]); denn, bei Gott, ich habe den Sohn seines Bruders unziemlich gescholten!" Hamsa aber dachte nicht daran zurückzunehmen, was er einmal gesagt, und bekannte sich von da ab zum Islám, in dessen Vertheidigung er später als der Ersten einer gefallen ist.

Noch wichtiger, als diese unerwartete Bekehrung eines so nahen und geachteten Verwandten war der Uebertritt einer anderen Persönlichkeit, welcher ungefähr in dieselbe Zeit (etwa 615 oder 616) gesetzt wird. Omar, der Sohn des Chattáb aus dem Hause Adi, war bis dahin einer der heftigsten Gegner des Isláms gewesen. Aber er war eine ernste Natur; er konnte nicht umhin sich mit der Sache, welche er bestritt, näher bekannt zu machen, und allmählich kam er zu der Ueberzeugung, das Recht sei auf Mohammeds Seite. Seine öffentliche Bekehrung war die unmittelbare Folge der gewonnenen Erkenntniß; über die näheren Umstände, welche dabei erzählt werden, sind die Berichte unsicher und widerspruchsvoll. Jedenfalls ist sein Beitritt für die neue Religion von der äußersten Wichtigkeit gewesen. Zwar geht man zu weit, wenn man in ihm den eigentlichen Gründer des Isláms sehen will — wer dies Verdienst dem Mohammed abspricht, muß den Thatsachen Gewalt anthun — wohl aber ist Omar nicht allein später der kräftige und intelligente Organisator des mohammedanischen Gemeinwesens geworden, ohne welchen das fast im Nu zum Weltreiche herangewachsene Chalifat vermuthlich ebenso rasch wieder zerfallen wäre, sondern er hat von dem Augenblicke, in welchem er das Glaubensbekenntniß ablegte, an das eigentlich treibende Element in der Umgebung des Propheten dargestellt. Gab Abu Bekr's ruhige Festigkeit dem tieferen, aber unsteten, besonders für die Dinge des äußeren Lebens oftmals unzulänglichen Geiste Mohammeds einen moralischen Halt, so riß ihn Omar zu thatkräftigem Handeln fort, ohne welches unter den gegebenen Verhältnissen, wie sich längst deutlich gezeigt hatte, an eine weitere Ausbreitung des Glaubens nicht zu denken war. Omar zählte bei seiner Bekehrung erst sechsundzwanzig Jahre; wie er äußerlich eines Hauptes Länge ob allem Volke ragte, so war Kühnheit und Entschiedenheit das Zeichen seines Geistes, dem gleichzeitig ein ungewöhnliches Maß von Scharfblick und Klugheit eigen war. Solche Eigenschaften hatten ihm, der weder durch Herkunft noch Vermögen hervortrat, bereits in so jungen Jahren wenn nicht Einfluß so doch Respect gesichert. Es ist charakteristisch für sein ganzes Wesen wie für die Wendung, welche er von vorn herein der Sache des

1) Omára ist der Sohn des Hamsa, welcher daher nach S. 7 den Beinamen Abu Omára führt. Insofern die Vaterschaft der höchste Stolz des Arabers ist (vgl. S. 48), gilt es für schicklich, Jemand, den man ehren will, gerade mit dem von dem Sohne entlehnten Beinamen anzureden.

Islâms gab, daß sogleich, nachdem er sich zu ihr bekannt, die Gläubigen aufhörten ihre Gottesdienste in der Zurückgezogenheit von Arkams Hause zu begehen: frei und offen versammelten sie sich von nun an bei der Ká'aba, verrichteten dort ihre gemeinsamen Gebete vor allen Leuten und vollzogen die feierlichen Processionen um das heilige Haus, Bräuche der Vorzeit, die zu ausschließlicher Ehre Allahs fortzuüben keinem Bedenken unterliegen konnte.

Das Auftreten der Gläubigen imponirte der Aristokratie. Mit Leuten wie Hamsa und Omar war nicht gut Datteln essen; die erwiderten jedes Schmähwort mit einem Schlage, und offnen Krieg wollten die großen Kaufleute nicht, da bei einem solchen sie Alles, Mohammed nichts zu verlieren hatte: der hätte die Sklaven revoltiren, jedenfalls dem Handel Mekkas die größten Ungelegenheiten bereiten können. Und doch wurde die Sachlage auch so immer unerträglicher. Der Prophet, auf welchen die neuen Erfolge eine wahrhaft ermuthigende Wirkung üben mußten, den andererseits die Erinnerung an den compromittirenden Compromißversuch zu doppelt kräftiger Verurtheilung des Götzendienstes aufstacheln mochte, äußerte sich leidenschaftlicher denn je. Längst war es ihm unerklärlich gewesen, daß Gott der Allmächtige seinen Willen im Kampfe mit menschlichem Unglauben nicht sollte durchsetzen können; immer mehr bemächtigte sich der Gedanke seiner, daß, wenn die Mekkaner der Wahrheit fortdauernd widerstrebten, diese Verstockung schließlich doch nur so erklärbar sei, daß eben Gott nicht die Bekehrung sondern das Verderben der Sünder wolle, daß nur die von ihm Erwählten überhaupt fähig seien zum wahren Glauben zu kommen. Immer häufiger predigt er: „Gott leitet wen er will und läßt in der Irre wen er will", das furchtbare Dogma der absoluten Prädestination in seiner unmenschlichsten Gestalt, nach welcher die Verkündigung der Wahrheit nicht den Zweck hat, allen Menschen zu helfen, sondern vornehmlich den Ungläubigen keine Entschuldigung zu lassen, während der göttliche Wille ihnen andererseits selbst die Möglichkeit nimmt, sich aus eigener Kraft zum Glauben durchzuarbeiten. Es ist bekannt, daß diese Anschauung, die im Korân nicht von Anfang herrscht, aber je länger je mehr in den Vordergrund tritt, in der islamischen Dogmatik allmählich zu jenem bedingungslosen Fatalismus herausgebildet worden ist, dessen kaum mehr zu lösende Fessel heute das ganze geistige Leben des mohammedanischen Orients gebunden hält. Zu voller Consequenz ist Mohammed selbst in dieser Beziehung wohl niemals durchgedrungen; logische Folgerichtigkeit war eben nicht seine Sache. Wenn er aber das anfängliche Thema seiner Predigt „wenn ihr euch nicht bekehrt, verfallt ihr der Hölle" jetzt in der Regel formulirt „ihr wollt und könnt euch nicht bekehren, also seid ihr der Hölle verfallen" — so begreift man leicht, daß auch die Koreischiten darin eine neue Verschärfung seiner Angriffe erblicken mußten. Ihrerseits erklärten sie ihn immer grundsätzlicher, in Erinnerung an den Widerspruch, in welchen er sich bei dem fatalen Ausgleichsversuche mit sich selbst gesetzt hatte, für einen Lügner. Unter dem Drucke dieser Beschuldigung sah der Prophet sich

gezwungen, neuen Beweisen für die Wahrheit seiner Behauptungen nachzuspüren. Ihnen innere Ueberzeugungskraft oder logische Begründung zu geben, verhinderte ihn der Mangel jeder höheren geistigen Bildung, mehr noch die geringe Productivität seines Geistes, dessen Stärke in leidenschaftlichem Erfassen, nicht im Schaffen aus sich heraus bestand. Was er von seinen christlichen Freunden gehört, konnte er hier nicht mehr gebrauchen: das Gekreuzigt- und Verbranntwerden hat dem oberflächlichen Denken seines harten Volkes immer nur für ein Zeichen der Schwäche gegolten. Dagegen war ihm wohl schon von früherem Verkehre mit Juden und Judengenossen (vgl. S. 51 f.) erinnerlich, daß es denen, welche sich gegen die alten Patriarchen und Propheten wie Abraham und Mose feindselig gezeigt, immer gar schlecht ergangen. So macht er sich denn an jüdische Bewohner und Besucher Mekkas, um das Nähere über diese Vorgänge zu erfahren, und von nun an treten in den Koranen an die Stelle der allmählich bis zum Ueberdruß wiederholten Variationen auf den Beweis der Allmacht Gottes aus den Wundern der Natur Erzählungen aus der biblischen Geschichte Alten Testamentes, insbesondere von den Strafen, welche allzeit die Leugner der Wahrheit und Feinde der alten Propheten ereilt; freilich nicht in der Gestalt, wie sie die Schrift selbst bietet, sondern mit den mancherlei Erweiterungen und Arabesken, welche die Haggada, die talmudische Sage, vielfach anmuthig und sinnreich, oft auch grotesk und maßlos wuchernd um den Stamm der ursprünglichen Ueberlieferung hat ranken lassen. Die guten Mekkaner wußten kaum etwas von diesen Dingen. So wenig der Araber Talent hat, Geschichten zu erfinden, so gern hört er welche, bis auf den heutigen Tag; da mochte denn dieser und jener wohl aufmerksamer dem Propheten lauschen, als er bis dahin gethan. Indeß, lange hielt solche Wirkung der neuen Einkleidung der Offenbarungen keinesfalls an. Es gab dazumal in Mekka einen Mann, Namens En-Nadr, Sohn des Hârith; der war weit in der Welt herumgekommen. Unter Anderem hatte er sich einmal längere Zeit in Hira (S. 17. 21) aufgehalten und dort die schönen Sagen von den alten Perserkönigen und ihren Recken, den Pehlewanen, kennen gelernt. Leider war er, wie das bei sogenannten Gebildeten öfter vorkommt, ein schlimmer Freigeist, und hatte für die göttliche Offenbarung durch Mohammed von Anfang eitel Hohn und Spott gehabt. Der kam nun herzu, wenn Mohammed von dem frommen Mose und dem bösen Pharao zu erzählen anfing, und war der Prophet fertig, so sprach er: „Ich, o ihr Leute Koreisch, habe schönere Geschichten, als er; hört zu, ich will Euch eine schönere Geschichte erzählen als seine da.“ Dann erzählte er ihnen von den Königen der Perser, vom starken Rustem und dem jugendlichen Isfendijâr[1]); das amüsirte sie und wandte ihren Sinn von den ernsten Dingen ab.

---

1) Dem Siegfried oder Achilles der persischen Nationalsage. Ich ergreife diese Gelegenheit, das herrliche Buch des Grafen Adolph Friedrich von Schack, „Heldensagen von Firdusi. In deutscher Nachbildung nebst einer Einleitung über das Iranische

Wie stark der Abbruch war, den gerade diese Art der Concurrenz dem Propheten machte, sieht man daraus, daß sie dem armen Nadr später den Kopf gekostet hat, während Mohammed sonst in seinen Kriegen gegen seine Landsleute eine grundsätzliche und auffallende Milde zeigt. Es ärgerte ihn aufs Tiefste, daß man solchen Anekdotenkram mit den warnenden Exempeln auf eine Linie stellte, auf deren Wirkung er so großes Vertrauen gesetzt zu haben scheint; immer und immer wiederholt sich der Ausdruck seiner Empörung darüber, daß man seine Prophetenlegenden als „Historien der Vorzeit" lächerlich macht. Wenn er dabei, trotzdem er sich bewußt sein mußte, daß er sie eben von den Juden gelernt, den Anspruch erhebt, sie seien ihm von Gott selbst neu offenbart worden, so braucht er damit nicht gelogen zu haben. Im Ausdruck abstracter Gedanken, die ihm mehr vorschweben als faßbar zum Bewußtsein kommen, ist er sehr unbeholfen; er wird etwas gemeint haben, was im christlichen Sprachgebrauch „durch das Zeugniß des Heiligen Geistes bestätigt" sein würde.

War den Mekkanern dies neue Gezänke und das so viel selbstbewußtere Auftreten der Gläubigen schon sehr zuwider, so mochte ihnen das fortdauernde Bestehen der muslimischen Colonie im äthiopischen Reiche in Erinnerung an die früheren äthiopisch-arabischen Kriege im Ernste bedenklich sein. So gingen sie nun von den nutzlosen, jetzt sogar gefährlichen persönlichen Belästigungen zu wirklichen politischen Maßregeln über. Sie schickten eine Gesandtschaft an den Nadschâschi mit dem Ersuchen, die Eingewanderten wieder auszuweisen. Der König lehnte das Ansinnen rundweg ab; das konnte sie in ihren Besorgnissen nur bestärken. Andererseits weigerte sich Abu Tâlib fortdauernd, dem Neffen seinen Schutz zu entziehen. Daher schlossen etwa im J. 617 sämmtliche übrige Familien Mekkas einen feierlichen Vertrag, in welchem sie verabredeten, den Verkehr mit den Häusern Hâschim und Muttalib abzubrechen, den Mitgliedern derselben nichts zu verkaufen und nichts von ihnen zu kaufen, überhaupt in keiner Weise mit ihnen in Berührung zu kommen. Die Ausführung dieser Bestimmungen schloß natürlich ein, daß den Haschimiten das Betreten der übrigen Stadtquartiere untersagt wurde; so mußten sie sich auf ihr eigenes Quartier beschränken. Sie scheinen aber auch dies nicht in seiner ganzen Ausdehnung inne behalten zu haben, wenigstens wird einstimmig berichtet, daß sie sich insgesammt in den Theil desselben zurückgezogen haben, welcher in eine der Seitenschluchten des östlich dicht an die Stadt herantretenden Gebirgszuges Abu Kobeis hineingebaut war, und nach der in ihm befindlichen Wohnung des Abu Tâlib als Quartier oder genauer Schlucht des

Epos. Berlin 1865" meinen Lesern auf das Wärmste zu empfehlen. Wie leider die meisten Werke des reclamescheuen Grandseigneurs unter unsern Dichtern und Gelehrten ist es viel zu wenig bekannt. Es enthält außer den im Texte genannten eine Reihe der schönsten Heldensagen aus dem großen persischen Epos in meisterhafter Nachbildung, welche die wunderbare Poesie dieser Erzählungen jedem Leser nahebringt, ohne doch ihren fremdartigen Reiz zu verwischen.

Abu Tálib[1]) bezeichnet wurde. Es hing mit der übrigen Stadt nur durch einen Thorweg in der Front zusammen, auf beiden Seiten war es durch die vorspringenden Felsen und durch Mauern von den nächsten Quartieren getrennt, wie ja bis heute in orientalischen Städten jedes Stadtviertel so von den nächsten abgeschlossen ist, daß es für sich vertheidigt werden kann. Diese größere Leichtigkeit der Vertheidigung gegen einen immerhin möglichen gewaltsamen Angriff hat die Haschimiten jedenfalls bestimmt, sich freiwillig auf einen so engen Raum zu beschränken, der sich noch ungenügender erweisen mußte, insofern eine ganze Anzahl von Angehörigen anderer Familien, die zum Propheten hielten und also von der Ausschließungsmaßregel ebenfalls betroffen wurden, mit hineinzunehmen waren. Aber auch abgesehen von der äußeren Beschränkung traf der Bann, der im Anfang auf das Nachdrücklichste und Strengste durchgeführt wurde, die Bewohner des Felsenthales sehr hart. Da Niemand ihnen etwas verkaufte, ihr Vieh auf dem kahlen Terrain kein Futter fand, an selbständiges Handeltreiben schon wegen der Armuth der meisten nicht zu denken war, wurden Noth und Mangel rasch unter ihnen heimisch. Die wenigen Wohlhabenden, wie Abu Bekr — Mohammeds oder vielmehr Chadídschas Verhältnisse waren seit dem Beginn der Prophetie schon stark zurückgegangen — vermochten kaum dem Schlimmsten abzuhelfen; über das Gebirge führte nicht Weg noch Steg, das Thal war geschlossen, so konnte man selbst die nothwendigsten Lebensmittel nur mit äußerster Anstrengung aus der Ferne beschaffen, herrschten Hunger und Elend nur zu oft unter den zusammengedrängten Menschenhaufen. Nur die vier heiligen Monate (S. oben S. 30) hindurch konnten die Gebannten sich mit Sicherheit wenigstens außerhalb des mekkanischen Gebietes bewegen, auf den Messen die nothwendigsten Einkäufe machen, Verbindungen mit den übrigen Stämmen anzuknüpfen suchen. Gelingen wollte das letztere aber durchaus nicht; keiner traute Menschen, die von ihren eigenen Landsleuten in Verruf gethan waren, und so waren alle Predigten Mohammeds, die er vor den verschiedensten Stämmen gelegentlich der Märkte zu Okáz, Mina und anderen Orten hielt, vergebens — es bedurfte dazu wohl kaum noch der persönlichen Bemühung des Abu Lahab, seines feindseligen Oheims (S. 60), der sich einzig und allein von der Familie getrennt und den Aristokraten angeschlossen hatte, und den uns die Tradition hier überall hinter dem Propheten herscheltend und die Leute vor ihm warnend darstellt.

Die Zähigkeit, mit welcher die Haschimiten solche Verhältnisse zwei bis drei Jahre hindurch ertragen haben, muß Jedem unglaublich erscheinen, der sich nicht die Unzerreißbarkeit des Familienverbandes bei den Arabern vor Augen hält. Die meisten der Haschimiten, Abu Tálib voran, glaubten absolut nicht an Mohammeds Mission; aber er gehörte zu ihrer Familie, das verband sie, ihn unter allen Umständen vor seinen Feinden zu schützen und

1) Jetzt nach Burckhardt Schlucht des Alí (des Sohnes Abu Tálibs).

alle Folgen, welche daraus entstehen konnten, zu ertragen. Hier zum ersten Male zeigt sich, was sich später mehr als einmal wiederholen sollte und den Sieg des Islâms überhaupt möglich gemacht hat: während Mohammed und die Seinen neben den Befehlen Gottes nichts Anderes kannten, sich an die alten Ueberlieferungen arabischer Sitte nicht mehr banden, genossen sie die Vortheile, welche aus der Gebundenheit der Anderen ihnen erwuchsen. Der Prophet konnte auf Grund ihrer Principien von seinen Gegnern erwarten, ja verlangen, was er auf Grund seiner Principien ihnen verweigerte. Während die Haschimiten wegen der Familienzugehörigkeit fest zu ihm hielten, hatte dieselbe Familienzugehörigkeit die Folge, ganz allmählich den Ausschließungsvertrag der Koreischiten zu durchlöchern. Mancher war ja unter den Götzendienern, der einen nahen Angehörigen in dem Quartiere Abu Tâlibs besaß und sich schämen mußte, ihn nothleidend zu wissen. Eine Zeitlang hinderten der Einfluß und die Drohungen der Aristokraten solche heimliche Sympathien an freier Bethätigung, und in der Stille der Nacht nur konnte hie und da ein mit Lebensmitteln beladenes Kamel seinen Weg in die Schlucht finden. Aber allmählich mußte die Verstimmung über die schließlich für alle Theile unbequeme Maßregel in dem Grade zunehmen, wie ihre Nutzlosigkeit durch das unerschütterliche Ausharren der Gebannten sich immer deutlicher zu ergeben schien. Blieben diese einig und fest, so traten unter den Koreisch allmählich offener Meinungsverschiedenheiten und Zwistigkeiten zu Tage; es bildete sich eine Partei, welche laut die Aufhebung des Bannes forderte, und schließlich muß die Bewegung den Vornehmen über den Kopf gewachsen sein; im Laufe des Jahres 619 wurde der Vertrag zwischen den mekkanischen Familien auf irgend eine Weise rückgängig gemacht[1]), und die Haschimiten nebst den übrigen Gläubigen aus ihrer Abgeschiedenheit erlöst. Ich möchte beinahe vermuthen, dies sei auf Grund einer Verabredung geschehen, in welcher Mohammed es aufgab, seine Predigt in Mekka selbst in der bisherigen Weise fortzusetzen. Daß die Häupter Mekkas auf alle Fälle gesucht haben werden, für die Zurücknahme der Ausschließungsmaßregel irgend welches Zugeständniß von Seiten des Propheten zu erlangen, sollte man annehmen; finden wir nun, daß er von jetzt ab in der Stadt auch nicht einen Anhänger mehr gewinnt, während neue Streitigkeiten oder Händel zwischen den feindlichen Parteien ebenfalls nicht weiter berichtet werden, so werden wir versucht diese ungewohnte Ruhe aus einem gegenseitigen Uebereinkommen abzuleiten, in welchem die Haschimiten unter Abu Tâlib sich verpflichtet haben könnten, dafür zu sorgen, daß Mohammed sich des Weiteren enthalte, in der Stadt neue Zwietracht zu stiften. Da indeß keine Ueberlieferung vorhanden ist, welche eine solche Vermuthung direct unterstützte, muß sie dahingestellt bleiben. Gewöhnlich nimmt man jedenfalls an, daß Mohammed nach Auf-

1) Natürlich mit Beihilfe eines Wunders, welches den Koreischiten erlaubte, den feierlich geschlossenen Vertrag ohne zu große Selbstbeschämung für nichtig zu erklären.

hebung des Bannes von selbst auf weitere Versuche zur Gewinnung seiner Landsleute verzichtet habe, nachdem die Erfahrung der letzten Jahre ihn überzeugt, daß zu diesen verstockten Herzen kein Weg für die Wahrheit zu finden sei. Es blieb ihm somit nichts übrig, als die Versuche zur Anknüpfung von Verbindungen mit fremden Stämmen zu erneuern, welche er nothgedrungen in der Zeit der Ausschließung begonnen hatte.

Der Schritt, welchen er damit that, war ein so ungewöhnlicher, nach arabischen Begriffen so ungeheuerlicher, wie man es sich heute und in unsern Verhältnissen nur schwer vorstellen kann. Auch in den Zeiten des Heidenthums kommt es, wenn auch selten genug, vor, daß Jemand, der beispielsweise eine schwere in der Heimath ihn unmöglich machende Unthat begangen hat, zu einem andern Stamme flüchtet und in diesen sich aufnehmen läßt. Daß aber irgend wer ohne solche durchaus zwingende Gründe den heimathlichen Familienverband aufgäbe, daß es aus religiösen Motiven geschehen könnte, ist höchstens den Christen und Juden des damaligen Arabiens denkbar gewesen. Und doch hat dies Unerhörte, auch abgesehen von den augenblicklichen bedrängten Verhältnissen des Propheten, sich ereignen müssen, damit der Islám sich jenseits der Grenzen Mekkas überhaupt ausbreiten konnte. Hätte die ganze Stadt sich bereitwillig Mohammeds Führung untergeordnet, so wäre der neue Glaube zu einer Stammsache der Koreischiten geworden und hätte sich eben damit gegen alle anderen Stämme abgeschlossen. Es ist müßig darüber zu speculiren, ob es auch dann etwa der klugen Politik der Muslime hätte gelingen können, die Widerstrebenden einzeln und der Reihe nach zu überwinden; wie die Dinge sich entwickelt haben, muß man sagen: die Widerspenstigkeit der Koreischiten war nothwendig, um den Mohammed aus dem engen Kreise seiner Vaterstadt herauszutreiben, den gänzlich unarabischen Gedanken in ihm zur Reife zu bringen, daß nicht die Stammeszugehörigkeit sondern die Religionsgenossenschaft die Grundlage seiner Gemeinde zu bilden habe. Er war der Folgen, welche die Geltendmachung dieses Gedankens nach sich zog, schwerlich gewärtig. Noch minder aber haben die Mekkaner gewußt, was sie thaten, als sie, welche durch alle Mittel die Bekehrungen in der Stadt zu hindern gesucht hatten, ihm nach außen freie Hand ließen. Das Argument „Was kann an der Sache sein, wenn seine eigenen Leute, die ihn doch am besten kennen müssen, davon nichts wissen wollen?" lag ja für jeden Araber nahe, und hat im Anfang auch seine Wirkung nicht verfehlt; aber die Koreischiten wußten nicht, daß es im Lande schon damals eine Stelle gab, wo es nicht mehr ohne Weiteres zündete.

Vorläufig freilich sah es nicht danach aus, als wollten sich die Aussichten des Isláms bessern, ja sein Stifter hatte gerade jetzt die trübsten und hoffnungslosesten Tage seiner ganzen Laufbahn zu durchleben. Kurze Zeit nach der Wiederherstellung des Verkehrs mit den Ungläubigen verlor er, nach der gewöhnlichen Chronologie Ende 619, die Chadidscha, fünf Wochen später seinen standhaften Beschützer Abu Tálib. Sein Schmerz über den Tod

der ersteren war maßlos heftig, wenn auch, wie das seinem reizbaren, aber beweglichen Temperament entsprach, von nicht allzulanger Dauer; das Hinscheiden des letzteren stellte seine ganze Existenz in Frage.

Seine Ehe mit der Chadîdscha hatte über vierundzwanzig Jahre gedauert. Bis zu dem Alter von 65 Jahren gelangt, hatte sie ihm schon lange vorher kaum mehr als eine mütterliche Freundin sein können. Aber gerade einer solchen war der nervöse, oft geradezu kränkliche, leicht aufgeregte, bald religiös exaltirte, bald von dem Drucke der äußeren Verhältnisse gedemüthigte Mann bedürftiger als irgend einer andern Stütze. Aus allen Berichten geht hervor, daß sie mit unermüdlicher Fürsorge den von den Dingen des äußeren Lebens damals abgewandten Propheten gepflegt, mit dem milden Troste, dessen verständige Frauen so ausschließlich mächtig sind, sein oftmals bekümmertes Herz gestärkt, durch ihren niemals wankenden Glauben an die göttliche Sendung ihres Mannes seine innere Sicherheit erhöht hat. Das Alles sollte er nun, wo die Aussicht auf wirklichen Erfolg seiner Predigt geringer war denn je und bald auch die letzten Hoffnungen zu schwinden schienen, entbehren lernen. Bei einer von Hause aus starken Neigung zum weiblichen Geschlecht war er dazu außer Stande; so erklärt es sich leicht, daß er bereits zwei Monate nach dem Tode der Chadîdscha (S. 81) von Neuem heirathete, und zwar die Ssauda, eines kürzlich verstorbenen Gläubigen Wittwe. Und während er der Chadîdscha das Opfer gebracht hatte, so lange sie lebte ihr keine Nebenfrau zu geben, gedachte er nunmehr bald die Freiheit zu nützen, welche die arabische Sitte schon vor dem Islâm in dieser Beziehung gewährte: fast gleichzeitig schloß er ein Verlöbniß mit der Tochter seines Freundes und treuesten Bekenners Abu Bekr. An die Heirath selbst war noch nicht so bald zu denken, Âïscha, so hieß das Mägdlein, war damals erst sechs oder sieben Jahre alt, und vor dem elften selbst in diesem südlichen Klima eine Eheschließung unmöglich; wenn also jetzt schon ein förmliches Verlöbniß stattfand, so müssen die beiden Freunde das Bedürfniß empfunden haben, die Innigkeit ihres Verhältnisses auch äußerlich durch Anknüpfung verwandtschaftlicher Bande darzuthun. Uebrigens mag dazu der Wunsch des Mohammed beigetragen haben, dem Freunde für die großen Opfer, welche er seiner Sache gebracht hatte, eine gewisse Erkenntlichkeit zu zeigen, indem er sich durch das Verlöbniß verpflichtete, die Zukunft seiner Tochter sicher zu stellen, während im Kreise der Gläubigen dem Abu Bekr gleichzeitig eine besondere Auszeichnung dadurch zu Theil wurde. — Ist der Prophet somit bald beflissen sich über den Verlust seiner treuen Lebensgefährtin zu trösten, so habe ich doch bereits früher (S. 48f.) hervorheben dürfen, daß er ihrer bis an sein Lebensende in Dankbarkeit und Liebe gedacht hat. Auch darf man nicht vergessen, daß ein Zartgefühl, wie wir es bei der Behandlung ehelicher Verhältnisse zu zeigen und hoffentlich in der Regel auch zu empfinden pflegen, dem Araber damaliger Zeit fremd war.

Schwerer noch als der Heimgang der Chadîdscha mußte den Mohammed

der Tod Abu Tálibs treffen. Man darf annehmen, daß er diesem treuen und selbstlosen Beschützer in Dankbarkeit ergeben war: hatte der Oheim doch nicht allein über seiner Jugend gewacht, sondern auch in der letzten Vergangenheit zehn Jahre lang ohne Wanken mit Aufopferung jedes persönlichen Interesses und willigem Erdulden mannigfaltigen Ungemaches ihn gegen die Ungläubigen geschirmt, der ihm von seinem Vater Abd El-Muttalib auferlegten Familienpflicht getreu. Freilich hatte Abu Tálib sich niemals zu der Lehre seines Neffen zu bekennen vermocht. Nicht, daß er ihn, wie die anderen Heiden, für einen Betrüger hielt: dann hätte er nicht die Verpflichtung gehabt, ihn zu schützen. Aber er mochte sich nicht von den Göttern seiner Vorfahren lossagen. So stand er zwischen beiden Parteien gewissermaßen neutral da, ein grader, treuer Mann, der keinen Beruf fühlte sich über theologischen Problemen den Kopf zu zerbrechen, den aber nichts bewegen konnte, von dem Wege des Rechtes und der Ehre, wie er ihn vor sich sah, auch nur einen Schritt abzuweichen. Es war indeß nicht blos das Scheiden eines so vortrefflichen Menschen, welches Mohammed zu beklagen hatte: mit ihm verlor er eben den Schutz, welchen er ihm verdankte, und den zu übernehmen nach der natürlichen Erbfolge jetzt sein Bruder Abu Lahab berufen war. Schon früher haben wir diesen als einen der ärgsten Feinde seines Neffen kennen gelernt (vgl. S. 60. 74); Mohammed durfte um so weniger von ihm hoffen, als er der einzige Haschimite gewesen war, der bei dem Verrufe seines Geschlechts das Quartier Abu Tálibs nicht mitbezogen, sondern sich den Aristokraten angeschlossen hatte. Jetzt mahnte aber doch allzudeutlich die Stimme der Ehre: Abu Lahab wagte nicht ihren Forderungen sich ganz und gar zu entziehen. Er ging zu Mohammed, der seit Abu Tálibs Tode nicht gewagt hatte seine Wohnung zu verlassen, und sprach zu ihm: „Thu wie du zu thun gewohnt gewesen, so lange Abu Tálib unter uns weilte. Bei der Lát![1]) Niemand soll dir etwas zu Leide thun, so lange ich lebe!" — Das unnatürliche Verhältniß konnte nicht lange währen. Zwar billigte die öffentliche Meinung Abu Lahabs Verfahren; aber die Häupter der Aristokratie beeilten sich, neue Zwietracht zwischen Oheim und Neffen zu säen. Sie wußten den Ersteren zu veranlassen, daß er den Propheten fragte, wo sich Abd El-Muttalib, sein Vater und Mohammeds Großvater, seit seinem Tode befinde. „In der Hölle" mußte die Antwort nach der im Islám wie anderwärts unerbittlichen Dogmatik lauten; empört ging Abu Lahab mit den Worten von dannen: „Nun werde ich nicht aufhören dein Feind zu sein ewiglich!"

Mohammed, der zwar noch seinen andern Oheim Hamsa, aber nicht mehr die übrigen Mitglieder der Familie auf seiner Seite hatte, war nun jeder Gefahr preisgegeben. Seine Anhänger würden ihn gegen offene Angriffe bis zum letzten Blutstropfen vertheidigt haben; so zögerten die Gegner denn auch solche zu beginnen. Aber das heiße arabische Blut konnte bei einer be-

1) Die schon S. 67 erwähnte Göttin.

liebigen Gelegenheit irgend Jemand von der einen oder andern Partei zu einem unbedachten Worte oder einem Schlage fortreißen, der zu wirklichen Feindseligkeiten führte, und dann war das Schicksal der wenigen Gläubigen besiegelt. So entschloß sich der Prophet denn, nunmehr endgiltig von seinen Landsleuten abzusehen und die früheren gelegentlichen Versuche, ob doch vielleicht bei den Fremden dem wahren Glauben eine Stätte bereitet sei, jetzt nach allen Seiten hin zu erneuern.

Der erste Schritt war auch diesmal kein glücklicher. Etwa fünfzehn Meilen westlich von Mekka liegt Táïf, neuerdings als Verbannungs- und Todesort des Midchat Pascha und der übrigen Verschwörer gegen Sultan Abdu'lasis wiederum genannt, damals eine der wenigen Städte, die es in Mittelarabien gab. Es war eine Karawanenstation auf der alten Handelsstraße zwischen Jemen und Syrien, wie Mekka; als Handelsstadt diesem bei weitem nicht gewachsen, aber, wie bis auf den heutigen Tag, berühmt durch seine für Arabien fruchtbare Umgebung, seine Weinberge und Gärten. Die Bewohner rechneten sich zu den Benu Thakîf, einem Theilstamme der weitverbreiteten Hawásin; obwohl sie nordarabischer Abkunft waren, scheinen sie doch bei der Nähe der jemenischen Grenze von ihren südlichen Nachbarn Manches angenommen zu haben, wenigstens war die Stadt zum Theil befestigt, was im Norden sonst nur in den jüdischen Colonien sich findet. Zwischen den Thakîf und Mekka bestanden rege Handelsbeziehungen, auch sonst freundlicher Verkehr, hie und da selbst Verwandtschaft durch Zwischenheirath; reiche Mekkaner hatten in den schattigen Gärten vor der Stadt Landhäuser, welche im heißen Sommer angenehmeren Aufenthalt boten, als zwischen den nackten Felswänden im engen Thale von Mekka zu finden war. So begreift man, daß Mohammeds Gedanken sich auf Táïf richteten, andererseits doch aber nicht, daß er einen Bekehrungsversuch bei der gerade mit seinen Gegnern eng zusammenhängenden Bevölkerung wirklich für aussichtsvoll gehalten haben sollte. Aber er hatte nicht viel Auswahl, zudem konnte ja Allahs Hilfe bei der Hand sein. Heimlich und nur von seinem wackern Adoptivsohne Seid (vgl. S. 53. 59) begleitet, damit die Koreischiten nichts erführen und etwa auf dem Wege über den Hilflosen herfielen, machte er sich, nicht lange nach dem Tode des Abu Tálib, auf die Reise. Es war ein gewagtes Unternehmen, bedenklich für einen Gefahren gewohnten und verachtenden Krieger, fast tollkühn für den friedlichen Prediger: ihm ersetzte der innere Drang, welchen er für Gottes Befehl hielt, den natürlichen Muth, der ihm nicht verliehen war. Es hat etwas Einfältig-Großes, wie dieser einzelne Mann sich in die fremde Stadt wagt, wo ihn keine Hand gegen den Ersten Besten schirmte, dem es einfallen mochte ihn zu erschlagen, um den Mächtigen in Mekka einen Gefallen zu thun, vielleicht reichen Lohn von dort zu gewinnen. Die ersten Tage schützte ihn die Neugier der Leute, die es interessiren mußte, den berufenen Revolutionär aus Mekka zu sehen und reden zu hören; so ließ sich selbst von den Vornehmen der und jener wohl zu einem Gespräche herbei.

Aber eine tiefer gehende Wirkung erzielte er nicht, und bald schlug die Volksstimmung, nicht zum Wenigsten vermuthlich durch allerhand Hetzereien einzelner mit den Koreischiten befreundeter oder verwandter Leute, in entschiedene Abneigung um. Man insultirte ihn und den treuen Seid mit Worten und Thätlichkeiten, verfolgte sie mit Steinwürfen, und endlich mußten sie, um ihr Leben zu retten, schleunigst aus der Stadt fliehen, von dem Pöbel verfolgt, dem sie mit Mühe entkamen. Aus mehreren Wunden blutend erreichten sie halbtodt die etwa eine halbe Meile vor der Stadt liegenden Gärten, in deren einem sie einen Versteck fanden. Zufällig lag er dicht bei dem Landhause zweier Brüder aus Mekka, des Otba und Scheiba, der Söhne Rabi'as aus dem vornehmen Hause der Abd Schams. Es waren wohl die reichsten Leute unter den Koreisch, seit vor Kurzem El-Walid Ibn Mogira, Mohammeds alter Gegner (S. 64), gestorben war; von dem Propheten wollten sie natürlich auch nichts wissen, haben sich aber doch immer verständiger, weniger von blinder Leidenschaft erfüllt gezeigt, als die meisten Anderen unter den Aristokraten. Auch mochte das Stammesgefühl sich in ihnen regen, als sie die wohlbekannten Gestalten der Flüchtlinge, von dem Gesindel der fremden Stadt gehetzt, auf die Gärten zueilen sahen: so ließen sie ihren Versteck unbehelligt und sandten gar durch einen Christensklaven eine Schüssel voll Trauben zur Erquickung der von Angst und Anstrengung Erschöpften. Lange konnte indeß ihres Bleibens nicht sein, sie mußten eilen das Gebiet der feindlichen Stadt zu verlassen. Auf dem Rückwege machten sie Halt in Nachla, einem Orte etwa in der Mitte zwischen Tâïf und Mekka. Hier soll Mohammed einen Traum oder eine Vision gehabt haben, in welcher ihm, den eben die Menschen schnöde von sich gestoßen, Abgesandte des Geisterreiches der Genien ihre Huldigung darbrachten,[1]) begierig von den göttlichen Offenbarungen etwas zu hören: der Trost, welchen er aus diesem Erfolge für sich schöpfen konnte, vermochte indeß nicht, ihn über die irdischen Hindernisse seines ferneren Wirkens hinwegzutäuschen. So wagte er nicht Mekka wieder zu betreten, bevor er des Schutzes eines der angeseheneren Männer der Stadt sicher war; wie in den Zeiten kurz vor seiner Berufung verbarg er sich in den Klüften des Berges Hirâ, nachdem er einen Mann aus dem neutralen

1) Die arabischen Dschinn, deren Name zweifellos von dem lateinischen genius abzuleiten ist, sind nach der gewöhnlichen Vorstellung Wesen, welche zwischen den Engeln und Menschen in der Mitte stehen, mit ersteren übernatürliche Kräfte, mit letzteren die Fähigkeit zu Glauben und Unglauben, Tugend und Sünde gemein haben. In den Dschinn der bösen Art, die im Volksaberglauben natürlich die Hauptrolle spielen, haben sich Erinnerungen an die Nacht- und Wüstengespenster der vorislamischen Araber erhalten. Es giebt davon sehr verschiedene Sorten, von denen man bekanntlich in den Märchen der 1001 Nacht Manches hört, was aber zum größten Theil auf indische und persische Vorstellungen zurückgeht. — Ob die hier berührte Vision gerade zu dem bezeichneten Zeitpunkte stattgefunden hat, ist sehr zweifelhaft. Der neuerdings in geistreicher Weise unternommene Versuch, sie auf eine Begegnung mit „Menschen von Fleisch und Blut" umzudeuten, scheitert an dem Wortlaut der 72. Sure.

Stamme der Benu Chosá'a, welche dicht an dem Weichbilde Mekkas ihre Weideplätze hatten, hineingeschickt, damit er durch vertrauliche Verhandlungen ihm den Beistand eines oder des anderen Mächtigen verschaffe. Nach einigen vergeblichen Versuchen ließ sich endlich El-Mút'im, Sohn des Adi aus dem Hause Naufal, bereit finden. Seine Familie war mit den Háschim nahe verwandt, und er hatte in erster Reihe unter denen gestanden, auf deren Betrieb die Aufhebung des Bannes erfolgt war; jetzt bewaffnete er sich und die Seinen und begab sich mit ihnen vor die Ká'aba. Dort erklärte er vor den Anwesenden, daß er den Mohammed in seinen Schutz nehme; der Prophet, in der Zwischenzeit benachrichtigt, wagte es nun die Stadt zu betreten, vollzog ungehindert den siebenmaligen Umgang um das heilige Haus und zog sich dann in die Wohnung zurück, welche er seit Chadídschas Tode im Quartier des Abu Tálib innehatte. Dort hielt er sich, auch nach seiner kurz darauf vollzogenen Heirath mit der Ssauda (S. 77), still, sei es aus Furcht, bei neuen Häkeleien auch den Schutz des Mút'im zu verlieren, oder einer etwa bei der Aufhebung des Bannes eingegangenen Verpflichtung (vgl. S. 75) zufolge, sehnsüchtig das Herannahen des großen Pilgerfestes dieses Jahres (620) erwartend, welches ihm die Möglichkeit bringen sollte, bei den Schaaren der Wallfahrer aus allen Stämmen Arabiens von Neuem anzuklopfen, ob sich nicht endlich fromme Herzen seiner Predigt öffnen wollten.

Drittes Capitel.

Die Hidschra. Mohammed in Medina.

Es war im März des Jahres 620. Wie gewöhnlich waren zahlreiche Haufen von Fremden aus den verschiedensten Gegenden des Landes nach Mekka gekommen, das Wallfahrtsfest zu begehen. Auf die feierlichen Processionen um die Kâ'aba war nach altem Brauche die gemeinsame Wanderung nach dem heiligen Berge Arafât gefolgt, der etwa drei Meilen westlich von Mekka zur Seite des Weges nach Tâïf liegt. Von dort hatten sich die Pilger andern Tages nach dem Thale von Mina zurückgewandt, in welches eine Meile vor Mekka die Bergstraße mündet; hier waren die Opferthiere geschlachtet und damit die Reihe der religiösen Ceremonien abgeschlossen worden, auf welche noch heute ein buntes Treiben der von hier aus noch nicht sogleich nach der Stadt zurückkehrenden Hadschis zu folgen pflegt. Unter den kleineren und größeren Gruppen, welche sich im Thale hin- und herbewegten, befand sich Mohammed, überall ausschauend, wo sich eine Gelegenheit bieten möchte, ein Gespräch anzuknüpfen. „Wie er nun", so berichtet die Ueberlieferung, „sich an der Akaba[1]) befand, stieß er auf eine Gruppe von Leuten des Stammes Chasradsch,[2]) mit welchen Gott Heilsames vorhatte. Als der Gesandte Gottes auf sie stieß, sprach er zu ihnen: „Wer seid ihr?" Sie sprachen: „Männer von den Chasradsch." Er sprach: „Von den Judengenossen?" Sie sprachen „Ja." Er sprach: „Möchtet ihr euch nicht setzen, daß ich mit euch reden kann?" Sie sprachen: „Gewiß." Da setzten sie sich zu ihm; er aber predigte ihnen den wahren Gott und verkündete ihnen den Islâm und trug ihnen den Korân vor. Nun gehört es zu dem, woran Gott wunderbarlich in Betreff des Islâms gehandelt hat, daß Juden sich bei ihnen in ihrem Gebiete befanden, welche Schrift und Wissen[3]) besaßen, während sie selbst Heiden und Götzendiener waren. Die nun hatten sie in ihrem Gebiete oftmals vergewaltigt; sie aber hatten,

---

1) Das Wort bedeutet einen schmalen Bergsteig, der entweder zwischen Felsen oder an einem Abhang hinaufführt; hier ist es der bis heute geltende Name des engen Passes geworden, welcher aus dem von Ost nach West streichenden Thale von Mina heraus nach Mekka zu führt. 2) aus Jathrib, s. oben S. 37. Die Anzahl wird verschieden angegeben, zwischen zwei und acht. 3) d. h. das Alte Testament und die im Talmud entwickelte jüdische Theologie. „Schriftbesitzer" sind die Juden und Christen als die Inhaber der früheren göttlichen Offenbarungen, und „Wissen" ist vollkommene oder theilweise Erkenntniß der göttlichen Wahrheit im Gegensatze zu der „Unwissenheit" (vgl. unten S. 92 Anm. 2) der Götzendiener.

wenn Streit zwischen ihnen war, immer zu ihnen gesagt: „Bald wird ein Prophet erwecket, und seine Zeit ist schon nahe; dem werden wir folgen und mit ihm werden wir euch schlagen wie geschlagen worden sind Ád und Íram[1]) vordem!“ Als nun der Gesandte Gottes mit jenen Leuten redete und ihnen den wahren Gott predigte, sprachen sie untereinander: „O ihr Männer, laßt euch sagen, bei Gott, das ist der Prophet, auf den euch die Juden verwiesen haben; mögen sie euch nun nicht bei ihm zuvorkommen!“ So kamen sie dem, was er ihnen predigte, gläubig entgegen und nahmen den Islám, den er ihnen verkündigte, an, und sprachen zu ihm: „Wir haben unsere Landsleute als die mit einander verfeindetsten und verhetztesten von allen Leuten verlassen; nun aber wird sie der wahre Gott vielleicht durch dich einigen. Darum wollen wir ihnen deine Sache vorstellen und predigen und ihnen diesen Glauben verkündigen, welchen wir von dir angenommen haben; und wenn der wahre Gott sie einig zu dir bringt, so giebt es keinen gewaltigern Mann als dich.“ Darauf verließen sie den Gesandten Gottes, um in ihr Gebiet zurückzukehren, voller Glauben und Bekenntnißtreue.“

Die ihrem Kerne nach vermuthlich historische Erzählung bringt in ihrer Naivetät treffend die Momente zum Ausdruck, welche der so lange vergeblichen Predigt Mohammeds nun endlich auf einem günstigeren Boden den kaum mehr gehofften Erfolg schaffen sollten. Wie die Juden aller Zeiten, erwarteten jedenfalls auch die in Jathrib von den arabischen Eindringlingen aus dem werthvollsten Theile ihrer Besitzungen gedrängten[2]) israelitischen Stämme das Heil von dem Messias, mit dessen baldiger Ankunft sie oft genug den unbequemen Nachbarn gedroht haben mögen. Diese ihrerseits konnten in dem fortgesetzten, häufig doch auch friedlichen Verkehr nicht umhin, von der Religion ihrer unfreiwilligen Stadtgenossen mehr Notiz zu nehmen, als anderswo zu geschehen pflegte. Nicht nur gewisse Erzählungen aus dem Alten Testamente, auch die mit diesen wie mit den Hauptsätzen der jüdischen Religion zusammenhängenden Begriffe einer göttlichen Offenbarung, der Prophetie, der heiligen Schrift mußten ihnen geläufig werden. Aber auch von anderer Seite her können Einflüsse religiöser Art ihren Weg zu den Bewohnern von Jathrib gefunden haben. Es ist früher bereits (s. S. 52) die Rede von den Angehörigen christlicher Secten gewesen, die von Syrien, besonders aber von Mesopotamien her über die nördlichen Gebiete Arabiens eine wenn auch stark zerstreute Ausbreitung gewonnen hatten. Spuren derselben finden sich noch in den letzten Jahren Mohammeds in den angrenzenden Gebieten; vorher sind sie gewiß bei weitem zahlreicher gewesen, und so ist es sehr wahrscheinlich, daß, arabisch zu reden, Hanife und Ssabier (S. 52 N. 1) auch in und um Jathrib reichlich vertreten gewesen sind. So erklärt es sich, daß ein

1) Sagenhafte Völker der arabischen Vorzeit, die im Korán mehrfach als Exempel irdischer Vergänglichkeit und göttlicher Strafe an den Gottlosen vorkommen, aber auch vor Mohammed unter den Arabern berufen waren. 2) Vgl. über diese Verhältnisse oben S. 37.

großer Theil der Chasradsch und Aus der neuen Lehre eine Empfänglichkeit entgegenbringt, von der in Mekka keine Rede sein konnte. Doch tritt diese Empfänglichkeit bald so auffallend hervor und bewährt sich im Verlaufe der weiteren Entwicklung in so nachhaltiger Weise, daß man sich versucht fühlt, den Bewohnern Jathribs noch eine von der sonstigen Gleichgiltigkeit der Araber grundverschiedene Geistesanlage zuzusprechen. Doch muß dies bei der Spärlichkeit unserer Nachrichten aus vormohammedanischer Zeit dahingestellt bleiben, und es wäre deshalb müßig zu erörtern, inwieweit man dafür etwa an die südarabische Herkunft der beiden Stämme (s. S. 37. 50) anknüpfen dürfte. In jedem Falle aber darf es als wahrscheinlich gelten, daß schon vor dem Jahre 620 man sich in Jathrib mit religiösen Fragen beschäftigte; und die Zahl derer, welche an den alten Götzen, insbesondere der hier am meisten verehrten Manát, zweifelten und bereits reineren Vorstellungen anhingen, wird erheblich größer gewesen sein, als wir sie in Mekka (S. 52) gefunden haben.

Bei alledem hören wir so gut wie nichts über die Art und Weise, wie die ersten Jünger Mohammeds aus der späteren Hauptstadt des Islâms sich bemüht haben mögen, die Versprechungen zu erfüllen, mit welchen sie ihn verlassen hatten. Freilich stand ihrer Missionsthätigkeit in dem alten Mißverhältniß zwischen den Aus und Chasradsch (S. 37. 83) noch ein gewaltiges Hinderniß im Wege. Der Gedanke, die ewigen Feindseligkeiten eben durch den gemeinsamen Anschluß an einen von Gott selbst gesandten Leiter zu beendigen, mochte im Laufe des Jahres hie und da Anklang finden, um so mehr, als beide Stämme längst des Zwistes müde waren, dessen Fortsetzung leicht einmal den Juden eine Gelegenheit zur Wiedervertreibung ihrer ungebetenen Gäste gewähren konnte. Aber eine sofortige allgemeine Einigung auf solcher Grundlage muß doch nicht möglich gewesen sein. Wir finden wenigstens bei dem nächsten Pilgerfeste, im Frühjahr 621, erst zwölf Männer aus Jathrib in Mekka, zehn von den Chasradsch, zwei von den Aus, bereit, sich der Sache des Islâms zu widmen. Sie trafen den Propheten an einer verborgenen Stelle bei der Akaba, in welcher das vorjährige Gespräch stattgefunden hatte. Dort verpflichtete er sie feierlich auf die Hauptgebote des neuen Glaubens: Gott keinen Genossen geben,[1]) nicht stehlen, nicht ehebrechen, nicht die eigenen Kinder tödten,[2]) keinerlei Verleumdung schmieden und verbreiten, dem Propheten in keiner Sache, die er zu gutem Zwecke ausführen will, ungehorsam sein: „wenn ihr das erfüllt," fügte er hinzu, „so ist euer das Paradies; begehet ihr aber etwas davon, so wird es von Gott abhängen, ob er euch strafen oder vergeben will." Zugleich gab er ihnen einen seiner bewährtesten Anhänger mit, den Móß'ab Ibn Omeir, einen guten Kenner der Offenbarung, daß er sie nach Jathrib begleite, dort ihnen den Korán vortrage, sie zur Erkenntniß des Islâms leite und das Verständniß des Glaubens ihnen eröffne; auch erschien es zur Vermeidung jedes neuen Streites zwischen Aus

---

6) Der gewöhnliche Ausdruck für Vielgötterei im Korán. 7) s. oben S. 48. 64.

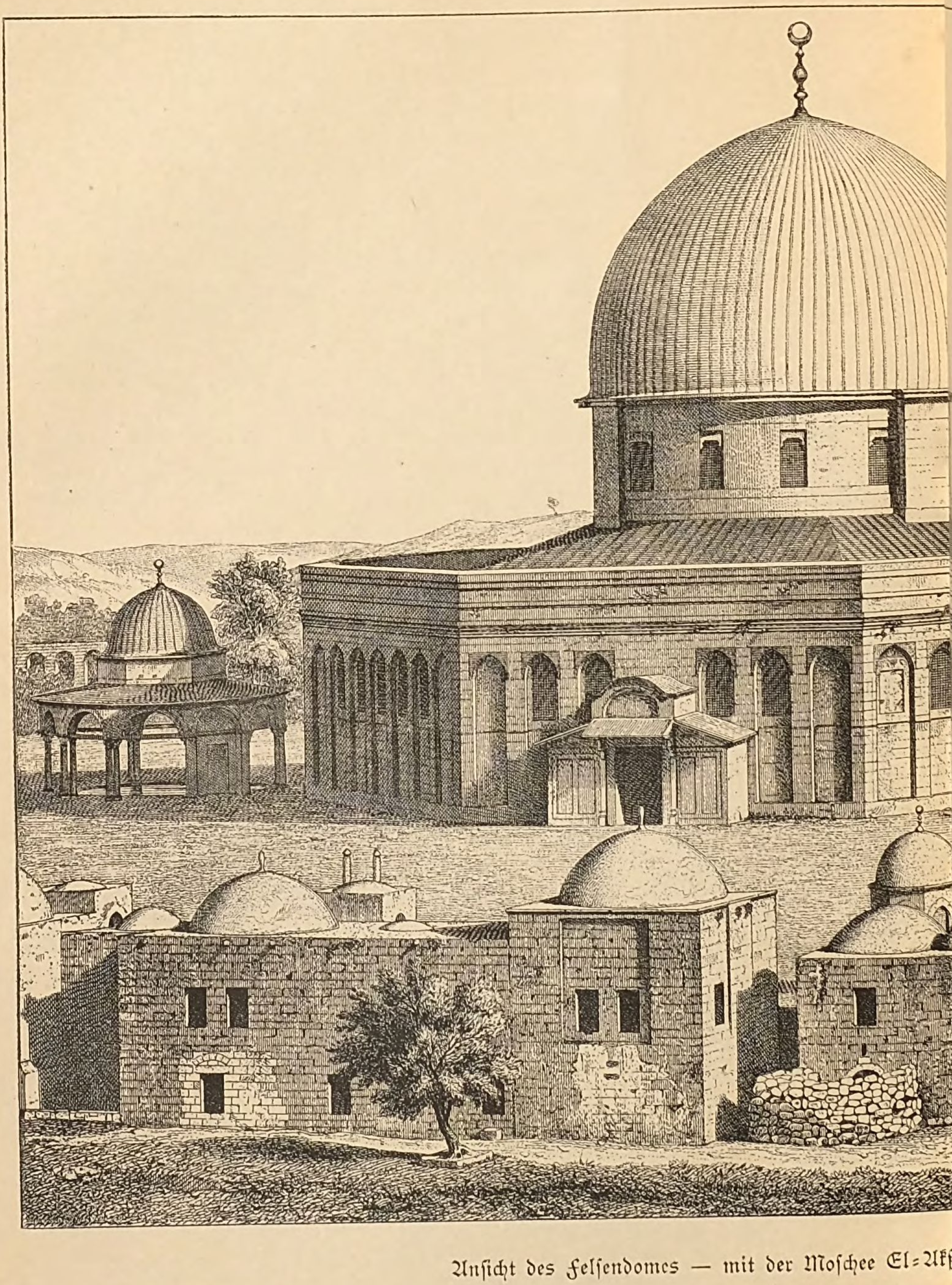
und Chasradsch wichtig, die Ehre der Vertretung des Propheten einem Mekkaner zu Theil werden zu lassen, damit die Angehörigen keines von beiden Stämmen sich zurückgesetzt fühlten. Endlich ward eine neue Zusammenkunft für das nächste Jahr verabredet, bis zu welcher sich die Dinge so weit entwickelt haben konnten, daß bestimmte Entschlüsse für die Zukunft möglich wurden.

Das Jahr verfloß, wie das vorige, äußerlich in Ruhe und Frieden zwischen Mohammed und seinen ungläubigen Landsleuten, wie sich von selbst verstand, nachdem er das Predigen vor allem Volk und die öffentlichen Angriffe auf Götzendienst und Götzendiener aufgegeben: in der Mitte seiner Getreuen kamen beide darum nicht besser fort. Aber in die Aeußerungen des Unwillens, welche auch in den Koranen der letzten mekkanischen Zeit den Grundton bilden, mischt sich mehr und mehr der Ausdruck neuen Vertrauens in den baldigen Sieg der gerechten Sache. Es waren ja nicht allein die Gläubigen unter den Aus und Chasradsch, welche zu dem Propheten standen; seiner Ansicht nach mußten auch die Juden, deren Offenbarungsschriften er dem Inhalte nach mit seiner Lehre identisch glaubte, ihm sich anschließen, sobald ihm die Verhältnisse gestatteten, selbst nach Jathrib überzusiedeln: das aber hatte er vom ersten Augenblicke der Verhandlungen mit den Neubekehrten als selbstverständlich in's Auge gefaßt. In Mekka konnte seines Bleibens nicht länger sein, sobald es ruchbar wurde, daß er mit Angehörigen fremder Stämme einen Bund geschlossen, damit also die Treue gegen seine Heimath gebrochen hatte. Nur war eine Uebersiedlung, von welcher seine mekkanischen Anhänger nicht zurückbleiben durften, erst dann möglich, wenn drüben eine größere Anzahl von Familien bekehrt war, in deren Mitte die Auswanderer Raum zu eigener Ansiedlung und eine sichere Stütze den übrigen Bewohnern Jathribs gegenüber fanden. Wie nun das Bekehrungswerk, über welches der Prophet gewiß nicht nur einmal geheimen Bericht erhielt, über Erwarten fortschritt, ist es begreiflich, daß mehr und mehr seine Gedanken am Tage, seine Träume bei Nacht in der Fremde weilen mochten, in Jathrib, ja in Jerusalem, der heiligen Stadt der Juden, von deren Beistand er sich so Großes versprach. Nicht ohne guten Grund hat man daher in diese Zeit einen merkwürdigen Traum verlegt, dessen nähere Umstände freilich in dem Wuste untergegangen sind, welchen die Tradition mit einer leicht zu erklärenden Vorliebe gerade an dieser Stelle aufgehäuft hat, und der als die Erzählung von „der nächtlichen Reise und Himmelfahrt des Gesandten Gottes" durch die theologische, bei Persern und Türken dann auch durch die poetische Litteratur hindurch mit immer neuen und immer wunderbareren Ausschmückungen endlos wiederholt wird. So geistlos uns die ganze Geschichte vorkommt, ist sie doch für die ganze Art der Mythenbildung auf dem Boden des Mohammedanismus so bezeichnend, daß ich den Kern der Legende, wie er schon im zweiten Jahrhundert nachher aufgezeichnet worden ist, in aller Kürze wiedergeben will.

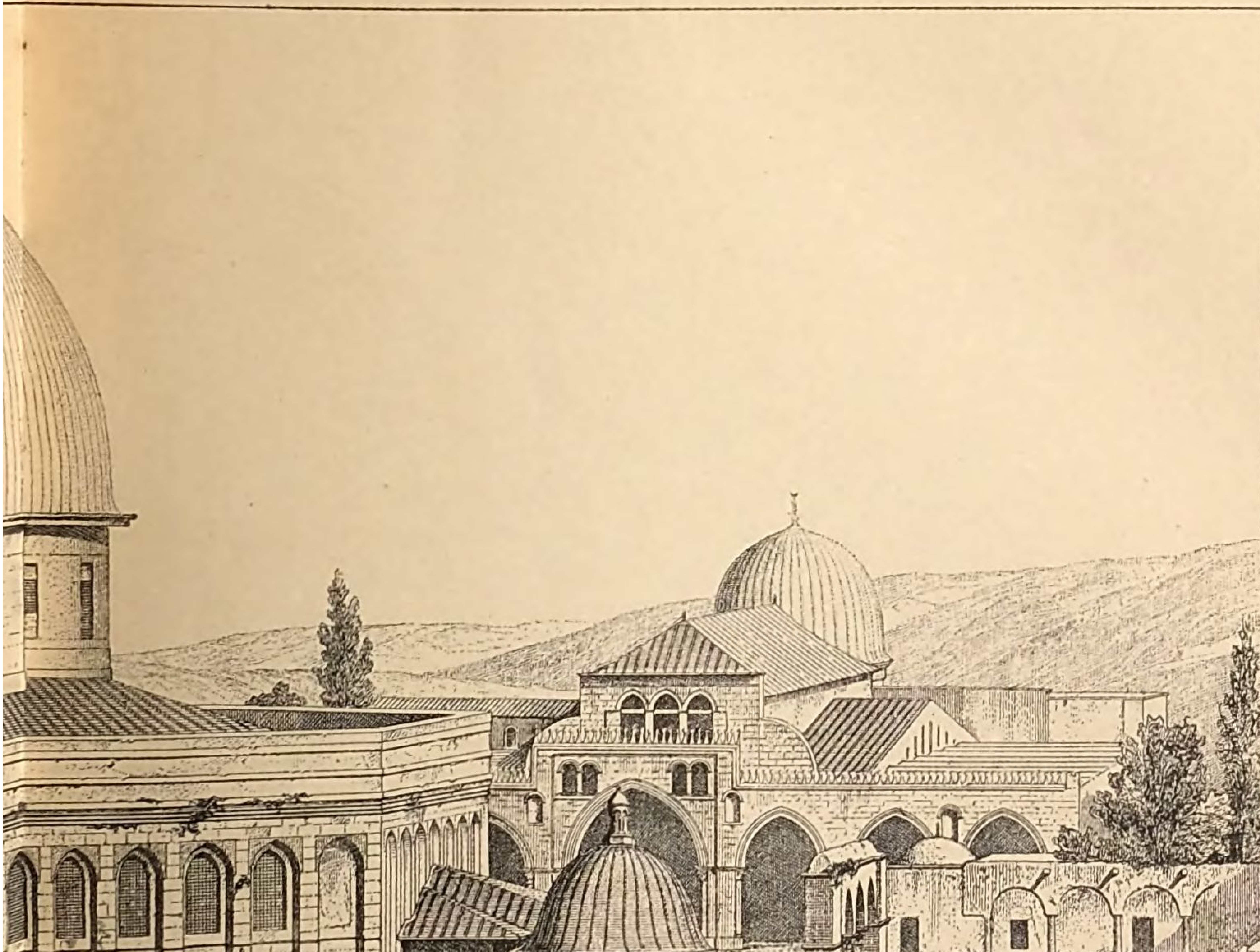
In einer Nacht, so heißt es, erscheint der Engel Gabriel dem Propheten im Schlaf; auf wiederholtes Anstoßen endlich erwacht, wird er aus dem

Hause geführt, vor welchem er ein wunderbares Thier, El-Borák[1]) genannt, vorfindet. Das trägt ihn im Nu nach Jerusalem, zu „dem fernsten" Bethause[2]), woselbst er umgeben von einer Schaar von anderen Propheten Abraham, Mose und Christus trifft. Mit ihnen betet er; dann sieht er drei mit Wasser, Wein und Milch gefüllte Gefäße vor sich stehen, und eine Stimme erschallt: „Wenn er das Wasser nimmt, so ertrinkt er sammt seiner Gemeinde; nimmt er den Wein, so geräth er auf Irrwege sammt seiner Gemeinde; wenn er die Milch nimmt, wird er auf dem rechten Pfade geleitet sammt seiner Gemeinde." Natürlich trinkt er die Milch, und wird nun von Gabriel noch ausdrücklich der Erfüllung jener Voraussagung versichert. Bis hierher reicht die „nächtliche Reise"; es folgt die „Himmelfahrt", die ihn auf der aus Jakobs Traum bekannten Leiter in einem Augenblick an die Himmelspforte führt. Der Engel Gabriel stellt ihn dem Wächter vor, worauf er sofort in den ersten Himmel eingelassen wird. Daselbst trifft er große Schaaren von Engeln, die ihn freundlichen Angesichts begrüßen und anlächeln; nur einer macht ein ernsthaftes Gesicht. „Das ist Málik, der Aufseher über das Höllenfeuer", erhält er auf seine Frage zur Antwort; als ihm aber seiner Bitte zufolge das Feuer gezeigt wird, kommt ihm die Sache selber ängstlich vor, und Gabriel muß den Engel ersuchen, es schleunigst wieder abzuschließen. Außerdem aber sieht er hier den Adam, welcher die ankommenden Seelen seiner Nachkommen betrachtet und je nachdem mit einem Lobspruche erfreut oder durch ein „Pfui!" ängstigt, ferner allerhand Exempel von Höllenstrafen für die Unterdrücker von Waisen, die Ehebrecher u. s. w. Im zweiten Himmel, zu welchem er nun aufsteigt, trifft er Jesus und Johannes den Täufer, im dritten Joseph, schön wie den Vollmond, im vierten den Patriarchen Henoch, im fünften Aaron, im sechsten Mose, im siebenten Abraham in Gestalt eines schönen Greises, an welchem durch eine Thüre täglich 70,000 Engel vorbeigehen, von welchen bis zum jüngsten Gericht keiner zum zweiten Male kommt. Endlich wird der Prophet durch das Paradies vor Gottes Angesicht geführt, woselbst ihm für sich und die Gemeinde täglich 50 Gebete auferlegt werden. Wie er mit diesem Gebote zu Mose zurückkommt, meint dieser bedenklich: „Das Gebet ist beschwerlich und dein Volk ist schwach, bitte deinen Herrn um Nachlaß." Das thut er, und erhält zehn Gebete erlassen, worauf sich die Geschichte, wie Abrahams Handel um die Gerechten in Sodom, so lange wiederholt, bis er bei den fünf kanonischen Gebeten des Islâms angelangt ist. Damit verläßt er den Himmel und kehrt auf dieselbe Weise, wie er gekommen, nach Mekka zurück.

1) Zu deutsch etwa der Blitzige, „wegen des Glanzes seiner Farbe oder der Schnelligkeit seiner Bewegung so genannt" bemerken die Philologen. 2) El-mésdschid el-ákssa, wie noch heute die neben dem sog. Felsendome stehende Moschee heißt, in welche Omar Justinians der h. Jungfrau geweihte Basilika auf dem Berge Moria umwandelte. „Das fernste" Bethaus heißt es wohl einfach als das nördlichste, welches dem Mohammed von Hörensagen bekannt war; oder der Superlativ steht, wie öfter, statt des Positivs: also schlechthin „das ferne" im Gegensatz zu dem in Mekka Ssure 17, 1.



Ansicht des Felsendomes — mit der Moschee El-Akſ



lksa (S. 86) rechts im Hintergrunde — zu Jerusalem.

Von den späteren Erweiterungen und Ausschmückungen der Erzählung will ich nur die berufenste anführen: daß nämlich der Prophet im Himmel mit Gott 70,000 Gespräche geführt habe, trotzdem aber die ganze Reise so schnell von statten gegangen sei, daß bei der Rückkehr sein Bett noch warm und ein Wasserkrug, den er bei der eiligen Entrückung mit dem Fuße umgestoßen, noch nicht vollkommen ausgelaufen war. Es bedurfte indeß derartiger Uebertreibungen nicht, um selbst solche Gläubige stutzig zu machen, welche sonst gewohnt waren, jedes Wort des Propheten mit ehrfürchtigem Glauben aufzunehmen. Es liegt allerdings dringender Grund zu der Annahme vor, daß die ganze Himmelfahrt überhaupt erst nach dem Tode Mohammeds von unbefriedigten Frommen zugedichtet ist, deren Wundersucht die Reise nach Jerusalem noch nicht genügte; aber auch diese war danach angethan, bei Leuten Anstoß zu erregen, denen über dem Glauben nicht jede ruhige Ueberlegung abhanden gekommen war. So wurden denn Manche irre, die bis dahin treu zur Gemeinde gehalten hatten, und auch die Anderen schüttelten bedenklich die Köpfe. Der einzige Abu Bekr war so unerschütterlich in seiner Ueberzeugung von Mohammeds Zuverlässigkeit, daß er denen, welche sich an der Sache ärgerten, nur immer wiederholte: „Wenn er es gesagt hat, so ist es auch wahr.“ So stärkte er allmählich die schwächeren Seelen von Neuem im Glauben; dafür gab ihm der Prophet den Ehrennamen Es-Ssiddîk, „der Wahrheitszeuge“.

So kam endlich die Zeit des großen Festes von Neuem heran. Es war verabredet, daß eine größere Anzahl von den Gläubigen in Jathrib, welche gerade im Stande waren, ohne besondere Umstände und ohne Aufsehen abzukommen, sich der Wallfahrt nach Mekka anschließen sollten, die von einer ziemlichen Menge ihrer Landsleute unter Führung des Häuptlings der Chasradsch, Abdallah Ibn Ubaij, im Frühjahr 622 gemeinsam unternommen wurde. Natürlich war es diesem, wie seinen Genossen, nicht verborgen, daß im letzten Jahre manche seiner Volksgenossen wie auch der Außiten sich der Lehre des Mekkaners zugewandt hatten. Aber man war ja in Jathrib Verschiedenheit der religiösen Ueberzeugungen gewohnt und achtete jede als Privatsache des Einzelnen, welche den Stamm nichts anging; daß nebenbei in der Stille Verhandlungen mit dem Fremden im Zuge waren, die unter Umständen zu Streitigkeiten mit den Koreischiten führen konnten, war außerhalb des Kreises der Gläubigen Jedermann verborgen. So verliefen die Wallfahrtsfeierlichkeiten in gewohnter Ordnung und ohne Anzeichen, daß außergewöhnliche Ereignisse sich vorbereiteten; nur im Stillen ging Môß'ab zwischen den Gläubigen ab und zu, traf man in der Umgebung des Propheten geheime Vorbereitungen, den Staub der gottlosen Stadt von den Füßen zu schütteln und auf den gesegneteren Boden überzusiedeln, welcher schon so reiche Früchte des Glaubens getragen hatte. An dem zweiten der drei Tage, welche die Pilger nach der Schlußceremonie des Festes in Mina noch zuzubringen pflegten, war Alles bereit.

Die nähere Verbindung, in welcher der Prophet wenigstens mit einem Theile seiner Familie bis zum Tode Abu Tálibs gestanden, hatte sich erheblich gelockert, seitdem Abu Lahabs Bereitwilligkeit, an Stelle seines verstorbenen Bruders den Familienschutz, auf welchen Mohammed Anspruch hatte, officiell zu übernehmen, mit dem oben (S. 78) berichteten neuen Bruche geendigt hatte. Wenn aber seitdem die Verpflichtung der Familie gegen das unbequeme Mitglied ruhte, so war sie darum noch nicht gänzlich aufgehoben. Ihr aber entsprach andererseits die Gebundenheit des Einzelnen an seine Verwandtschaft. Sollte nun die Stellung Mohammeds in Jathrib eine nach arabischen Begriffen nicht ganz unregelmäßige sein — und das durfte sie der noch unbekehrten Mehrheit der dortigen Bewohner wegen nicht —, so mußte das Band, welches ihn noch mit den Seinen verknüpfte, gelöst werden, damit er in den Verein der Familien von Jathrib, die sich zu ihm bekannten, aufgenommen werden konnte. Natürlich war es für diesen Zweck nothwendig, daß eins von den Häuptern der Haschimiten sich dazu hergab, seine friedliche Entlassung aus dem Stammverbande auszusprechen. Es war einer von Mohammeds Oheimen, auch ein Bruder seines verstorbenen Vaters und des Abu Lahab, welcher sich hierzu bereit finden ließ. El-Abbás, so hieß er, war einer von den Menschen, die ohne festen Charakter, ohne eigene begründete Ueberzeugungen es verstehen, in schwierigen Zeiten sich zwischen den Gegensätzen unbeschädigt durchzuwinden, in ruhigen Carrière zu machen, in gefährlichen von einfältigeren und muthigeren Leuten sich die Kastanien aus dem Feuer holen zu lassen, unter jeden Umständen aber und überall oben zu schwimmen. Er hat diese nützlichen Eigenschaften auf seine Nachkommen vererbt: so hat er sich durchgewunden, haben seine Kinder und Enkel als Verwandte des Propheten Carrière gemacht, haben endlich die späteren Abbassiden durch Alis Nachkommen, welche ebenfalls die für irdische Zwecke nur weniger förderliche Geistesart ihres Ahnen geerbt, sich die Kastanien des Chalifates aus dem Feuer des Bürgerkrieges heraus holen lassen. Abbás war jedenfalls ein kluger Mann, der weiter sah, als seine übrigen Landsleute. Die Hartnäckigkeit, mit welcher sein Neffe an dem festhielt, was man für Hirngespinnste ansehen mußte, mit welcher aber auch eine Anzahl von nicht zu verachtenden Persönlichkeiten an ihm festhielt, machte den Oheim zweifelhaft, ob nicht doch schließlich diese merkwürdige Bewegung eine Zukunft habe. Dabei waren die Aussichten hierfür aber keineswegs sicher genug, einen so vorsichtigen Mann zum Anschluß an den neuen Glauben zu vermögen. Er blieb auf der Seite, welche Macht und Ansehen für sich hatte, fand es aber einstweilen doch nützlich, auch der anderen eine unbedenkliche Gefälligkeit zu erweisen. So erschien er denn mit dem Mohammed zusammen an dem bereits erwähnten Tage zu später Abendstunde bei dem wiederum an der Ákaba verabredeten Stelldichein mit den Gläubigen von Jathrib, die einzeln oder in kleinen Gruppen, um jedes Aufsehen zu vermeiden, dem verborgenen Plätzchen sich näherten. Es kamen im Ganzen fünfundsiebenzig,

darunter zwei Frauen; als die Versammlung vollzählig war, sprach zunächst Abbás einige Worte, in welchen er hervorhob, daß Mohammed bei seiner Familie den ihm gebührenden Schutz bisher gefunden habe und auch in Zukunft finden könne. Nun ziehe er aber den Schutz der Männer Jathribs vor; er frage sie also, ob sie bereit seien ihn zu übernehmen. Da stimmten die Hörer freudig zu, und baten den Mohammed, seinen Willen zu offenbaren. Der nun predigte ihnen wiederum vom wahren Gott und vom Islám, und schloß: „So mache ich nun den Bund mit euch, daß ihr mich vor Allem schützen wollt, wovor ihr eure Weiber und Kinder schützet." Da ergriff El-Bará vom Stamme Chasradsch seine Hand und gelobte ihm das, und nach jenem vollzogen alle Anwesenden den Vertrag, und huldigten ihm als ihrem Häuptling, wie es die Art der Araber ist, durch einen leisen Schlag mit der Rechten in seine Rechte. Nachdem so der Bund geschlossen, ernannte Mohammed kraft seiner neuen Befugniß zwölf Männer, drei von den Aus und neun von den Chasradsch, zu vorläufigen Leitern der Gemeinde in Jathrib; dann schloß er die Versammlung — die zweite Ákaba, wie sie genannt wird — und man zerstreute sich eilends.

So geheim die Versammlung gehalten war, unbestimmte Gerüchte über den Vorgang verbreiteten sich alsbald doch, und den Koreischiten trat auf einmal die Größe der Gefahr vor Augen, in welcher sie schwebten. Eine Verbindung Mohammeds mit auswärtigen Stämmen von der Bedeutung der Aus und Chasradsch, die als kriegsgeübte Männer den friedlichen Kaufleuten von Mekka sich nur allzu furchtbar machen konnten, erschien um so drohender, je weniger man darauf gefaßt gewesen war, den verachteten Mann noch eine ernsthafte Rolle spielen zu sehen. Vor allen Dingen kam es nun darauf an, sich von den wirklichen Absichten der Leute von Jathrib zu unterrichten. Das Lager der Wallfahrer war am dritten Tage nach dem Feste noch nicht abgebrochen, dorthin eilten nun die Häupter der Koreisch und beklagten sich laut über das Benehmen von Männern, welche die Tage des Landfriedens dazu benützten, die Zwietracht in den Reihen eines befreundeten Stammes zu nähren und Verbindungen mit unruhigen und zweideutigen Menschen anzuknüpfen, die nach Allem, was man höre, zum Kriege führen müßten. Die Uneingeweihten protestirten laut gegen einen solchen Verdacht, während die Theilnehmer sich hüteten den Mund aufzuthun; Abdallah Ibn Ubaij aber versicherte, es könne unmöglich etwas an der Sache sein, da Niemand von den Seinigen wagen würde, einen solchen Schritt ohne sein Vorwissen zu thun. Er sollte nur zu bald erfahren, wie wenig die für den Propheten Gewonnenen nach seiner Autorität fragten. Vorläufig beruhigten sich die Mekkaner dabei; kaum aber war das Lager der Fremden abgebrochen und die Karawane von Jathrib auf dem Marsche, als die volle Wahrheit in der Stadt bekannt ward. Da wurde denn eilends den Abgezogenen nachgesetzt, aber nur ein paar Nachzügler wurden erreicht, einer von den Gläubigen, ein Chasradschite Namens Ssá'ad Ibn Obáda, gefangen genommen und unter

Mißhandlungen nach Mekka geschleppt. Dort hatte er zum Glück Schutzverwandte, die ihm verpflichtet waren und seine Entlassung bewirkten; um so heftiger wandte sich die Entrüstung der Aristokraten gegen die Zurückgebliebenen, den Propheten und seine Umgebung. Zur Eröffnung directer Feindseligkeiten scheint es zwar nicht gleich gekommen zu sein, es ließ sich aber voraussehen, daß sie nicht mehr lange würde auf sich warten lassen. Der Entschluß, die Stadt zu verlassen und nach Jathrib zu flüchten, stand bereits seit Monaten bei Mohammed fest; jetzt wurde seine Ausführung beschleunigt. Ganz im Stillen verließen auf den Befehl ihres Führers die Gläubigen nach und nach ihre Wohnungen und stahlen sich aus der Stadt, was sich von ihrem Besitze leicht fortbringen ließ, mitnehmend, das Uebrige zurücklassend. Sie daran zu verhindern, war unmöglich; die meisten waren ja freie Leute, die in ihren Bewegungen zu beschränken kein Mensch das Recht hatte und die bei ihren ungläubigen Verwandten selbst Schutz gegen jede Gewaltthätigkeit von Seiten der Vornehmen gefunden haben würden. Hie und da versuchten wohl besonders eifrige Gegner des Propheten, einen Bruder oder sonst abhängigen Verwandten wider Willen zurückzuhalten und einzusperren. Aber nur in ein paar ganz vereinzelten Fällen gelang es; abgesehen von den Sklaven, die sich der Knechtschaft noch nicht zu entziehen im Stande waren, gelangte bei weitem die größte Zahl der Muslime im Laufe des Sommers 622 unbelästigt nach Jathrib, wo sie in den Häusern ihrer Glaubensgenossen mit offenen Armen aufgenommen wurden.

Mohammed blieb mit Abu Bekr und Ali in Mekka zurück, bis alle seine Anhänger die Stadt verlassen hatten. Der Grund dieser Zögerung steht nicht fest; ich vermuthe ihn in der Ueberlegung, daß er für die Seinigen weniger Hindernisse bei der Abreise erwartete, so lange er selbst in Mekka war und durch seine Anwesenheit den Koreischiten eine Art Sicherheit gewährte, daß keine Gefahr im Verzuge sei. Diese Sicherheit fiel selbstverständlich in dem Augenblicke weg, wo er ebenfalls die Stadt verließ, Grund genug, für diesen Zeitpunkt von seinen Gegnern das Aergste zu befürchten. Es wird in der That berichtet, daß schließlich die Koreischiten in einer Versammlung, welcher der Satan in der Gestalt eines alten, in einen Mantel gehüllten Mannes aus dem Nedschd persönlich beiwohnte, auf den Rath des Erzfeindes den Beschluß faßten, ihn zu ermorden, und daß zu diesem Zwecke elf Männer bestimmt wurden, welche ihn nächtlicher Weile im Bette überfallen und tödten sollten. Während sie schon auf der Lauer lagen, gelang es indeß dem Gesandten Gottes, welcher durch den Engel Gabriel natürlich von Allem unterrichtet war, zu entkommen. Man hat gegen die Glaubwürdigkeit dieser Geschichte mit Recht eingewandt, daß aus dem Korán, welcher auf die Vorgänge der letzten Tage in Mekka Bezug nimmt, nichts weiter hervorgeht, als daß Mohammed den Koreischiten böse Anschläge gegen sich zutraute; wäre es auch nur zu einem Beginne der Ausführung gekommen, so würde er sich ganz anders ausgesprochen haben. Dazu kommt, daß die Namen der Elf hand-

greiflich sich als eine Aufzählung der bei sonstigen Gelegenheiten als Gegner des Propheten hervorgetretenen Männer darstellen, die nun auch hier als Sündenböcke erscheinen müssen. In jedem Falle durfte Mohammed, falls auch er deutlich Miene machte abzureisen, gewärtig sein, daß man ihn mit Gewalt daran hindern würde. So war denn heimliche Flucht geboten. Der treue Abu Bekr hatte schon längst im Stillen zwei schnelle Kamele gekauft und einem wegkundigen Führer aus einem der Nachbarstämme anvertraut, welcher in einiger Entfernung von der Stadt auf weitere Befehle wartete. Damit die Koreischiten glaubten, Mohammed habe sein Haus noch nicht verlassen, mußte Ali mit der Frau und den zwei Töchtern des Propheten, dessen rothen Mantel er angethan, in der Wohnung zurückbleiben, während der letztere und Abu Bekr bei hereinbrechender Nacht durch ein Hinterfenster entschlüpften und unbemerkt den Berg Thaur erreichten, welcher etwa eine Meile südlich von der Stadt an der Straße nach Jemen liegt. Nahe der Spitze desselben befindet sich eine Höhle, welche noch heute als der Zufluchtsort der beiden Flüchtlinge gezeigt wird. Dort weilten sie drei Tage in der Verborgenheit, während Abu Bekrs Angehörige sie heimlich mit Nahrung und Botschaft versahen, bis der erste Eifer der Verfolgung, welche die Koreischiten sofort nach dem unvermeidlichen Bekanntwerden der Flucht angestellt hatten, nachließ und man es wagen durfte die Reise fortzusetzen. Der Führer mit den beiden Kamelen fand sich in der Nähe des Versteckes ein, Mohammed bestieg das schnellere von beiden, Al-Kaßwa genannt, Abu Bekr das andere, und nun ging es, um jede gefährliche Begegnung zu vermeiden, in großem Bogen um den Süden von Mekka herum bis in die Nähe der Küste, dann an dieser so weit entlang, bis die Entfernung groß genug war, um sich in die Nähe der vielbenutzten Straße zwischen Mekka und Medina wagen zu dürfen; nachdem diese glücklich gekreuzt war, eilte man auf Nebenpfaden weiter, und etwa acht Tage nachdem sie die Höhle auf dem Thaur verlassen, nach der wahrscheinlichsten Annahme am 20. September 622,[1]) langte Mohammed wohlbehalten in Koba, einem Vororte etwa eine halbe Meile südlich von Jathrib, an.[2])

---

1) Das Datum ist unsicher wie die ganze Chronologie dieser Zeit, weil die endgiltige Regelung der Jahreseintheilung durch eine Verordnung des Propheten erst zehn Jahre später erfolgt ist. Man kann daher von bekannten Daten der Folgezeit nicht einfach zurückrechnen, um eine Thatsache richtig anzusetzen, sondern muß durch allerhand Combinationen von zufälligen Angaben verschiedener Art und Vermuthungen über die Art der Zeitrechnung bei den heidnischen Arabern der Wahrheit näher zu kommen suchen. Aber dies Gebiet ist noch zum größten Theile sehr dunkel, und man behält bei der Ansetzung der Hidschra, selbst wenn man für die Ankunft in Koba das vielleicht auch willkürliche Datum 12. Rabí' I des Jahres 1 d. H. festhalten will, immer noch Spielraum zwischen dem 28. Juni und 20. Sept. 622. 2) Natürlich hat es auf der Reise nicht an Abenteuern und Wundern gefehlt; für ihre Beurtheilung ist es ausreichend, wenn man hört, daß der Held der einen, Ssuráka, welcher sich erst nach der Eroberung Mekkas durch Mohammed bekehrte, vor diesem Termine von der ganzen Geschichte kein Sterbenswörtchen hat verlauten lassen!

Dies ist die berühmte Flucht des Propheten von Mekka nach Jathrib (Medina), die Hidschra,[1]) welche die Zeit des Islâms, des wahren Glaubens, von der des Heidenthums, der Dschâhilija,[2]) scheidet. Mit Recht hat der Chalife Omar im Jahre 637 sie zum Ausgangspunkte der Epoche gemacht, nach welcher noch heute von allen Mohammedanern gerechnet wird. Wenn auch nicht die Entstehung, so ist doch der Charakter des Islâms und seine Ausbreitung zunächst über Arabien durchaus von der Uebersiedlung des Propheten bedingt. In Mekka war Mohammed das geistliche Haupt einer verfolgten und unterdrückten Minderheit; von jetzt ab erscheint er an der Spitze nicht blos einer Gemeinde, welche bald die Mehrzahl der Bewohner von Jathrib umfaßt, sondern eines Staatswesens, in welches sich die Gemeinde in kurzer Zeit umzuwandeln beginnt.

Wir kennen aus allem Vorhergehenden genugsam den Mangel jeder staatlichen Organisation, durch welchen sich das vorislamische Arabien auszeichnet. War nun die erste Grundbedingung für das Gedeihen und die Ausbreitung des Glaubens, daß unter seinen Bekennern Einigkeit und Verträglichkeit herrschte, so mußte auf irgend eine Weise der bis dahin herrschenden Verwirrung gesteuert und an die Stelle des Krieges Aller gegen Alle eine bürgerliche Rechtsordnung gesetzt werden. Blieb es auch ferner möglich, daß in Folge irgend eines Streites Einer den Andern erschlug und damit nothwendig ein Krieg zwischen den beiderseitigen Stammgenossen entzündet wurde, so war es unmöglich, die Gemeinde bei einander zu halten: so lag es in der Natur der Sache, daß die kirchliche Gesetzgebung, welche die Bekehrung vieler Hunderte von Leuten verschiedener Herkunft erforderte, gleichzeitig eine staatliche wurde. Daß von Staat und Staatswesen die Muslime selbst nichts verstanden, nicht einmal einen Namen dafür hatten, ist natürlich von keinem Belang; sobald eine Kirche gleichzeitig die Angelegenheiten mit zu ordnen sich gezwungen sieht, welche wir gewohnt sind der Verfügung des Staates zu unterstellen, ist sie eben gleichzeitig Staat, und ein Staat von um so concentrirterer Gewalt, als die Befolgung der Staatsgesetze zur religiösen Pflicht wird. Wie diese Verquickung geistlicher und weltlicher Dinge die nothwendige Folge haben muß, den ideellen Glaubensinhalt herabzuwürdigen und zu verfälschen, die Staatsreligion und der Religionsstaat somit den Keim des Verderbens schon im Augenblicke der Entstehung in sich tragen, ist jedem aus den bekannten Beispielen mehr als einer geschichtlichen Epoche gegenwärtig, soweit es die Person des Mohammed selbst betrifft, auch bereits oben (S. 58) ausgeführt; aber das Reich dieser Welt, welches er aufrichtete, mußte, weil es von Anfang die bösen nicht weniger als die edlen Triebe der Menschen in

---

1) El-hidschratu, nach späterer Aussprache el-hidschra oder el-hedschra, woraus die Franzosen hégire gemacht haben, welches dann aus Unkenntniß der ursprünglichen Form als Hegira auch bei deutschen Schriftstellern sich findet. 2) El-dscháhilíja, die Thorheit, Unwissenheit (vgl. S. 82 Anm. 3), im Gegensatze zu dem ilm eljakín, dem sicheren Wissen, welches der Islâm gebracht.

Bewegung setzte, in kurzer Frist zu einem Umfange und zu einem Glanze sich erheben, welchen das politisch begabteste Volk des Alterthums seinem Staate erst in jahrhundertelanger Arbeit hatte verleihen können.

So war es ein schicksalsschwerer Tag, als Mohammed nach viertägigem Aufenthalte in Koba, wo er von Schaaren seiner Gläubigen begrüßt worden war und mit ihren Häuptern sich berathen hatte, seinen feierlichen Einzug in der Stadt hielt. Um sein Kamel drängten sich die schon nach vielen Hunderten zählenden Haufen der bekehrten Einwohner, unter ihnen hie und da, in begeisterter Freude über das Wiedersehen, die vor ihm aus Mekka Geflüchteten; daneben auch wohl Neugierige aus der Zahl der Heiden und der Juden, die gespannt sein mochten, den Fremden zu sehen, welcher sich rühmte, ein Prophet nach der Art des Mose zu sein. Sie erblickten in dem Manne, der langsam auf seiner Kaßwa einherritt, eine Gestalt von mittlerer Größe und schlanker Figur, aber breiter Brust und starkem Knochenbau, welche einen großen Kopf mit hoher und offener Stirn trug. Sein üppiges und leicht gekräuseltes Haar, der lange und volle Bart, beide von der tiefen Schwärze, wie man sie überall im Süden findet, umrahmten ein keineswegs volles Gesicht, dessen Farbe, heller als sonst bei den Arabern gewöhnlich, mit gesunder Röthe gemischt war. Von schwarzen, gewölbten und in der Mitte zusammenstoßenden Brauen überschattet blickten unter langen Wimpern große, schwarze Augen durchdringend hervor; den bedeutenden Ausdruck, den sie dem Gesichte verliehen, erhöhte eine längliche, doch fein gebogene Nase. Wie er, von seinem Kamele abgestiegen, auf das Haus zuschritt, welches ihn vorläufig als Gast beherbergen sollte, fiel sein entschiedener, schwerer Schritt (der später zu einem leichten Hinken sich ausbildete) besonders auf; die größte Merkwürdigkeit aber an seinem Leibe, so konnte man vielleicht einen der mekkanischen Fluchtgenossen einem Neulinge zuflüstern hören, war ein Mal oder Auswuchs zwischen den Schultern, in welchem man „das Siegel des Prophetenthums“ zu verehren hatte. Im persönlichen Verkehr, das fiel sofort angenehm auf, war er liebenswürdig und herablassend. „Die Ehrfurcht, welche seine Erscheinung anfangs Jedem gebot, verwandelte sich bei öfterem Verkehr in Liebe und Verehrung“ — so berichtet sein Biograph, den wir freilich auch in dieser Beziehung nicht für ganz unparteiisch halten können; daß aber sein ganzes Wesen etwas Sympathisches gehabt haben muß, können wir in der That aus der warmen persönlichen Zuneigung schließen, die Männer wie Abu Bekr und Ali zeitlebens an ihn fesselte.

Sorgfältig hatte Mohammed mit seiner Umgebung die ersten Schritte überlegt, welche auf dem fremden Boden zu thun waren. Um nicht der alten Eifersucht zwischen Aus und Chasradsch neue Nahrung zu geben, überließ er es der „göttlichen Leitung“ zu bestimmen, in wessen Hause er einstweilen Wohnung nehmen solle: er ließ Kaßwa die Zügel, und als sie vor der Besitzung des Chasradschiten Abu Ejjûb von selbst Halt machte, wurde dieser die Ehre zu Theil, den Gesandten Gottes zu beherbergen, bald auch

seine Frau Ssaúda und seine beiden Töchter Omm Kolthúm und Fátima, welche er durch seinen Adoptivsohn Seid bald nach der Ankunft in Jathrib nachholen ließ. Seine älteste Tochter Seinab, die an einen ungläubigen Mekkaner verheirathet war, blieb bei ihrem Manne, Rokaija war mit ihrem Gatten Othmán unter den Schaaren der Auswanderer, welche dem Mohammed voraufgegangen, schon früher in der neuen Heimath eingetroffen. Seine nicht minder als die Angehörigen des Abu Bekr und, schon einige Zeit vorher, auch den Ali ließen die Koreischiten ungehindert ziehen: sie wahrten auch jetzt die Rücksichten, welche die altarabischen Ehrbegriffe ihnen auferlegten. — Elf Monate nahm Mohammed die Gastfreundschaft des Abu Ejjúb in Anspruch; inzwischen war für einen Theil der immer noch beträchtlichen Geldsumme, die Abu Bekr als Rest seines Vermögens bei der Flucht mitgenommen hatte, ein anstoßendes Grundstück, welches noch unbebaut war, erworben und zwei kleine Häuser auf demselben errichtet worden: eines für Ssauda, eines für die Áïscha, deren Hochzeit bevorstand. Später, als die Zahl seiner Frauen sich rasch vermehrte, wurde für jede weitere ein neues Haus neben die früheren gebaut, bis es zusammen neun waren, in welchen je nachdem auch er selbst zu wohnen pflegte. Auch seine nächsten Verwandten, Othmán und Ali, hatten ihre Wohnungen in unmittelbarer Nähe, während die übrigen Ankömmlinge sich in und um die Stadt anbauten, wo sie gerade Platz fanden — so Abu Bekr in dem $1/3$ Meile entfernten Vororte Ssunch. Dort feierte der Prophet gleich nach der Uebersiedlung in sein eigenes Heim seine Vermählung mit der Áïscha, zum ersten Male von der Freiheit der arabischen Sitte, welche die Polygamie zuließ, Gebrauch machend, damit freilich gleichzeitig die beginnende Abwendung vom Christenthume bezeichnend, welchem er bis dahin nicht minder freundlich gegenübergestanden hatte als dem Judenthum.

Zu solcher Abwendung sah er sich jetzt eben dadurch genöthigt, daß die Verhältnisse in Medina ihm möglichste Annäherung an die Juden wünschenswerth machten, während er im Umgange mit diesen bald die Illusion aufgeben mußte, als sei es möglich, sämmtliche „Bekenner der Einheit Gottes“ davon zu überzeugen, daß seine Lehre in allem Wesentlichen mit den früheren Offenbarungen, also auch diese unter sich, übereinstimmten. Wenn man auch schwerlich die Juden in Jathrib für große Schriftgelehrte halten darf, ihr Gegensatz gegen das Christenthum ist hier zweifellos ebenso schroff gewesen wie anderswo. So begreift man, daß Mohammed, welcher in der ersten Zeit nach der Flucht Alles thut, um die Juden zu gewinnen, die Christen aufgeben muß. Nicht daß er seine Theorie der Identität der Offenbarungen änderte: aber die Christen haben ihre heiligen Bücher gefälscht und willkürlich die lästerlichen Behauptungen hineingetragen, daß Gott „Einer von dreien“ sei, daß Er Jesus und seine Mutter als zwei Götter neben sich habe — man merkt es jeder solchen Stelle an, aus welcher Quelle sie geflossen. Es ist mit Recht als ein hervorstechender Zug im Wesen des Propheten bezeichnet worden, daß er in seinem Eifer, sich Anhänger zu werben, und in der Unklarheit der

religiösen Vorstellungen, die er sich gebildet, stets bereit war, sich denen so weit als möglich anzubequemen, auf deren Gewinnung es ihm gerade ankam: so bewirkte der Wunsch, die Juden, wenn nicht in den Kreis seiner Gemeinde, so doch in den seines Einflusses hineinzuziehen, daß er so lange es irgend gehen wollte seine Uebereinstimmung mit ihnen hervorhob, also den Gegensatz gegen das Christenthum stärker und absichtlicher betonte, als es bis vor Kurzem, wenn nicht dem wirklichen Verhältniß beider Lehren, so doch seinem eigenen Gefühle entsprochen hatte. Als er dann später auch die Juden verwirft, ist es natürlich zu spät, mit den Christen von Neuem anzuknüpfen, sind die Wege des Islâms für immer von denen der beiden älteren Religionen getrennt, denen er seinen Gedankeninhalt in der Hauptsache entlehnt hat.

Wir haben oben (S. 37) die Stellung bereits angedeutet, welche die jüdischen Stämme in Jathrib einnahmen. Noch vor Kurzem in den Krieg zwischen den Aus und Chasradsch verwickelt, den letzteren durch die Wendung, welche sie dem neulichen großen Kampfe zu Gunsten der ersteren gegeben, verhaßt, diesen aus demselben Grunde befreundet, stellten sie eine Macht dar, welche aufmerksame Berücksichtigung forderte, wenn Mohammed daran ging, sich und den Seinen festen Boden unter den Füßen zu schaffen. So finden wir ihn denn alsbald an der Arbeit, die vorhandenen Gegensätze auszugleichen, die Vereinigung aller Bewohner von Jathrib unter seiner Leitung anzubahnen.

Es ist uns durch den ältesten Biographen Mohammeds der Wortlaut eines merkwürdigen Documentes erhalten, in welchem die Ergebnisse dieser Bemühungen enthalten sind, und welches den ersten Versuch darstellt, einer arabischen Bevölkerung eine geordnete Staatsverfassung zu geben. Dasselbe hat die Gestalt eines Protokolles, in welchem die Vertragspunkte aufgezählt werden, über welche die verschiedenen Gruppen der Einwohner von Jathrib zur Herbeiführung gesicherter Zustände im Inneren und gemeinsamer Vertheidigung nach außen sich geeinigt haben. Die Hauptsätze dieser Verfassungsurkunde sind folgende:

Die Gläubigen von Koreisch und Jathrib, sowie Alle, welche sich ihnen anschließen, bilden ein Volk im Gegensatz zu allen übrigen Arabern.

Was die Gläubigen, beziehungsweise die Aus und Chasradsch unter sich angeht, so gelten folgende Bestimmungen: Sowohl die mekkanischen Ausgewanderten als die einzelnen Theilstämme der Aus und Chasradsch besorgen ihre eigenen Angelegenheiten, insbesondere die Zahlung etwaiger Blutgelder, den Loskauf von Gefangenen, die Unterstützung von Verarmten, ausschließlich selber. — Unter den Gläubigen darf keinerlei gegenseitige Benachtheiligung oder Uneinigkeit stattfinden. — Kein Gläubiger darf einen Gläubigen tödten, weil dieser etwa einen ungläubigen Verwandten von jenem erschlagen hat. — Kein Gläubiger darf einem Ungläubigen gegen einen Gläubigen beistehen. — Die Gläubigen schützen einander gegen alle Andern; sie werden auch die Juden, welche sich ihnen anschließen, gegen alle Anderen vertheidigen

und Niemandem gegen sie helfen. — Frieden und Krieg ist allen Gläubigen gemeinsam; die Gesammtheit derselben übernimmt es, das Blut derer, welche im Kriege für Gottes Sache fallen, zu rächen. — Keiner der heidnisch gebliebenen Bewohner von Jathrib darf Vermögen oder Angehörige der heidnischen Koreischiten in seinen Schutz nehmen. — Wer einen Gläubigen tödtet, verfällt der Blutrache, wenn er nicht durch Zahlung des Blutgeldes die Angehörigen des Getödteten zufriedenstellt. — Kein Gläubiger darf einen Uebelthäter schützen oder beherbergen. — Jede unter den Gläubigen entstehende Streitigkeit muß Gott und Mohammed zur Entscheidung vorgelegt werden.

Zwischen Gläubigen und Juden sind folgende Punkte vereinbart: Die Juden steuern mit den Gläubigen gleichmäßig zu den Kosten der gemeinsamen Kriege. — Die Juden, welche mit den Theilstämmen der Aus und Chasradsch verbündet sind, folgen in allen Rechten und Pflichten den betreffenden Stämmen; doch behalten sie ihren Cultus für sich, wie die Muslime den ihren. Ausgenommen ist, wer durch Begehung eines Verbrechens sich dieser Rechte unwürdig macht; ferner sind die Juden gehalten, keinen Feldzug ohne die Bewilligung des Mohammed zu unternehmen, nur die Blutrache dürfen sie auf eigene Hand ausüben. — Ihre öffentlichen Ausgaben bestreiten die Juden, wie die Muslime für sich; wenn aber ein Angriff von außen naht, so sind beide zu gegenseitiger Hilfeleistung und Beisteuer zu den Kriegskosten verpflichtet: Jathrib ist gegen Jedermann gemeinsam zu vertheidigen. Bei Zwistigkeiten zwischen Juden und Muslimen soll die Sache Gott und Mohammed zur Entscheidung vorgelegt werden. — Die Juden dürfen kein Schutzverhältniß mit den heidnischen Koreischiten oder deren Bundesgenossen eingehen. — Wenn Krieg ist, sollen die Juden Frieden machen, sobald es die Muslime wünschen, und umgekehrt; ausgenommen sind hiervon die Kriege, welche für die Religion geführt werden.

Einige Punkte dieses Vertrags sehen insofern etwas verdächtig aus, als sie dem Mohammed Befugnisse zusprechen, wie er sie in der ersten Zeit seines Aufenthaltes zu Jathrib kaum beanspruchen konnte. Freilich mußten die Juden in dem Augenblicke, wo die alten Mißhelligkeiten zwischen Aus und Chasradsch endgiltig beigelegt wurden, die ausschlaggebende Stellung verlieren, welche sie bis dahin eingenommen hatten; aber ihre Zahl und Macht blieb immerhin doch so erheblich, daß man kaum glauben kann, sie hätten des Rechtes, eine selbständige kriegerische Politik nach außen zu betreiben, welches Mohammed „in Sachen der Religion" sich selbst ausdrücklich vorbehielt, ihrerseits sich freiwillig begeben, oder gar die Entscheidung von Streitigkeiten ihm allein überwiesen, der doch in jedem Falle dabei Partei war. Wir kennen indeß die Verhältnisse im Einzelnen zu wenig, um hierüber ein bestimmtes Urtheil fällen zu dürfen; es kommt auch auf diese Nebenpunkte nicht an. In der Hauptsache stellen die überlieferten Bestimmungen in der That dar, was wir erwarten dürfen. Der altarabische Particularismus wird insoweit geschont, als jedem Stamm die Besorgung seiner eigenen Angelegenheiten

überlassen bleibt. Es ist lediglich die Defensive nach außen, in welcher zusammenzustehen Alle sich verpflichten, und zu welcher nur die Verabredung hinzukommt, keinerlei Verbindung mit den heidnischen Koreischiten eingehen zu wollen; diese aber lag, da Mohammed und die Seinen nun einmal mit Bewilligung der Aus und Chasradsch in Jathrib aufgenommen waren, so sehr in der Natur der Sache, daß sie nicht gut abgelehnt werden konnte. Wundern darf man sich auch nicht, wenn von den noch unbekehrten Mitgliedern der beiden Stämme nicht weiter die Rede ist, als daß auch sie kein Verhältniß zu den Mekkanern unterhalten sollen. Das sozusagen staatsrechtliche Verhältniß zu ihnen ist nämlich wenigstens äußerlich durch die Bestimmung über die fortdauernde Selbständigkeit der einzelnen Theilstämme geordnet; daß hier durch die Gewalt der Thatsachen sich in Kurzem Alles verschieben mußte, haben die Heiden zu ihrem großen Schaden nicht vorausgesehen, weil der wahrhaft revolutionäre Charakter derjenigen Vertragspunkte, welche die Beziehungen der Gläubigen unter sich angingen, ihnen nicht zum Bewußtsein kam. Uns ist sie nach dem, was bereits früher (S. 76) über die Bedeutung von Mohammeds Aufgabe seiner Stammeszugehörigkeit bemerkt ist, ohne Weiteres klar. Nicht mehr der Stamm, sondern die religiöse Gemeinde ist es, welche die Gläubigen zur Einheit zusammenfaßt; die Pflichten, welche dem Familienverbande oblagen, wie die Rechte, welche er verlieh — Blutrache, gegenseitiger Schutz, Einigkeit allen Fremden gegenüber — eignen von jetzt ab der Gesammtheit der Gläubigen. Wie die Feindseligkeiten zwischen Gläubigen, welche aus den alten Fehden etwa noch ungeschlichtet geblieben sind, sofort aufzuhören haben, so ist umgekehrt der Gläubige nur dem Gläubigen jetzt noch verbunden, den ungläubig gebliebenen Familiengenossen aber ein Fremder geworden. Man sieht, das Band, welches die Angehörigen der einzelnen Stammgruppen bisher verknüpfte, ist mit einem Schlage zerrissen, alle Begriffe der Solidarität der Stammesmitglieder in Bezug auf Vermögen, Ehre und Leben auf den Kopf gestellt. Allerdings hat sich Mohammed gehütet, das Princip auf die Spitze zu treiben, wo es sich um Hab und Gut handelte. Einen Versuch, auch in dieser Beziehung consequent zu sein, machte er noch in der ersten Zeit, indem er gegen fünfzig seiner Fluchtgenossen mit ebensovielen Gläubigen aus Jathrib in der Weise sich verbrüdern ließ, daß dieses Verhältniß jeder anderen Verwandtschaft vorangehen und der von jedem Paare Ueberlebende sogar den Andern beerben sollte: da er sich aber bald überzeugte, daß aus dieser Verordnung leicht allerhand Verwirrung und Mißstimmung hervorgehen konnte, so nahm er sie ein Jahr später von selbst wieder zurück. Daß er aber in jeder anderen Beziehung den Leuten von Jathrib zumuthen durfte, die seit Jahrhunderten in ganz Arabien festgewurzelten Anschauungen sofort und gänzlich aufzugeben, ist ein kräftiges Zeugniß für die Tiefe des Eindruckes, welchen seine Predigt gemacht, aber auch für die Empfänglichkeit dieser Gemüther im Gegensatz zu den religiös gleichgiltigen Mekkanern und Beduinen. Freilich hat er vom

ersten Augenblicke an die neuen Vorschriften mit äußerster Strenge durchgeführt; mit seinen anderthalbhundert Fluchtgenossen hätte er das aber nicht vermocht, wäre nicht auch auf die große Mehrzahl der Neubekehrten unbedingter Verlaß gewesen. Die nothwendige Folge aber war, daß die „Selbstständigkeit der Stämme" in Kurzem nur noch auf dem Papier stand; die Gläubigen fragten, sofern die betreffenden Stammhäupter nicht mit übergetreten waren, nicht nach ihrer, sondern nur nach der Autorität des Propheten, und umgekehrt mußte ihre immer tiefer gehende Entfremdung von den alten Genossen diese den andern Ungläubigen näher bringen. So ist bald nur noch von Muslimen und Heiden, nicht mehr von Benu Auf, Naddschár oder Ká'ab die Rede; und so giebt es für die Ersteren, da alle Streitigkeiten unter ihnen vor Mohammed gebracht werden müssen, schließlich nicht blos in den religiösen und staatlichen, sondern auch in allen privatrechtlichen Beziehungen keine Norm, als die im Namen Gottes gefällten Entscheidungen Seines Gesandten.

Wurde auf solche Weise die Macht des Propheten über die Seinen allmählich eine fast unbeschränkte, so mußte sie mit Nothwendigkeit im Laufe der Zeit auch auf die Nichtbekehrten unter den Bewohnern von Jathrib zu drücken anfangen, die mit Staunen und Unwillen inne wurden, wie sie ihren legitimen Einfluß auf die Verhältnisse ihrer eigenen Heimath mehr und mehr an den Eindringling abzugeben gezwungen wurden, welchem übelberathene Stammgenossen doch nur als Leiter ihrer religiösen Angelegenheiten die Gastfreundschaft der Stadt verschafft hatten. Die Mißverhältnisse, welche sich hieraus ergeben, haben eine Reihe von Jahren die weitere geschichtliche Entwicklung in erheblicher Ausdehnung bedingen helfen.

Vorläufig freilich hatte Mohammed genug damit zu thun, daß er seine Stellung in der neuen Umgebung endgiltig sicherte, Einrichtungen traf, um die Gläubigen immer enger an die Sache des Islâms zu ketten, womöglich auch durch eine noch nähere Heranziehung der Juden das Uebergewicht seiner Lehre über die heidnischen Tendenzen unwiderruflich feststellte. In der That hat er beide Gesichtspunkte in außerordentlich kluger Weise zu vereinen gewußt; daß er nur dem einen hat gerecht werden können, lag nicht an ihm.

Es war die äußere Gestaltung des Gottesdienstes, welche er für seine Zwecke fruchtbar zu machen suchte. Jathrib entbehrte, wie fast alle Städte der Halbinsel mit Ausnahme von Mekka, eines Gotteshauses; in irgend einer Privatwohnung die gemeinsamen Gebete abzuhalten, ging bei der stark vergrößerten Zahl der Muslime nicht an; so war es ein dringendes Bedürfniß, der Gemeinde eine Stätte für ihre Gottesverehrung und damit einen Mittelpunkt zu schaffen, der ihre geschlossene Einheit auch äußerlich darstellte. So wurde denn schon gleichzeitig und in nächstem Zusammenhange mit dem Bau der Wohnhäuser für den Propheten und seine Angehörigen ein Bethaus errichtet. Die Anlage war quadratisch, nach anderer Angabe rechteckig; die Längsseiten maßen 100 Ellen, die Breitseiten, wenn nicht eben

so viel, doch 60 bis 70. Bis drei Ellen über dem Boden wurden die Grundmauern aus Bruchsteinen aufgeführt, das übrige aus Ziegeln. Im Innern wurden Palmstämme aufgerichtet, welche ein Dach von Palmzweigen trugen. Da Mohammed der Juden wegen beim Gebete die Richtung nach Jerusalem, also nach Norden vorschrieb, wurde das Gebäude von Osten nach Westen orientirt und das Hauptthor an die Südseite verlegt, während die Nordmauer geschlossen blieb, und in den beiden anderen Seiten Nebenthore gelassen wurden, von denen das östliche an die Wohnhäuser des Propheten stieß und zu seinem alleinigen Gebrauche bestimmt wurde. Fünfmal des Tages — bei Sonnenaufgang, Mittags, Nachmittags, Sonnenuntergang und vor dem Schlafengehen — konnte man ihn hier die vorgeschriebenen Gebete leisten sehen, an welchen sich betheiligte, wer von den Gläubigen gerade in der Nähe war; Freitag Mittag hatte sich die ganze Gemeinde zu einem besonderen Gottesdienste zu versammeln, der außer dem Gebet noch eine erbauliche Anrede einschloß. Aber auch sonst war „der Anbetungsort" (el-mesdschid, daraus verderbt „Moschee") die Stätte, an welcher Mohammed mit seiner nächsten Umgebung am liebsten verweilte, wo er für Einheimische und Fremde zu sprechen war, seine Entscheidungen über Fragen der Religion oder des Rechtes gab, die Offenbarungen, welche ihm geworden, verkündigte.

Wenn man die Rolle, welche die gottesdienstlichen Ceremonien im Islám spielen, und die Wirkung, die sie ausgeübt haben, näher betrachtet, so möchte man in jeder der zahllosen Einzelheiten, welche dabei zu beobachten sind, ein Werk feinster und gelungenster Berechnung sehen. Ich glaube nicht, daß man so weit gehen darf; wenn der für uns übertriebene Ritualismus dem arabischen Wesen so besonders zu entsprechen scheint, so erklärt sich das einfach daraus, daß er von einem Araber ersonnen ist. Die bewußte Absicht des Propheten ging wohl nicht weiter, als eben angedeutet: es sollte Ernst mit der Gottesverehrung gemacht, diese mit dem täglichen Leben der Gläubigen untrennbar verwoben, der ganze Mensch dadurch dem Islám zu eigen gemacht werden. Sehr viel Erfindungsgabe besaß Mohammed nicht; so borgte er von allen Religionsgemeinschaften zusammen, was ihm irgend bekannt geworden war, und je weniger er die „willenlose Hingabe an Gott" als eine innerliche Erneuerung des Willens zu erfassen im Stande war, um so mehr häufte er Formeln und äußerliche Geberden, durch welche der Gläubige jederzeit seine pflichtmäßige Frömmigkeit darthut und die fast nicht so sehr als opus operatum bei Gott verdienstlich, wie selbstverständlich sind. Zu dem fünfmal täglich abzuhaspelnden verwickelten Mechanismus des Gebetes[1])

---

1) S. die Einzelheiten desselben wie des übrigen Ceremoniells unten in der Darstellung der Lehre des Mohammed. Es ist noch nicht untersucht, ob nicht alle die verschiedenen Bewegungen, Verbeugungen u. s. w., welche dazu gehören, auch aus einer Zusammenstellung der Gebräuche anderer Religionsgesellschaften hervorgegangen sind. — Die gleiche Tendenz der fortwährenden Wiederholung kleiner religiöser Leistungen zeigt sich in dem frommen Jargon, dessen Einführung oder doch Aus-

kam, vielleicht schon früher, jedenfalls aber hier in Jathrib, die Pflicht, sich ebensowohl bei zahlreichen, als Verunreinigungen geltenden Veranlassungen des täglichen Lebens, als insbesondere vor jedem Gebete einer Waschung zu unterziehen, wie das bei den Juden und einigen christlichen Secten zum Theil ebenfalls üblich war. Von den Juden entlehnte er ferner, außer der Kibla, der Wendung des Gesichtes beim Gebete nach Jerusalem, auch das Fasten am Versöhnungsfeste (10. Tischri). Daß er dagegen nicht den jüdischen Sonnabend, sondern gleich von Anfang den Freitag zum Tage des gemeinsamen Gottesdienstes bestimmte, ist nicht im Widerspruch gegen die judaisirende Tendenz dieser ersten Zeit, sondern wohl aus dem Grunde geschehen, damit die Juden, mit denen ja Sonnabends nichts zu machen war, die Bräuche der Gläubigen ebenfalls sich ansehen und, wie er anfangs hoffen mochte, allmählich auch daran theilnehmen könnten.

Wenn er in dieser Erwartung getäuscht wurde, so ging alles Uebrige längere Zeit hindurch mehr als nach Wunsch. Vorübergehende Schwierigkeiten machte nur die Unterbringung und Ernährung derjenigen unter den Fluchtgenossen, welche gänzlich verarmt nach Jathrib gekommen waren. Auch die Wohlhabenderen in Mohammeds Umgebung hatten in den langen Jahren der Verfolgung den größten Theil ihres Vermögens eingebüßt; Abu Bekr z. B. brachte von 40,000 Dirhems[1]) welche er besessen hatte, nur noch etwa 5000 mit. Zwar waren die Neubekehrten aufopfernde Gastfreunde, indeß konnten doch nicht alle Unbemittelten entsprechend untergebracht werden. Die fielen naturgemäß dem Propheten selbst zur Last, bei dessen Hause sie unter einer Art Veranda an der Moschee campirten. Man nannte sie davon „die Verandaleute";[2]) da sie gänzlich von Mohammed abhängige, dazu

bildung gewiß in dieselbe Zeit fällt, und der sich bis heute erhalten. Man durfte statt „guten Morgen" nur noch sagen „Friede über dir", bei jeder Erwähnung Gottes war hinzuzufügen „der heilig und erhaben ist", keine Absicht konnte man aussprechen ohne den Beisatz „so Gott will" u. s. w. Die biblische Redeweise mancher Frommen der jetzigen Zeit, die man wohl als „Sprache Kanaans" zu bezeichnen pflegt, wird von den Muslimen weit übertroffen; sie würden „der HErr" mit vier großen Buchstaben schreiben, wenn es die in der arabischen Schrift überhaupt gäbe. Sehr fein bedeutet bei den Franzosen das salamalec (salâm aleik „Friede über dir") eine Aeußerung übertriebener, grimassirender Höflichkeit.

1) Das Wort dirhem ist das griechische δραχμή „Drachme". Die Araber hatten vor und auch noch einige Zeit nach Mohammed keine eigenen Münzen, wie denn baares Geld überhaupt damals eine große Seltenheit bei ihnen war; wo es vorkam, bestand es in byzantinischen oder persischen Stücken. Von jenen sind dann die Namen entlehnt: dinâr (d. h. Golddenar, Aureus) und dirhem. Man hat den Metallwerth des ersteren auf etwa 12 Mark, des letzteren auf ungefähr 60 Pfennige berechnet, doch können wir bei dem schwankenden Werthverhältniß zwischen Gold und Silber (das letztere stand im alten Orient verhältnißmäßig sehr hoch) und unserer Unkenntniß der sonstigen Werthe im damaligen Arabien das auf unsere heutigen Verhältnisse nicht gut auch nur annähernd reduciren. 2) Achl es-ssoffa — von ssoffa kommt unser Sopha, eigentlich ein Möbel, welches auf Füße gestellt ist wie eine Veranda auf Pfosten.

vermuthlich unzufriedene Proletarier waren, bildeten sie ein weniger empfehlenswerthes Element der Gemeinde, erwiesen sich aber für allerhand Janitscharendienste nur zu verwendbar. Um diese und andere Bedürftige zu ernähren, mußte eine Umlage von den Gläubigen eingefordert werden. Wohlthätigkeit gegen die Armen hatte der Islám immer zur Pflicht gemacht; nun wurde allmählich das „Almosen" (Sakát) zu einer förmlichen Steuer, deren Ertrag später auch zu anderen „auf Gottes Wegen" vorkommenden Dingen verwandt und schließlich zum Grundstocke der islamischen Staatscasse ward. — Reputirlichere Männer, waren die eigentlichen Säulen des Glaubens, die übrigen Mohádschirs oder Fluchtgenossen,[1]) die vielgeprüften Treuen Abu Bekr, Omar, Hamsa, Seid, Ali und wie sie Alle hießen, mit welchen der Gesandte Gottes täglich zusammen war und Raths pflog; wobei sich wunderbarer Weise gelegentlich fand, daß einer oder der andere mit seiner Meinung genau den Rathschluß Gottes getroffen hatte, wie dieser kurz darauf durch den stets bereiten Engel Gabriel dem Propheten offenbart wurde. Neben diese kleine, aber durch ihre persönliche Bedeutung und das Vertrauen Mohammeds alle Anderen überragende Schaar trat nun aber die immer schneller wachsende Zahl der Männer von Jathrib, welche sich dem Islám zuwandten, und denen später der Ehrenname El-Anßár, „die Helfer", „Hilfsgenossen" zu Theil wurde. Auch unter ihnen fand man ansehnliche Leute, wie Ssá'ad Ibn Obáda, Häuptling der Benu Ssá'ida, eines Theilstammes der Chasradsch; hauptsächlich waren es aber jüngere Männer, deren Begeisterungsfähigkeit noch nicht der Kühle des Alters gewichen war, welche mehr und mehr die Anderen mit sich fortrissen, und es bald auch solchen, die an sich keine Neigung für die Sache des Mekkaners verspürten, räthlich erscheinen ließen, wenigstens äußerlich sich ihr anzuschließen. So umfaßte in nicht langer Zeit die Gemeinde scheinbar den größten Theil sowohl der Aus als der Chasradsch, wurde zum Mindesten der offenbare Götzendienst rasch aus der Stadt verdrängt. Mit ihm zugleich aber einige Elemente, welche dem Anscheine nach dem neuen Glauben näher gestanden hatten, als irgend welche anderen. Wenn Jemand, so hätte Abu Ámir die Ankunft des Propheten mit warmer Sympathie begrüßen müssen. Ein Angehöriger der Aus hatte er, wie es heißt auf Reisen in Syrien, mit dem Christenthum Bekanntschaft gemacht und sich von den Heidengöttern abgewandt. Man rechnete ihn zu den Hanifen,[2]) den Anhängern christlichen Sectenwesens, dem er eine Art mönchischer Askese entnommen haben soll. So mußte ihn und die kleine Gemeinde, welche er im Stillen um sich gesammelt, das turbulente Auftreten Mohammeds und seiner bekehrungseifrigen Jugend widerwärtig berühren, so sehr jener auch in seinen „göttlichen Offenbarungen" das Hanifenthum gelobt und nach seiner Gewohnheit seine eigene Lehre damit identificirt

1) Arabisch el-mohádschirún „die aus der Heimat Geflüchteten", wofür ich der Kürze wegen „Fluchtgenossen" setze. 2) S. oben S. 52 und S. 83.

hatte. Er mochte sich dem nicht beugen, was ihm als eine Verzerrung der reinen Sache erschien, der er sein Leben geweiht hatte; mit den etwa zwanzig Gesinnungsgenossen, welche er sich bereits früher gewonnen, verließ er die Heimat und ging zu den Mekkanern, darin seinem Gegner gleich, daß er es vorzog die Stammeszugehörigkeit aufzugeben, ehe er seine Ueberzeugung verleugnete. Wir werden ihm unter den Koreischiten noch begegnen; als diese den Widerstand gegen den siegreichen Islám aufgaben, kämpfte er mit den Leuten von Táïf gegen Mohammed weiter, und wie auch hier der Widerstand unmöglich wurde, ging er, die Byzantiner gegen den Betrüger aufzurufen, nach Syrien, wo er als ein „landfremder, von den Seinen aufgegebener Verbannter" starb. So hatte er im Eifer einst den Mohammed gescholten; nun mußte der unverbesserliche Idealist selbst das tragische Schicksal erfüllen, welches dem Andern sein „gesunder Realismus" erspart hat.

Nicht in dem Maße wie der charaktervolle Mann verdient unsere Theilnahme die große Schaar der „Halben", an denen es auch in Jathrib nicht gefehlt hat. Das waren Leute, die sich für den neuen Glauben nicht zu erwärmen vermochten, aber allzusehr an den überlieferten Begriffen hingen, als daß sie es hätten über sich gewinnen können, offen den Stammesgenossen abzusagen, welche dem Islám sich zugewandt. Die Religion des Einzelnen war immer Privatsache gewesen, so hatte der Uebertritt Jedem freigestanden. Wären nun die Folgen der massenhaften Bekehrungen, wie sie oben (S. 97 f.) geschildert worden sind, mit einem Schlage hervorgetreten, so würden die Anhänger des Alten sich am Ende doch aufgerafft und den Versuch gemacht haben, den Uebergriffen der Fremden mit gewaffneter Hand Einhalt zu thun: aber nur Schritt für Schritt sahen sie ganz allmählich und unmerklich sich in den Hintergrund gedrängt, die Autorität der Stammeshäupter nicht offen geleugnet, sondern langsam untergraben, ohne daß dem Mohammed auch nur in einem Falle die Verletzung wenigstens des Buchstabens jener Verabredungen nachgewiesen werden konnte, in welchen die Arglosen einen simpeln Defensivvertrag gesehen hatten. Dazu war der Mann, welcher an ihrer Spitze stand, wenn ein Talent, doch kein Charakter. Die Ueberlieferung berichtet, die Chasradsch seien um die Zeit, in welcher die ersten von ihnen die verhängnißvolle Bekanntschaft des Propheten gemacht, damit umgegangen, ihrem Führer Abdallah Ibn Ubaij die Königskrone aufs Haupt zu setzen. Das ist wohl eine spätere Legende, dem Wunsche entsprungen, das Nichtige irdischer Herrschaftsgelüste dem göttlichen Rechte des Propheten gegenüber ins Licht zu stellen; wenn aber in der That ihm eine Krone bestimmt gewesen wäre — er wäre der Mann nicht gewesen sie zu tragen. So ehrenwerth die Bedenken waren, die ihn hinderten, an der Spitze seiner Gesinnungsgenossen dem Eindringling und den eigenen verblendeten Landsleuten den Fehdehandschuh hinzuwerfen — es waren die eines vorsichtigen und unentschlossenen Mannes, der zum Herrscher nicht geboren war und dem kein Glaube an eine übernatürliche Bestimmung die mangelnde Seelengröße ersetzte. Wir

dürfen uns darum nicht wundern, daß er und mit ihm eine große Zahl Gleichgesinnter schließlich des lieben Friedens wegen das Glaubensbekenntniß ebenfalls ablegten und dem einmal zu Stande gekommenen Vertrage auch ferner treu blieben. Aber darüber wollte er nach keiner Seite hinausgehen; so konnte er sich weder entschließen, sich den Mohammed durch thatkräftige Beihilfe zu verpflichten, wenn er zu irgend einer Expedition außerhalb der Stadt Freiwillige aufrief, noch ihm den Garaus zu machen, wenn er eine Schlappe erlitten hatte. Er war ein ehrlicher und gewissenhafter Mann, aber seine Gewissenhaftigkeit hatte etwas Schwächliches und seine Ehrlichkeit vermochte er durch die mancherlei schiefen Lagen, in welche er sich verwickelt sah, nicht unbeschädigt hindurchzuretten, wenngleich er und seine Anhänger, denen Gewaltthätigkeit und Treulosigkeit durch keinen frommen Zweck gerechtfertigt wurden, im Vergleich zu Mohammed immer die Partei der anständigen Leute darstellen. Natürlich waren sie dem Propheten unbequem; daß „an ihren Herzen Krankheit" nagte — wie sich der Korán, wenn auch in besonderem Sinne, treffend ausdrückt — kümmerte ihn weniger, als daß er niemals sicher auf sie rechnen konnte, dagegen alle mögliche Rücksicht auf sie nehmen mußte: er durfte den in ihnen schlummernden Groll nicht zu einem Ausbruche reizen, welcher der noch Jahre lang von den Mekkanern und anderen Feinden bedrohten Gemeinde leicht hätte gefährlich werden können. Und wenn sie es nicht wagten, die Waffen zu erheben, so gaben sie ihrer Mißstimmung in bitteren Epigrammen oft genug empfindlichen Ausdruck: „Füttere den Hund auf, und er beißt dich" war das naheliegende Thema, das hier variirt wurde. Aber genirten und ärgerten die Heuchler,[1]) wie sie im Korane unbestimmt aber doch verständlich immer genannt werden, den Propheten vielfach, so wurden sie ihm doch niemals im Ernste gefährlich und er konnte sich damit begnügen, in häufigen Ermahnungen an seine Gläubigen allgemein vor dem Gifte der „Heuchelei" zu warnen, ohne sich auf bedenkliche Personalien einzulassen. Mit den zunehmenden Erfolgen nach außen wächst die Macht des Islâms auch innerhalb des Weichbildes der Stadt unwiderstehlich, die Zahl der „Heuchler" nimmt ab, und nach dem Tode des Abdallah Ibn Ubaij (630) verschwinden sie gänzlich.

Mehr Kopfzerbrechens als die „Heuchler" haben dem Mohammed die Juden verursacht. Auf sie als grundsätzliche Monotheisten hatte er besonders gerechnet, ihnen durch lobpreisende Declamationen auf Mose und Aaron,

1) El-munáfikún — eigentlich „die sich zu verstecken Suchenden". Das Verbum wird zunächst von der Springmaus gebraucht, welche sich in ihrem Schlupfloche verbirgt, bedeutet im übertragenen Sinne also sich vor Jemand zu verstecken suchen, ihm eine falsche Ansicht von sich beibringen. Die Philologen definiren demgemäß einen munáfik als Jemand, der „seinen Unglauben im Herzen verbirgt und mit der Zunge den Glauben bekennt". Heuchler paßt insofern nicht recht, als diese Munáfikún durchaus keinen besonderen religiösen Eifer vorgaben, sondern eben nur soweit sich dem Islám anbequemten, als sie für unbedingt nothwendig hielten, um den Frieden in der Stadt ungestört zu erhalten.

durch die Einrichtung seines Gottesdienstes den Islám besonders schmackhaft zu machen versucht. Aber die Juden wußten, was sie hatten, und waren vor neuen Propheten auf ihrer Hut. Sie wollten erst sehen, ob die Behauptung dieses Mannes, daß er die uralte göttliche Wahrheit, wie sie Abraham und Mose einst offenbart worden, vermöge einer wiederholten Inspiration von Neuem zu lehren bestimmt und im Stande sei, auf Wahrheit beruhe oder nicht. So legten sie ihm denn mancherlei Fragen über Dinge aus dem Alten Testamente und dem Talmud vor, um seine Wissenschaft von göttlichen Dingen zu prüfen. Mohammed, der seine Kenntniß biblischer Thatsachen überhaupt erst dem Verkehr mit Juden und Christen verdankte (s. oben S. 72), der begreiflicher Weise von deren Erzählungen manchmal kaum die Hälfte verstanden hatte,[1]) bestand das Examen schlecht. Als die Juden seine Unsicherheit merkten, fing das Ding an sie zu amüsiren, und sie machten sich nun ein wahres Vergnügen daraus, ihn mit allerhand Fragen zu ängstigen, um ihn nachher, wenn er bei ihrer Beantwortung seine Unkenntniß gezeigt, unter sich und vor den Heuchlern, ja selbst vor seinen eigenen Anhängern lächerlich zu machen. Das war nun aber eine für ihn äußerst gefährliche Sache. Der Korán hatte mehr als einmal ausdrücklich die Identität seiner Lehre mit dem Mosaismus erklärt, wenn sich nun ergab, daß dem in Wirklichkeit nicht so war, so mußte das Vertrauen der Gläubigen einen gar nicht wieder gut zu machenden Stoß erleiden. Mohammed half sich, wie er konnte: diese Juden hatten, so erklärten von jetzt ab seine Offenbarungen, nicht minder als die Christen die ihnen durch Mose vermittelte Heilige Schrift verfälscht, daher die Widersprüche mit der nunmehr neu vom Himmel herabgesandten reinen Wahrheit. Das beruhigte die Gläubigen vorläufig; immerhin blieb die Nachbarschaft so streitsüchtiger und disputirgeübter Gegner dem Propheten mehr als unangenehm. Fortwährend donnert er von jetzt an im Korán gegen die verstockten Kinder Israel, hält ihnen sämmtliche Sünden vor, welche sie jemals gegen ihre Gottesmänner begangen, und droht ihnen mit allen möglichen himmlischen Strafen. Gleichzeitig aber sagt er sich auch thatsächlich von ihnen los: schon im zweiten Jahre der Flucht (623) ändert er die Verordnungen über die Gebetsrichtung (Kibla) nach Jerusalem und das Fasten am Versöhnungstage, indem er statt der ersteren die Wendung nach Mekka vorschreibt, statt des letzteren eine Opferfeier am Schlußtage des mekkanischen Wallfahrtsfestes, dem 10. Dhu'l-Hiddscha, sowie ein allgemeines Fasten während des Monates Ramadán[2]) einführt. Ebenfalls

1) Nach dem Wortlaute einiger Koranstellen scheint er z. B. erst sehr allmählich zu der Einsicht durchgedrungen zu sein, daß Isaak der Sohn von Abraham gewesen ist. 2) In persisch-türkischer Aussprache Ramasán, oft nach französischer Orthographie Ramazan geschrieben. — Wenn man angenommen hat, daß diese Fasten (über die Näheres später) der vierzigtägigen Fastenzeit der Christen nachgebildet seien, so könnte sich das nur auf die ungefähre Dauer beziehen; denn als sie eingeführt wurden, fiel der Ramadan nicht vor Ostern, sondern in den December. Mohammed

in diese Zeit gehört die Verordnung des **Gebetsrufes** (adhân), der bestimmt ist, die Trompete der Juden, die Glocken[1]) der Christen zu ersetzen: **Bilâl** (vgl. S. 61) wurde wegen seiner weithin tönenden Stimme mit diesem Amte betraut.

Die Veränderung der **Kibla** ist ein Ereigniß von bei weitem größerer Tragweite, als es auf den ersten Anblick scheinen könnte. In Mekka hatte sich Mohammed zwar gegen die Götzen, nicht aber gegen die althergebrachten Ceremonien gewandt, deren Mittelpunkt die Kâ'aba war: als „Haus Allahs" blieb sie ihm wie den Mekkanern heilig. Als er die Vaterstadt aufgab und für seine Zukunft vor Allem auf die Juden rechnete, wurde Jerusalem zuerst das Ziel seiner „nächtlichen Reise", später in Jathrib der ideelle Mittelpunkt der Gemeinde überhaupt. Das genügte nicht, ihm die Anerkennung der Juden zu sichern; ihr Widerstand drängte ihn auf das ausschließliche Araberthum, also auch auf das ächt arabische Heiligthum der Kâ'aba zurück. So zwingen ihn zum andern Male gerade die Gegner seiner Lehre, wider Willen den neuen Weg einzuschlagen, der bestimmt ist, ihn zum Siege zu führen. Jetzt erst löst sich der Islâm endgiltig von der letzten der alten Religionen, welchen er seinen ideellen Inhalt durchaus entnommen hat. Was in seiner Dogmatik originell erscheint — es ist wenig genug, betrifft vielfach nur Aeußerlichkeiten — ist das Ergebniß der Arabisirung christlicher und jüdischer Glaubenssätze, welche damit beginnt, daß Gottes Haus zu Mekka an die Stelle des jerusalemischen Christentempels auf dem heiligen Berge des Judengottes gesetzt wird. Dementsprechend geht Mohammeds Streben in der Folgezeit dahin, seine Lehre den Ueberlieferungen und Vorurtheilen Altarabiens soweit anzupassen, als es mit dem Satze von der Einheit Gottes und mit seinem Anspruche auf die Würde des letzten, nunmehr auch des größten Propheten irgend verträglich ist; über den Rahmen einer christlichen oder jüdischen Secte hinaus wächst der Islâm zur **Nationalreligion des arabischen Volkes** heran. Mit dieser Tendenz war dann zugleich das unablässige Streben geboten, die ungläubigen Mekkaner mit Waffengewalt zu unterwerfen: das Haus Gottes durfte unmöglich in den Händen der Heiden bleiben. Nicht als ob der Krieg ohnedem wäre vermieden worden — die ersten Feindseligkeiten fanden bereits vor der Aenderung der Kibla statt — aber der Eifer zum Kampfe gegen die Koreischiten verdoppelte sich, das Drängen auf die Kâ'aba zu wurde immer stärker, je höher ihre Wichtigkeit in den Augen der Muslime stieg. Vielleicht schon im Jahre 3 oder 4 nach der Flucht (625 oder 626) wurde der **Haddsch**, die Theilnahme an dem altnationalen Pilgerfeste, den Gläubigen als bindende, durch die Verhältnisse

---

wird auch hier das Streben gehabt haben, eine den Asketen unter den Hanifen abgesehene Kasteiung ins Arabische zu übersetzen; er bestimmte also dafür den Zeitraum eines arabischen Monats.

1) Im Orient vielmehr die nakûs, lange Klöppel von Holz, mit denen man auf andere dergleichen schlägt.

nur für den Augenblick außer Kraft gesetzte religiöse Verpflichtung auferlegt und damit die Verschmelzung des reinen Monotheismus mit der nationalen Tradition endgiltig vollzogen.

Die hauptsächlichsten Zeugnisse für die eben skizzirte Entwicklung, wie sie sich in den ersten Jahren von Mohammeds Aufenthalt in Jathrib abspielt, bestehen wiederum in den Aeußerungen, mit welchen der Korán auf die einzelnen Parteien und Ereignisse Bezug nimmt. Den neuen Verhältnissen entspricht die Veränderung in der Form und dem Inhalt der Offenbarungen aus dieser Zeit. Gewisse stereotype Wendungen der mekkanischen Periode kehren noch immer wieder, aber in ermüdender Einförmigkeit, ohne inneres Leben, gewissermaßen nur um die Continuität der Offenbarung zu wahren; außerdem erinnern nur die Prophetenlegenden, welche nunmehr zur Warnung der Kinder Israel dienen müssen, noch an den älteren Stil. Im Uebrigen treten an die Stelle der Predigt religiöser Wahrheiten umfangreiche Vorschriften über die Einrichtung des politischen und kirchlichen Lebens der Gläubigen, werden die Angriffe auf die Heiden durch langathmige, mehr oder weniger mit Scheltworten und Drohungen verbrämte Reden gegen die Juden und Heuchler, seltener gegen die Christen ersetzt. Einen breiten Raum nehmen ferner die Bestandtheile ein, welche wir kurz als Tagesbefehle und Bulletins im napoleonischen Sinne bezeichnen können, und in denen die Gläubigen zum Kampf angefeuert, wegen bewiesener Tapferkeit gelobt oder wegen gefährlicher Indisciplin getadelt werden. Die anfängliche glühende Begeisterung des schwärmerischen Gottesbekenners ist dem alternden Propheten abhanden gekommen und kann durch gelegentliches Hinaufschrauben der Sprache zu künstlicher Heftigkeit nicht ersetzt werden. Die Form der energischen, kurzen Sätze mit den scharf markirten Gleichklängen am Ende hat sich zu einer ziemlich gewöhnlichen, langathmigen Prosa verbreitert, in welcher die nur noch alle zwei oder drei Zeilen sorglos und ungenau angebrachten Reime fast unbemerkt verschwinden. Ist dadurch die Lektüre dieser, der bei weitem umfangreichsten Theile des Koráns für den auf ästhetischen Genuß ausgehenden Leser ermüdend, ja auf die Dauer unerträglich, so bieten sie dem, welcher die Geschichte der Zeit und die Entwicklung der religiösen und gesetzlichen Vorschriften des Islams genauer zu studiren unternimmt, ein reiches bis jetzt bei weitem nicht erschöpftes Material von höchstem sachlichem Interesse. Wir kommen auf dasselbe in dem Abschnitte zurück, in welchem eine zusammenhängende Darstellung der mohammedanischen Glaubenslehre zu geben sein wird.

Mohammed durfte sich ungefähr gegen Ende 622 in Jathrib, „der Stadt“ (el-Medína), wie sie immer mehr[1]) genannt wurde, bereits ziemlich

1) Ich glaube, daß schon vor der Ankunft des Propheten die Bewohner von Jathrib ihren Ort unter sich meistens als „die Stadt“ (Urbs) bezeichnet haben, im

zu Hause fühlen. Nicht blos konnte er sich auf seine „Fluchtgenossen" wie auf sich selbst verlassen, auch die Zahl der „Hilfsgenossen" nahm fortwährend zu, und diese zeigten der Mehrzahl nach ebenfalls löblichen Eifer für die Sache Gottes. So war er bald in der Lage, sich an die Abrechnung mit den Mekkanern zu machen. Nach arabischen Begriffen wären diese berechtigt gewesen, dem abtrünnigen Stammgenossen und denen, welche ihm Unterstand gewährten, den Krieg zu erklären. Daran dachten die friedliebenden Kaufleute nicht; aber er war keineswegs gewillt sie in Ruhe ihren Geschäften nachgehen zu lassen. Daß Gott die zu vertilgen beschlossen, welche seiner Wahrheit widerstrebten, hatte er oft genug drohend verkündet; es war seine Pflicht, den göttlichen Rathschluß ins Werk zu setzen, sobald er die Mittel dazu in Händen hatte. Im Augenblicke freilich waren diese gering; die Hilfsgenossen hatten sich vorläufig nur verpflichtet, ihn nöthigenfalls zu vertheidigen, und mit seinem Häuflein Mohádschirs konnte er keinen förmlichen Krieg gegen die Koreisch anfangen. Aber schaden wollte er ihnen so viel und so bald als möglich. Dazu kam, daß die Bedürftigkeit unter den Seinen wuchs, die Ernährung der „Verandaleute" Schwierigkeiten machte. In solchen Fällen war der Araber gewohnt, dem Nächsten abzujagen, was ihm selber fehlte, und die regelmäßigen Karawanenfahrten der Mekkaner nach Syrien und Jemen (vgl. oben S. 35), von welchen die ersteren noch dazu gar nicht weit von Medina vorbeizukommen pflegten, versprachen einer unversehens anbringenden Streifschaar leichte Beute. Die ersten kleineren Trupps, welche er zu solchen Raubzwecken etwa während der Zeit vom December 622 bis October 623 theils ausschickte, theils selbst führte, hatten allerdings kein Glück: entweder kam man zu spät, oder die Koreischiten hatten aufgepaßt und entschlüpften rechtzeitig, oder sie waren zu stark, oder ein benachbarter Stamm legte sich ins Mittel. Immerhin waren diese Expeditionen insofern nicht ohne Erfolg, als es gelang mit einigen kleineren Stämmen, welche zwischen Medina, Mekka und dem Meere hausten, Friedens- und Freundschaftsverträge abzuschließen, welche dem politischen Einfluß des Islams auch außerhalb Medinas die Wege zu bahnen geeignet waren. Aber mit der Beute war es nichts, und die blieb doch die Hauptsache. Da verfiel der Prophet auf ein bedenkliches Auskunftsmittel. Der Radschab war nahe, einer der vier

---

Gegensatz sei es zu den Vororten, mit welchen zusammen „die Stadt" den Gesammtnamen Jathrib geführt haben wird, oder zu der weiteren Umgebung. Das Wort Medína ist aramäischen, ev. jüdischen Ursprungs, also wohl schon bei den älteren Einwohnern, noch vor der Einwanderung der Aus und Chasradsch, in Gebrauch gewesen. Zur Bezeichnung einer Stadt im Allgemeinen verwendet es Mohammed im Korán wiederholt schon früher, wo er es, wie so viele Fremdwörter, jüdischen oder christlichen Bekannten abgeborgt haben wird. In dem Vertrage (oben S. 95) kommt nur der officielle Name Jathrib vor; allmählich gewöhnten er und die Seinen sich wohl auch die Bezeichnung „die Stadt" an, welche später den eigentlichen Namen ganz verdrängte, da man el-medína „die Stadt" als medínat-en-nebí „die Stadt des Propheten" zu verstehen und des letzteren Ausdruckes ebenfalls sich zu bedienen anfing.

heiligen Monate, während deren in Arabien Landfriede herrschte (S. 30; 140 A. 1). Nun sandte Mohammed einen seiner Leute, welcher lesen konnte, Namens Abdallah Ibn Dschachsch, nebst sieben Anderen mit versiegelten Instructionen um Mekka herum nach dem auf der Straße nach Tâïf gelegenen Nachla (vgl. S. 80). Als Abdallah an dem vorgeschriebenen Orte das Blatt öffnete, fand er den Auftrag, mit denen seiner Begleiter, welche ihm freiwillig weiter folgen würden, den Koreisch „aufzulauern". In der That näherte sich bald eine Karawane, die Rosinen und Leder aus Jemen brachte und von vier Koreischiten escortirt wurde. Inzwischen aber hatte der heilige Monat begonnen. Mohammeds Instruction war zweideutig und die Meinungen über den Sinn getheilt; doch überwog, wie gewöhnlich, schließlich die Ansicht der Eifrigeren, die Karawane wurde überfallen, einer von der Begleitmannschaft getödtet, zwei gefangen genommen und mit den erbeuteten Waaren nach Medina geschleppt. Dort wartete indeß der Allzuraschen ein übler Empfang. Der Prophet zeigte sich äußerst betroffen, erklärte, er habe Niemand befohlen im heiligen Monat zu kämpfen, ließ die Beute, statt sie, wie es Sitte war, zu vertheilen, bei Seite stellen — kurz er desavouirte seine Leute mit der Fertigkeit eines gewiegten Diplomaten, so daß sie in große Verzweiflung geriethen, vorzüglich als nun auch die andern Muslime dem Beispiele ihres Meisters folgten und mit den bittersten Vorwürfen über sie herfielen. Dazu erlaubten sich die Juden nach ihrer Art allerhand schlechte Wortwitze auf die Namen der Unglücklichen; die Mekkaner aber machten ihrer Entrüstung in jeder Weise Luft und verbreiteten es überall hin, die Leute des Mohammed respectirten die heiligen Monate nicht, da sehe man nun, was das für Gesindel sei. Der Gesandte Gottes ließ den ersten Sturm sich austoben; dann aber verkündete er folgende Offenbarung (Ssure 2, 214): „Sie werden dich nach dem heiligen Monat fragen, ob des Kämpfens in ihm: Sprich: in ihm zu kämpfen ist etwas Schlimmes — aber die Leute vom Pfade Gottes zurückhalten und nicht an Ihn und das heilige Bethaus glauben und die, welchen es gehört, daraus entfernen ist noch etwas Schlimmeres bei Gott, und der Hochverrath ist schlimmer als das Tödten. Sie werden nicht aufhören euch zu bekämpfen, ob sie euch von eurem Glauben abtrünnig machen könnten .... Siehe die, welche den Glauben angenommen und [mit dir zusammen] das Vaterland verlassen und auf dem Wege Gottes sich beeifert[1]) haben, die mögen auf die Barmherzigkeit Gottes vertrauen: Gott ist vergebungsreich, barmherzig." Man sieht, auch hier ist es das Lamm gewesen, welches das Wasser getrübt hat. Jedenfalls waren die nunmehr gerechtfertigten frommen Wegelagerer selig, die Beute wurde vertheilt, auch den Mekkanern, welche um die Freilassung der Gefangenen wohl oder übel zu ersuchen sich genöthigt sahen,

1) „Beeiferung auf dem Wege Gottes" ist für den Muslim vorzüglich der Kampf gegen die Ungläubigen; das betreffende Wort (el dschihâd) daher der gewöhnliche Ausdruck für den „heiligen Krieg".

für den Mann 1600 Dirhems abgenommen; der eine indeß zog es vor, sich zu bekehren und in Medina zu bleiben.

Wer den Verlauf dieser Geschichte ohne Voreingenommenheit betrachtet, wird nicht in Zweifel sein können, daß der Doppelsinn in dem Schriftstücke des Propheten absichtlich gewesen ist. Mohammed kannte seine Leute, und er selbst war bereits ein Anderer, als er sich in Mekka gezeigt hatte.

Die Koreischiten, immer noch darauf erpicht, im Interesse ihres Handels den Frieden so lange als möglich zu wahren, trafen keine Anstalten, die ihnen angethane Schmach zu rächen. Es war also an Mohammed, da er den Krieg wollte, demgemäß neue Maßregeln zu treffen. Die Hilfsgenossen hatten inzwischen an Zahl und an Verläßlichkeit weiter zugenommen. Auch wirkt die Lust zum Beutemachen ansteckend, wenn erst ein Erfolg sichtbar wird: so konnte man versuchen, über den Defensivvertrag hinaus weitere Zumuthungen an sie zu stellen. Es wird um diese Zeit gewesen sein, daß Gott durch eine Offenbarung den Gläubigen die grundsätzliche und unablässige Bekriegung der Ungläubigen als solcher zur religiösen Pflicht macht: „Und bekämpft auf dem Wege Gottes die, welche euch bekämpfen; aber übertretet nicht [diese Einschränkung]; Gott liebt nicht die Uebertretenden. Tödtet sie, wo ihr auf sie stoßet, und entfernt sie von da, von wo sie euch entfernt haben [1]); Hochverrath ist schlimmer als Tödten“ (Ssure 2, 186 f.). Und weiter: „Bestimmt ist euch der Kampf, wenn er auch etwas Widerwärtiges für euch ist; vielleicht aber, daß ihr eine Sache widerwärtig findet, während sie euch heilsam ist, und vielleicht, daß ihr eine Sache gern mögt, während sie euch schädlich ist, und Gott das weiß, während ihr es nicht wißt“ (Ssure 2, 212 f.). Die Angehörigen der meisten Religionen haben es für nöthig gehalten, Gott in seinen heiligen Absichten dadurch zu Hilfe zu kommen, daß sie die von ihm geschaffenen Menschen todtschlugen: so grundsätzlich als eine der Hauptglaubenslehren ist die Nothwendigkeit dieser Maßregel aber nur im Islâm betont worden, wieder weil er die arabische Nationalreligion geworden ist und dem Araber für friedliche Ueberwindung entgegenstehender Tendenzen jedes Verständniß fehlt.

Dem Befehle folgt die bekannte Verheißung: „So werde ich denen, welche ihr Vaterland verlassen haben und aus ihrer Heimath entfernt worden sind und geschädigt worden sind auf meinem Wege und gekämpft haben und getödtet worden sind, ihre bösen Handlungen vergeben und werde sie eingehen lassen in Paradiesesgärten, durch welche Ströme [lebendigen Wassers] fließen“ (Ssure 3, 194). Man weiß, welche todesmuthige Tapferkeit diese Gewißheit hie und da noch heute in den Herzen mohammedanischer Krieger zu entzünden im Stande ist; von ihrer Wirkung auf die Gemüther der ersten Gläubigen wird es schwer sein sich einen Begriff zu machen. Wir dürfen uns in jedem Falle nicht wundern, daß zu den 83 Fluchtgenossen, die sich

1) D. h. aus der Ká'aba: vgl. das vorige Citat.

auf den Ruf des Propheten im Ramadán 2 (etwa Januar 624) erhoben, ihn auf einem neuen Raubzuge zu begleiten, bereits 61 Männer von den Aus und 170 von den Chasradsch hinzutraten. Ausgesandte Spione hatten Kunde gebracht, daß eine große mekkanische Karawane unter der Führung des Abu Ssofján aus dem Hause Omaija, welcher man im Herbst auf ihrem Wege nach Syrien vergeblich aufgelauert hatte, den Rückweg angetreten habe und sich dem Hidscháf nähere. Am Sonntag, den 8. Januar 624 begab sich das kleine Heer der Muslime, welches nach Abzug einiger durch besondere Veranlassungen zum Bleiben Gezwungener noch 306 Mann mit 70 Kamelen und 2 Pferden zählte, auf den Marsch in der Richtung nach Westen, wo Abu Sofján, vorsichtig und obendrein durch Gerüchte von den kriegerischen Vorbereitungen in Jathrib gewarnt, sich mit der Karawane an der Küste entlang nach Süden schob. Auf die ersten bedenklichen Nachrichten hatte er sofort einen Eilboten nach Mekka vorausgesandt, für die schwache Bedeckung der Karawane Verstärkungen herbeizuholen. Die Karawane war zahlreich, ihr Werth wurde auf 50,000 Dinare (600,000 Mark, vgl. S. 100 Anm. 1) geschätzt; so griff denn Jeder zu den Waffen, der etwas von seinem Vermögen darin stecken hatte oder sonst dafür interessirt war: fast die ganze waffenfähige Mannschaft der Stadt soll sich aufgemacht haben, an ihrer Spitze die ersten Männer des Stammes, Abu Dschachl (Amr Ibn Hischám, s. S. 64) aus dem Hause Machsúm, Otba und Scheiba, Söhne Rabí'as von den Benu Abd Schams, Omaija Ibn Chálaf von den Dschúmach. Selbst die Haschimiten, die Familiengenossen des Mohammed, zögerten nicht, den Kriegszug gegen den Abtrünnigen mitzumachen, nur der, welcher ihm immer am meisten gram gewesen, sein Oheim Abu Lahab, war durch einen Zufall verhindert. Schleunigst setzte sich das Aufgebot, kaum zwei oder drei Tage nach Ankunft des Boten, in Marsch gegen Norden. Es war 950 Mann auf 700 Kamelen und 100 Pferden, also dreimal so stark als das Häufchen der Muslime, welches inzwischen eiligst auf Bedr gerückt war, eine gewöhnliche Station der Karawanen, 20 Meilen westlich von Medina, 40 nach Nord-Nordwest von Mekka entfernt, wo mehrere Quellen gutes Trinkwasser boten. Noch hatten sie indessen den Ort nicht erreicht, als man erfuhr, daß die Karawane unter Abu Ssofján in Eilmärschen die gefahrdrohende Stelle passirt habe und bereits in Sicherheit sich befinde, dagegen aber das Kriegsheer der Mekkaner in weit überlegener Anzahl in der Nähe sei. Das letztere hatte in der That, trotzdem durch das Entkommen der Karawane der nächste Zweck des Zuges bereits erreicht war, nicht darauf verzichtet bis Bedr selbst vorzurücken. Manche dürsteten doch nach Rache für den tückischen Ueberfall von Nachla, Andere glaubten, die Feinde würden nicht wagen, es mit der dreifachen Mehrzahl aufzunehmen. Insbesondere war es Abu Dscháchl, welcher diese Ansicht vertrat und meinte, man dürfe nicht durch Zurückweichen in diesem Augenblick selbst den Verdacht der Feigheit erwecken; man solle bis an die Quellen von Bedr vormarschiren, dort drei Tage essen, trinken und fröhlich sein, das werde

Eindruck auf die Araber machen, daß sie Respect vor den Mekkanern bekämen. Er übersah, daß die gleiche Scheu vor dem Rufe der Feigheit es den Muslimen verbot, auf den Rückzug bedacht zu sein. In der That forderte der Kriegsrath, welchen der Prophet berief, einstimmig und begeistert die Aufnahme des Kampfes. Es gelang den Gläubigen, das auf allen Seiten von Bergen und Hügeln eingeschlossene Thal von Bedr, in welchem die Quellen sich befanden, zuerst zu erreichen; hier ließ Mohammed Halt machen, den besten und ergiebigsten der Brunnen besetzen, die anderen aber zerstören, damit die Koreischiten kein Wasser hätten. Die Maßregel war zweckmäßig, blieb aber in diesem Falle ohne besondere Wirkung, weil es kurz vorher stark geregnet hatte und die Entscheidung schnell herannahte. Immerhin empfanden die Mekkaner es übel, daß jene ihnen zuvorgekommen waren; El-Aswad von den Machsúm schwor, er werde aus dem Brunnen trinken oder ihn zerstören, und wenn er dabei zu Grunde gehen sollte. Am 17. Ramadán (etwa 13. Januar 624) rückten sie gegen Mohammeds Stellung an.

Die Kampfweise der alten Araber erinnert in mehr als einer Beziehung an die der homerischen Helden. Standen beide Heere einander in offenem Felde gegenüber, so traten angesehene Krieger aus den Reihen und forderten die Männer der Gegenpartei zum Einzelkampf. Dem sah man von beiden Seiten mit Spannung zu; wie durch Sieg oder Niederlage die Leidenschaften sich erhitzten, entwickelte sich daraus allmählich ein ungeordnetes Handgemenge, in welchem die Entscheidung oft mehr durch Zufälligkeiten, als durch Anzahl oder Tapferkeit der Streiter herbeigeführt wurde. Fast häufiger aber, als in der Feldschlacht, suchte man die Gegner durch plötzlichen Ueberfall zu zersprengen. Gelang es, so gab es ein greuliches Gemetzel; war der Feind auf seiner Hut, so zerstob die anstürmende Schaar nach allen vier Winden so schnell, als sie gekommen war. Bei Bedr konnten die Gläubigen an solchen Angriff nicht denken. Pferde gab es noch wenig in Arabien; Mohammed hatte damals, wo es mit der Kriegscasse wie mit den Reichthümern der einzelnen Muslime noch recht dürftig aussah, fast gar keine. Aber er wußte, daß er sich auf seine Leute verlassen konnte. Was sonst kein Araber begriff, gehorchen, verstand sich bei den Gläubigen von selbst; dazu hatten sie bei der pünktlichen Beobachtung der Gebete mit ihrer mechanischen Nachahmung jeder Geberde des vorbetenden Propheten gelernt, die Bewegungen der Glieder wie die Regungen der Geister nach dem Winke des Meisters zu zügeln: treffend hat man das Bethaus in Medina „den Exercirplatz des Islâms" genannt. So zeigten die Muslime gleich bei der ersten Probe ihrer kriegerischen Tüchtigkeit, daß ihnen das Geheimniß jedes militärischen Erfolges, Disciplin, nicht allein bekannt, sondern schon in Fleisch und Blut übergegangen war. Sie standen wie die Mauern, als die hundert Reiter der Koreischiten unter Führung des Omeir Ibn Wachb aus dem Hause Dschúmach heransprengten: da er sah, daß es mit dem Ueberrennen nichts war, zog er sich ohne Schwertstreich zurück. Nun setzten die Fußtruppen der Mekkaner sich in Bewegung

und kamen langsam näher: immer blieben die Gläubigen unbeweglich, wie ihr Führer sie angewiesen. Allen voran traten zwischen die beiden Schlachtreihen Ámir Ibn el-Hadrami, dessen Bruder bei Nachla gefallen war, und der kühne Machsumite Aswad. Dem Ámir gelang es, seine Blutrache zu nehmen, indem er einen Freigelassenen des Omar tödtete; aber wie Aswad, seinen Schwur zu erfüllen, auf den Brunnen losging, sprang ihm Hamsa entgegen, Mohammeds Oheim, „der Löwe des Islams", und schlug ihm ein Bein ab. Trotzdem kroch er, mit dem Schwerte die Hiebe parirend, weiter, bis er sich in den ziemlich flachen Brunnen gewälzt und seine Lippen in dem Wasser genetzt hatte; dann fing er an mit dem heilen Bein in der Grube herumzustampfen, um sie unbrauchbar zu machen, bis Hamsas Schwert seinem Leben ein Ende machte.

Nun traten die ersten Männer von Mekka aus den Reihen, Scheiba und Otba mit seinem Sohne El-Walid, und forderten „zwischen zwei Heeren" zum Einzelkampfe heraus: unterwegs hatten sie vom Weitermarsche abgerathen und waren darob verhöhnt worden, nun wollten sie zeigen, daß nicht Feigheit der Grund ihrer Vorsicht gewesen. Drei von den Anßár eilten ihnen entgegen, aber der Prophet winkte diesen, sich zurückzuziehen: seinen Fluchtgenossen gebühre das Recht auf diesen Strauß. Sogleich erhoben sich Hamsa, Ali und Obeida Ibn El-Hárith aus dem Hause Muttalib, einer der Ersten, die sich zum Islám bekehrt. Die beiden Jüngsten, Ali und El-Walid, begannen den Streit; aber bald stürzte dieser tödtlich verwundet zu Boden. Herzu eilte Otba, den Tod des Sohnes zu rächen, aber auch er fiel bald, von Hamsas Schwerthieb getroffen. Länger dauerte der Kampf zwischen Scheiba und Obeida; beides alte und erfahrene Krieger, wahrten sie sich vorsichtig, aber endlich gelang es dem Mekkaner doch, seinem Gegner den Fuß abzuhauen.[1]) Obeida fiel, aber Ali und Hamsa kamen ihm zu Hilfe, tödteten Scheiba und zogen den Schwerverwundeten hinter die Front zurück. Der Ausgang wirkte niederschlagend auf die Koreischiten; doch waren tapfere Leute unter ihnen, welche entbrannten, die Scharte auszuwetzen. Gegen Mittag wurde der Kampf allgemeiner, aber trotz ihrer Mehrzahl vermochten die Ungläubigen in den ungeordneten Einzeltreffen nicht gegen die Muslime aufzukommen. So verbreitete sich allmählich Entmuthigung in ihren Reihen, während Mohammed die Seinigen durch immer erneute Versicherung des göttlichen Beistandes zu den größten Anstrengungen ermuthigte. Es war ein rauher Wintertag, in schweren Stößen sauste der Sturm in das Thal herab, dicke Wolkenhaufen vor sich herjagend: da, rief er, komme der Engel Gabriel mit Legionen Engeln, auf die Feinde sich zu stürzen. Schon waren die Führer der Mekkaner fast sämmtlich gefallen, der harte Streit den Uebrigen, welche mit leichter Mühe das Häuflein der Gegner zu zerstreuen gedacht, so unver-

1) Die Köpfe waren durch Helme, die Leiber durch Panzerhemden geschützt: daher hören wir so viel von abgehauenen Beinen und Armen.

hofft als widerwärtig: so geriethen sie ins Wanken. Nun befahl der Prophet einen allgemeinen Angriff; mit einer Verwünschung warf er eine Handvoll Kies gegen sie — da ergriff sie Entsetzen und in wilder Flucht stoben sie auseinander.

Natürlich ist dies nur die äußere Geschichte des Kampfes, wie sie für ungläubige Augen sich darstellt. Wir sind aber auch über den wirklichen Hergang genau unterrichtet. Wir wissen, daß auf Seiten der Koreischiten der Satan in der Gestalt eines bekannten Mannes, des Ssuráka, sich an der Schlacht betheiligt hat, indem er die Ungläubigen ermahnte und zum Kampfe anspornte. Als aber die Engel, in drei Regimentern zu je 1000 Mann, unter dem Commando des Gabriel, Michael und Sarafel anrückten, war ihm dies allzu ängstlich, er lief unter großem Geschrei davon, und stürzte sich ins Meer. Uns ist sogar noch das Zeugniß eines glaubwürdigen Fischers erhalten, der es selbst gesehen hat, wie Ssuráka (daß es der Teufel in eigener Person war, wußte der Mann eben nicht) ins Wasser sprang. Rationalisten könnten freilich behaupten, daß der gute Ssuráka einfach davongelaufen sei, und sich später, als er zum Islám übertrat, habe interessant machen wollen: er war uns bereits gelegentlich einer früheren Wundergeschichte in ähnlichem Verdachte (vgl. S. 91 A. 2). Aber auch von vielen andern Seiten sind uns Teufel wie Engel genau geschildert; es steht z. B. ganz fest, daß die letzteren Schecken geritten und gelbe Turbane getragen haben. Und daran kann unter keinen Umständen gezweifelt werden, daß die Schlacht ausschließlich durch die Handvoll Kies entschieden worden ist, welche der Gesandte Gottes auf die Ungläubigen geschleudert hat.

Wie dem auch sei, der Kampf endigte bereits um die Mittagsstunde mit dem glänzenden Siege der Muslime. Nur vierzehn von ihnen durften sich durch den Märtyrertod den Eintritt in das Paradies erkaufen; von den Koreischiten waren in der Schlacht und auf der Verfolgung 49 umgekommen, ungefähr die gleiche Anzahl geriethen in Gefangenschaft. Unter den Getödteten war außer Otba und Scheiba auch Abu Dschahl, der Erzfeind des Islams, über dessen Fall sich Mohammed am meisten freute, dann auch Omaija Ibn Chalaf und Andere aus den ersten Familien Mekkas. Den Siegern verging der Nachmittag über dem Zusammenbringen der Beute, welche vor allen Dingen in mehreren hundert Kamelen, daneben besonders in Waffen und allerhand Geräth bestand; dann warf man die getödteten Feinde in eine rasch ausgehobene Grube. Mit den eigenen Todten und Verwundeten, den Gefangenen und der Beute rückte das Heer noch denselben Abend nach Otheil, einem etwa 1½ Meilen entfernten Orte. Hier musterte der Prophet die Gefangenen; unter ihnen fiel sein Blick auf En-Nadr, den Sohn des Hárith, der ihm früher in Mekka mit seinen persischen Königsgeschichten die Zuhörer abwendig gemacht hatte (S. 72 f.). Jetzt sah er den Blick des Siegers mit feindseligem Ausdrucke auf sich ruhen und ahnte Schlimmes; so wandte er sich an den in der Nähe stehenden Móß'ab Ibn

Omeir, mit welchem er früher befreundet gewesen, daß er für ihn eintrete. Aber der weigerte sich: „der Islâm hat durch alle Verhältnisse einen Schnitt gemacht" hieß es in solchem Falle bei den Gläubigen. In demselben Augenblicke ertönte auch schon das „Kopf ab" des Propheten; Ali beeilte sich das Todesurtheil zu vollstrecken. Wir werden noch mehrfach sehen, daß Mohammed, dem man sonst, vorzüglich unter Berücksichtigung des etwas unsanften Kriegsrechtes Altarabiens, Grausamkeit nicht vorwerfen kann, Gnade niemals für diejenigen kannte, welche seiner Lehre nicht mit einfacher Leugnung entgegengetreten waren, sondern sie durch geistige Mittel zu bekämpfen oder herabzusetzen versucht hatten. Er selbst besaß nicht so viel Fertigkeit im logischen Denken noch war seine Einbildungskraft schöpferisch genug, um diese Gegner mit ihren eigenen Waffen bekämpfen zu können; so griff er ihnen gegenüber zum Säbel, dessen Argumente bekanntlich unwiderleglich sind.

Noch einen der Gefangenen ließ er ein paar Tage darauf ebenfalls hinrichten, den Okba Ibn Abi Mo'eit, der stets zu den ärgsten Verfolgern der Gläubigen gehört und dem Mohammed einmal sogar ins Gesicht gespien hatte. Das Schicksal der Uebrigen war anfangs in der Schwebe; die Eifrigsten wollten, daß sie sämmtlich getödtet würden, wie das Gottes Feinden gebührte. Aber eine mildere Auffassung, welche insbesondere Abu Bekr vertrat, überwog am Ende, und es wurde bestimmt, daß die Gefangenen sich von den Ihrigen loskaufen lassen müßten; nur wem es nicht gelänge, das Lösegeld zu beschaffen, sollte dem Schwerte verfallen. Inzwischen erging der Befehl, sie gut zu behandeln; Jeder blieb in der Hut dessen, der ihn gefangen genommen hatte. Die übrige Beute wurde auf dem Rückwege, den zweiten Tag nach der Schlacht, in dem Orte Ssafra vertheilt. Die Gläubigen waren schon bestens dabei, über die Art der Verwendung unter einander in Streit zu gerathen; da erhielt der Prophet eine Offenbarung, welche diese Angelegenheit jetzt wie für die ganze Zukunft regelte. Ein Fünftel des Ganzen wurde für Gott, d. h. den Fiscus, ausgeschieden, von dem Uebrigen bekam Mohammed das Recht sich ein Stück auszuwählen, der Rest fiel zu gleichen Theilen allen Mitkämpfern zu. Diesmal bestand sein Antheil außer einem schönen Schwerte, welches er sich selbst ausgesucht (bis dahin hatte er keins getragen), in dem berühmten Kamele seines erschlagenen Feindes Abu Dschahl.

Dem siegreichen Heere war ein Bote mit der frohen Kunde vorausgesandt worden; sie hatte einen mächtigen Eindruck nicht weniger auf die Freunde des Islâms als auf die Juden und Heuchler hervorgerufen. Kurz nachher hielt Mohammed seinen triumphirenden Einzug in Medina. Aber seine Genugthuung ward beeinträchtigt durch eine Trauerkunde: während seiner Abwesenheit war seine Tochter Rokaija, die Frau des Othmân, gestorben. Schon vor dem Auszuge nach Bedr war sie krank gewesen; als ihr Vater zurückkehrte, deckte sie bereits das Grab. Othmân hatte sehr an ihr gehangen, wie er denn, um sie pflegen zu können, von der Expedition zurückgeblieben war; um ihn für den Verlust zu entschädigen, gab ihm Mohammed einige

Monate später ihre Schwester Omm Kolthûm zur Frau, so daß ihm die Ehre blieb, Schwiegersohn des Propheten zu heißen.

Während in Medina Siegesfreude herrschte, waren in Mekka Bestürzung und Jammer allgemein. Zu der Schande, von der dreifach geringeren Schaar der Gläubigen geschlagen zu sein, zu dem Nachtheil, welchen der Handel Mekkas durch die Niederlage erlitt, kam als empfindlichster Schlag der Verlust von beinahe 100 der angesehensten und tapfersten Männer der Stadt, welche gefallen oder in Gefangenschaft gerathen waren. Im ersten Augenblick überwogen Schamgefühl und Rachedurst alle anderen Empfindungen; Abu Ssofjân, jetzt unbestritten der erste Mann in Mekka und für die Folgezeit jahrelang die Seele des Krieges gegen Mohammed, veranlaßte den Beschluß, daß die übliche Todtenklage nicht stattfinden dürfe, bevor die Erschlagenen gerächt seien; er wie seine Frau Hind, die Tochter des Otba, welcher Vater, Bruder und Oheim getödtet waren, verschworen jede Freude und Bequemlichkeit des Lebens, bis ein neuer Kriegszug für solches Leid Genugthuung geschafft habe. Aber als es von den Worten zu Thaten kommen sollte, ergab sich, daß im Augenblick nicht viel zu machen war. Wollte man die in Mohammeds Händen befindlichen Gefangenen nicht dem sicheren Tode preisgeben, so mußte man sich schon bequemen, sie loszukaufen; so lange aber diese Verhandlungen währten, konnte von neuen Feindseligkeiten ja nicht die Rede sein. Viele waren auch nicht im Stande, ihrem leidenschaftlichen Schmerze Zwang aufzuerlegen. Der alte blinde El-Aswad, Sohn des Muttalib aus dem Hause Abd-el-Ossa, ließ sich, so lange die Klage in Mekka verboten war, hinausführen auf den Weg, den sein gefallener Sohn Sam'a gezogen war; dort betrank er sich, weinte über ihn und streute Erde auf sein Haupt. Als aber Kâ'ab Ibn El-Aschraf, einer von den medinischen Juden, welcher aus Unmuth über den Sieg Mohammeds nach Mekka gekommen war, dort Spottverse auf die Gläubigen und ein Trauergedicht auf die erschlagenen Koreischiten vortrug, war das letztere bald in Aller Munde, und nun vermochte Niemand dem allgemeinen Ausbruch wilder Klagen länger Einhalt zu thun Einen Monat dauerte das Heulen der Klageweiber, erregten Trauer- und Rachelieder die Herzen; dann sah man sich gezwungen, Gesandte nach Medina zu schicken, damit sie die Gefangenen loskauften. Die Fluchtgenossen kannten die Verhältnisse ihrer ehemaligen Landsleute ganz genau; so mußten denn für jeden nach den Verhältnissen seiner Familie erkleckliche Summen gezahlt werden. Die Sache zog sich in die Länge; inzwischen hatten mehrere der Gefangenen — der Erfolg ist ja der Gott der Asiaten noch bei weitem mehr als der Abendländer — sich mit dem Islâm befreundet und wünschten überzutreten: die wurden ohne Lösegeld freigelassen, freilich mit der ernstlichen Verwarnung, nicht etwa bei der nächsten Gelegenheit wieder abzufallen.

Wer die Schlacht von Bedr mit abendländischen Augen betrachtet, wird geneigt sein, in ihr kaum mehr als eine Schlägerei in etwas größerem Stile

zu sehen: 300 gegen 950 und im Ganzen 63 Todte — da sind wir an andere Zahlen gewöhnt. Und doch sind die Muslime im Recht, wenn sie Bedr den Vorrang vor allen den Schlachten zuerkennen, in welchen ein paar Jahrzehnte später die halbe Welt dem Islâm erobert wurde. Die Wichtigkeit der Thatsache, daß gleich bei dem ersten kriegerischen Zusammentreffen mit der dreifachen Ueberzahl die Gläubigen einen so glänzenden Sieg erfochten, ist für die Sache des Mohammed kaum zu überschätzen. Sah nicht jetzt alle Welt, Gläubige wie Ungläubige, daß Gott mit seinem Gesandten war? Mußte es nicht der Finger des Höchsten gewesen sein, der gerade die ärgsten und unversöhnlichsten Feinde des Glaubens, Abu Dschachl, Omaija, Nadr, Otba zum Tode oder zur Gefangenschaft gezeichnet hatte? Konnte Jemand das Gottesgericht leugnen, wenn man hörte, daß auch Abu Lahab, der am Zuge nicht theilgenommen, gleich nach Ankunft der Trauerbotschaft in Mekka gestorben war? Ganz Arabien hallte wieder von der unerhörten Kunde, allenthalben höhnte man die Mekkaner und begann verwundert nach dem Manne auszuschauen, dem an Stelle der fehlenden Krieger sein Gott den Sieg über seine mächtigen Feinde verlieh. Am größten war die Wirkung aber natürlich in Medina. Die Juden steckten ängstlich die Köpfe zusammen, die Heuchler fühlten sich beklommen und wider Willen in Respect versetzt; besonders aber dürfen wir annehmen, daß wiederum größere Schaaren von den Bewohnern Medinas einen plötzlichen Zug zum Islâm fühlten und durch ihren Uebertritt die Zahl der Anßâr verstärkten, Andere, welche sich bis dahin mehr oder weniger äußerlich zu ihm bekannt, im Glauben gestärkt und befestigt wurden. So ward durch den Sieg die Stellung Mohammeds in einer Weise gesichert, daß er einige Schritte weiter zu gehen im Stande war, bevor die Mekkaner sich von der Niederlage erholt hatten; als sie dann ein Jahr später sich aufrafften und ihm eine erhebliche Schlappe beibrachten, war der Vorsprung, welchen er inzwischen gewonnen hatte, doch schon zu groß, als daß er sich hätte rückgängig machen lassen.

Vor Allem mußte ihm daran liegen, in seiner unmittelbaren Nähe jeden Widerspruch zu beseitigen. Die Ergebenheit seiner Gläubigen war durch den Erfolg bis zu dem Fanatismus gesteigert, welcher ein Verdienst darin sieht, die nächsten menschlichen Beziehungen zu verleugnen, ja mit Füßen zu treten. Da war unter den Chatma, einem Theilstamme der Aus, welcher sich größtentheils noch vom Islâm fern hielt, eine Frau, Namens Aßmâ; die hatte nach Bedr ein paar böse Verse auf die Thorheit der Mediner gemacht, welche Gutes von einem Stammfremden erwarteten, der doch soeben seinem eigenen Volke die Häuptlinge hatte erschlagen lassen. „Ist denn nicht Einer da, mir das Weib vom Halse zu schaffen?“ rief der Prophet, als ihm die Sache hinterbracht wurde. Das hörte Omeir Ibn Adi, ein blinder Mann von demselben Stamme, der aber gläubig geworden war; in der nächsten Nacht tastete er sich in das Gemach, wo sie in der Mitte ihrer Kinder schlummerte, das jüngste an der Brust, und durchbohrte sie mit dem Schwerte. Am Morgen

kam er zum Propheten und sprach: „O Gesandter Gottes, ich habe sie getödtet.“ Mohammed erwiderte: „Da hast du Gott und seinem Gesandten einen Dienst erwiesen, Omeir!“ Er sprach: „Wird mir auch um ihretwillen nichts widerfahren?“ „Nicht zwei Ziegen werden sich deswegen stoßen,“ meinte der Gesandte Gottes; und in der That war der Terrorismus in Medina bereits so ausgebildet, daß Niemand wagte, den feigen Mörder zur Rechenschaft zu ziehen. Ja, einige Mitglieder des Hauses Chatma selbst hielten es für räthlich, bald nachher zum Islám überzutreten, „da sie die Kraft des Glaubens eingesehen hatten,“ setzt der Biograph ganz naiv hinzu. Ebensö heimtückisch wurde auf eine ähnliche Aeußerung des Propheten Abu Áfak bei Seite geschafft, ein Jude im ehrwürdigsten Greisenalter. Er hatte gleichfalls ein Spottgedicht auf die schimpfliche Unterwerfung der einst so stolzen Araber von Jathrib unter einen hergelaufenen Fremdling gemacht; dafür wurde er, wie Aßmá, nächtlicher Weile im Schlafe getödtet.

Gefährlicher noch als einzelne Epigramme, die unter dem für jeden Witz empfänglichen Volke immer schon dem Ansehen Mohammeds erheblichen Eintrag thun konnten, war nach dem früher (S. 104) Bemerkten die fortdauernde Neigung der Juden zur Aufdeckung und Bespöttelung der mannigfachen Widersprüche, in welche er sich bei seinen Aeußerungen über Glaubenssachen verwickelt hatte. So ist denn die Ausrottung dieser seiner verhaßtesten Feinde das nächste Ziel, welches er ins Auge faßt und mit äußerster Zähigkeit verfolgt. Daß er es in verhältnißmäßig kurzer Zeit erreichen konnte, hat er wiederum der Haltung seiner Gegner zu verdanken, welche allerdings nur begreiflich erscheint, wenn man niemals vergißt, daß diese Juden zwar alle in gleicher Weise an ihrer alten Religion hingen, sonst aber vollkommen arabisirt waren und insbesondere jenem Stammparticularismus verfallen, welcher überall der einflußreichste Bundesgenosse Mohammeds gewesen ist. An die folgerichtige Durchführung einer zweckbewußten Politik war in Arabien Niemand gewöhnt; wir haben ja gesehen, daß man sich um ein paar zertretene Lercheneier oder den zweifelhaften Ausfall eines Pferderennens Jahrzehnte lang herumschlug, wie es gerade kam. Es gehörten Jahre gegentheiliger Erfahrung dazu, bis die Stämme begriffen hatten, daß Mohammed etwas Anderes wollte, als Balgereien um die Nußschale eines point d'honneur oder Beutezüge gegen Leute, die gerade etwas zu verlieren hatten. So ahnten die Juden von den Benu Nadír bei dem gegen ihre Glaubensgenossen von den Keinoká gerichteten Angriffe der Muslime ebensowenig, daß es sich dabei um ihr eigenes Schicksal handelte, wie etwa im Jahre 1805 das preußische Cabinet sich klar gemacht hat, daß es bei Austerlitz schon ihm selbst an den Kragen ging; und als über die Absichten des Propheten endlich auch den Blödesten die Augen aufgingen, war es auch hier wieder einmal zu spät. Was aber die Bethörung der unglücklichen Kinder Israels vor Allem entschuldigt, ist der feierliche Freundschafts- und Schutzvertrag, welchen Mohammed mit ihnen geschlossen hatte (S. 96), und auf den sie nach den alten Sitten

Arabiens sich fest verlassen konnten. Wie der Gott der Muslime darüber dachte, sehen wir aus dem Korán, in welchem es (Sure 8, 57 ff.) heißt: „Siehe, die schlechtesten Thiere vor Gott sind die, welche ungläubig sind, denn die kommen nicht zum Glauben — die, mit welchen du zum Theil einen Vertrag geschlossen hast; dann aber brechen sie ihren Vertrag bei jeder Gelegenheit ohne Scheu [vor Gott]. Darum, wenn du im Kriege auf sie stößt, so statuire ein Exempel an ihnen für die, welche hinter ihnen stehen, ob sie vielleicht sich warnen lassen; und wenn du von Leuten Verrath fürchtest, so wirf ihnen [den Vertrag] hin gleichermaßen; Gott liebt nicht die Verräther." Es ist wahrscheinlich, daß Mohammed erst bei einer späteren Gelegenheit diese Offenbarung verkündigt hat; die Erkenntniß, es sei ihm erlaubt den Vertrag zu brechen, wenn er von der anderen Seite Hinterlist fürchte, muß ihm aber schon jetzt aufgegangen sein. Ein paar Wochen nach der Schlacht bei Bedr begab er sich eines Tages in das Quartier eines der Judenstämme, der Benu Keinoká, welche bei Ausübung der Goldschmiedekunst wohlhabende und ansehnliche Leute geworden waren; denen trug er wieder einmal seine Ansprüche auf die Würde des letzten und größten Propheten vor, und mahnte sie zur Bekehrung. Die Juden wiesen ihn ab. Kurz nachher kam es, ebenfalls auf dem Markte der Keinoká, angeblich wegen eines schlechten Scherzes, den einer von den Juden sich mit einer muslimischen Frau erlaubt haben sollte, zum Streit zwischen diesen und den anwesenden Gläubigen. Nach dem Vertrage wäre die Sache dem Propheten zur Entscheidung vorzulegen gewesen, aber einer der Muslime erschlug kurzer Hand den Juden, für welchen nun wiederum der Mörder von den erbitterten Israeliten getödtet wurde. So berichtet die mohammedanische Tradition selbst; man sieht, wie wenig die Muslime einen Grund zum Friedensbruche hatten, da ja das erste Blut grade von ihnen vergossen war. Mohammed wird — wenn nicht die ganze Geschichte erfunden oder stark verdreht ist — sich auf den Paragraphen seiner Verfassung gestützt haben, daß für einen Ungläubigen kein Gläubiger erschlagen werden durfte (S. 95); dieser Paragraph aber ging ja die Juden nichts an, da er unter den Verabredungen zwischen den Muslimen und den Aus-Chasradsch steht. Jedenfalls wurden Fluchtgenossen und Anßár aufgeboten. Die Keinoká galten als die tapfersten der medinischen Juden; bei Bo'áth (S. 37) hatten sie gegen ihre eigenen Glaubensgenossen und die Aus auf Seiten der Chasradsch gestritten, so hätten sie von Abdallah Ibn Ubaij und seinen Heuchlern Beistand erwarten dürfen. Abdallah rieth ihnen, sich in ihr befestigtes Quartier (S. 79) zurückzuziehen, und stellte seine Hilfe bei der Vertheidigung in Aussicht. Aber er befand sich in übler Lage: den Juden war er durch das frühere Bundesverhältniß, den Muslimen durch den Defensivvertrag verpflichtet; so entschloß er sich am Ende — gar nichts zu thun. Die Keinoká waren nicht stark genug, sich durchzuschlagen; die übrigen Juden Medinas, die Benu Nadír und Benu Koreiza, welche sich selber nicht gefährdet glaubten und obenein noch von Bo'áth her gegen sie verstimmt sein

mochten, rührten sich auch nicht, so wurden sie ausgehungert und mußten sich nach fünfzehntägiger Belagerung auf Gnade und Ungnade ergeben. Mohammed wollte, wie ihm nach arabischem Kriegsrecht zustand, die Männer abschlachten, die Frauen und Kinder in die Sklaverei verkaufen lassen. Da aber schlug dem Abdallah Ibn Ubaij das Gewissen; er drang, mehrfach zurückgewiesen, zuletzt mit wahrer Heftigkeit in den Propheten, das Todesurtheil zurückzunehmen. Die Heuchler und Heiden waren in Medina noch zahlreich genug, um den Gläubigen ernstliche Noth zu machen; so mußte jener wohl oder übel dem Begehren willfahren. Die Juden wurden begnadigt mit der Maßgabe, daß sie unter Zurücklassung von Hab und Gut mit ihren Frauen und Kindern auswanderten. Drei Tage erhielten sie Frist, dann wurden sie durch den Obâda Ibn Es-Ssâmit aus der Stadt getrieben, welcher früher auch ihr Verbündeter gewesen war, nun sich aber nach dem Satze „Die Herzen haben sich geändert und der Islâm hat alle Verträge aufgehoben" von ihnen losgesagt hatte. Bis Wâdi'l-Kora, fünf Meilen nördlich von Medina, mußten die Verbannten zu Fuße wandern; dort fanden sie Glaubensgenossen, welche sie freundlich aufnahmen, mit Nahrung und Kamelen versahen, so daß sie die Reise fortsetzen konnten. Sie verließen Arabien ganz und gingen nach Syrien, wo sie in Adhri'ât[1]) eine neue Heimath fanden.

Nicht lange nachdem die reiche Beute vertheilt war, die man in dem verlassenen Stadttheile vorgefunden, gaben die Mekkaner das erste Lebenszeichen von sich, welches auf die Absicht deutete, den Schlag von Bedr heimzuzahlen. Eines Morgens (etwa im April 624) erfuhr man, daß in der Nacht vorher Abu Ssofjân mit ein paar hundert Kamelreitern in der Nähe von Medina gewesen, in der Frühe über den eine halbe Meile nordöstlich von der Stadt in einem fruchtbaren Thale gelegenen Ort El-Oreid hergefallen sei, zwei Häuser und ein Saatfeld verbrannt und einen auf seinem Acker beschäftigten Einwohner getödtet habe. Rasch wurden die Mannschaften aufgeboten und den inzwischen eilends Geflüchteten unter Führung des Propheten nachgesetzt; aber die Muslime erhaschten statt der Feinde selbst nur ihre Brotbeutel, mit Ssawik[2]) gefüllt, die sie von sich geworfen hatten, den Trott ihrer Kamele zu beschleunigen. Davon nannte man den Streifzug „die Sawik-Razzia"; nach der nicht unwahrscheinlichen Ansicht der Tradition hatte sie Abu Ssofjân weniger zu Recognoscirungszwecken unternommen, als um sich von dem übereilten Eide, den er nach der Schlacht von Bedr geschworen (S. 115), zu lösen, nachdem er eingesehen, daß es so bald nicht möglich sein werde,

1) Das Edreï der Bibel, die Hauptstadt des Landes Basan östlich vom See Genezareth. 2) Ssawík nennt man unreifes Korn, welches geröstet, dann zerstoßen und entweder mit Datteln (oder neuerdings auch Zucker) vermischt ohne weitere Zubereitung gegessen oder zu einer dicken Suppe eingesotten wird. Man führt es noch heute auf eiligen Reisen, wo man nicht gut kochen kann, als Proviant mit sich. Man würde also die oben gegebene Bezeichnung des Streifzuges in's Moderne etwa als „Erbswurstkrieg" übersetzen können.

die lieben Landsleute von Neuem zu einem ernstlichen Kriegszuge auf die Beine zu bringen. Jedenfalls hatten sie beschlossen, vorher noch den Versuch zu machen, ob es ihnen nicht am Ende gelänge, mit der syrischen Karawane dieses Jahres ohne Schwertstreich an Medina vorbeizukommen, wenn sie die weit im Osten der Stadt laufende Straße nach dem Irâk (Babylonien) ein Stück weit verfolgend nachher im Bogen durch die Wüste nach Syrien abschwenkten. Aber Mohammed bekam von dem Unternehmen Wind und schickte seinen Adoptivsohn Seid Ibn Häritha (S. 53) mit 100 Kamelreitern ab; dem gelang es die Karawane abzufangen. Zwar entkam die Begleitmannschaft zum größten Theil, aber die Beute betrug 100,000 Dirhems. — In dieser Zeit unternahm der Prophet auch verschiedene Streifzüge gegen die Benu Ssoleím und die Benu Gatafán, zwei der mächtigsten Beduinenstämme Centralarabiens, welche im Osten von Medina hausten, da er Kunde erhalten, daß diese, von den Koreischiten aufgehetzt, einen Raubzug gegen die Stadt planten. Die schnellen Söhne der Wüste waren indessen stets auf und davon, wenn er ihren Lagerplatz erreichte; nur einmal gelang es, ihnen ein paar hundert Kamele abzuknöpfen. Wir sehen aber, wie Mohammed, der kleinen Stämme zwischen Medina und dem Meere (vgl. S. 107) seit der Schlacht von Bedr vollkommen sicher, schon in der Lage ist, auch nach der anderen Seite hin Vorstöße zu machen.

Inzwischen ging es in der unmittelbaren Nachbarschaft wieder gegen die Juden. Die officielle Geschichtschreibung behauptet, einer von den Benu Nadír habe dem Abu Ssofján bei seiner Sawík-Razzia Unterstand gewährt, was eine Vertragsverletzung gewesen wäre (S. 96). Das wird wohl eine der zahlreichen tendenziösen Erfindungen sein, mit welchen Mohammeds Verfahren gegen das Unglücksvolk beschönigt wird. Ich vermuthe, daß er einfach beabsichtigte, ihnen das Witzeln und Versemachen gründlich auszutreiben, wenigstens war das nächste Opfer jener Ká'ab Ibn Aschraf, welcher nach Bedr bei den Koreischiten mit Satiren gegen ihn aufgetreten, inzwischen aber mit seinen dortigen Bekannten zerfallen und zu seinem Stamme zurückgekehrt war (S. 115). Wiederum ließ der Prophet mehrfach das verhängnißvolle Wort fallen, ob ihn denn Niemand von diesem Menschen befreien wolle, und bald fanden sich fünf Leute von den Aus, den alten Bundesgenossen der Juden, bereit, Gott diesen Dienst zu erweisen. Ká'ab war auf seiner Hut; da mußte sein eigener Milchbruder Abu Náïla — die Frömmigkeit des Mannes verdient, daß sein Name erhalten bleibt — ihn kirre machen, daß er in einer schönen Mondnacht ohne Waffen mit ihm und den Andern spazieren ging. Als sie weit draußen waren, zog ihn Abu Náïla scheinbar in größter Vertraulichkeit mehr und mehr an sich und fuhr ihm wie spielend durch seine Locken; auf einmal packte er ihn fest, warf ihn zur Erde und hielt ihn, während die Andern den Wehrlosen, der verzweifelt um Hilfe schrie, abschlachteten. Morgens weckten sie durch laute Rufe „Gott ist groß! Gott ist groß!" den erfreuten Propheten, welcher den Kopf des Gemordeten dankend entgegennahm und

Gott pries. Als dann nachher die Juden kamen und sich über den heimtückischen Mord beklagten, wies er sie einfach ab und sagte, so werde von jetzt ab Jedem geschehen, der sich nicht ruhig verhalte, sondern die Muslime beleidige; und in der That wurde kurz darauf Ssuneina, ein anderer Jude, ebenfalls erschlagen. Da geriethen die Juden in eine große Angst und wagten sich kaum noch aus ihren Quartieren hervor, bis endlich Mohammed sich bereit erklärte, einen neuen Vertrag mit ihnen abzuschließen. Der Wortlaut desselben ist uns nicht erhalten, vermuthlich weil man so bequemer vorgeben konnte, sie hätten ihn gebrochen; er kann aber kaum etwas Anderes besagt haben, als die erneute Verpflichtung der Juden, mit den Koreischiten sich nichts zu schaffen zu machen, dagegen den Gläubigen gegen jeden Angriff von außen beizustehen und zu den Kosten der Vertheidigung in solchem Falle beizutragen.

In der That war die Zeit für Mohammed noch nicht gekommen, die gänzliche Ausrottung der Juden in Angriff zu nehmen: es konnte ihm nicht verborgen bleiben, daß nach dem Ueberfall ihrer Karawane die Koreischiten die Kriegsvorbereitungen, zu welchen Abu Ssofján bis dahin mit größerem Eifer als Erfolg gedrängt hatte, im Ernste zu betreiben anfingen. Gerade hatte der Prophet, wie er so gern zu thun pflegte, die Nähe des Verhältnisses, das ihn mit seinen ältesten Genossen verband, durch Ehebündnisse wieder öffentlich bezeugt: er hatte selbst die Tochter des Omar, Hafßa, geheirathet, welche einige Monate vorher Wittwe geworden war, und seine einzige noch freie Tochter Fátime seinem Vetter und Adoptivsohne Alí zur Frau gegeben. Da brachten zuerst Leute aus dem befreundeten, nördlich von Mekka zeltenden Stamme der Chosá'a, dann Spione, die er selbst ausgesandt, Nachricht, daß die Koreischiten mit einem Heere von 3000 Mann, darunter 700 Gepanzerte, nebst 200 Pferden und 3000 Kamelen, unter Führung des Abu Ssofján den Marsch nach Medina angetreten hatten. Der Zug sollte geheim bleiben, doch war das umsoweniger möglich gewesen, als sie ihn nach echt arabischer Weise eingerichtet hatten: nicht allein alle Bundesgenossen aus den benachbarten Stämmen, besonders Thakifiten aus Táïf, sondern auch einen großen Haufen von Weibern führten sie mit sich, die bei der Schlacht hinter der Front durch Paukenschlagen, Zurufe und Kriegsgesänge den Muth der Kämpfer etwas mehr auf der Höhe erhalten sollten, als er sich in der Schlacht von Bedr gezeigt hatte. Mit denen zogen sie denn nicht übermäßig schnell vorwärts, „machten bei jeder Tränke halt, thaten sich gütlich und ließen sich durch die Lieder ihrer paukenschlagenden Weiber in Kampfstimmung bringen". Sie waren eben unverbesserlich — genußsüchtig, bummlig und, nach heidnischen Begriffen, lieber zu anständig als das Gegentheil. So fand denn auch der Vorschlag, den in El-Abwa Einige machten, die Asche der an diesem Orte begrabenen Mutter des Mohammed (S. 45) auszugraben und mitzunehmen, um sie je nachdem als Unterpfand für die Sicherheit der eigenen Weiber benutzen oder ein gutes Lösegeld dafür erheben zu können, keinen

Beifall; man marschirte ruhig weiter und langte endlich am Donnerstag, 5. Schawwál des Jahres 3 (etwa Januar oder Februar 625)[1]) auf der Ebene an, welche sich im Norden von Medina bis zu dem eine gute halbe Meile von der Stadt entfernten Berge Ochod hinzieht. Dort lagerten sie sich, ließen ihre Reitthiere in den schönen grünen Saatfeldern der Mediner weiden, richteten im Uebrigen aber keinen weiteren Unfug an.

Währenddem hielt man in der Stadt Kriegsrath. Da zweifellos ein feindlicher Angriff bevorstand, mußten Heuchler wie Juden den Muslimen Zuzug leisten. Die Hilfe der ersteren lehnte Mohammed klüglich ab; mit dem Führer der letzteren, Abdallah Ibn Ubaij, einigte er sich dahin, daß man wegen der Größe des feindlichen Heeres den Angriff in der Stadt erwarten wollte. Die Quartiere der Araber waren zwar nicht, wie die der Juden, geradezu befestigt, wohl aber, ähnlich wie in Mekka, durch das Aneinanderstoßen der festen Häusermassen nach außen gedeckt; die wenigen Lücken konnten noch ausgefüllt werden, Lebensmittel waren genug in der Stadt, zu einer förmlichen Belagerung die Feinde nicht vorbereitet. Damit waren aber die jüngeren, feurigen Krieger unter den Gläubigen, insbesondere die Bedrkämpfer nicht einverstanden. Die Leute hatten Recht; man konnte schlimmsten Falls ja auf die himmlischen Hilfstruppen zählen. Mohammed durfte die Begeisterung der Seinen nicht dämpfen; so entschloß er sich am Mittag des 6. (25. Jan.?) zum Auszug. Inzwischen hatten aber die Verständigen der voreiligen Jugend den Text gelesen, und als der Prophet am Nachmittag gewappnet unter sie trat, erklärten ihre Wortführer, daß sie ihr ungehöriges Drängen bereuten und in allen Dingen ihm zu gehorchen willig seien. Nun aber blieb er bei dem einmal gefaßten Entschluß — „nicht gezieme es einem Propheten, wenn er seine Rüstung angelegt, sie abzuthun, bevor er gekämpft habe". Er handelte zweifellos richtig, jedes Schwanken mußte jetzt schädlich wirken. Am Abend desselben Tages musterte er seine 700 Mannen vor der Stadt; Ibn Ubaij lagerte mit 300 abseits. Seine Heuchler tadelten ihn, daß er dem von unreifen Knaben fortgerissenen Bundesgenossen ins offene Feld gefolgt sei, wozu er streng genommen ja nicht verpflichtet war; in der Nacht gewann seine alte Unfähigkeit zu thatkräftigem Entschlusse die Oberhand, und als Mohammed am Morgen des 7. Schawwál (26. Jan.?) den Aufbruch anordnete, schwenkte er mit seiner Mannschaft ab und kehrte in die Stadt zurück. Die Muslime, allein auf Gott ihr Vertrauen setzend, wurden dadurch keineswegs entmuthigt. Mohammeds Anordnungen zeugen von großem taktischen Geschick, sei es daß er selbst sie getroffen oder sich dem Rathe der Seinen — er hatte mehr als einen der künftigen großen Feldherren des Islâms um sich — anbequemt hat. Bei der Ueberzahl der Feinde mußte

---

1) Nach der conventionellen Chronologie 28. März, was unmöglich richtig ist. Man hat den 24. Januar ausgerechnet, das könnte eher stimmen, ist aber auch nicht sicher.

er wie bei Bedr auf eine feste Stellung bedacht sein: so marschirte er an der feindlichen Flanke vorbei bis zum Ochod, der einen weit in die Ebene hineinragenden Vorsprung des nördlichen Gebirges darstellt. In einer Thalsenkung, die sich nach oben zu einer den Berg hinanziehenden Schlucht verengert, stellte er sein Heer auf, in verkehrter Front natürlich, so daß sein Rücken und der rechte Flügel von ansteigenden Felsen gedeckt waren; auf der linken offenen Flanke postirte er 50 seiner besten Pfeilschützen unter dem Commando des Abdallah Ibn Dschubeir mit dem nachdrücklichen Befehle, von dort aus die etwaigen Umgehungsversuche des Feindes abzuwehren und den wichtigen Posten unter keinen Umständen zu verlassen. Den Gewalthaufen richtete er daneben „bis keine Schulter aus der Linie hervorragte" — wir sehen, mit welcher militärischen Einsicht die Muslime auch auf die äußere Haltung der Truppen bereits Werth legten — und befahl Stillstehen, bis er selbst die Erlaubniß zum Beginn des Kampfes geben würde.

Die Koreischiten hatten vermuthlich, wie von der Stellung ihrer Gegner, so auch von ihrer empfindlichen Schwächung durch den Abmarsch der Heuchler Kunde erhalten; so kamen sie guten Muthes herangezogen, ihren Rücken der Stadt, ihre Front dem Berge und den Muslimen zugewandt. Einen eigenthümlichen Gegensatz hätte ein aufmerksamer Beobachter zwischen den beiden Heeren gewahren können. Auf der einen Seite die ungeordneten, aber frohmuthigen Haufen der Heiden mit den Schaaren der Weiber vor sich, welche ihre Pauken schlugen und das alte Kriegslied sangen:[1])

„Wir Kinder eines Recken
Ruhen auf weichen Decken,
Vordringende zu wecken,
Rückweichende zu schrecken" —

auf der andern in militärisch festem Aufmarsch die todesfreudigen Kämpfer des Glaubens, die gleichzeitig von den mahnenden, Sieg oder Paradiesesfreude verheißenden Worten dessen, welchen Gott selbst ihnen gesandt, sich zu übermenschlicher Tapferkeit anfeuern ließen. Es sind zwei Welten, die in den paar tausend Menschen sich hier gegenüberstehen.

Aus den Reihen der Mekkaner trat zunächst, nachdem die Weiber sich hinter die Streiter zurückgezogen, Abu Ámir, der aus Medina geflüchtete Hanife (S. 101 f.), mit seinen Gefährten. Er rief seine Landsleute vom Stamme Aus an, ihnen vom Kampfe abzureden; aber sie wiesen ihn mit Scheltworten zurück. Dann begannen die üblichen Einzelkämpfe: sie wurden diesmal besonders um die Fahne der Koreischiten ausgefochten. Diese zu tragen, war das Ehrenamt der Abd Ed-Dár (S. 33); wie daher der Fähnrich Talcha, Sohn des Abd El-Osa, gegen Ali gefallen war, ergriff sein Bruder die Fahne, und so wurden in ihrer Vertheidigung nach einander neun Helden der Familie erschlagen, bis endlich Ssowáb, ein Sclave, sich für sie opferte:

1) Rückerts Hamasa I, S. 194.

als ihm erst die rechte, dann die linke Hand abgehauen waren, schlug er seine Arme um sie und warf sich mit ihr zur Erde, sie mit seinem Leibe deckend, indem er seinen Herren zurief: „Habe ich genug gethan?“ — dann endete auch er unter dem Schwerte des Gegners. Auch sonst verliefen die Waffengänge meist zu Gunsten der Muslime. Vergebens war Châlid, der Sohn Walîds aus dem Hause Machsûm, der hier die erste Probe des unvergleichlichen militärischen Genies ablegte, welches ihn später zum größten unter den welterobernden Generalen der Araber gemacht hat, hartnäckig bemüht, mit seinen Reitern den Feinden in die Flanke zu kommen; Abdallahs Schützen thaten ihre Pflicht und scheuchten sie immer wieder zurück. Endlich geriethen die Mekkaner ins Wanken, einer Abtheilung der Gläubigen gelang es ihre Reihen zu durchbrechen, und nun schien ihre Niederlage vollendet. Aber beim Anblick des mit allem Begehrenswerthen ausgestatteten Lagers, in welches sie bereits eindrangen, regte sich das Araberblut einmal in den Adern der Glaubenskämpfer; sie vergaßen für einen Augenblick das „Tödte! Tödte!“ des unheimlichen Feldgeschreis, welches auf jedem Schlachtfeld der Schrecken der Ungläubigen war, und fielen über die reiche Beute her. Das erblickten von ihrer Anhöhe herab die Pfeilschützen; im Augenblick ergriff die Trefflichen die Angst, bei der Plünderung zu spät zu kommen, und taub gegen den verbietenden Commandoruf Abdallahs stürzten bis auf wenige auch sie in wilder Unordnung von ihrem Posten weg auf das mekkanische Lager los. Mit der ruhigen Fassung des geborenen Feldherrn hatte Châlid dem Gange der Schlacht zugesehen; jetzt ergriff er mit Blitzesschnelle den günstigen Augenblick, überrannte die paar Schützen, welche ihrer Pflicht getreu geblieben waren, warf sich auf die entblößte Flanke der Muslime, und da nun auch die übrigen Koreischiten mit neuem Muthe auf die verwirrten und durch die plötzliche Wendung betäubten Gegner eindrangen, konnte selbst die todesmuthige Tapferkeit von Mohammeds besten Männern den Tag nicht wiederherstellen. Während vor Allen Hamsa vergeblich wie ein Löwe um sich schlug, die Andern von den Wogen des Kampfes bald hier, bald dorthin geschleudert wurden, gerieth auf einmal der Prophet selbst mit wenigen seiner Getreuen unter einen dichten Haufen von Mekkanern; wie er sich nach Kräften vertheidigte und die Uebrigen, so gut sie konnten, ihn mit ihren Leibern deckten, erhielt er mehrere Steinwürfe, die ihm einen Vorderzahn unten rechts zerschmetterten, zwei Ringe des Helmes in die Backen drückten und das Knie verletzten; einen Pfeil, der ihm bestimmt war, fing Talcha, Obeidallahs Sohn, mit der eigenen Hand auf — da traf ihn ein Schwertschlag, der ihn zu Falle brachte; er stürzte in eine unmittelbar daneben befindliche Grube und schien verloren. Trotzdem kämpfte Talcha weiter, bis er durch eine Kopfwunde betäubt zu Boden sank; inzwischen erscholl der Ruf „Mohammed ist todt!“, und während ein großer Theil der Gläubigen in starrem Entsetzen die Schlucht hinan auf den Berg flüchtete, ließen die Feinde, über das Gelingen ihrer Rache frohlockend, allmählich vom Kampfe ab, dessen Zweck ja erreicht schien. In-

zwischen sammelten sich einige Mannschaften um die kleine Gruppe, Mohammed, der von dem Schwerthiebe nur umgeworfen, nicht verwundet war, hatte sich bereits wieder erhoben und wurde nun eilends durch die Schlucht herauf in Sicherheit gebracht. Oben sammelten sich dann allmählich die Versprengten von allen Seiten des Schlachtfeldes, soweit sie nicht den Weg nach Medina eingeschlagen hatten; das belebende Wort, der Gesandte Gottes sei gerettet, flog von Mund zu Munde. Unten prahlte noch Ibn Kámi'a, dessen Schwert Mohammed getroffen, daß er den Erzfeind getödtet, als schon das gegentheilige Gerücht auch dorthin seinen Weg gefunden hatte. Ueber die Leichen der Erschlagenen hinweg ritt Abu Ssofján auf den Berg zu, bis er in Rufweite war; auf seine Frage antwortete ihm Omar, der Prophet sei nicht todt, und werde ihm noch Vergeltung bereiten. „Wohl denn, übers Jahr wollen wir uns wieder bei Bedr treffen!" rief der Heide: und „Ja, da soll das Zusammentreffen sein!" war die Antwort.[1])

War auch das Schlimmste vermieden, die Ungläubigen hatten allen Grund zu triumphiren. Während ihr eigener Verlust nur 27 Mann betrug, deckten 74 Muslime das Schlachtfeld, unter ihnen Hamsa, der Oheim des Propheten, „der Löwe des Islams". Ein Negersklave Wachschi, aus seiner afrikanischen Heimath im Gebrauche des kurzen Wurfspießes geübt, hatte ihn mit seiner Waffe durchbohrt, während er grade auf ihn losging. An seiner Leiche soll Hind, die Frau des Abu Ssofján und Tochter des bei Bedr von Hamsa erschlagenen Otba, ihre Wuth durch schamlose Verstümmelungen ausgelassen haben; die Historiker berichten, sogar die Leber, welche Wachschi ihm ausgeschnitten, habe sie angebissen — wovon ihr Sohn Mo'áwija, dem alles Mögliche am Zeuge zu flicken Pflicht jedes frommen Muslims ist, bei den Späteren den Uebernamen „Sohn der Leberesserin" bekommen hat. Das sind aber zweifellos zum Mindesten starke Uebertreibungen der Tradition, wenngleich Schändungen der Leichen erschlagener Feinde vorgekommen sein mögen. Die finden sich auch sonst ab und zu erwähnt; ist auch kein Grund, die Araber deswegen besonderer Ruchlosigkeit anzuklagen. Die christlichen Montenegriner machen das noch im neunzehnten Jahrhundert nicht anders. — Nachdem die Mekkaner ihrer Rache genossen, nahmen sie ihre Verwundeten und Todten zu sich und begaben sich auf den Rückzug. Man darf sich nicht wundern, daß sie gar keinen Versuch gemacht haben, sich der Stadt zu bemächtigen oder den Muslimen auf dem Ochod weitere Noth zu bereiten. Ersteres wagen zu können waren ihre Mannschaften doch nicht stark genug, hatten sie den Heuchlern und Juden gegenüber auch gar keine Veranlassung. Letzteres wäre, da die Gläubigen durch die Berge leicht einen Rückweg nach Medina finden konnten, nur mit Aufgebot aller Kräfte durch einen fortgesetzten und anstrengenden Guerillakrieg möglich gewesen. Dazu hatten die immer bequemen Herren von Mekka aber nicht gesiegt, um sich neue Strapazen

1) Vgl. unten S. 130.

aufzuerlegen; es ist ihnen derartiges vermuthlich gar nicht in den Sinn gekommen. Sie hatten sich für Bedr gerächt, den Feinden eine empfindliche Niederlage beigebracht und einige ihrer besten Leute erschlagen: das genügte nach altarabischen Begriffen, und weiter überlegten sie nicht. Von etwas wie einer Politik, welche auch auf morgen oder gar übermorgen bedacht ist, hatte ja außer Mohammed und seiner Umgebung Niemand in ganz Arabien eine Ahnung. So zogen denn die guten Koreischiten siegesfroh und unbekümmert wieder ihrer Heimath zu.

Sorgten aber seine Feinde selbst dafür, daß sein Mißgeschick nicht allzu schwere Folgen nach sich zog, so blieb die Lage des Mohammed nach der Schlacht immer nichts weniger als beneidenswerth. Die Gläubigen freilich hatten keine Veranlassung, an ihm irre zu werden. Allerdings hatte er ihnen, nachdem er sich einmal zum Auszuge entschlossen, auch den Sieg durch Gottes Hilfe versprochen: aber hatte er nicht ausdrücklich die Worte hinzugefügt „wenn ihr standhaft seid"? Und hatten sie nicht gesiegt, so lange sie standhaft den Befehlen des Propheten folgten? War die endliche Niederlage nicht die verdiente göttliche Strafe für die bewiesene Indisciplin? Das waren Vorwürfe, deren Berechtigung die Muslime einsehen mußten, sobald Mohammed sie im Auftrage Gottes ihnen zu machen anfing; doch mischte er darunter so viele Anweisungen auf die Vergebung des Höchsten, welche den Bereuenden nicht fehlen werde, so viele Ausfälle gegen die Ungläubigen, daß bald nicht blos jeder Zweifel, sondern auch jeder Mißmuth aus den Reihen seiner Anhänger verschwand. Aber das Vergnügen, welches die Niederlage den Heuchlern und Juden bereitete, kann man sich denken, und war Mohammed vor der Schlacht nicht in der Lage gewesen so gegen beide aufzutreten, wie er es am liebsten gemocht hätte, so mußte er nach den erlittenen Verlusten sich eine ganze Weile ziemlich ducken, bis sich eine günstige Gelegenheit fand, den verlorenen Boden wiederzugewinnen. Man kann ihm das Zeugniß nicht versagen, daß er, der von den erhaltenen, nicht schweren aber schmerzhaften Wunden doch recht erschöpft war, mit großer Standhaftigkeit und dem moralischen Muthe, welcher ihm in bedrängten Lagen niemals fehlte, Alles gethan hat, was den üblen Eindruck zu mindern geeignet war. Die Schlacht hatte bis Mittag gedauert; das Sonnenuntergangs-Gebet hielt er bereits wieder selbst in der Moschee ab. Andern Morgens nach dem Frühgebet mußte Bilál die Kämpfer vom Ochod aufbieten: der Gesandte Gottes wolle den Ungläubigen nachsetzen, Niemand dürfe sich an dem Zuge betheiligen, der nicht Tags zuvor mitgefochten. Das war ziemlich ungefährlich, da die Koreischiten inzwischen bereits einen großen Vorsprung hatten, sah aber doch nach etwas aus. Als er in Hamrá el-Áßad, kleine drei Meilen[1]) westlich von der Stadt, angekommen war, machte er Halt und

1) Acht bis zehn arabische, deren jede etwas über eine viertel deutsche Meile (ungefähr 2000 Meter) ausmacht. Man darf den Ort daher nicht mit dem jetzigen Dár

blieb drei Tage dort gelagert; des Nachts ließ er auf allen Bergen Feuer anzünden, damit sich weithin die Nachricht verbreite, daß er die Koreischiten verfolgt habe.

Auch sonst bemühte er sich darzuthun, daß in keiner Beziehung durch die Schlacht etwas verändert sei. Bald nach der Rückkehr erfuhr er, daß ein Chasradschite während der Verwirrung am Ochod einen Schutzgenossen der Aus niedergemacht, an welchem er noch aus der Zeit des Heidenthums den Tod seines Vaters zu rächen hatte. Das war eine gefährliche Verletzung des Gesetzes (S. 95), welches die Blutrache unter den Gläubigen abgeschafft hatte; Mohammed ließ den Schuldigen ohne Weiteres von einem Außiten köpfen. Ferner schien es nöthig, den Beduinen im Osten, welche sich auf die Nachrichten vom Ochod zu rühren anfingen, Respect einzuflößen. Insbesondere hörte man, die Benu Aßad, Ismaeliten, welche etwa 50 Meilen nordöstlich von Medina zelteten, schickten sich an, unter Führung ihres Häuptlings Toleicha einen Raubzug gegen die Stadt ins Werk zu setzen. Mohammed sandte den Abu Ssálama, seinen Milchbruder und nahen Verwandten, mit 150 Mann aus. Trotz der weiten Entfernung erreichten sie ohne Zwischenfälle das Weidegebiet der Aßad; nach Beduinenart aber machten diese sich aus dem Staube und man erbeutete nur einiges Vieh. Auf dem Heimwege brach dem Abu Ssálama eine am Ochod erhaltene Wunde auf, an welcher er starb; seine Wittwe, welche schön gewesen sein soll, wurde vier Monate später vom Propheten geheirathet.

Der kleine Streifzug genügte nicht, den Eindruck des Sieges der Mekkaner auf die Stämme Centralarabiens zu verwischen. Sie waren als Freunde der Koreischiten, deren Messen sie fleißig zu besuchen pflegten, gegen Mohammed eingenommen; um so mehr mag es sie verstimmt haben, daß er, der eben erst einen so gründlichen Denkzettel erhalten, nicht abließ, die Ausdehnung seiner Macht auch nach ihrer Seite hin zu verfolgen. So erging es denn ungefähr zu gleicher Zeit (etwa im Mai 625) zwei kleinen Schaaren sehr übel, welche er, wie es heißt in friedlicher Absicht, nach Osten und Süden ausgesandt hatte. Wenn man zwischen Medina und Mekka eine Linie zieht, so wohnen östlich derselben im Nedschd die großen Stämme Ssoleim, Hawásin und Hodheil. Zu den Hawásin gehörten die Benu Ámir von Ssá'ßa'a,[1]) von denen kam ein alter Häuptling nach Medina, Abu'l-Bará Ámir, weil er vom Mohammed gehört hatte und ihn kennen lernen wollte. Der Prophet nahm ihn freundlich auf und trug ihm den Islam an. Jener lehnte den Uebertritt nicht ab, wollte ihn aber nur mit seinem Stamme zusammen vollziehen; es möchten Glaubensboten aus Medina zu den Ámir kommen, sie zu unterrichten, für ihre Sicherheit wolle er Bürgschaft leisten.

El-Hamrá verwechseln, welches ungefähr 13 deutsche Meilen von Medina entfernt ist, in einem Tage also unmöglich zu erreichen gewesen wäre.

1) Es giebt auch Ámir von Rabí'a, zu den Wáïlstämmen (vgl. S. 3. 5) gehörig, die wohnen viel weiter nach NO.

Mohammed war hocherfreut und sandte 40 (nach Anderen 70) junge Mediner ab, die im Korán besonders bewandert waren; als sie aber zu den Ámir kamen, paßte einem Neffen des Abu'l-Bará, dem Ámir Ibn Et-Tofeil, die Sache nicht, und da seine Stammgenossen das Geleit seines Oheims nicht verletzen wollten, machte er sich mit einem Haufen der benachbarten Ssoleim über die Sendlinge her und erschlug sie beim Brunnen Ma'úna, zehn Meilen südwestlich von Medina, bis auf einen, welcher die Kunde von dem Geschicke seiner Genossen heimbrachte. Schlimmer noch ging es sieben Anderen, welche nach dem Süden gesandt worden waren, nach Einigen auch zu Missionszwecken, wahrscheinlicher aber, um in der Umgegend von Mekka zu spioniren. Als sie nach Er-Radschí auf dem Gebiete der Hodheil gekommen waren, fielen Leute von den Benu Lichján[1]) über sie her, wie es scheint von den Mekkanern aufgehetzt, oder, wie auch berichtet wird, gereizt durch die auf Mohammeds Befehl geschehene Ermordung ihres Häuptlings, der einen Kriegszug nach Medina geplant haben sollte. Jedenfalls tödteten sie vier von den Medinern; drei gaben sich gefangen, von denen unternahm einer auf dem Wege einen Fluchtversuch und wurde mit Steinen todtgeworfen, die andern beiden verkauften die Beduinen für 100 Kamele an die Koreischiten, welche sich das Vergnügen machten, sie von Kindern der bei Bedr Gefallenen mit Lanzen todtspießen zu lassen.

Mohammed sah, daß nach Centralarabien hin vorläufig nichts zu machen war; irgend einen Erfolg brauchte er aber für die Gläubigen, die Verheißungen zu erfüllen, durch welche er nach der Schlacht am Ochod ihr Vertrauen neu gefestigt hatte. Es waren natürlich wieder die Juden, welche die Zeche zahlen mußten. Unmittelbar nach seiner Niederlage hatte er es wohl für klüger gehalten, abzuwarten, was etwa von außen für neue Gefahren drohen könnten; auch mochte er es nöthig finden, erst unter den Seinen die gewohnte Disciplin herzustellen. In beiden Beziehungen wird er sich ein halbes Jahr nach der Schlacht sicher gefühlt haben, auch hatte er, scheint es, um diese Zeit Gründe zu der Annahme, daß noch weniger als die Keinoká ihre Glaubensgenossen auf Beistand von Seiten der Heuchler rechnen durften. Zwei Judenstämme waren überhaupt noch vorhanden, die Benu Nadír und die Benu Koreiza. Jene wohnten im Süden, diese im Südosten der eigentlichen Stadt in befestigten Vororten; beide hatten in der Schlacht von Bo'áth (S. 37) gegen die Chasradsch gefochten, und selbst wenn die Heuchler mehr politische Einsicht besessen hätten, als sie sich rühmen konnten, hätte Abdallah Ibn Ubaij schwerlich die Erinnerung an die alte Feindschaft so weit überwunden, ihnen gegen die Muslime gewaffneten Zuzug zu leisten. Die Ueberlieferung beschuldigt ihn geradezu hinterlistiger Täuschung der Juden: das ist wohl übertrieben. Jedenfalls rührte er keinen Finger, als Mohammed unter einem nichtigen Vorwande — der Engel Gabriel

1) ch rauh zu sprechen, wie in ach.

hatte ihn benachrichtigt, daß einer der Juden ihn ermorden wollte — von den Benu Nadír, dem schwächeren der beiden Stämme, etwa im Juni 625 verlangte, sie sollten ihr Gebiet räumen, und die Juden nach Ablehnung dieses Ansinnens in ihrem festen Quartier, ungefähr eine Meile südlich von der Stadt, von den Muslimen belagert wurden. Auch die Koreiza rafften sich nicht dazu auf, den Glaubensgenossen zu Hilfe zu kommen, sondern klammerten sich an den Strohhalm ihres Vertrages mit Mohammed. Die Belagerung dauerte 14 Tage; als sie drohte sich in die Länge zu ziehen, ließ Mohammed einen der Palmengärten umhauen, welche den Hauptbesitz der Nadír darstellten. Das war gegen den arabischen Kriegsgebrauch: der Armuth des Landes und der Länge der Zeit wegen, welche die Dattelpalme gebraucht, bis sie Früchte trägt, hätte halb Arabien längst verhungern müssen, wenn nicht gegenseitige Schonung des unentbehrlichen Baumes Sitte gewesen wäre. So verstimmte die Maßregel selbst in den Kreisen der Gläubigen, und es wurde eine besondere Offenbarung nothwendig, sie zu rechtfertigen. Schließlich fanden sich die Juden bereit zu capituliren, mit der Maßgabe, daß sie mit Frau und Kind nebst der beweglichen Habe auswanderten; nur die Waffen mußten sie zurücklassen. Am fünfzehnten Tage zogen sie unter Paukenschlag und Saitenspiel — wir würden sagen, mit den kriegerischen Ehren — von dannen, zunächst nach dem 20 Meilen nördlich von Medina gelegenen Cheibar, einer großen Judencolonie; dort blieben einige von ihnen, die anderen zogen den Keinoká nach in das Ostjordanland.

Wichtiger als die Waffen, die man in dem geräumten Quartiere erbeutete, war für Mohammed der ausgedehnte Grundbesitz, welchen die Juden zurückließen. Der Boden südlich von Medina war damals wie heute fruchtbar, daher von Kornfeldern und Dattelpflanzungen bedeckt. Hier traf der Prophet nun eine sehr zweckmäßige Einrichtung. Statt das Land unter die Theilnehmer an der Belagerung auszutheilen, verlieh er es im Einverständniß mit den Medinern seinen Fluchtgenossen, welche sich bis dahin ausschließlich auf die Gastfreundschaft der Anßár angewiesen gesehen hatten, nun aber selbständig gemacht werden konnten. Mohammed rechtfertigte sein Verfahren durch den Hinweis, dieser Besitz sei nicht durch Kampf, sondern auf friedlichem Wege durch Capitulation erlangt, und behielt auch für die Zukunft ähnliche Erwerbungen seiner unmittelbaren Verfügung vor — eine Bestimmung, die später bei der Ausdehnung der muslimischen Eroberungen über die Grenzen Arabiens von größter Wichtigkeit werden sollte.

In der Zeit dieses Krieges ist vielleicht die Offenbarung Sure 5, 92—93 zu verlegen, welche das bekannte Verbot des Weintrinkens ausspricht. Es wird, wie die mit ihm verbundene Untersagung des Meißir, eines beliebten Hazardspieles, damit motivirt, daß beide geeignet seien, Feindschaft und Haß zwischen den Gläubigen zu verursachen und Vernachlässigung des Gebetes herbeizuführen. In der That waren die alten Araber dem Trunk und Spiel stark ergeben, und man begreift, daß im Interesse der Disciplin hier einmal

durchgegriffen werden mußte. Einer asketischen Tendenz ist das Verbot also nicht entsprungen.

Der glänzende Erfolg der Unternehmung gegen die Nadîr, welcher vor Allem die materielle Existenz der Fluchtgenossen, des Kernes von Mohammeds Heere, sicher stellte, erlaubte dem Propheten, eine Weile zu rasten. Erst Anfang 626 (Dhu'l-Ḳâ'ada 4) finden wir ihn wieder auf dem Marsche, und zwar an der Spitze von 1500 Mann — mehr als verdoppelt erscheint hier die Zahl seiner Anhänger seit dem Ochod, sei es, daß inzwischen Manchem durch die Vertreibung der Nadîr die Augen über „die Kraft des Glaubens“ aufgegangen waren, sei es, daß einige der kleineren Stämme zwischen Medina und dem Meere sich dem Zuge angeschlossen, z. B. die Benu Aslam, welche dicht bei Medina wohnten und jetzt immer mehr als zuverlässige Bundesgenossen in den Vordergrund treten. Es galt das Stelldichein, welches im vorigen Jahre zwischen Abu Ssofjân und Omar verabredet war. Freilich hatten die Mekkaner ihrerseits keine Lust, sich zu demselben einzufinden; sie hatten andere Pläne, deren Ausführung längere Zeit erforderte und vor deren Reifwerden sie ihre Sache keiner Gefahr aussetzen durften. So hatten sie versucht, durch Reisende übertriebene Gerüchte über große Rüstungen, welche in Mekka für das Zusammentreffen vorgenommen würden, in Medina verbreiten zu lassen, und so bestimmt darauf gerechnet, die Muslime würden sich dadurch schrecken lassen, daß sie selbst nur zum Schein den Marsch nach Bedr antraten, aber bereits in Madschánna, nur drei Meilen von Mekka, wieder Kehrt machten in der Absicht, nachher zu behaupten, die Nachricht von dem Ausbleiben der Muslime habe sie zum Rückmarsche veranlaßt. So traf sie dann die Nachrede, als man vernahm, Mohammed sei mit zahlreicher Mannschaft in größtem Glanze in Bedr aufgetreten; ja die Mediner hätten, weil gerade um die Zeit Markt dort gewesen, Waaren mitgebracht und ungestört mit großem Profite gehandelt.

Die Geschichte dieses Zuges ist sehr unklar und mit mehreren hier nicht zu untersuchenden Widersprüchen behaftet. Ich glaube nicht, daß man so weit gehen darf ihn ganz und gar zu leugnen. Das Sachverhältniß könnte einfach so sein, daß Mohammed es nützlich fand, die alle Jahre im Monat Dhu'l-Ḳâ'ada in Bedr stattfindende Messe diesmal zu besuchen und mit besonderem Pompe dort zu erscheinen, um den Küstenstämmen, welche seit Ochod Zeichen von Unzuverlässigkeit gegeben haben mochten, zu imponiren und sie neu an sich zu fesseln. Gegen Ende desselben Monats hielten, wie ebenfalls alljährlich zu geschehen pflegte, die Koreischiten Markt zu Madschánna; zwischen beiden mochte man später glauben einen inneren Zusammenhang suchen zu müssen, und so könnte allmählich die Geschichte von der Verabredung des Stelldicheins und dem Ausbleiben der Mekkaner sich gebildet haben.[1])

1) Die Vermuthung bleibt unsicher, weil die Ueberlieferung des Datums von Mohammeds Zuge schwankt; das oben angenommene ist möglicherweise künstlich ausgerechnet.

Wie dem auch sei, die Koreischiten hatten guten Grund, sich dies Jahr ruhig zu halten. Wir finden in der Ueberlieferung mancherlei Anhaltspunkte für die Annahme, daß Abu Sfofján von Hause aus weitsichtiger war, als die übrigen Mekkaner. Sein Sohn Mo'áwija hat sich später zu einem der klügsten Politiker aller Zeiten entwickelt; etwas davon muß auch im Vater schon gesteckt haben. Schade, daß uns die Tradition selten Gelegenheit giebt, von den Vorgängen in Mekka eine deutliche Anschauung zu gewinnen; immerhin zeigt sie uns den Omaijaden als das eigentlich treibende Element, dem es freilich selten gelingt, die lässigen, immer nur auf das Nächste bedachten Volksgenossen mit sich fortzureißen. Jetzt aber, wo Jedermann einsehen mußte, daß der Sieg am Ochod gar nichts genützt hatte, fand er sie willig alle Kräfte zu einem Hauptschlage zusammenzuraffen, der gegen das eigentliche Nest der Vaterlandsverräther und ihrer Bundesgenossen, die Stadt Medina selbst, gerichtet werden sollte. Das konnte nun aber nicht ausgenommen werden, ohne daß man es auch mit den Heuchlern zu thun bekam, und eine Belagerung wie ein Straßenkampf, der leicht nothwendig werden mochte, war mit den Mannschaften von Koreisch allein nicht zu wagen, da Medina mindestens 2000 tapfere Krieger einschloß. So entwarf denn Abu Sfofján den unter den Umständen einzig richtigen Plan, eine große Coalition aller dem Islám feindlichen oder für Geld und gute Worte zugänglichen Stämme herzustellen und mit diesen einen entscheidenden Feldzug gegen Medina zu unternehmen. Dabei kam ihm zu Hilfe, daß die in Cheibar gebliebenen Nadír ihre dortigen Glaubensgenossen von der Nothwendigkeit gemeinsamer Abwehr der immer unverschämter werdenden Uebergriffe Mohammeds überzeugt hatten; das waren wohlhabende Leute, welche den Gedanken des großen Unternehmens (den ihnen selbst die Tradition wohl mit Unrecht zuschreibt) aufs Bereitwilligste ergriffen und sich zu jedem Opfer bereit zeigten. So wurde es denn leicht, die großen centralarabischen Stämme der Ssoleim und Gatafán zu gewinnen; wir hören, daß die Juden den letzteren die Hälfte der nächstjährigen Dattelernte von Cheibar für ihre Hilfe versprachen. Dazu kamen die kleineren Stämme in der Umgegend von Mekka, die mit den Koreischiten eng verbündet waren, und endlich die Benu Áßad, die östlichen Nachbarn der Ssoleim. Abgesehen von dem versprochenen Lohn und der erhofften Beute hatten alle diese Stämme in der That Veranlassung, vor Mohammed, mit welchem sie schon gelegentlich in unfreundliche Berührung gekommen (S. 120. 127. 128), und von dessen Gebiet ihre Weideplätze nicht allzuweit entfernt lagen, auf ihrer Hut zu sein.

Obwohl die umständlichen Verhandlungen zwischen Cheibar, Mekka und den Stämmen möglichst im Geheimen geführt wurden, mögen dunkle Gerüchte darüber doch Medina erreicht haben; wenigstens sehen wir Mohammed das Jahr 5 (626) hindurch Schläge nach verschiedenen Seiten führen, als wollte er das Netz zerreißen, welches sich über ihm zusammenzog. So gegen die Gatafán, welche bei seiner Annäherung wie gewöhnlich sich davon machten,

freilich einen Haufen Weiber als leichte Beute für ihn zurücklassend; ferner nach dem Norden, wo die Straßen unsicher zu werden anfingen.[1]) Ebenhieher wird von Einigen auch der von einem Sendling des Propheten an dem Abu Râfi begangene Mord gesetzt. Er war Häuptling der Nadîr in Cheibar und betrieb eifrig die Verhandlungen über die Coalition: davon könnte etwas zu Mohammeds Ohren gelangt sein. Andere berichten, er sei erst nach dem Ende des Coalitionskrieges zur Strafe für seinen Antheil daran getödtet worden. Endlich fällt wahrscheinlich in dasselbe Jahr noch der Zug gegen die Benu Móstalik, einen Theilstamm der in der Nähe von Mekka hausenden Chosá'a, welche sonst dem Mohammed befreundet erscheinen. Der Weg war bequem, führte durch bekannte Gegenden, und man hoffte auf Beute; so gingen diesmal viele Heuchler mit, unter ihnen Ibn Ubaij selber. Der kleine Stamm versuchte eine kurze Gegenwehr, mußte aber bald der Uebermacht weichen und sich den von allen Seiten anstürmenden Medinern ergeben. Außerdem fiel das ganze Lager mit seinem Inhalt von 2000 Kamelen, 500 Ziegen und Schafen, 200 Weibern u. s. w. den Siegern in die Hände. Die Beute wurde vertheilt; als indeß Mohammed nachher eins von den gefangenen Mädchen, Namens Dschuweirija, das ihm besonders gefiel, heirathete, gab er ihr zu Liebe einen Theil der Gefangenen frei; die Uebrigen wurden dann später in Medina gegen Lösegeld entlassen.

Die Razzia war leicht und sehr lohnend gewesen, brachte indeß kurz vor dem Ende noch zwei recht unangenehme Zwischenfälle mit sich. Kurz vor dem Antritte des Rückmarsches entstand aus geringfügiger Veranlassung ein Streit zwischen einem der Fluchtgenossen und einem Heuchler. Beide riefen ihre Landsleute zu Hilfe; nicht ohne Mühe wurde der offene Kampf vermieden und durch das Zureden einiger Verständigen der Friede wieder hergestellt. Dabei waren aber böse Worte gefallen, und insbesondere Abdallah Ibn Ubaij hatte sich in so drohender Weise geäußert, daß Mohammed die Sache nicht hingehen lassen konnte. Vor einem gewaltsamen Bruche scheute jener wieder zurück: so entschloß er sich, seine Worte abzuleugnen oder ihnen eine harmlose Deutung zu geben. Aber der beiderseitige gute Wille wurde dadurch nicht vermehrt; wir besitzen in der 63. Sure noch die bitteren Scheltreden, welche Mohammed kurz nachher gegen die Heuchler ausstieß. Die andere Sache gab in Bezug auf die häuslichen Verhältnisse des Propheten Veranlassung zu übler Nachrede und Aergerniß, ist aber auf die spätere Ge-

1) Der sogenannte „erste Zug nach Dûmat-el-Dschandal". Das ist die jetzt El-Dschôf genannte Oase, welche unter 30° N. Br. zwischen der nordarabischen und der großen syrischen Wüste liegt. Aber die ist von Medina etwa 85 deutsche Meilen entfernt und man brauchte 15 Tage sie zu erreichen; das war aber die Gesammtdauer von Mohammeds Abwesenheit überhaupt. Die älteste Ueberlieferung bemerkt ausdrücklich „er gelangte nicht bis dorthin", der Name wird also ursprünglich nur zur Angabe der Richtung des Zuges hinzugefügt sein, welcher übrigens unter allen Umständen auch durch das Gebiet der Gatafân gehen mußte.

schichte des Islâms auch nicht ohne Einfluß gewesen. Da von Gefahr auf dem Zuge kaum die Rede sein konnte, hatte er zwei seiner Frauen mitgenommen, Omm Ssálama und Áïscha. Letztere war von Anfang an seine Lieblingsfrau gewesen; damals kaum 14 Jahre alt, wußte sie durch ihr munteres Wesen den alternden, oft von Sorgen beschwerten Mann stets aufzuheitern, wie sie auch später als unleugbar gescheite Frau ihren Einfluß auf ihn bis an sein Lebensende bewahrt hat. Auf dem Rückmarsche hatte das Heer Abends nicht weit von Medina Halt gemacht; noch vor Tagesanbruch aber, früher als man erwartete, erscholl plötzlich der Befehl zum Aufbruch, als Áïscha eben sich entfernt hatte, ein Halsband von südarabischen Muscheln zu suchen, das sie vorher bei einem kurzen Ausgange verloren. Sie fand es auch; als sie aber zurück kam, hatte sich das Heer entfernt, und zwar mit ihrem Kamel, in dessen geschlossener Sänfte man sie sitzen glaubte. Es blieb ihr nichts übrig, als an der Stelle zu warten, und bald nachher kam auch ein Nachzügler, Ssafwân Ibn El-Mo'áttal, der sie erkannte, auf sein Kamel setzte und nach Medina führte. Dort erregte das nachträgliche Erscheinen der Gattin des Propheten allein mit einem jungen Manne Aufsehen, welches sich bald zu allerhand malitiösen Klatschereien steigerte. Allmählich mußten die auch dem Mohammed zu Ohren kommen, und bald merkte Áïscha zu ihrer größten Kränkung, daß er, der sie stets vor seinen anderen Frauen in jeder Weise bevorzugt hatte, sie gänzlich vernachlässigte. Als das andauerte und das verleumderische Gerede auch ihr selbst zu Ohren kam, wurde sie krank und erbat schließlich die Erlaubniß, zu ihrem Vater Abu Bekr zu gehen. Sie wurde ihr gewährt, und da man die Rückkehr in das elterliche Haus als ein Zeichen der Scheidung zu betrachten gewohnt war, fielen nun außer den schadenfrohen Heuchlern auch die alten Weiber beiderlei Geschlechtes in der Umgebung des Propheten in den Chor der bösen Zungen ein, vor Allen Mohammeds Leibpoet Hassân Ibn Thâbit, dessen sich der Prophet zu bedienen pflegte, um die in Medina, Mekka und anderwärts gegen ihn losgelassenen Satiren im gleichen Stile zu erwidern; er war ein begabter, aber charakterloser Mensch, nach unseren heutigen Begriffen das Muster eines officiösen Journalisten in der schlechten Bedeutung des Wortes. Das Aergerniß wurde immer größer; Mohammed sah sich genöthigt, ernstlich mit seinen Getreuen Rücksprache zu nehmen. Er fand die Meinungen getheilt; Ali stimmte eifrig dafür, gegen die verdächtige Gattin die Scheidung auszusprechen, Andere riethen zum Gegentheil. Schließlich glaubte der Prophet von der Unschuld seiner Frau überzeugt sein zu dürfen; um aber alles weitere Gerede mit einem Male abzuschneiden, mußte Gott selbst sich in die Sache mischen. Es kamen verschiedene Offenbarungen; eine, welche die Unschuld der Áïscha erklärte, eine weitere, die bei Strafe von 100 Geißelhieben verbot, ehrenrührige Thatsachen von verheiratheten Frauen zu behaupten, welche der Ankläger nicht durch vier Augenzeugen erhärten konnte. Durch eine weitere ward den Frauen des Propheten anbefohlen, sich in ihren Häusern zu halten;

ferner wurde ihnen und den andern Weibern der Gläubigen vorgeschrieben, sich in Gegenwart von Fremden zu verschleiern u. s. w. Das neue Gesetz gegen die Verleumder erhielt rückwirkende Kraft, und so mußten ein paar der vorlautesten Schwätzer die Schläge dulden — darunter auch der unglückliche Leibpoet, der indeß hiefür, wie für weitere Unannehmlichkeiten, die ihm von Seiten Ssafwâns widerfuhren, durch ein reichliches Trinkgeld entschädigt wurde.

Die Grenze zwischen Selbstbetrug und wissentlicher Täuschung anderer Leute ist bekanntlich häufig sehr unbestimmt; so mag Mohammed sich selbst wirklich eingebildet haben, Gottes Willen zu verkündigen, als er die Reglements für seinen Harem festsetzte. Uns ist eine so unwürdige Anschauung von dem Wesen des Höchsten fast widerwärtiger als bewußter Betrug, wenngleich wir nicht vergessen dürfen, daß Mohammeds Gottesbegriff von Hause aus kein sehr hoher oder klarer sein konnte. Es ist jedenfalls sehr unangenehm charakteristisch für seine späteren Jahre, daß er, wenn wir es einmal so ausdrücken wollen, auch sonst häufig die Gelüste seines Herzens mit den Bestimmungen seines Herren verwechselte: kurz vorher hatte er sich durch eine andere Offenbarung, zu nicht geringem Aergerniß selbst frommer Leute, gestatten lassen, Seinab, die hübsche Frau seines Adoptivsohnes Seid Ibn Háritha, nachdem dieser sich bereitwillig von ihr geschieden, zu heirathen, und auch später mußte Allah bei häuslichen Zwistigkeiten, die zwischen den vielen Nebenbuhlerinnen nicht ausbleiben konnten, gelegentlich selbst ein Machtwort sprechen. Wir schließen hiermit dies traurige Capitel, doch nicht ohne mit einem Worte noch auf die weittragenden Folgen hinzuweisen, welche diese Dinge für die ganze Geschichte des Islâms nach sich gezogen haben. Einmal mußte, wie wir später sehen werden, Ali es nach Jahrzehnten bitter bereuen, daß er bei der Verhandlung über die Unschuld der Áïscha gegen sie aufgetreten war; dann aber sind es die Verordnungen, welche Mohammed hier gegeben hat, durch welche die Stellung der Frauen in der mohammedanischen Gesellschaft und damit zum Theil das Schicksal der mohammedanischen Welt selber bestimmt worden ist. Es ist müßig darüber zu speculiren, was aus beiden geworden wäre, hätten diese Verordnungen nicht existirt; aber das ist auf alle Fälle klar, daß einem Manne, der zur Erhärtung der Untreue seiner Frau vier Augenzeugen braucht, nichts übrig bleibt als sie einzusperren, besonders unter einem Volke, welches seit Alters das eheliche Band zwar streng zu respectiren, aber leicht zu lösen gewohnt war, und dessen gute Sitten bei der nachherigen Welteroberung bald in die Brüche gehen mußten. Ich kenne in der ganzen Weltgeschichte keinen handgreiflicheren Beweis für den vielangefochtenen Satz von den kleinen Ursachen und großen Wirkungen, als daß noch im 19. Jahrhundert über 200 Millionen Menschen von jedem sittlichen Einfluß edleren weiblichen Wesens ausgeschlossen sind und immer ausgeschlossen bleiben müssen — weil im Jahre 625 ein fahriges vierzehnjähriges Ding von Araberin ein Halsband im Werthe von ein paar Mark verloren hatte.

Wenige Monate später bekamen die Gläubigen Anderes zu schaffen, als sich über besagtes Halsband aufzuhalten. Befreundete Chosá'a meldeten gegen Ende 5 (etwa März 627)[1]) den Anmarsch des großen Coalitionsheeres, welches die Koreischiten nun wirklich auf die Beine gebracht hatten. Es zählte 10,000 Mann, darunter 4000 Männer von den Koreisch und deren nächsten Verbündeten mit 300 Pferden und 15 Kamelen, unter dem Befehle Abu Ssofjáns, der auch das Obercommando führte, sofern von einem solchen bei der Eifersucht der Beduinen auf ihre Freiheit die Rede sein konnte; jedenfalls bildeten daneben die Gatafán mit den Aßad sowie die Ssoleim durchaus selbständige Heerhaufen. Der Marsch scheint diesmal ziemlich schnell von Statten gegangen zu sein; Mohammed behielt kaum eine Woche Zeit, seine Vorbereitungen gegen den Ansturm zu treffen. An eine Feldschlacht wagte bei der Ueberzahl der Gegner insbesondere wegen der üblen Erinnerungen vom Ochod kaum Jemand zu denken. Die Stadt selbst war nach drei Seiten leicht genug zu vertheidigen, weil die Mauern der Häuser fast überall unmittelbar aneinander stießen und die wenigen Lücken bald ausgefüllt werden konnten; das genügte, da Kriegsmaschinen den Mekkanern nicht zur Verfügung standen. Im Norden aber war die Stadt offen, und ein Theil der Ebene mußte auch in das Vertheidigungsgebiet einbezogen werden, um für die 3000 Mann, auf welche sich die vereinigten Muslime und Heuchler beliefen, Raum zum Lagern zu schaffen. Unter Mohammeds Leuten befand sich ein Perser, Namens Ssalmán, welcher durch widrige Schicksale als Sklave nach Medina verschlagen und dort, als er den Islám annahm, freigekauft worden war. Der Mann hatte die Welt gesehen, und theilte dem Propheten nun den merkwürdigen Kniff mit, daß man draußen, um sich insbesondere vor Reiterangriffen zu schützen, einen breiten Graben auszuheben pflege. So etwas hatte man in Arabien noch nicht gehört; aber die Sache war einleuchtend, ganz Medina schaufelte um die Wette, und in sechs Tagen war ein Graben fertig, welcher das ungedeckte Terrain vollkommen abschloß; davon heißen die folgenden Kämpfe um Medina „der Grabenkrieg".

Kaum war die Befestigung vollendet, als auch schon die Verbündeten vor der Stadt erschienen. Das neue, „unarabische" Vertheidigungsmittel erregte bei ihnen nicht weniger Entrüstung als Staunen; sie schalten über die Feigheit der Muslime, die aber waren froh, sich hinter ihrem Graben einigermaßen in Sicherheit fühlen zu dürfen. Zwar ließen es die Ungläubigen nicht an Versuchen fehlen, denselben zu überschreiten, aber die Mediner hielten Tag und Nacht unausgesetzt Wache. Es war ein mühseliger Dienst, besonders als der Frühlingsanfang abscheuliches Wetter brachte; aber man vermochte doch immer, die anstürmenden Feinde mit Pfeilschüssen zurückzuweisen. Nur einmal glückte es einer Anzahl mekkanischer Reiter, an einer schmalen

1) Nach der gewöhnlichen Rechnung Februar; aber verschiedene Umstände zeigen, daß es bereits etwas später war.

und nicht gehörig bewachten Stelle hinüberzusetzen; anstatt aber die gewonnene Stellung einfach zu halten und eiligst Verstärkungen heranzuziehen, ließ sich der alte Amr Ibn Abd mit Ali in einen Zweikampf ein; als der mit dem Falle Amrs endigte, hielten die Koreischiten die Sache vorläufig für erledigt und gingen ganz harmlos wieder über den Graben zurück. So zog sich die Belagerung in die Länge, sehr zum Unbehagen beider Theile, die gleichmäßig unter der kalten Witterung litten; nur waren die Verbündeten schlechter daran, insofern sie bei ihrer Ankunft die Getreidefelder bereits abgemäht[1]) vorgefunden hatten, und nunmehr die Verproviantirung Schwierigkeiten zu machen anfing: man hatte ja auf eine so lange Dauer des Krieges nicht gerechnet. So versuchte man denn auf andere Weise der Stadt beizukommen. Gewiß schon früher hatte man durch Vermittlung der Nadîr von Cheibar mit dem letzten der medinischen Judenstämme, den Benu Koreiza, Verhandlungen über ihren Beitritt zu der Coalition angeknüpft; jetzt wurden diese von Neuem aufgenommen und schienen erwünschten Verlauf zu nehmen. Es war das einzig Vernünftige, was die Juden thun konnten, daß sie diese Gelegenheit benützten, Mohammed den Garaus zu machen. Sie standen nicht besser zu ihm, als ihre inzwischen vertriebenen Glaubensgenossen gestanden hatten, und konnten sich kaum noch in der Hoffnung wiegen, daß er seinen Vertrag mit ihnen mehr respectiren würde, als er mit Jenen gethan hatte. Dazu lag ihr Quartier südöstlich von Medina grade an einer Stelle, wo die Stadt am schlechtesten zu vertheidigen war; so hatten sie den Schlüssel zu Mohammeds Heerlager in der Hand. Trotzdem konnten sie sich zu offener Parteinahme nicht gleich entschließen, nahmen aber die Eröffnungen der Verbündeten günstig auf. Der Prophet erschrak aufs Aeußerste, als er Wind von den Verhandlungen bekam; schleunigst traf er seine Maßregeln. Er schickte einige seiner angesehensten Leute, von Aus wie von Chasradsch, an die Juden, sie zu bedrohen; da sie ausgesprochenem üblen Willen begegneten, ordnete er Vorbereitungen zum Schutze der Stadt an, welche freilich den ohnehin so anstrengenden Dienst am Graben noch mehr erschwerten. Gleichzeitig aber wußte er unter den Gatafán einen zweideutigen Menschen zu gewinnen, den No'eim Ibn Mas'ûd; der ging nun zwischen den Juden und den Verbündeten hin und her und wußte auf geschickte Weise Zwietracht zu säen, so daß bald Keiner dem Andern mehr traute, und die Verhandlungen sich ohne Resultat hinzogen. Ferner setzte er sich heimlich mit Ojeina, dem Scheiche der Gatafán, in Verbindung und bot ihm für den Abzug seiner Leute die Hälfte der bevorstehenden Dattelernte von Medina. Hier verhinderte der Widerwille seiner kriegerischer gesinnten Anhänger gegen eine solche Demüthigung den Abschluß. Aber das Hin- und Herdiplomatisiren machte die Verbündeten mißtrauisch gegen einander; dazu erhoben sich

1) Dies geschieht in jener Gegend heute noch im März oder April, während die Dattelernte im Juli anfängt.

immer heftiger die Frühjahrsstürme, die zahlreichen Thiere der Belagerer hatten nichts zu fressen, litten unter dem schlechten Wetter und drohten einzugehen. Die Muslime ihrerseits ließen an Wachsamkeit nicht nach; so schwand rasch jede Aussicht, den Zweck des Kriegszuges zu erreichen, und eines Nachts faßten Mekkaner, Gatafán und Ssoleim nacheinander den Entschluß, die Sache aufzugeben. Andern Morgens zogen sie ab; Abu Ssofján schrieb dem Propheten noch einen groben Brief, in welchem er den Graben als eine unwürdige Kriegslist bezeichnete, es ist aber kaum anzunehmen, daß er damit großen Eindruck gemacht haben wird.

Der Krieg war ziemlich unblutig gewesen: nicht mehr als fünf von den Gläubigen und zwei von den Heiden hatten den Tod gefunden, je einer auf beiden Seiten lebensgefährliche Wunden empfangen. Aber er hatte ein grausiges Nachspiel. An dem Mittage, dessen Morgen die Verbündeten abziehen sah, übergab Mohammed die Kriegsfahne dem Ali, und ließ durch Bilál ausrufen, das Nachmittagsgebet solle im Quartier der Koreiza gehalten werden. Vor förmlichem Vertragsbruch waren die Juden zwar im letzten Augenblick noch zurückgescheut; aber ihre Verhandlungen mit den Feinden Medinas lagen am Tage, und dem Propheten hätte ein geringerer Vorwand genügt, sich der gehaßten Feinde seiner Lehre zu entledigen. Die Koreiza waren tapfere Leute, und mit ihren 600 Mann hätten sie es am Ende versuchen dürfen, sich durchzuschlagen. Vielleicht meinten sie, die Bedingungen des Nadír (S. 129) immer noch erlangen zu können, und griffen daher vorläufig noch nicht zum Aeußersten: nach einigen Plänkeleien schlossen sie sich in ihre Festung ein und ließen sich belagern. Der Mangel an Lebensmitteln zwang sie nach etwa 14 Tagen, Verhandlungen anzuknüpfen. Mohammed aber forderte jetzt Uebergabe auf Gnade und Ungnade. Sein Bote, Abu Lobába, war ein Außite, also alter Bundesgenosse der Juden: als sie ihn fragten, ob er wohl meine, daß Mohammed ihnen das Leben schenken werde, sagte er officiell „ja", zog aber gleichzeitig den Zeigefinger über seinen Hals. Der Prophet war über diesen gefährlichen Anfall von weltlichem Anstandsgefühl sehr böse, und der arme Abu Lobába mußte schwere Kirchenbuße thun, ehe er zu Gnaden angenommen wurde; den Juden blieb nichts übrig, als sich zu ergeben oder ihr Leben so theuer als möglich zu verkaufen. Sie wählten das erstere, vermuthlich in der Hoffnung, daß ihre früheren Verbündeten, die Aus, sie losbitten würden, wie vor zwei Jahren die Keinoká von den Chasradsch gerettet worden waren. Mohammed konnte nicht direct nein sagen, damit die Aus sich nicht gegen ihre alten Rivalen zurückgesetzt fühlten; aber die Vernichtung der Juden war ihm beschlossene Sache, und er fand zu ihrer Ausführung ein Mittel von geradezu diabolischer Perfidie, worauf es ja diesen Feinden Allahs gegenüber nicht ankam. Der Häuptling der Aus, Ssá'ad Ibn Mo'ádh, ein eifriger Knecht Gottes, lag auf den Tod an einer Wunde, welche er während der Belagerung erhalten; er wußte, daß er sterben müsse, und war voll Ingrimms gegen Alle, die in dem Grabenkriege wider ihn

gestanden, auch gegen die „verrätherischen“ Juden. Das war seinen Stammgenossen nicht bekannt, und als Mohammed ihnen anbot, den Gefangenen das Urtheil von ihrem Oberhaupte sprechen zu lassen, waren sie's zufrieden. Ssá'ad entschied, daß die Männer getödtet, Frauen und Kinder in die Sklaverei verkauft und ihre Habe vertheilt werden solle. Andern Morgens wurde der Spruch vollzogen; den ganzen Tag währte die widerwärtige Schlächterei, denn es waren über 600 Juden, welche den Tod für ihren Glauben erlitten. Ein einziger rettete sich durch Uebertritt zum Islám das Leben; die andern starben, Mann für Mann unter Bethätigung eines Heldenmuthes, den man nach ihrer vorherigen ängstlichen Haltung kaum erwartet hätte. Die Frauen und Kinder wurden Sklaven; eine schöne Jüdin, Reihána, fiel dem Propheten als Antheil zu, der sie zum Islám bekehren ließ und dann in seinen Harem aufnahm. Wenige Tage nachher folgte der grausame Richter Ssá'ad seinen Opfern in den Tod.

Um die Handlungsweise des Propheten nicht einer allzu harten Beurtheilung auszusetzen, muß ich hinzufügen, daß ihm nach altarabischem Kriegsrecht die Tödtung der gefangenen Juden, da sie bedingungslos capitulirt hatten, ohne allen Zweifel zustand. Was uns bei diesen Vorgängen so peinlich berührt, die Verbindung schonungsloser Härte und Hinterlist mit dem Namen des Höchsten, dafür hatten Mohammed und die Seinen so wenig ein Gefühl, als dem katholischen oder protestantischen Ketzerrichter das Schauerliche seines Thuns klar gewesen ist, wenn er im Namen Gottes die Leiber der Menschen brannte, um ihre Seelen zu retten. Diese Leute hatten überhaupt keine Nerven, am wenigsten die des neunzehnten Jahrhunderts. Trotzdem ist solche Grausamkeit sonst nicht im Charakter des Mohammed, der z. B. kurz nachher einen großen Fortschritt in der Civilisation seines Volkes herbeiführte, indem er verbot, Gefangene vor ihrer Tödtung zu verstümmeln und zu martern; es ist ja aber bekanntlich ganz etwas Anderes, einen Juden als einen Menschen vor sich zu haben, und wir kennen von früher (S. 104. 117) die Gründe des besonderen Hasses, der ihn gegen die Kinder Israel beseelte.

Viertes Capitel.

Des Propheten letzte Jahre und der Sieg seiner Religion. Das Lehrsystem des Islams.

Der Grabenkrieg und die Vernichtung der Koreiza bezeichnen eine ähnliche Wendung in der Geschichte Mohammeds wie die Schlacht bei Bedr. Hatte diese ihn aus einem heimathlosen Flüchtling zu einem Heeresfürsten gemacht, den man nicht mehr verachtungsvoll bei Seite zu schieben im Stande war, so bezeugt der ergebnißlose Verlauf des Coalitionsfeldzuges, daß seine Gegner auch bei Zusammenraffung aller ihrer Kräfte ihm wenigstens auf seinem eigenen Boden nicht mehr gewachsen sind. So geben sie sich auch keine Mühe, den Versuch etwa zu wiederholen; jeder Einzelne versucht noch so lange zu widerstehen als irgend möglich, hofft auch wohl dabei auf irgend eine Wendung des Kriegsglückes, aber zur Fortsetzung der einzig verständigen Politik gemeinsamer Abwehr wird so gut wie nichts unternommen. Die Beduinen verlassen sich auf die Weite und Unzugänglichkeit ihrer Weideländer, die Juden auf die Festigkeit ihrer Thürme, die Mekkaner versuchen noch das heilige Gebiet zu decken, aber keiner wagt von Neuem angriffsweise vorzugehen: so konnte Mohammed sich in Ruhe einen nach dem andern vornehmen und sie alle der Reihe nach abthun. Er hat das mit der Meisterschaft eines gewiegten Politikers besorgt, der frei von jeder Abhängigkeit von Leidenschaften oder Vorurtheilen in kühler Ruhe die Mittel abwägt und bald mit Strenge gefährliche Bewegungen zu unterdrücken, bald dem nur der Form wegen noch sich sträubenden Gegner goldene Brücken zu bauen versteht. Seine Kunst, durch Theilen der feindlichen Kräfte sie alle zu beherrschen, erinnert an die geriebene Politik des alten Rom; auch in dem Bestreben, überall noch den Großartigen zu spielen.

Das Jahr 6 (627) hindurch finden wir ihn bemüht, von dem nun bedingungslos seiner Herrschaft untergebenen Medina aus nach allen Seiten hin Vorstöße zu unternehmen, um sich bei den Beduinen Centralarabiens von Neuem in Respect zu setzen und auf diese Weise nach Osten und Nordosten sich den Rücken zu decken, damit er alsdann ungestört seinen lieben Landsleuten im Süden und den Judenstädten im Norden sich widmen könnte; gleichzeitig werden aber auch diese durch verschiedene kleine Neckereien in Athem erhalten, bis die Zeit zu gründlichem Durchgreifen gekommen ist. So erfahren wir von einer ganzen Menge von Streifzügen gegen die verschiedenen Theilstämme der Gatafán, Aßad und Hawásin, welche der Natur der

Sache nach weniger direct zu großen Erfolgen, als mittelbar zur Einschüchterung der unruhigen Nachbarn führen. Nebenbei wird eine mekkanische Karawane abgefangen, die Benu Ssá'ad in Fadak, welche im Verdachte von Zettelungen mit den Juden von Cheibar standen, überfallen und gezüchtigt, der Häuptling der letzteren, Oßeir, durch einen der immer bereiten Sendlinge verrätherisch aufgehoben und ermordet. Sehr interessant wäre es, wüßten wir über einige andere Unternehmungen genaueren Bescheid, welche anzudeuten scheinen, daß schon damals Mohammed damit umging, über die Grenzen Arabiens hinaus seine Fäden zu spinnen. Er hatte, seitdem er den Mekkanern die Handelsstraße nach dem Norden abgeschnitten, seine Mediner selbst Karawanen nach Syrien schicken lassen; grade in diesem Jahre mußten die Fesára, ein Theilstamm der Gatafán, gezüchtigt werden, weil sie eine solche gar nicht weit nördlich von der Stadt zu plündern gewagt. Kurz vorher war, so berichtet die Tradition, eine andere Razzia ebenfalls nach dem Norden erforderlich gewesen, um die Ausraubung eines Gesandten zu rächen, welchen Mohammed nach Syrien zum byzantinischen Kaiser Heraklius geschickt haben soll, der eben mit seinem entscheidenden Feldzuge gegen die Perser beschäftigt war. Ueber den Zweck der Gesandtschaft, die vermuthlich nicht sowohl dem Kaiser als dem Präfecten von Palästina gegolten hat, wissen wir gar nichts; ebensowenig über einen etwaigen Zusammenhang derselben mit einem Zuge, welcher ein paar Monate später nach Dúmat el-Dschandal (S. 132 A. 1) unternommen wurde. Die christliche Bevölkerung dieser Oase stand, wie es scheint, seit alter Zeit in Verbindung mit den christlichen Elementen des Reiches von Hira; damit stimmt auch, daß ihr Häuptling, obwohl sie dem reinarabischen Stamme der Kelb angehörte, den Königstitel führte. Er soll ohne Widerstand sich dem Befehlshaber der Muslime gefügt und Tributzahlung versprochen haben; thatsächlich unterworfen wird das Ländchen aber erst bei weitem später (s. unten S. 165.)

Inzwischen nahte das Ende des Jahres 6 (Frühjahr 628) und mit ihm die Zeit des mekkanischen Pilgerfestes heran. Es hatte wie immer in dem mittelsten der aufeinanderfolgenden heiligen Monate Dhu'l-ká'ada, Dhu'l-hiddscha und Moharram[1]) stattzufinden; aber schon im Dhu'l-ká'ada, in welchem der Markt von Madschánna (S. 130) stattfand, pflegten viele der Araber auch nach Mekka zu kommen, um die sogenannte „Besuchsfahrt" zu vollziehen, d. h. die kleinere Wallfahrt, welche auf den Besuch der heiligen Oertlichkeiten Mekkas selbst beschränkt war, während die größere, der eigentliche Hadsch, die Procession nach Arafát und Mina (S. 82) einschloß. Es war kurz vor Anfang dieses Monats, als Mohammed seinen Gläubigen

1) Von diesen bilden die zwei erstgenannten das Ende des Jahres, der dritte den Anfang des nächstfolgenden. Der vierte heilige Monat, der Radschab (S. 107), ist der siebente der Reihe, welche vollständig lautet: Moharram, Ssáfar, Rabí I, Rabí II, Dschumáda I, Dschumáda II, Radschab, Scha'abán, Ramadán, Schawwál, Dhu'l-ká'ada, Dhu'l-hiddscha.

verkündete, er habe im Traume die Wallfahrt vollzogen und die Schlüssel zur Kâ'aba ausgeliefert erhalten; man solle sich zum Antritte der Besuchsfahrt rüsten, von Waffen aber nur das Schwert mitnehmen, es sei ein friedliches Unternehmen.

Es ist kaum glaublich, daß der Prophet blos auf einen Traum hin einen so schwerwiegenden Entschluß gefaßt haben sollte; so naiv ist er damals kaum mehr gewesen. Er muß irgend welche besonderen Gründe zu der Annahme gehabt haben, die Koreischiten würden den Grundsatz, daß in den heiligen Monaten Jedermann unbelästigt Mekka und die Kâ'aba besuchen durfte, auch ihm gegenüber respectiren. Welcher Art aber diese Gründe gewesen sein mögen, darüber fehlt in der Tradition jede Andeutung. Je mehr seit Aenderung der Kibla (S. 105) die Kâ'aba sichtbarer Mittelpunkt seiner Gemeinde und also ihr Besitz Endziel seines Strebens ist, um so größer war das Interesse der Mekkaner, ihn von der heiligen Stätte fernzuhalten. Das mußte er wissen, und ich glaube nicht, daß er selber bei seinen Landsleuten damals noch den unbegrenzten Respect vor den alten Sitten des Landes vorausgesetzt haben wird, den er selbst alles Mögliche gethan hatte ihnen auszutreiben. Wenn wir nun sehen, wie nachher von den ersten Männern Mekkas wirklichen Eifer für die Fortsetzung des Widerstandes nur noch Wenige zeigen, die besonderen Grund zu persönlicher Feindseligkeit gegen den Propheten haben, z. B. Íkrima, Sohn des bei Bedr getödteten Abu Dschahl; wie ferner bei den Verhandlungen, auf die wir gleich kommen werden, nicht Leute von Machsúm oder Omaija, sondern von den Benu Ma'iß, einem sonst wenig hervortretenden Theilstamme der Koreisch, die Hauptrolle spielen; wie Abu Ssofján, früher die Seele jedes gegen Mohammed gerichteten Unternehmens, auf einmal gleichsam in einer Versenkung verschwunden ist; wie bald nachher einer der ersten unter den Machsúm, Chálid Ibn El-Walíd, offen zum Islám übertritt — wenn wir alles das erwägen, so möchte uns der Argwohn aufsteigen, daß die Klügeren unter den Mekkanern seit dem Grabenkriege die Nutzlosigkeit fortgesetzten Widerstandes eingesehen und Eröffnungen Mohammeds, welche er durch seinen Oheim Abbás und Andere ihnen stets zu machen in der Lage war, das Ohr geliehen haben könnten. Man hätte sich dann etwa, um die Mekkaner an das Wiedererscheinen des verhaßten Menschen in der Stadt zu gewöhnen, zunächst über den Vollzug der Besuchsfahrt während des Landfriedens geeinigt, und erst im Augenblicke der Ausführung wäre der Unwille der Volksmenge und der Haß der persönlichen Feinde des Propheten so nachdrücklich hervorgebrochen, daß für diesmal die klugen Leute es nicht hätten wagen dürfen, von Nachgiebigkeit zu reden. Es ist aber von allem Diesem nichts bezeugt; man wird indeß den Versuch nicht mißbilligen können, die Thatsachen einigermaßen zu erklären, welche wir nunmehr zu berichten haben.

Es waren ungefähr 1500 Mediner und Aslamiten (S. 130), welche am 1. Dhu'l-ká'ada den Marsch nach Mekka antraten. Ohne Zwischenfall — der heilige Monat war ja angebrochen — gelangte man bis Osfán, etwa 10 Meilen

NW. von Mekka; dort aber erhielt der Prophet die unwillkommene Kunde, die Koreischiten hätten auf die Nachricht seines Anrückens sich und ihre in der Nähe wohnenden Bundesgenossen mobil gemacht, nördlich von der Stadt ein Lager bezogen und ihre Reiterei auf der Straße nach Osfân weit vorgeschoben. Um vorläufig möglichst nahe an die Stadt heranzukommen, schwenkte Mohammed rechts ab, umging den Reiterposten und gelangte bis Hodeibija, an der Grenze des heiligen Gebietes, wo die Stellungen der Mekkaner begannen; dort richtete er sich häuslich ein. Die Chosá'a, seine alten Freunde und regelmäßigen Spione, von denen ein Theil hier bereits zum Islám bekehrt erscheint, unterrichteten ihn genau von Allem, was in der Stadt vorgegangen war, und wovon wir eben leider die Hauptsache nicht wissen; durch sie begann er nun diplomatische Verhandlungen, seinen friedlichen Einzug in Mekka zu ermöglichen. Er trat zuerst energisch auf, erklärte, daß er im Nothfall auch den Kampf nicht scheuen werde, um zur Ká'aba zu gelangen; übrigens sei er geneigt einen Waffenstillstand auf längere Zeit mit den Koreischiten abzuschließen auf der Grundlage, daß in Zukunft ihre Karawanen überall frei passiren dürften, er aber den anderen Arabern gegenüber freie Hand behielte. Verschiedene Gesandte gingen hin und her, ohne daß man sich einigen konnte: endlich schickte Mohammed seinen Schwiegersohn Othmán ab, während er gleichzeitig einigen Anderen gestattete, ihre Verwandten in Mekka zu besuchen. Othmán fand im Lager immer noch kein Entgegenkommen und hielt es für zweckmäßig in die Stadt hinabzusteigen, um auch dort mit dem und jenem zu sprechen, vor allen vermuthlich mit seinen Verwandten aus dem Hause Omaija. Als drei Tage vergingen, ohne daß er oder einer von den Uebrigen zurückkam, dagegen das Gerücht sich zu verbreiten anfing, die Koreischiten hätten ihn getödtet, wurde die Lage sehr ernst. Unter keinen Umständen hätte Mohammed sich die Ermordung eines Gesandten, der noch dazu sein Schwiegersohn war, bieten lassen können; so wurden einige vagabundirende Mekkaner aufgefangen und als Geißeln festgesetzt. Darauf begannen die zunächststehenden Koreischiten zu scharmützeln — der Ausbruch eines allgemeinen Kampfes schien unmittelbar bevorzustehen.

Die Gläubigen waren ohne Schutzwaffen, allein auf ihre Schwerter angewiesen; zudem hatte der Prophet den Zug als einen rein friedlichen angekündigt. Auf seine Fluchtgenossen und die alten Anßár konnte er sich trotzdem verlassen; ob die später zum Glauben Gekommenen sich in gleicher Weise verpflichtet fühlten, in der unvorhergesehenen kritischen Lage bei ihm auszuharren, stand nicht ohne Weiteres fest. So ließ er seine Schaaren um einen großen Baum zusammentreten, unter welchen er selbst sich hingestellt, und nahm sie durch Handschlag (S. 89) in Pflicht, ihn nicht im Stiche zu lassen. Der Ruhm, zu dem es nachmals gereichte, an dieser „Huldigung des Wohlgefallens"[1]) theilgenommen zu haben, zeigt deutlich, wie genau

1) Nämlich des Wohlgefallens, welches Gott daran nahm.

man gewußt hat, was damals auf dem Spiele stand. Indeß lag auch den Koreisch nichts an einem Kampfe, dessen Ausgang bei der verzweifelten Tapferkeit der Muslime auch für sie nicht zu berechnen war; sie schickten nun selbst den Ssoheil Ibn Amr aus dem Hause Ma'iß nebst zwei Genossen, den von Mohammed vorgeschlagenen Vergleich abzuschließen mit der Maßgabe, daß er und die Seinen in diesem Jahre umkehren müßten, daß aber im nächsten ihnen der Zutritt zur Ká'aba auf drei Tage gestattet werden solle. Als die Bedingung unter den Muslimen bekannt wurde, geriethen die Eifrigen, Omar an der Spitze, außer sich vor Wuth, und hätten beinahe dem Mohammed den Gehorsam gekündigt; er bedurfte des Aufgebotes seiner ganzen Autorität, um die Verhandlung ohne gewaltsame Störung oder Mißhandlung der Gesandten zu Ende zu führen. Ganz besonders erregte es die Entrüstung der Gläubigen, daß die Koreisch, wie es zum Dictiren des Vertrages kam, sich weigerten, an die Spitze desselben die muslimische Formel „Im Namen Allahs des barmherzigen Erbarmers" zu setzen, oder die Bezeichnung Mohammeds als „des Gesandten Gottes" zu genehmigen, und sie wurden an ihrem Propheten vollständig irre, als er ruhig dem Ali, welcher bei dieser Gelegenheit Schreiberdienste verrichtete, zuwinkte, dem Begehren der Heiden zu willfahren. Auch abgesehen davon war das merkwürdige Document, wie es endlich zu Stande kam, in der That geeignet, selbst ruhiger Denkenden schweren Anstoß zu geben; es lautete folgendermaßen:

„In Deinem Namen, o Allah! Dies sind die Bedingungen, unter welchen Frieden schließt Mohammed, Abdallah's Sohn, mit Ssoheil, dem Sohn des Amr. Sie sind übereingekommen, den Krieg zwischen den Betheiligten ruhen zu lassen zehn Jahre, in welchen die Betheiligten beiderseits Sicherheit genießen sollen und Jeder den Andern in Frieden lassen wird, mit der Maßgabe, daß, wenn einer von den Koreisch zu Mohammed kommt ohne die Bewilligung dessen, welcher eine legitime Autorität über ihn hat, er ihn an sie ausliefert, wenn aber einer aus der Umgebung des Mohammed zu den Koreisch kommt, sie ihn nicht auszuliefern brauchen. Ferner soll zwischen uns aufrichtige Ehrlichkeit walten und keine heimliche Feindseligkeit noch Hinterlist statthaben. Ferner, wenn einer [von den übrigen Stämmen] Vertrag und Bündniß mit dem Mohammed eingehen will, mag er es eingehen, und wenn einer Vertrag und Bündniß mit den Koreisch eingehen will, mag er es eingehen. Ferner sollst du[1]) dies Jahr unser Gebiet räumen, ohne zu uns nach Mekka hereinzukommen; ferner, wenn das Jahr herum ist, werden wir vor deiner Ankunft [die Stadt] räumen, dann kannst du mit deinen Gefährten einziehen und drei Tage darin verweilen, mit der Bewaffnung dessen, der auf einer Reise ist, die Schwerter in den Scheiden, nicht darfst du mit anderweitigen [Waffen] einziehen."

---

1) So in der Ueberlieferung, also haben die Mekkaner den Vertrag dem Alí in die Feder dictirt.

Als nach Unterzeichnung des Documentes die Mekkaner sich entfernt hatten, befahl Mohammed, die mitgebrachten Opferthiere zu schlachten und die zum Schluß der Wallfahrtsceremonien übliche Scheerung des Hauptharres vorzunehmen. Darin lag die Anerkennung, daß trotz des für diesmal verhinderten Besuches der heiligen Oertlichkeiten die Wallfahrt ihrem religiösen Inhalte nach giltig vollzogen sei: kein Wunder, daß gerade die, welche felsenfest auf jedes Wort des Gesandten Gottes zu bauen sich gewöhnt, zu solcher Anerkennung sich außer Stande fühlten. Es mußte eine augenblickliche Anwandlung ungöttlicher Schwäche sein, wenn der Prophet, welcher den Einzug in Mekka deutlich vorhergesagt, mit der schwachen Ausrede, der verkündete Erfolg sei nur aufgeschoben, unverrichteter Dinge umkehren wollte, wenn er an Stelle des immer und immer von Neuem gepredigten unablässigen Krieges gegen die Ungläubigen jetzt einen Waffenstillstand abschloß unter Bedingungen, wie sie demüthigender kaum gedacht werden konnten. So vollzogen sie erst nach wiederholter Aufforderung, und nachdem er selbst das Beispiel gegeben, widerhaarig und zum Theil unvollständig die befohlenen Handlungen und begaben sich mißmuthig auf den Rückweg.

Bald aber sollten sie inne werden, wie Recht Abu Bekr gehabt hatte, als er dem ungestümen Omar mahnend zugerufen: „Halte dich eng an seinen Steigbügel, denn er ist der Gesandte Gottes!" War der Vertrag auch zweifellos das Ergebniß einer Zwangslage, in welche Mohammed sich wider Erwarten gebracht sah, er hatte sie mit einer überlegten Selbstbeherrschung ohne Gleichen zu einem diplomatischen Meisterstreiche ausgenützt. Die Koreischiten, welche geglaubt hatten, von den Vortheilen des Vertrages sich den Löwenantheil zu sichern, hatten schließlich nichts davon, als das billige Vergnügen, eine sehr kleine Weile damit prahlen zu können; Mohammed, der scheinbar Benachtheiligte und Gedemüthigte, sah binnen Kurzem sich als den unbestrittenen Herrn der Lage. Für ihn war es ein ganz unschätzbarer Gewinn, daß die Mekkaner überhaupt auf gleichem Fuße mit ihm verhandelt, durch Abschluß des Vertrages ihn als sich selber gleichberechtigt anerkannt hatten. Damit war officiell der Makel des vaterlandsflüchtigen Fremdlings von ihm genommen; es stand nun Jedem frei, sich als seinen Anhänger oder Bundesgenossen zu bekennen, ohne dabei gegen die altarabischen Begriffe der Stammesehre zu verstoßen. Der Vortheil war für ihn ein ähnlicher, wie er in unseren Zeiten einer revolutionären Erhebung zu Theil wird, welcher es gelingt, von den Großmächten als kriegführende Macht anerkannt zu werden; nur daß er diese Anerkennung auch noch von denen erlangte, gegen welche seine Empörung gerichtet war. Sofort erklärten sich nun die unmittelbaren Grenznachbarn Mekkas, die Chosá'a, wie sie bisher schon heimlich zu ihm gehalten hatten, offen als seine Bundesgenossen, während die ganz dicht neben ihnen hausenden Bekr (von den Kinânastämmen zwischen Mekka und der Küste) sich zu den Koreisch schlugen; damit war ihm, sofern es zwischen diesen unruhigen und seit Alters verfeindeten Leuten selten an Reibungen

fehlte, ein casus belli zu beliebiger Zeit so gut als sicher. Und selbst die scheinbar so nachtheilige Clausel, welche ihn verpflichtete, Anhänger auszuliefern, die ohne Bewilligung ihrer legitimen Vorgesetzten nach Medina überliefen, schlug bald zu seinen Gunsten aus. Abu Baßir, ein Mann von den Thakif, welcher sich in Mekka als Schutzgenosse des Hauses Sóchra angesiedelt hatte und von seinen Schutzherren wegen seiner Neigung zum Islám eingesperrt worden war, brach aus und kam glücklich nach Medina. Die Sóchra schickten zwei Leute mit einem Briefe, auf welchen Mohammed die Auslieferung des Mannes nicht verweigern konnte. Aber unterwegs ergriff dieser eine günstige Gelegenheit, den einen der beiden zu erschlagen und nach der Seeküste zu entfliehen. Dort fanden sich bald Haufen von anderen Flüchtlingen zu ihm, welche aus gleicher Veranlassung aus Mekka entwischt waren, zusammen etwa 70: mit denen fiel er nun über die Karawanen der Koreischiten her und richtete solchen Schaden an, daß sie den Mohammed selber um's Himmels willen ersuchen mußten, in die Aufhebung des verhängnißvollen Paragraphen zu willigen. Nun war Jeder frei, die Stadt zu verlassen und nach Medina zu gehen. Die Machtlosigkeit der Mekkaner, das Fortschreiten des Islâms zu hindern, war damit von Neuem glänzend erwiesen, die reiche Beute, welche Mohammeds Feldzüge den Muslimen einbrachten, wirkte als unwiderstehliches Lockmittel auf viele Leute, Weiterblickende sahen den baldigen Triumph des Propheten über alle seine Feinde voraus: so kam es, daß in den 22 Monaten nach Hodeibija sich die Zahl seiner Anhänger mehr als verdoppelte. Unter den von allen Seiten unter die Fahne des Glaubens Eilenden befanden sich Châlid Ibn El-Walid von den Machsûm, der Sieger vom Ochod, der bedeutendste Feldherr, und Amr Ibn El-Âßi, der geriebenste Politiker des nachmaligen arabischen Reiches.

Die ungeahnten Folgen des Vertrages mußten die, so in blindem Unmuthe dagegen geeifert, auf's Aeußerste beschämen, das Vertrauen auf die Weisheit des Gesandten Gottes in den Seinen bis zur Unerschütterlichkeit steigern. Ehe sie hervortraten, war es indeß nothwendig, die Gläubigen für den scheinbaren Mißerfolg zu entschädigen. Daß zu diesem Zwecke die Judenhetze fortgesetzt wurde, verstand sich von selbst. In Medina war Niemand von dem Unglücksvolke mehr vorhanden; aber im nördlichen Hidschâs wohnte noch eine zahlreiche und wohlhabende israelitische Bevölkerung, deren Mittelpunkt das aus drei wohlbefestigten Quartieren bestehende Cheibar war, die aber auch die ansehnlichen Orte Wâdi'l-Kora und Fadak inne hatte. Wir wissen (vgl. oben S. 132 u. 140), daß Mohammed durch Ermordung ihrer Häupter Abu Râfi und Oßeir und durch die Züchtigung der Benu Sſâ'ad bei Fadak dort bereits vorgearbeitet hatte; jetzt beschloß er ihre gänzliche Unterwerfung. Mit 1400 Mann und 200 Pferden brach er bald nach der Rückkehr von Hodeibija im Moharram 7 (April oder Mai 628) auf. Die Juden waren nicht im Zweifel gewesen, daß nunmehr die Reihe

bald an sie kommen werde, hatten aber im Vertrauen auf die Festigkeit der zum Theil auf hohen Felsen gelegenen Thürme, welche die Stärke von Cheibar ausmachten, sowie auf die Hilfe von 4000 der Gatafán, welche sie bereits an sich gezogen, den Sicherheitsdienst vernachlässigt, so daß es dem Mohammed gelang, sie nach eiligem Nachtmarsch in der Morgenfrühe zu überraschen. So konnte, wenn sie überhaupt daran gedacht hatten, von einer Feldschlacht keine Rede sein; sie mußten sich in ihre Festungen zurückziehen. Das war aber nichts für die Gatafán, die als echte Beduinen freien Raum gebrauchten, im Falle der Niederlage eilends in ihre Steppen zurückzujagen; zudem scheint ihnen Mohammed allerhand Zusagen gemacht zu haben: so verließen sie die Juden, noch ehe die Belagerung ernstlich begonnen hatte. Die Muslime besaßen zunächst keine Kriegsmaschinen, mit denen sie in die Mauern und Thürme hätten Bresche legen können, und eine mühsame und langweilige Aushungerungscampagne schien ihnen bevorzustehen. Uebellaunig befahl Mohammed, die Palmenpflanzungen vor der Stadt niederzuhauen (vgl. S. 129), ließ sich indeß von dem immer verständigen Abu Bekr bewegen, der schon begonnenen Ausführung Einhalt zu thun. Da wies ein Verräther die schwache Stelle in der Befestigung des Quartiers, vor welchem die Muslime sich gelagert hatten. Zwar machten sich die Juden bei dem Eindringen der Feinde eilends davon in das nächstgelegene ihrer Forts; aber in einem Verstecke fand man Kriegsmaschinen, und wenn diese auch kaum zu wirklicher Verwendung kamen, sank das Vertrauen der Juden auf die Uneinnehmbarkeit ihrer Burgen natürlich dadurch erheblich. Wiederholt versuchten sie nun Ausfälle, die aber stets zurückgeschlagen wurden; unter verschiedenen Wechselfällen wurden sie gezwungen einen ihrer Thürme nach dem andern aufzugeben. In dem letzten und stärksten hielten sie sich noch 14 Tage, ohne weiter zum Kampf hervorzukommen; endlich, als Mohammed damit umging, es mit den seinen Leuten noch ungewohnten Kriegsmaschinen zu versuchen, erklärten sie sich bereit zu capituliren. Sie erhielten freien Abzug mit Weibern und Kindern unter der Bedingung, daß sie außer der Kleidung, die sie auf dem Leibe trugen, ihre sämmtliche Habe auslieferten; wer etwas zu hehlen versuchte, solle vogelfrei sein. Trotzdem behielt der Häuptling der Juden, Kinána, der Sohn Abu Ráfi's (S. 132), den alten Schatz seiner Familie zurück; als er dem Mohammed denuncirt wurde, ließ er ihn mit seinem Bruder zur Erpressung weiterer Geständnisse foltern und dann hinrichten, was ihn nicht verhinderte, kurz nachher die hübsche Wittwe des armen Juden zu heirathen. Die Beute war ungewöhnlich reich; sie wurde nach Gewohnheit vertheilt, das Land aber, da es unthunlich schien die Kräfte des Isláms durch Ansiedlung von Gläubigen fern von Medina zu schwächen, den Juden zu fernerer Bebauung „so lange Gott wolle" mit der Maßgabe überlassen, daß sie die Hälfte des Ertrages ablieferten.

Der Sieg über Cheibar wäre dem Propheten beinahe theuer zu stehen gekommen. Eine Jüdin, Namens Seinab, deren männliche Anverwandte

sämmtlich in dem Kriege umgekommen waren, versuchte ihren Tod zu rächen. Eines Abends brachte sie ein geschlachtetes Schaf als Geschenk, das sie mit einem starken Gifte eingerieben hatte; Mohammed nahm es an und ließ es für sich und einige Gäste zubereiten. Das Gift verrieth sich ihm indeß beim ersten Bissen durch den üblen Geschmack; er spie es aus und kam mit dem Leben davon, während einer der Tischgenossen, der schon etwas davon heruntergeschluckt hatte, starb. Auch er selbst glaubte bis an sein Lebensende die Wirkung des Giftes zu spüren, und schrieb ihm, jedenfalls mit Unrecht, seine letzte Krankheit zu.

Nach der Bezwingung ihres befestigten Hauptortes wagten die übrigen Juden Nordwestarabiens kaum noch die Gegenwehr fortzusetzen: so gut wie ohne Vertheidigung ergaben sich Wádi'l-Kora und Fadak, wahrscheinlich auch jetzt schon das noch entferntere Teimá. Eins seiner Ziele hatte Mohammed erreicht: kein Jude in Arabien wagte mehr, die Hand gegen ihn zu erheben oder anders als im vertrautesten Kreise der Glaubensgenossen seinen Anspruch auf die Prophetie zu bestreiten. Die nächsten Monate vergingen unter weniger bedeutenden Streifzügen gegen die Beduinen, insbesondere die Hawásin und Gatafán; so kam der Dhu'l-ká'ada 7 (etwa Februar 629) und mit ihm die Zeit für die „Besuchsfahrt" heran, welche diesmal den ungehinderten und feierlichen Einzug des Propheten zu den heiligen Stätten Mekkas herbeiführen sollte. Sie ging ohne störenden Zwischenfall von Statten: als das Heer der Muslime, welches außer den Männern von Hodeibija noch erhebliche Schaaren neuer Pilger einschloß, in Stärke von 2000 Mann die Grenze des heiligen Gebietes erreicht hatte, verließ die bewaffnete Mannschaft[1] Mekkas die Stadt und zog sich auf die umliegenden Berge zurück. Man begreift das Gefühl der Genugthuung, mit welchem Mohammed, jetzt schon als unumschränkter Herr eines großes Theiles von Arabien, an der Spitze seiner unbesieglichen Schaaren den Einzug in die Stadt hielt, aus welcher er vor sieben Jahren als mittelloser Flüchtling sich heimlich hatte davon machen müssen. Niemand durfte gegenwärtig ihn und die Seinen mehr „vom heiligen Hause zurückhalten", in ruhiger Sicherheit vollzogen die Gläubigen die altehrwürdigen Gebräuche. Danach gab es mancherlei friedlichen Verkehr mit den zurückgebliebenen Mekkanern; insbesondere finden wir den Propheten in beinahe zärtlichen Beziehungen zu seinem weltklugen Ohme Abbás. Der alte Schlaukopf fand es in Voraussicht der späteren Ereignisse an der Zeit, in der Umgebung seines inzwischen so wohlgerathenen Neffen sich und den Seinen ein warmes Plätzchen zu sichern: so vermittelte er, daß Mohammed die Meimúna heirathete, seine verwittwete Schwägerin, die bis dahin in seinem Hause gewohnt hatte, und welche der Prophet nun ohne Widerstreben seinem Harem hinzufügte, da auch ihm daran gelegen sein mußte, immer neue Fäden nach Mekka hinüberzuspinnen.

1) So ist es zu verstehen, wenn es heißt „die Koreischiten" hätten Mekka verlassen — wir finden ja sofort den Mohammed im Verkehr mit den Städtern.

Die vertragsmäßigen drei Tage waren um; da nahte Ssoheil, der auch diesmal als Sprecher der Koreisch erscheint, zur Räumung der Stadt aufzufordern. Mohammed meinte, man könnte ja erst noch zusammen die Hochzeit der Meimúna feiern; aber Ssoheil traute der liebenswürdigen Einladung nicht und bestand auf buchstäblicher Erfüllung des Vertrages. So zogen denn die Muslime am vierten Tage ab. Die „Vervollständigungsfahrt"[1]) war beendet, der Traum des Propheten zur Hälfte wahr geworden. Wie eifrig er aber die drei Tage benützt hatte, die Erfüllung der andern Hälfte vorzubereiten, das zeigten die von jetzt ab immer häufiger werdenden Uebertritte von Männern aus den verschiedensten, zum Theil aus hochangesehenen Familien Mekkas nach Medina: Chálid und Amr (S. 145) verspürten eben jetzt in sich die göttliche Erleuchtung, und mancher Andere mit ihnen.

„Die Menschen wollen die Dinge immer beschleunigen, aber Gott läßt sie reif werden", pflegte der ruhige Abu Bekr später zu äußern, wenn er von Hodeibija sprach; das war auch die Ansicht des großen Politikers, den wir immer deutlicher in Mohammed erkennen. Während nicht blos aus der alten Heimath, sondern aus den verschiedensten Stämmen der Halbinsel fortwährend neue Rekruten in seinem Hauptquartiere zusammenflossen, und das viele Beten, Steuerzahlen und sonstige Beschwerden der ungewohnten Frömmigkeit, welche dem echten Araber zunächst sehr wider den Strich gingen, der guten Sache wegen auf sich nehmen lernten, wartete er ruhig ab, bis der Augenblick kam, wo ihm Mekka wie eine reife Frucht in den Schoß fallen mußte. Aber in der Zwischenzeit konnte er nicht müßig sein, das wäre gegen die Natur des Islâms gewesen; war doch auch außerhalb des Hidschâs die Welt noch voller Ungläubigen. Wir haben bereits (S. 140) einer Nachricht Erwähnung gethan, derzufolge Mohammed im J. 6 (627) einen Gesandten an den Kaiser Heraklius geschickt hätte. Noch vor dem Auszuge nach Cheibar (Frühjahr 628), heißt es in der Ueberlieferung weiter, ließ der Prophet Briefe ausfertigen an den Kaiser Heraklius, an den byzantinischen Präfecten von Aegypten, an den Gassaniden Hárith VII. (oben S. 16) und an Chosrau Parwês, den Schah von Persien. Er forderte sie auf, von ihren falschen Götzen zu lassen und sich dem Gesandten Allahs zu unterwerfen: man kann sich denken, was ein derartiges Ansinnen seitens eines obscuren Araberhäuptlings auf Heraklius — wenn der Brief ihm überhaupt zugekommen ist — für einen komischen Eindruck gemacht haben muß: hatte er doch eben (April 628) die jahrhundertelangen Kriege zwischen Persien und Byzanz durch entscheidende Siege beendet, dem griechischen Reiche alle jemals an Persien verlorenen Provinzen zurückgewonnen. Wenig ahnte der mächtige Fürst, daß kaum acht Jahre später die Horden jenes zweifelhaften Abenteurers die Hälfte seines asiatischen Besitzes ihm für immer entreißen, als hilflosen Flüchtling ihn nach Constantinopel

1) Omrat el-kadâ, wörtlich „die Besuchsfahrt der Vollendung".

zurückjagen sollten. Der Perser hat den ihm bestimmten Brief nicht mehr erhalten; in dem Augenblick, wo er geschrieben wurde, befand er sich kaum noch unter den Lebenden. Aber schon früher hatte er von allerhand Bewegungen im Innern Arabiens gehört und Badhán, seinen Statthalter in Jemen (S. 29), beauftragt, Näheres darüber zu erkunden. Der nun soll Gesandte nach Medina geschickt, und auf deren Bericht hin sich dem Islám zugewandt haben. Natürlich ist das vor der Eroberung Mekkas ganz unwahrscheinlich. Alle diese Verhandlungen sind höchst unklar; fest steht nur, daß der Aegypter dem Mohammed als Geschenk unter Anderem zwei schöne Sklavinnen geschickt hat. Ihren Namen Máriat[1]) und Schirín nach stammen diese aus Mesopotamien, von wo sie ja aber leicht nach Aegypten verkauft sein konnten. Mohammed nahm die erstere in seinen Harem auf, wenn auch nicht als legitime Gattin. Dieser zur Seite kennt der Orient seit den Zeiten der Sara und Hagar Sklavinnen als Nebenfrauen; auch bei den Arabern gab es solche Verhältnisse, und Mohammed sanctionirte sie in der Weise, daß jeder Gläubige — abgesehen vom Propheten, der an keine bestimmte Zahl gebunden war — höchstens vier Gemahlinnen, aber Sklavinnen ohne Beschränkung sich halten darf. Auf die Legitimität der Kinder hat die Stellung der Mutter keinen Einfluß, die Anerkennung seitens des Vaters sichert auch dem Sohne der Sklavin das Recht der Ebenbürtigkeit. So war denn Mohammeds Freude unbeschreiblich, als nach Ablauf eines Jahres Máriat ihm, dem seit dem Tode der Chadídscha Kinder nicht mehr geboren waren, einen Sohn schenkte. Er nannte ihn Ibrahím (Abraham), mit dem Namen des Erzvaters, dessen reinen Glauben auf Erden wiederherzustellen er sich berufen glaubte; aber ein Jahr vor seinem eigenen Tode mußte er das Knäblein sterben sehen.

Außer diesem späten häuslichen Glück sollte ihm aus seinen Briefen an die fremden Fürsten wenig Gutes kommen. Wir wissen nichts über etwaige weitere Verhandlungen mit Byzantinern und Gassaniden; aber im Rabí I 8 (etwa Juli 629) wurde, so hören wir, an der syrischen Grenze eine Schaar von 15 Mann — die vielleicht als Kundschafter ausgesandt waren — von feindlichen Truppen, vermuthlich gassanidischen Grenzwächtern, überfallen und bis auf einen niedergemacht; etwa um dieselbe Zeit auf griechischem Gebiete ein Bote, der einen Brief an den Commandanten von Bostra, der griechischen Hauptfestung des Ostjordanlandes, tragen sollte, gefangen und enthauptet[2]): es konnte den Gassaniden nicht passen, wenn die Stämme des inneren Arabiens Miene machten, sich in die Verhältnisse der Grenzdistricte zu mischen. Ganz sicher ist jedenfalls, daß im Laufe desselben Jahres (Dschumáda I = September 629) unter dem Befehle des Adoptivsohnes des Propheten, Seid Ibn Háritha, ein Heer von 3000 Mann nach dem Norden abging. Die

1) Das ist nicht Maria, sondern eine Nebenform von Martha. 2) Möglicherweise sind beide Vorgänge identisch; doch hat man auch vermuthet, daß der Untergang der 15 Mann eine Episode des folgenden Krieges von Múta gewesen sei.

Entfernung von Medina bis an das Moabiterland östlich vom todten Meere beträgt in der Luftlinie etwa 110 deutsche Meilen, und wenn es auch sehr wahrscheinlich ist, daß Mohammed von den militärischen Mitteln, über welche Heraklius gerade um diese Zeit verfügte, auch nicht annähernd eine Vorstellung gehabt hat, so wußte man doch, daß die Griechen vor Kurzem den Persern große Niederlagen beigebracht hatten, und konnte eine Expedition in so entlegene Gebiete um so weniger leicht nehmen. So erhielt Seid in Dschá'afar, Abu Talib's Sohn (also einem Vetter des Propheten), und dem Chasradschiten Ibn Rawácha Ersatzmänner für den Fall, daß ihm ein Unglück zustoßen sollte. Die gassanidischen Grenztruppen waren auf der Hut; schon wenige Meilen nördlich von Medina hatte man ein Scharmützel mit einer von ihrem Häuptling Schorachbil ausgesandten Streifschaar zu bestehen. Auf die von ihr gebrachten Nachrichten über die Stärke des feindlichen Heeres wich Schorachbil aus; so gelangten die Muslime bis Múta, einem Orte nahe der Südspitze des todten Meeres. Hier stießen sie aber auf das inzwischen zusammengezogene Hauptheer der Byzantiner. Die Gläubigen fochten mit ihrer gewöhnlichen Tapferkeit, aber sie waren der vielleicht zehnfachen[1]) Uebermacht nicht gewachsen, und als sie nach einander Seid, Dschá'afar und Ibn Rawácha hatten fallen sehen, wandten sie sich zur Flucht; mit Mühe gelang es Chálid, welcher den Feldzug mitgemacht, sie zum Stehen zu bringen und einen geordneten Rückzug auf Medina zu ermöglichen. Dort empfing man „die Ausreißer von Múta" mit Schmähungen und Vorwürfen; aber Mohammed sah ein, daß unter den Umständen ein günstigerer Verlauf des Feldzuges kaum möglich gewesen wäre, und verbot sie deswegen fürder zu ärgern; dem Chálid gab er für die Rettung des Heeres den Ehrennamen „Gottesschwert". Damit aber die Stämme zwischen Medina und der syrischen Grenze nicht zu übermüthig würden, sandte er den Amr Ibn El-Áßi zu einer Razzia nach dem Norden, und etwas später ging es wieder gegen die Gatafán und Andere. Viel Ueberredung war wenigstens für die centralarabischen Beduinen nicht mehr nöthig, sie zur Anerkennung des Propheten zu bewegen: was aus ihren bisherigen Bundesgenossen, den Juden, geworden war, sahen sie, und daß auf Seiten der Mekkaner nichts mehr, bei Mohammed aber sehr viel zu verdienen war, leuchtete ihnen allmählich auch immer klarer ein. So erklärten sich im Laufe des Jahres 8 (629) die meisten Theilstämme der Gatafán und sogar die Ssoleim für ihn, die noch vor Kurzem einen Trupp von 50 Muslimen überfallen und erschlagen hatten; und gerade jetzt, wo seine Macht in so reißender Schnelligkeit anwuchs, hatten auch die Koreischiten die Güte, ihm den casus belli, dessen er bedurfte, um den Vertrag von Hodeibija loszuwerden, in erwünschtester Weise zu liefern.

Wir kennen bereits (S. 144 f.) das Mißverhältniß zwischen den um Mekka

1) Genaueres weiß man über die Zahl der Feinde nicht; die Araber reden von 100,000 Mann, was natürlich Unsinn ist. Die byzantinische Armee war aus arabischen Grenzstämmen und kaiserlichen Truppen gemischt.

herum wohnenden Chosá'a und Bekr, welche als Bundesgenossen jene Mohammeds, diese der Mekkaner in den Friedensvertrag eingeschlossen waren. Nun hatte ein Chosá'ite einen von den Bekr durchgeprügelt, weil er Spottverse auf den Mohammed gemacht; das ärgerte die Bekriten sehr, und eines Tages im Scha'abán 8 (Dec. 629) überfielen eine Anzahl von ihnen bei Nacht einen Trupp der Chosá'a und richteten ihn übel zu. Unter den Angreifern sollen sich auch ein paar Koreischiten befunden haben: jedenfalls ist es wahrscheinlich, daß die mekkanische Kriegspartei unter Ssoheil dahinter steckte. Sie mochte allmählich so gut wie Abu Ssofján einsehen, daß Mohammeds Stärke langsam bis zur Unwiderstehlichkeit wuchs, wird aber daraus den umgekehrten Schluß als jener gezogen haben, nämlich daß es die höchste Zeit sei, einen letzten Versuch zur Rettung der Stadt zu machen. Wenn ihre Führer aber gehofft hatten, durch eine rasche That einen Krieg zu entzünden, in welchem Mekka siegen oder mit Ehren untergehen sollte, so hatten sie ohne die alte Lässigkeit ihrer Volksgenossen gerechnet. Die Masse der Bevölkerung dachte nicht daran, sich auf die Nachricht von dem Friedensbruch wie ein Mann zur Wahrung ihrer Freiheit gegen den zu erwartenden Angriff Mohammeds zu erheben; im Gegentheil war die Bestürzung allgemein, man wollte von Ssoheil und seinen Tollköpfen nichts wissen und drang in Abu Ssofján, daß er nach Medina ginge und die Sache friedlich in's Gleiche zu bringen suchte. Der sprach sich äußerst bedenklich aus, erklärte sich aber bereit die Reise anzutreten; als er das, merkwürdiger Weise erst zwei Tage später, that und in Medina eintraf, waren die Chosá'a natürlich längst dagewesen und hatten Alles nach ihrer Weise vorgetragen. Vergeblich strengte er sich mehrere Tage hindurch an, von Mohammed und seiner Umgebung beruhigende Zusicherungen zu erhalten; im Gegentheil bekam er, da jenem daran liegen mußte, die Koreisch recht in Angst zu versetzen, überall drohende Aeußerungen zu hören.[1]) Kaum hatte er Medina verlassen, als die in der Stadt befindlichen Truppen sofort in Marschbereitschaft gesetzt, sämmtliche übergetretene Beduinen zur Heeresfolge aufgefordert wurden. Die stießen denn auch bald zu den Muslimen, theils noch in der Stadt, theils auf dem Marsche, wie es am besten paßte; auch die Ssoleim waren dabei, und von den Gatafán wenigstens einige. Früher, beim Grabenkrig, waren sie mit den Mekkanern gegen Mohammed gezogen, jetzt ging es mit Mohammed gegen Mekka: freilich hatte sich inzwischen der Wind gedreht.

Mohammed hatte Alles gethan, das Ziel des Marsches im Ungewissen zu lassen, damit die Koreischiten, wenn möglich, keine Zeit zu Rüstungen behielten. Indeß wird man auf keiner Seite sich über seine Absichten sehr haben täuschen lassen. Wenigstens kamen auf dem halben Wege schon einige von den Mekkanern an, die plötzliche Anwandlungen von Frömmigkeit verspürt hatten,

1) Wenigstens officiell — was daneben etwa im Stillen mit ihm verhandelt wurde (vgl. S. 141. 153), wissen wir nicht.

unter ihnen vor Allen der brave Oheim Abbás, dem vermuthlich die in den folgenden Ereignissen zu spielende Rolle nunmehr seinen Platz in der Nähe Mohammeds anwies; und wenn uns auch ausdrücklich versichert wird, bis zur Ankunft des muslimischen Heeres hätten die übrigen Koreischiten, obwohl sie Schlimmes ahnten, doch keine sichere Kunde erhalten, so wird das immerhin nicht von allen gelten dürfen. Außer der Kriegspartei wurden wohl nur Wenige durch Mohammeds Schnelligkeit überrascht.

Es war etwa Mitte Ramadán 8 (Anfang Januar 630),[1]) als das muslimische Heer in Marr Ez-Zachrán, fünfviertel Meilen nordwestlich von Mekka, sein Lager aufschlug. Am Abend leuchteten, so heißt es, die Feuer tausendfach von den Bergen, und ihr Glanz warf Entsetzen in die Herzen der Koreischiten. Sie schickten den Abu Ssofján auf Kundschaft aus; durch eine merkwürdige Fügung des Himmels lief der auf halbem Wege dem Abbás in die Arme, welcher sich in seiner Besorgniß um das Schicksal der Stadt im Falle einer gewaltsamen Eroberung aufgemacht hatte, die Mekkaner von der Nutzlosigkeit weiterer Gegenwehr zu überzeugen. Seine Mittheilungen machten auf den „Erzfeind des Islâms" einen solchen Eindruck, daß er sich entschloß, den Abbás zu begleiten, nachdem dieser für seine persönliche Sicherheit die Bürgschaft übernommen hatte. Spät Abends kam man zum Mohammed; ein Theil der Nacht verging unter Verhandlungen. Anderen Morgens redete der Prophet dem Heiden noch einmal recht nachdrücklich ins Gewissen; der meinte denn auch, er sähe schon ein, daß es mit den Götzen nichts wäre, denn sonst hätten sie ihm doch am Ende geholfen; nur über die Frage der göttlichen Inspiration des Mohammed habe er noch leise Zweifel. Die verschwanden indeß, als Abbás ihn aufmerksam machte, daß es ihm unter solchen Umständen leicht an den Kragen gehen könnte, und so bequemte er sich dazu, das vollständige Glaubensbekenntniß (S. 64 A. 2) abzulegen. Nun wurde ihm Sicherheit für sich und Alle bewilligt, welche sich beim Einmarsch der Truppen in seinem Gehöfte befinden würden; darauf begleitete Abbás ihn zurück. Unterwegs machte er mit ihm auf einem Bergvorsprunge Halt, wo er die Schaaren der Gläubigen überschauen konnte, die sich bereits in Bewegung gesetzt hatten und nun vorüberzogen — Beduinen, Anßár und Fluchtgenossen, zehntausend Krieger in Allem, ein unüberwindliches Heer. In dem bis vor sieben Jahren so verachteten Plebejer hatten sich die Herren von Mekka doch stark verrechnet; aber nicht ohne Ironie meinte jetzt der unverbesserliche Aristokrat zu seinem Begleiter: „Dagegen können wir freilich nicht an; das Königthum deines Neffen ist ja recht ansehnlich geworden!" „Red' dich nicht um den Hals, ein Prophet ist er ja!" „Mir auch recht."

Die Anekdote sieht nicht unwahrscheinlich aus; auch daß Abu Ssofján anstandshalber auf die Anwendung eines sanften Druckes gewartet haben mag,

1) Der Tag steht nicht fest. Nach der gewöhnlichen Ueberlieferung fiel der Einzug in Mekka auf den 20. Ramadán = 10. Januar; aber dieses Datum ist nicht einwandsfrei.

bis er förmlich übertrat, ist wohl zu glauben. Aber durch einen Zufall ist er schwerlich in Mohammeds Gegenwart gerathen, und daß nachher, abgesehen von einer kleinen Zahl tapferer Männer, die Koreischiten ruhig dem Einzuge des feindlichen Heeres zusahen, kann doch ebensowenig auf das Zureden des fast gleichzeitig erst zurückkehrenden Abu Ssofján geschehen sein, wie man es erklärlich finden wird, daß sie nicht einmal die Pässe besetzt hatten, durch welche der Weg nach der Stadt führte. Wir müssen aus Allem schließen, daß schon vor Ankunft des Mohammed die Vornehmen entschlossen waren, sich auf leidliche Bedingungen zu ergeben, und daß es der Kriegspartei, den Íkrima, Ssoheil, Ssafwán nicht gelang, mehr als einen kleinen Bruchtheil der Mannschaften um sich zu sammeln, während die anderen sich bei der Komödie beruhigten, welche die großen Herren ihnen vorzuspielen für gut fanden. Jedenfalls steht ganz fest, daß Mohammed keinen Widerstand mehr erwartete; ausdrücklich erhielten die Anführer der Truppen, welche von allen vier Seiten in die Stadt einzurücken sich anschickten, den Befehl, Niemand zu tödten, der sich nicht mit den Waffen in der Hand widersetzte. So erfolgte die Besetzung der verschiedenen Quartiere in ganz friedlicher Weise; nur Chálid Ibn El-Walíd stieß, wie er an der Spitze der Beduinen durch das Südthor hereinkam, auf die Handvoll Unversöhnlicher, welche eben sich anschickte, die Stadt zu verlassen, sei es um draußen den Kampf neu zu eröffnen, sei es um die Flucht nach Südarabien zu ergreifen. Sie wurden nach kurzem Gefechte zersprengt — Mekka lag willenlos zu des Propheten Füßen.

Die Bedingungen der Uebergabe, wie sie, wenn unsere Voraussetzung richtig ist, zwischen Abu Ssofján und Mohammed verabredet worden waren, ergeben sich leicht aus den folgenden Ereignissen: Mekka gab seinen Widerstand auf und stellte seine Mannschaften in den Dienst des Islâms, dafür wurde seinen Bewohnern Leben und Besitz gewährleistet, gleicher Antheil mit den Muslimen an aller in Zukunft gemeinsam zu erstreitenden Beute gesichert. Unmittelbare Annahme des Islâms ward nicht gefordert, doch von den meisten bald, von den übrigen im Laufe der Zeit vollzogen. Natürlich blieb sie bei der überwiegenden Mehrzahl rein äußerlich; vor Allen behielt die aristokratische Partei ihre weltlichen Gesinnungen und Bestrebungen auch innerhalb des Islâms bei. Sie hatten vom Propheten nichts wissen wollen, weil er ihren Handel im Anfang zu stören, nachher zu vernichten gedroht hatte. Nunmehr hatte sich gezeigt, daß auf seiner Seite mehr zu verdienen war: so war man schließlich froh, noch rechtzeitig sich der neuen Firma anschließen zu können, deren religiöse Gewohnheiten man als Aushängeschild mit benutzte, ohne es im Uebrigen ernst damit zu nehmen. Umgekehrt war Mohammed am Besitze der Kâ'aba nicht blos, sondern an der Gewinnung neuer Machtmittel für die Ausbreitung des Glaubens zu viel gelegen, als daß er die Aufrichtigkeit des Glaubensbekenntnisses dieser Neubekehrten mit besonderer Genauigkeit hätte prüfen sollen. Im Gegentheil, sich und seinen Zielen die früheren Feinde auf alle Weise geneigt zu machen, benutzte er jede Gelegen-

heit, wo er ihnen gefällig sein, durch Complimente und reiche Geschenke „ihre Herzen gewinnen" konnte, wie der officielle Ausdruck lautete. So verstärkt er in der That auf das Nachdrücklichste die Wucht der materiellen Kräfte seines Reiches; aber er verschmilzt die neuen Elemente nicht mehr mit dem Geiste des Islâms und duldet das Weiterbestehen einer heidnisch-weltlichen Gesinnung, die später seinem Werke schweren Schaden zugefügt hat. Zu den bereits vorhandenen zwei ungleichen Bestandtheilen der Gemeinde, den wahrhaft Gläubigen — der medinischen Partei, wie wir sie nennen können — und den stets unzuverlässigen und particularistischen Beduinen, tritt jetzt als dritte die mekkanische Partei, den ersteren durch ihre Vernachlässigung der religiösen Interessen, den anderen durch ihr zielbewußtes Festhalten an der einmal gewonnenen staatlichen Einheit entgegengesetzt.

Es sind die auseinanderstrebenden Richtungen dieser Parteien, welche die Geschichte des Islâms in seiner arabischen Periode bestimmen: vorläufig ordnen sie sich aber in dienstbeflissener Botmäßigkeit den Bestimmungen Gottes durch seinen Gesandten unter, welcher ihre augenblickliche Einigung herbeigeführt hat. Mekka sieht unthätig zu, wie der Prophet, nachdem er unter dem lauten „Allah ist groß!" seiner Truppen auf seiner Kamelin El-Kaßwa feierlich den siebenmaligen Umgang um die Kâ'aba gehalten, siebenmal den heiligen schwarzen Stein mit seinem Stabe berührt hat, die Götzenbilder umstürzen und zertrümmern läßt, welche das Haus Gottes bis dahin entweiht haben. Willig lauscht die Volksmenge den befehlenden Worten, durch welche er im Namen Gottes die Heiligkeit des Stadtgebietes und alle Vorrechte, welche daran haften, bestätigt, nicht weniger aber die allgemeine Gleichheit der Menschen vor Gott und ihre Verpflichtung betont, den kirchlichen und staatlichen Ordnungen des Islâms nachzuleben; ja ohne Widerstreben gehorchen Alle der Weisung, die in den Häusern gehaltenen Götzenbilder von sich zu thun. Dafür spricht dann aber auch der Prophet seine Anhänglichkeit an die Vaterstadt, seine Anerkennung ihrer Herrlichkeit so uneingeschränkt aus, daß schon die Leute von Medina in Sorge gerathen, ob er nicht damit umgehe, sie zu verlassen und in die alte Heimath zurückzugehen. Doch er weiß, daß in ihr die starken Wurzeln seiner Kraft nicht sind: „Ich lebe, wo ihr lebt, und sterbe wo ihr sterbt" — da waren sie denn beruhigt.

Wenige, nur etwa 10 oder 12 Personen wurden von dem allgemeinen Frieden ausgenommen, weil sie bei verschiedenen Gelegenheiten sich gegen Mohammed oder die Seinigen thätlich vergangen, Spottverse auf ihn verbreitet oder sonst etwas Schweres verübt hatten; aber auch von diesen wurden nur vier hingerichtet, die übrigen begnadigt. Selbst den Häuptern der Kriegspartei, Ssoheil, Ikrima und Ssafwân, geschah nichts, ja die beiden letzteren, welche sich nach dem Treffen mit Châlid geflüchtet, wurden unter Zusicherung voller Amnestie zurückgeholt; wir finden sie später unter den besten Degen des Islâms. Nur ein Mißton störte die allgemeine Harmonie; daß er vernommen wurde, war aber nicht Mohammeds Schuld, sondern des

Châlid. Unter nichtigem Vorwande nahm er um einer verjährten Blutrache willen den Stamm Dschadhima, der nicht weit südlich von Mekka hauste und seine Unterwerfung bereits erklärt hatte, in verrätherischer Weise gefangen und ließ die Wehrlosen zum Theil, trotz des lauten Protestes der ihn begleitenden Fluchtgenossen und Anßâr, von seinen Beduinen niedermetzeln. Es war ein flagranter Bruch des Verbotes, an Gläubigen noch Blutschuld aus dem Heidenthum zu rächen, dabei eine nutzlose Grausamkeit, wie sie freilich der größte Feldherr und abscheulichste Mensch des ersten islamischen Jahrhunderts nur zu viele auf dem Gewissen hat. Aber Mohammed wußte, was er an dem „Schwerte Gottes" hatte; er gab ihm einen Verweis und beließ ihn in seinem Commando, bezahlte auch selbst das Blutgeld, welches für die getödteten Dschadhima ihren Verwandten gebührte.

Inzwischen waren beunruhigende Nachrichten anderer Art nach Mekka gelangt. Die Stämme der Hawâsin, so hörte man, seien in unruhiger Bewegung und schienen Feindliches im Sinne zu haben. Mit zweien derselben war Mohammed schon früher unsanft in Berührung gekommen: mit den Thakîf, welche in und um Tâïf im Osten von Mekka hausten und den Propheten kurz vor der Flucht so schimpflich zurückgewiesen hatten (S. 79 f.), und mit den Âmir von Ssá'ßa'a, deren Häuptling Ibn Tofeil die Ermordung der Glaubensboten im Jahre 4 (625) zur Last fiel (S. 127 f.). Sie und die anderen Theilstämme mußten erwarten, das nächste Ziel der muslimischen Waffen zu werden, nachdem die Grenznachbarn der Âmir, die Ssoleim, sich den Medinern angeschlossen hatten. So hatten sie, nach glaubhaften Berichten schon vor der Einnahme Mekkas, sich angeschickt, dem Angriffe zuvorzukommen. Jedenfalls finden wir kaum 14 Tage nach derselben ihre Schaaren bereits in Stärke von 20,000 Mann in der Nähe von Tâïf gelagert: ein Heer, das aus den zum Theil weit auseinanderliegenden Weidegebieten in so kurzer Zeit kaum hätte zusammengezogen werden können. Ihrem Anmarsch führte Mohammed am 6. Schawwâl 8 (etwa Ende Januar 630) mit einer Siegesgewißheit, die er beinahe zu bereuen gehabt hätte, seine Truppen entgegen. Ihre Zahl war um 2000 Mekkaner gewachsen; nicht blos Abu Ssofjân, auch die kurz vorher begnadigten Führer der Kriegspartei, wie Ikrima und Ssafwân, leisteten dem neuen Herrn ihrer Stadt Heeresfolge. Am 9. Abends erhielt man durch Späher Kunde, daß die Hawâsin in geringer Entfernung bei El-Autâs lagerten. Sie standen unter dem Befehle des Mâlik Ibn Auf vom Stamme Naßr; Viele hatten Weiber und Kinder mitgebracht, die im Rücken des Heeres gelagert blieben, um den Muth der Kämpfer aufs Höchste zu entflammen. Sehr geschickt hatte Mâlik einige Reiterabtheilungen in das enge Thal von Honein vorgeschickt, welches ihn von den Muslimen trennte; dort lagen sie in den Seitenschluchten versteckt, um im geeigneten Momente über die Feinde herfallen zu können. Der Plan gelang: als in der frühen Dämmerung eines trüben und regnerischen Wintertages Mohammeds gewöhnliche Vorhut, die Beduinen unter Châlid, eben bis zur Mitte des Engpasses vorgerückt waren,

brachen auf einmal die Feinde von links und rechts hervor. Die Beduinen, gewohnt solchem plötzlichen Ueberfall möglichst schnell auszuweichen und noch nicht von der islamischen Disciplin im Standhalten geschult, warfen ihre Thiere herum und jagten rückwärts, rissen die gleich unzuverlässigen Mekkaner mit sich fort und verwickelten sogar die Kerntruppen der Anßâr in ihre Flucht. Einen Augenblick sah Mohammed sich der Gefahr ausgesetzt, mit wenigen Getreuen, welche ihn zu decken suchten, abgeschnitten zu werden; aber mit der gleichen Unerschrockenheit, wie einst am Ochod, zog er sein Schwert und rief seinen Medinern zu: „Hierher, Männer vom Baume!"[1]) Neben ihm stand sein Oheim Abbâs; der hatte eine weithallende Stimme, und ließ nun den gleichen Ruf über die wogenden Haufen der Flüchtlinge hin ertönen. Mehr bedurfte es nicht, die Hilfsgenossen an ihre Pflicht zu erinnern: „Zu Diensten! Zu Diensten!"[2]) scholl es zurück, und wie mit plötzlichem Rucke stand die Schlacht. Allmählich kamen denn auch die anderen Ausreißer wieder heran. Sich in den Steigbügeln seines Maulthieres aufrichtend, sah Mohammed dem Kampfe zu: „Jetzt ist der Ofen heiß geworden" meinte er mit einem Wortspiele auf den Namen des Ortes[3]), und bald wurde es den Hawâsin zu warm darin. Die Thakîf, die ihre Weiber zu Haus gelassen hatten, gedachten zuerst der Sicherheit, welche sie hinter den Mauern von Tâïf finden konnten; die anderen wehrten sich besser, konnten aber das Feld nicht halten. Bald war das mächtige Heer zersprengt; wer Weib und Kind mitgenommen hatte, suchte noch das Lager bei Autâs zu vertheidigen, auch das aber wurde rasch überwältigt, und 6000 Weiber und Kinder nebst 24,000 Kamelen und einer unendlichen Zahl von Schafen und Ziegen erbeutet. Dagegen hatte die Verfolgung keine erhebliche Wirkung: die Ssoleim erinnerten sich recht zur Unzeit, daß sie entfernte Verwandte der Hawâsin waren, und wollten nicht einhauen. Dazu deckte Mâlik mit seinen Naßriten tapfer den Rückzug, so lange es gehen wollte; dann entkam auch er glücklich nach Tâïf.

Der Ort lag an der Grenze Südarabiens und seine Bewohner hatten, scheint es, von der bei ihren Nachbarn heimischen Kunst des Festungsbaues so viel gelernt, daß ihre Stadt den solches Krieges ungewohnten nordarabischen Stämmen ernstlichen Widerstand leisten konnte. Um so wichtiger war es, dem Siege einen raschen Handstreich auf den Platz folgen zu lassen, bevor die aus der Schlacht Entkommenen sich darin eingerichtet haben würden. So ließ denn Mohammed die Beute eilig in das benachbarte Thal von Dschiarâna schaffen, wo sie gelagert und mit Wachen umstellt wurde; er selbst rückte eilig weiter vor Tâïf. Aber er kam doch zu spät: Mâlik hatte die Stadt schon erreicht, der es weder an Vertheidigung noch an Lebensmitteln fehlte. So blieb nur der förmliche Angriff übrig. Zu seiner Durchführung knüpfte man Verhandlungen mit den etwas südlicher wohnenden

1) Damit erinnerte er sie an den Schwur von Hodeibija (S. 142). 2) lebbeik! lebbeik! — der alte Ruf der Pilger, welche mit ihm noch heute Allah ihre Ergebenheit bezeugen. 3) El-autâs bedeutet „die Oefen".

Benu Daus an, einem jemenischen Stamme, der in der Handhabung von allerlei Belagerungswerkzeug für erfahren galt. Sie ließen sich gern bereit finden, eine Wurfmaschine und Schirmdächer gegen die Stadt zu führen; aber die Leute von Táïf waren auch nicht ungeschickter im Festungskriege, sie warfen glühende Eisen auf die Geräthe, so daß sie in Brand geriethen und es unmöglich wurde, den Angriff durchzuführen. Nachdem die Belagerung etwa 14 Tage gedauert, wurde sie aufgehoben: Gott wollte, sah man, auch diese Sache erst reifen lassen, die Beduinen verlangten immer gieriger nach der Beute von Honeín, und einer von den Kinána, den alten Bundesgenossen Mekkas, meinte, als der Prophet ihn über den Fall befragte: „Fuchs im Loch — wenn du Zeit hast auf ihn zu warten, faßt du ihn, wenn du ihn läßt, schadet er dir nicht.“ So brachen denn die Muslime wieder auf, unverrichteter Sache, doch ohne Mißstimmung: sollte es doch jetzt an die Beutevertheilung gehen. Als man indeß Dschi'arána erreichte, zeigte sich, daß Mohammed inzwischen seine eigenen Gesichtspunkte darüber gefaßt hatte. Die Masse der Gefangenen und der Güter war so groß, daß es auf genaues Innehalten der sonstigen Regeln wohl nicht anzukommen schien;[1]) so verwandte Mohammed denn sehr erhebliche Summen Geldes und eine große Anzahl von Kamelen zu wahrhaft fürstlichen Geschenken an die vornehmen Mekkaner und die Häuptlinge der Beduinen, deren „Herzen zu gewinnen“ ihm besonders wünschenswerth schien. Von den Weibern und Kindern verschenkte er vorläufig nur einige wenige: da es wahrscheinlich war, daß sich die Hawásin an ihn wenden würden, die Ihrigen auszulösen, wollte er ein so treffliches Pfand für weitere Unterhandlungen nicht gern aus den Händen geben. Als indeß alles Uebrige vertheilt war, mußte er schon zur Verlosung der Gefangenen übergehen; kaum war aber diese beendet, als endlich die Abgesandten der Hawásin ankamen. Ihre Landsleute, erklärten sie, seien bereit, den Widerstand aufzugeben und zum Islám überzutreten,[2]) aber Mohammed möge ihnen dann auch ihre Weiber, Kinder und Güter zurückgeben. Dem Propheten mußte um so mehr an dem Zustandekommen eines Vergleiches liegen, als Táïf unbezwungen geblieben war und nach seinem Abzuge leicht der Herd eines neuen Krieges werden konnte, wenn es nicht jetzt gelang, die besiegten aber keineswegs vernichteten Hawásin für den Glauben zu gewinnen. Somit erklärte er den Abgeordneten, Alles könne er ihnen

1) Allerdings behauptet die gewöhnliche Tradition, daß er die im Folgenden erwähnten Geschenke aus dem für Gott vorwegzunehmenden Fünftel (S. 114) bestritten habe, doch ist der abweichende Bericht, wie er im Text vorausgesetzt wird, glaubhafter. Auch hätten die getreuen Anßár schwerlich gemurrt, wenn ihnen nicht der Antheil geschmälert worden wäre, den sie von Rechts wegen beanspruchen durften. 2) Die Tradition berichtet einstimmig, daß sie dabei sich auf ihre Verwandtschaft mit Mohammed beriefen, der als kleines Kind zu einer Frau von den Benu Ssá'ad, einem Theilstamme von Hawásin, zum Nähren ausgethan gewesen sein solle; auch ein Zusammentreffen des Propheten mit seiner damaligen Milchschwester Scheimá wird bei dieser Gelegenheit berichtet. Das werden nach dem oben S. 44 Gesagten spätere Ausschmückungen sein.

aus Rücksicht für die Muslime nicht zurückgeben, es stehe ihnen aber frei, zwischen ihren Angehörigen und ihrer Habe zu wählen. Sie erklärten sich zufrieden, wenn sie Weiber und Kinder zurückerhielten, und bis auf einige der stets unersättlichen Beduinen, die mit Kamelen entschädigt werden mußten, ließen sich auf Mohammeds Verwendung die Muslime auch willig finden, die Gefangenen ohne Lösegeld herzugeben. Mit denen zogen die Gesandten dann befriedigt ab; gleichzeitig aber nahmen sie eine Botschaft an den noch in Táïf weilenden Málik, ihren bisherigen Häuptling, mit: seine Angehörigen wie auch seine Güter seien unverletzt für ihn aufbewahrt und zu seiner Verfügung, wenn er sich bei dem Propheten einfinden und zum Islám übertreten wolle. Auf diese Mittheilung verließ Málik in der That heimlich die Stadt und leistete die verlangte Huldigung; dafür wurde er über die Hawásinstämme gesetzt, welche in der Nähe von Táïf hausten. Die nun begannen, Muslime die sie geworden waren, ihre bisherigen Bundesgenossen mit Raubzügen heimzusuchen und sie vollständig in Schach zu halten, so daß Mohammed ohne jede Sorge Táïf sich selbst überlassen konnte, in der sicheren Erwartung, daß seine Bewohner und ihre Stammgenossen von den Thakîf mit der Zeit schon mürbe werden würden.

Hatte er so mit seinem gewöhnlichen diplomatischen Geschick die Nachtheile der vergeblichen Belagerung wett gemacht, durch die weitgehende Befriedigung ihrer Habsucht die Beduinen und Mekkaner in höchlichst gute Laune versetzt, so sollte er doch Dschi'arána nicht ohne die Erinnerung verlassen, daß es ihm, der jeder Sache ein geistliches Mäntelchen umzuhängen für nöthig hielt, nicht ziemte, allzuviel weltlichen Rücksichten Einfluß auf seine Politik zu gewähren. Bei dem maaßlosen „Herzengewinnen" waren seine alten Getreuen, die Mediner, mit ihrem Beuteantheil so empfindlich zu kurz gekommen, daß selbst ihnen die Sache etwas stark vorkam. „Beim Kampf", so begannen sie zu murren, „sind wir seine Leute, aber bei der Vertheilung sind es die Koreischiten; wir möchten wohl wissen, ob das von Gott ausgeht — dann müßten wir uns beruhigen — oder von ihm selber, dann würden wir Genugthuung verlangen." Die Leute hatten eigentlich Recht; so wurde denn auch Mohammed sehr böse, ließ sie Alle zusammenkommen und hielt ihnen eine Strafpredigt, in welcher er zwar rückhaltlos anerkannte, was sie für ihn gethan, aber auch hervorhob, was sie ihm verdankten. „Ist's Euch nicht recht, daß Jene Schafe und Kamele davontreiben, ihr aber den Boten Gottes in eure Heimath zurückführt? Ja, bei dem, in dessen Hand Mohammeds Seele ist, wäre nicht die Hidschra,[1]) ich rechnete mich selbst zu den Hilfsgenossen; und wenn die ganze Welt nach einer Seite ginge und die Hilfsgenossen gingen nach der andern, ich ginge mit den Hilfsgenossen. O Gott, sei gnädig den Hilfsgenossen und den Söhnen der Hilfsgenossen und den Söhnen der Söhne

---

1) D. h. wäre nicht meine Geburt in Mekka und meine Flucht von dort nothwendig gewesen.

der Hilfsgenossen!" Da weinten die Männer, bis ihre Bärte naß wurden, und sprachen: „Wir sind zufrieden, o Bote Gottes, mit Loos und Antheil!" Er wußte, wie er mit seinen Leuten zu reden hatte: aber das Uebelwollen zwischen Medinern und Mekkanern schaffte er damit nicht aus der Welt. So lange er lebte und so lange nach ihm die kräftigen Hände Abu Bekrs und Omars das Staatsruder führten, wucherte es nur im Verborgenen weiter; aber seinem Schwiegersohne, dem schwächlichen Othmán, sollte es noch das Leben kosten, den mächtigen Aufschwung des Islâms durch jahrelange Bürgerkriege lähmen.

Von solchen finsteren Geschicken fiel aber noch kein Schatten auf den Glanz der Gegenwart. In ganz Arabien war nach der friedlichen Einfügung Mekkas in den Verband des Glaubensstaates keine Macht übrig, welche dem Uebergewichte Medinas sich hätte entziehen können. Obwohl Mohammed der Einwohnerzahl nach um diese Zeit wohl noch nicht über mehr als ein gutes Drittel des Landes gebot, war der Eindruck der Unwiderstehlichkeit, welchen die ununterbrochenen Erfolge der letzten Jahre überall hervorriefen, so stark, die Unfähigkeit der in hunderte von ungeordneten Gemeinwesen zersplitterten Stämme zu einheitlicher Zusammenfassung ihrer Kräfte so ausgesprochen, der Anreiz der vom Gerücht gewiß noch übertriebenen Beutevertheilungen auf die Habgier der Beduinen so wirksam, daß fast ohne Ausnahme bis in die entlegensten Bezirke die einfache Aufforderung des Propheten genügte, das Volk zum Anschluß an die neue Ordnung der Dinge zu bewegen. Das Verfahren dabei war fast in allen Fälle dasselbe. Auf die Botschaft des Gesandten Gottes erschienen die Häuptlinge der einzelnen Stämme zu persönlicher Verhandlung in Medina. Dort harrte ihrer der huldreichste Empfang: man schmeichelte dem Stolze der Wüstensöhne durch Anbequemung an ihre nicht immer sehr höflichen Manieren, durch Complimente über ihre adlige Abkunft, die Vorzüge ihres Stammes, den Ruhm ihrer Thaten; man befriedigte ihre Habsucht durch reiche Geschenke aus dem jetzt stets wohlgefüllten Schatze; man beruhigte ihre Eifersucht auf den eigenen Einfluß durch ausdrückliche Bestätigung ihrer Autorität über die bisherigen Stammgenossen, kurz, man ließ es an keiner Verlockung fehlen, welcher eine geschickte Diplomatie die egoistischen Triebe ungebildeter Menschen auszusetzen vermag. In der Sache war Mohammed dabei um so unbeugsamer: allen Versuchen, von den scheinbar ja auch ziemlich einfachen Pflichten, welche der Islâm auferlegte, nur einen Deut abzuhandeln, setzte er sein unveränderliches Nein entgegen. Ablegung des Glaubensbekenntnisses, welches die Verwerfung des Götzendienstes, die Unterordnung unter die Autorität des Propheten aussprach, Verpflichtung zum fünfmaligen täglichen Gebet, und Zahlung der „Armensteuer", d. h. Abführung des Zehnten vom Einkommen in die Staatscasse (vgl. S. 101) — das waren die immer gleichen Forderungen, von welchen ihm auch die zähesten Araber — und Araber können *sehr* zähe sein — nichts abzwacken konnten. Während dieser Verhandlungen, welche die Jahre 9 und

10 (630—631) beinahe gänzlich ausfüllen, ward dann ab und zu, um die Unterwerfung einzelner Stämme zu beschleunigen und den guten Willen der andern zu erhöhen, eine und die andere kriegerische Expedition ins Werk gesetzt, wie sie auch wohl nöthig wurden, wenn die überall hin entsandten Steuerempfänger einmal nicht mit der wünschenswerthen Begeisterung aufgenommen wurden. Das waren aber ganz vereinzelte Fälle; erst zu Anfang 11 (632), nachdem allmählich in weiteren Kreisen die Unbequemlichkeit der kirchlichen und Staatsordnungen und die Lasten der Besteuerung drückender empfunden wurden, fing eine stärkere Reaction des arabischen Volksthums an sich vorzubereiten. Bis dahin ist der Verlauf der Einverleibungen ein glatter und deswegen einförmiger, aus dem nur wenige Einzelheiten Hervorhebung verdienen.

Zwischen dem persischen Meerbusen und Centralarabien hausten die mächtigen Benu Temim, von denen einzelne Theilstämme weit nach Westen vorgeschoben erscheinen. Einem von diesen, den Benu Amr, kamen muslimische Steuerempfänger nahe, welche die Chosa'iten nördlich von Mekka zehnteten: aus Besorgniß, sie möchten diese mißliebige Thätigkeit auch auf ihr Gebiet ausdehnen, eilten die Amriten herbei und trieben sie mit gewaffneter Hand von dannen. Ojeina, der Scheich der zu den Gatafán gehörigen Fesára, war mit Vergnügen bereit, sie dafür zu züchtigen: mit fünfzig seiner flinken Beduinen fiel er über sie her, nahm etwa 50 Männer, Weiber und Kinder gefangen und schleppte sie nach Medina. Sie zu lösen, schickten die Temim eine Deputation in die Stadt. Das waren grobe und hochmüthige Kerle: sie stellten sich bei der Moschee auf und begannen mit ungebührlichem Pochen nach Mohammed zu schreien und als er endlich, das Mittagsgebet zu leiten, aus dem Hause der Áïscha hervortrat, sich an ihn zu drängen. Er ging, freundlich lächelnd, aber wortlos, an ihnen vorüber, und erst als das Gebet vollzogen war, gab er ihnen Gehör. Nach dem Gebrauch der Wüste stand nun einer auf und hielt eine schöne Rede, in welcher er sein Volk als den edelsten, wohlhabendsten und zahlreichsten aller östlichen Stämme pries. Mohammed kannte die Beduinen und wußte, daß man ihnen auf ihre eigene Weise imponiren mußte: so winkte er denn einem seiner Leute, der nun mit dem Lob des Boten Gottes und seiner Anhänger den Mund noch viel voller nahm. Darauf trug der Hauptdichter der Temim, Es-Sibrikán, einige kunstvolle Verse vor, die wiederum von der Größe seines Volkes handelten, aber auch den gelang es Mohammeds Leibpoeten, Hassán Ibn Thábit, aus dem Stegreif mit noch schöneren Wendungen zu überbieten, so daß die Leute merkten, wie diesem Propheten, der nicht blos direct mit Allah verkehrte, sondern auch über die begabtesten Redner und Dichter verfügte, in der That Niemand gewachsen war. So fügten sie sich denn, erklärten ihre Unterwerfung, und bekamen ihre Gefangenen zurück. Gleichzeitig aber erschien ein Korán, welcher für die Zukunft alles Drängen und Schreien in Gegenwart des Propheten untersagte.

Sehr wesentlich war es, daß auch ein paar andere berühmte Dichter in dieser Zeit sich bekehren und den großen Einfluß ihrer Begabung der Sache des Glaubens zu Gute kommen ließen. Mohammed konnte keine Verse machen und daher weder die Poesie noch die Poeten recht leiden; wehe aber dem, welcher eine so bedenkliche Gabe gar noch in den Dienst des Satans stellte — uns ist schon mehr als einer begegnet, der ein Epigramm auf den Propheten mit dem Leben bezahlen mußte (S. 120 u. 154). So war denn, als der Islâm sich überall hin verbreitete, Ká'ab, der Sohn des berühmten Soheír (S. 842) aus dem Stamme Moseina, in großer Gefahr: selbst ein äußerst begabter Dichter, hatte er die bei geistreichen Leuten leider so häufige Neigung zum Unglauben, und als sein Bruder Bodscheír sich, wie die meisten der Moseina, zum Islâm bekehrt hatte, machte er sich in einigen sehr spöttischen Versen darüber lustig. Aber Mohammed sprach darauf hin das Todesurtheil über ihn aus, und seit dem andern Ká'ab, der einem ähnlichen zum Opfer gefallen war (S. 120), wußte man, daß in solchem Falle Niemand vor dem Dolche eines beliebigen Fanatikers sicher war. Wohl oder übel mußte Ká'ab, welchen Bodscheír von dem drohenden Unheil benachrichtigt, den Entschluß fassen, sich dem Propheten auf jede Gefahr hin in die Arme zu werfen. Verkleidet kam er nach Medina und stahl sich in die Moschee, wo er Mohammed im Gespräch mit einer Anzahl Gläubiger fand. „Gesandter Gottes", sprach er ihn an, als es ihm gelungen war, sich bis zu ihm durchzuschleichen, „Ká'ab Ibn Soheír ist da, von dir Verzeihung zu erflehen, als ein Bereuender, Gläubiger: würdest du ihn gnädig aufnehmen, wenn ich ihn dir brächte?" „Ja!" „Ich bin Ká'ab." Unwillig über die gegen den Propheten angewandte List, sprang einer von den Anßâr hinzu, ihn zu tödten; aber jener bestätigte die Begnadigung. Zum Dank trug Ká'ab nun ein herrliches Lobgedicht auf den Boten Gottes vor, welches er verfaßt hatte;[1]) als er zu dem Verse gekommen war

„Ein Schwert ist der Gesandt', ein uns zum Licht geschicktes,
Von Gottes Schwertern ein gestähltes, ein gezücktes —"

zog der also Gefeierte seinen grünen Mantel von den Schultern und warf ihn dem beglückten Dichter zu. Man heißt davon das Gedicht „das Mantelgedicht". Dem Ká'ab war das Geschenk des Propheten so werth, daß er es nicht hergeben wollte, als der Chalife Moáwija ihm 10,000 Dirhems dafür bot; erst nach des Dichters Tode konnte der Fürst das kostbare Gewand von den Erben für 20,000 gewinnen. Als eines der werthvollsten Besitzthümer wurde es nun im Schatze der Beherrscher der Gläubigen erst in Damaskus, dann in Bagdad aufbewahrt, bis es im J. 656 d. H. (1258 Chr.) bei der Eroberung der Stadt durch die Tataren verbrannt wurde. Freilich wird der „Mantel des Propheten" in Constantinopel im Palaste des Sultans heute

1) Uebersetzt in Rückerts Hamâsa I, S. 152.

noch gezeigt, aber die Echtheit des Stückes dürfte nicht gesicherter sein, als die des heil. Rockes in Trier.

Verhältnißmäßig spät, erst nach dem Tode des argen Ámir Ibn Tofeil (S. 155), gaben sich die Benu Ámir von Ssá'ßa'a; aber bereits früher hatte der alte Abu'l-Bará, den wir schon vor Jahren dem Islám geneigt sahen, seinen Neffen Lebíd, einen von den größten Dichtern der Araber, Verfasser einer Mo'állaka (S. 41 f.), zur Huldigung nach Medina gesandt. Weniger leicht war es, den Erben eines anderen großen Namens zum Uebertritt zu bringen. Der angesehene Stamm der Taij, nordwestlich von Medina in dem Gebiete der berühmten beiden Gebirgszüge Adscha und Sselma wohnend, war, insoweit er sich nicht zum Christenthum bekannte, dem Dienste eines höchst üblen Götzen, Namens Fuls, ergeben; als nun die Taijiten, seit der Eroberung von Cheibar Grenznachbarn der Muslime, selbst nach dem Uebergange von Mekka keine Miene machten sich zu bekehren, wurde im Jahre 9 (Mitte 630) Alí abgesandt, den Tempel mitsammt dem Götzen zu vernichten. Der berühmte Fürst der Taij, Hátim der Freigebige (S. 41), war längst todt: seinem Sohne Adí, der an der Spitze eines der Theilstämme sich befand, gelang es noch eben nach Syrien zu entkommen, aber eine Schwester hatte er zurücklassen müssen, die nun mit anderen Gefangenen nach Mekka geschleppt wurde. Sie war eine kluge Person und wußte vom Propheten ihre Freilassung zu erlangen; dann reiste sie nach Syrien und bewegte ihren Bruder zur Rückkehr und Unterwerfung. Mohammed setzte ihn wiederum über seinen Stamm, und seitdem hielt Hátims Sohn treu zu der Sache des Glaubens, auch als später die meisten der Araber wieder abfielen.

Ende 9 (630) waren denn auch die Thakíf in und um Táïf mürbe geworden: Málik (oben S. 158) hatte mit seinen Hawásin ihnen so übel mitgespielt, daß Niemand mehr wagen konnte die Stadt zu verlassen, und die Leute durch den Verlust des größten Theiles ihrer Kamele und sonstigen Viehes, welches ihnen von den Weideplätzen vor den Mauern ohne Unterlaß weggeraubt ward, fast an den Bettelstab gebracht wurden. So schickten sie endlich Gesandte nach Medina; die fanden sehr freundliche Aufnahme, ja der Prophet selbst geruhte sie in der Glaubenslehre zu unterrichten. Sie zeigten sich auch ganz gefügig; aber das gemeine Volk in Táïf, meinten sie, hinge in sehr hartnäckiger Verstocktheit an der Lát, ihrer alten Göttin; wenn man die noch drei Jahre stehen lassen könnte, wäre es eher möglich, die Leute allmählich an die göttliche Wahrheit zu gewöhnen. Mohammed war aber, und ganz mit Recht, in diesem Punkte überhaupt unerbittlich; und nun gar der Lát, mit der ihm in Mekka ein so übles Versehen passirt war, Nachsicht erweisen! Vergeblich handelten die guten Táïfiten um ihren Götzen, wie Abraham um die Gerechten Sodoms, aber nicht zwei, nicht ein Jahr, nicht sechs, nicht einen Monat Frist konnten sie ihr auswirken; nur das wurde ihnen gewährt, daß sie das Bild nicht eigenhändig zu zerstören brauchten. Ein früherer Landsmann, Mogíra Ibn Schó'oba, der längst Muslim geworden, hieb es zusammen; als die Göttin

sich das gefallen ließ, ohne den Frevler zu vernichten, sahen die guten Leute ein, daß es mit ihr doch nichts war, und weigerten sich nicht länger des Uebertrittes.

Zu den Stämmen, welche ihre Deputationen schickten, gehörten auch einige, die wenigstens äußerlich bis dahin sich zum Christenthum bekannt hatten. So die Benu Hanîfa, ein Theilstamm der Bekr von Wâïl (S. 3), welcher damals in dem fruchtbaren Jemâma, dem südöstlichsten Theile Centralarabiens, hauste. Unter ihren Abgesandten befand sich ein kluger Mann, Namens Maslama,[1]) der nicht unbeachtet all' das Neue, was ein Beduine in Medina zu hören und zu sehen bekam, an sich vorübergehen ließ; nur zu bald sollte Mohammed erfahren, daß der unscheinbare Mensch, der wie hunderte von Anderen seine Huldigung dargebracht und seine Geschenke bekommen hatte, mehr als zu gut sich über das Wesen seiner Prophetie zu unterrichten im Stande gewesen war. — Nicht alle Christen Arabiens indeß zeigten sich bereit, ihren Glauben so leichthin aufzugeben. Die Männer von Nedschrân, die unter den jüdischen Königen von Jemen trotz der schwersten Verfolgungen nicht aufgehört hatten, an Christo festzuhalten, wollten auch jetzt vom Islâm nichts wissen. Vergeblich erschöpfte der Prophet seine ganze Ueberredungskunst an ihrem Bischof Abu'l-Hârith und ihrem Fürsten Abd-el-Meßîch,[2]) welche zu persönlicher Vorstellung nach Medina gekommen waren; sie blieben unerschütterlich und so mußte sich Mohammed an einem Vertrage genügen lassen, welcher ihnen gegen Zahlung eines beträchtlichen Tributes die Freiheit der Religionsübung gewährleistete.

Neben all' den Verhandlungen, welche in diesen zwei Jahren sämmtliche Stämme Arabiens bis an das persische und indische Meer der Oberhoheit Mohammeds unterstellten, haben wir nur einer kriegerischen Unternehmung in größerem Stile Erwähnung zu thun, deren Verlauf zudem ein unblutiger war. Natürlich war über den großartigen Erfolgen daheim die Niederlage von Múta unvergessen geblieben, und auch abgesehen vom militärischen und religiösen Ehrenpunkte erforderte es die politische Nothwendigkeit, daß den im Norden von Medina bis an die syrische Grenze zeltenden Stämmen durch eine nachdrückliche kriegerische Machtentfaltung für die Dauer Respect eingeflößt würde. Amrs Streifzug in jene Gegenden (S. 150) hatte doch eben nur für den Augenblick genügt; jetzt wußten die syrischen Kaufleute semitischer Race, die mit ihren Producten, besonders Oel und feinem Mehl, den Markt in Medina zu beziehen pflegten, wieder viel von unruhiger Bewegung unter den Araberstämmen zu berichten, welche den Fahnen der Gassanidenfürsten zu folgen gewohnt waren; ja, Kaiser Heraklius selber, hieß es, sammle in Emesa ein großes Heer, zu welchem jene Araber nur die Vorhut bildeten. Solche Nachrichten konnten weder dem Mohammed noch seinen Gläubigen Furcht einflößen; und selbst den religiös gleichgiltigen Mekkanern und Beduinen

1) Die Ueberlieferung nennt ihn Moßeilima, das ist aber nur eine in tadelndem Sinne später gebildete und angewandte Verkleinerungsform des eigentlichen Namens.
2) Zu deutsch „Knecht des Messias", d. h. Christi.

hatte sich bereits so viel von dem Fanatismus des Erfolges mitgetheilt, daß sie vor der Aussicht eines Krieges mit den Rûm[1]) keineswegs zurückschreckten. Ein großes Unternehmen blieb ein solcher, das hatte Mûta gezeigt, unter allen Umständen; so that man in Medina Alles, eine überwältigende Heeresmacht zusammenzubringen, wie sie Arabien noch nicht gesehen hatte. Nicht Alle freilich, welche der Prophet ins Lager berief, zeigten sich willig. Es war mitten im Sommer (Rabî I oder II des Jahres 9, etwa Juni—Juli 630) und eine drückende Hitze; die Aussicht, dabei über 100 deutsche Meilen zu marschiren, nicht sehr verlockend. Während daher die Eifrigen der Aufforderung Mohammeds folgend nicht blos ihre Person, sondern auch große Theile ihres Vermögens für „den Weg Gottes" zur Verfügung stellten, zeigten sich Andere saumselig und suchten nach mehr oder minder fadenscheinigen Entschuldigungen, vom Zuge wegzubleiben. Vor Allen natürlich die Heuchler mit dem alten Abdallah Ibn Ubaij an der Spitze; die entband er gerne von der Theilnahme. Auch bei mancherlei merkwürdigen Zufällen, durch welche diesmal eine Anzahl sonst nicht lässiger Jünger verhindert wurden, drückte der Gesandte Gottes eine Auge zu; nur die Beduinen, die unter keinen Umständen sich an willkürliche Behandlung des Dienstes gewöhnen durften, erhielten keinen Ausstand. So kam denn schließlich doch ein Heer von 30,000 Mann und 10,000 Pferden zusammen; damit durfte man es schon wagen, den Griechlein unter die Augen zu treten. Es sollte aber diesmal so weit nicht kommen. Denn, so wird uns berichtet, als die Truppen nach beschwerlichem Marsche bis in die Nähe der Grenze gelangt waren, vernahm man, die Ansammlungen feindlicher Haufen im Ostjordanlande hätten sich verlaufen, und auch vom Kaiser sei für längere Zeit nichts zu befürchten. Wir sind nicht in der Lage, die Richtigkeit dieser Angaben oder die Gründe zu beurtheilen, welche den Mohammed von dem unter solchen Umständen besonders naheliegenden Versuche abgehalten haben, durch eine kräftige Razzia in das byzantinische Gebiet die als Zweck des Zuges offen angekündigte Rache für Mûta zu nehmen. Ich möchte vermuthen, daß die Strapazen des langen Marsches für den nun über Sechzigjährigen doch zu anstrengend gewesen sind, als daß er sich eine weitere Fortsetzung desselben hätte zumuthen können. Jedenfalls machte er in Tabûk Halt, dem etwa 70 Meilen von Medina entfernten letzten ansehnlichen Orte vor der Grenze, und begnügte sich, von dort aus mit dem (jedenfalls bis dahin unter byzantinischer Oberhoheit stehenden) christlichen Fürsten Johannes von Aila[2]) und den jüdischen

1) Bekanntlich liebten es die Byzantiner, sich als Römer zu bezeichnen, wie ja auch wir vom Oströmischen Reiche sprechen. Daher sind denn auch für die Orientalen die Rûm in erster Linie die Byzantiner; von den alten Römern, den Lateinern, wie besser Unterrichtete sie wohl zu nennen pflegen, wissen sie recht wenig und verwechseln alle Augenblicke sie mit den Byzantinern, wie diese mit den Altgriechen. 2) Jetzt Akaba, an der nördlichen Spitze des östlichen Armes des Rothen Meeres, dicht neben der Sinai-Halbinsel.

Bewohnern einiger südlich von letzterer Stadt an der Küste gelegenen Oertlichkeiten Verträge abzuschließen, in welchen ihnen gegen Zahlung eines Tributes Duldung und Schutz von Seiten der Muslime zugesagt wurden. Nach zwanzigtägigem Aufenthalt in Tabúk trat Mohammed mit dem Gewalthaufen den Rückmarsch an, und traf ein paar Wochen später wieder in Medina ein, während eine auserwählte Schaar von 420 Reitern unter Chálids Befehl noch zu einem anderen Unternehmen weiterging. Ungefähr 40 Meilen nordöstlich von Tabúk lag mitten in der Wüste die Oase Dúmat-el-Dschandal (vgl. S. 132 Anm. 1). Schon vor drei Jahren (6 = 627) war sie der gewöhnlichen Ueberlieferung zufolge tributpflichtig geworden (S. 140); ist dies richtig, so haben vermuthlich nach der Schlacht bei Múta, welche den Einfluß des Islâms im Norden auf längere Zeit empfindlich schwächte, die christlichen Vasallen der Perser im ehemaligen Reiche von Hira von Neuem auf diesen Vorposten übergegriffen. Jedenfalls wird uns jetzt ein anderer „König" dort genannt, Ukeidir, der sich natürlich zum Christenthume bekennt. Es gelang den unvermuthet heranstürmenden Beduinen des Chálid, den mit wenigen Begleitern auf der Jagd befindlichen Fürsten abzufangen; er wurde nach Medina geschleppt, nach Abschließung eines Unterwerfungsvertrages aber wieder zu den Seinen entlassen.

Dasselbe Jahr 9 brachte vor seinem Ende (Anfang 631) dem Propheten noch eine gewiß seit lange herbeigesehnte Erleichterung durch den Tod des Abdallah Ibn Ubaij. Längst hatte der einst mächtigste Mann in Medina sich daran gewöhnen müssen, Schritt für Schritt dem zu weichen, welchen er als einen scheinheiligen Emporkömmling haßte. Nicht ohne eigene Schuld: seine Scheu, den einmal mit dem Mohammed abgeschlossenen Vertrag zu verletzen, artet in dem Augenblick, wo er die nicht minder durch Vertrag seinem Schutze zugewiesenen Juden von den Keinoká und Nadír in Stich läßt, in unmännliche Schwäche aus, eine Schwäche, welche durch die Gebundenheit an den alten Stammzusammenhang mit den Hilfsgenossen des Propheten erklärlich, doch nicht vollkommen entschuldbar wird. Was er aber darin gefehlt, das hat er schwer gebüßt: die tägliche Bitterkeit, mit welcher das Aufkommen des Plebejers aus Mekka dem Fürsten der Chasradsch die Seele füllen mußte, das unaufhaltsame Herabsinken zu der kümmerlichen Rolle des einflußlosen Mißvergnügten, der höchstens ab und zu die Faust in der Tasche zu ballen wagte, unthätig und grollend zusehen mußte, wie Andere zu Hunderten sich Ehre und Reichthum gewannen, kurz das ganze Elend einer gefallenen Größe bis zu dem unrühmlichen Tode auf einem trostlosen Krankenlager — das ist ein Schicksal gewesen, an dem wir auch heute nicht ohne Mitgefühl vorübergehen. Mohammed war klug genug, ihm die letzte Ehre zu erweisen und ihn durch persönliche Abhaltung des Gebetes über dem Grabe als Muslim anzuerkennen: gleich nachher aber erschien ein Korán, in welchem weitere Fürbitten für Heuchler untersagt, sie also den Ungläubigen gleichgestellt werden. Sie haben es sich gesagt sein lassen und sich gern oder ungern dem Islâm

gefügt: seit Abdallahs Tode hören wir nichts mehr von ihnen, die letzten Regungen der Selbständigkeit in Medina sind erloschen.

Aber auch im übrigen Arabien schien es nun an der Zeit, die Zügel straffer anzuziehen, damit die Unterwerfung auch der entfernteren Stämme, deren Deputationen bis Ende 10 eine nach der anderen in der Hauptstadt zu erscheinen fortfuhren, beschleunigt, jede Unbotmäßigkeit, jeder Unglaube beseitigt würde. Bisher hatte die Zulassung auch der heidnischen Wallfahrer zum mekkanischen Feste, die man nicht gleich nach der Einnahme der Stadt zu verbieten gewagt, dem Götzendienste noch immer einen Schein der Gleichberechtigung verliehen. Der Prophet, der solche Nachsicht jedenfalls nicht durch seine persönliche Anwesenheit dabei noch in ausdrückliche Billigung zu verwandeln für gut fand, begnügte sich im J. 8 (630) mit der Besuchsfahrt, die er nach der Beutevertheilung von Dschi'arána vollzog; im J. 9 (631) hielt er sich vollkommen von Mekka fern, sandte aber mit dem an seiner Statt von Abu Bekr geführten Pilgerzuge der Mediner den Alí mit, den aus allen Gegenden Arabiens zusammenströmenden Wallfahrern eine Verordnung kund zu thun, welche bestimmt war mit dem Heidenthume endgiltig aufzuräumen. Am letzten Tage des Festes, nach der Vollziehung des feierlichen Opfers im Thale von Mina, verkündigte er dem ganzen Volke die feierliche „Lossagung Gottes und seines Boten von den Götzendienern", wie sie uns zu Anfang der 9. Sure des Koráns erhalten ist. Kein Ungläubiger — das ist der wesentliche Inhalt — soll fürder zu dem heiligen Gebiete behufs Vollziehung der Wallfahrtsbräuche Zutritt haben. Die Verträge, welche der Prophet mit Ungläubigen geschlossen, bleiben bis zum Ablauf der vereinbarten Giltigkeitsdauer in Kraft, sofern jene sie pünktlich zu erfüllen fortfahren; wer keinen solchen Vertrag für sich aufzuweisen vermag, hat nur die Wahl zwischen Annahme des Isláms und dem Vernichtungskriege. Bis Ablauf der heiligen Monate haben Solche Zeit, unbehelligt ihre Heimath aufzusuchen; später werden sie angegriffen, wo sie sich betreffen lassen.

Es sind diese denkwürdigen Bestimmungen, welche bis heute die Stellung des Isláms zu den Bekennern anderer Religionen regeln. Die Christen und Juden, die auf muslimischem Gebiete wohnen, sind vertragsmäßig geschützt, ihre Religionsübung wird geduldet, wenn sie den Bedingungen nachleben, welche der Prophet in seinen Verträgen mit den Christen von Nedschrán und Aila, den Juden von Cheibar und dem Norden festgesetzt und der Chalife Omar später nach den großen Eroberungen auf die neuen Gebiete angewandt hat. Sobald sie sich weigern, denen nachzukommen, insbesondere den ihnen auferlegten Tribut zu zahlen, haben die Muslime sie bis zur Vernichtung oder Bekehrung zu bekriegen. Wirklicher Götzendienst wird überhaupt nicht geduldet, die Heiden müssen unter allen Umständen gezwungen werden, den Islám anzunehmen. Reicht die Kraft der Muslime nicht aus, diese Bestimmungen durchzusetzen, so können sie mit den Ungläubigen allenfalls Waffenstillstand auf gewisse Zeiträume schließen — wie der Prophet bei Hodeibija

— aber dann ruht eben nur die Verpflichtung zum „heiligen Kriege" so lange, bis es möglich wird, ihr von Neuem zu genügen. Nur wem es unbekannt ist, daß diese ersten Grundsätze des muslimischen Staatsrechtes zu den unerschütterlichen Glaubensnormen des Islams gehören, kann bis heute an die Möglichkeit wirklicher Gleichberechtigung von Andersgläubigen innerhalb eines mohammedanischen Staatswesens glauben, oder sich einbilden, einem solchen sei durch Nachahmung von abendländischen Einrichtungen aufzuhelfen, welche als Verstöße gegen jene Grundsätze jedem Gläubigen ein Greuel sind. Alle „Verträge" und „Verfassungen", die eine mehr selbstgefällige als erleuchtete Diplomatie z. B. den Türken in unserem Jahrhundert abgeschmeichelt hat, sie wider ihren Willen mit dergleichen zu beglücken, sind nicht das Stück Papier werth, auf dem sie geschrieben stehen, und dienen den mohammedanischen Staatsmännern selbst nur als neuer Beweis für die Thorheit der Ungläubigen, die sich mit Redensarten abspeisen lassen, welche für einen Rechtgläubigen jedes vernünftigen Sinnes entbehren.

Die von Ali vollzogene „Lossagung" hatte die gewünschte Wirkung: nur in ein paar vereinzelten Fällen wurde es nöthig, kleinere Streifzüge, z. B. nach Südarabien, zu unternehmen, diesen oder jenen widerwilligen Stamm zur Vernunft zu bringen, und als das Ende des Jahres 10 (Anfang 632) herannahte, konnte der Prophet sich sagen, daß bis an die fernsten Grenzen Arabiens seine Lehre zur Herrschaft gelangt war. Ohne die Besorgniß, bei dem heiligen Hause noch einem Ungläubigen zu begegnen, konnte er sich fünf Tage vor dem Anfang des Dhu'l-hiddscha, des Wallfahrtsmonates, auf die Pilgerreise begeben, die erste und letzte, welche er in vollem Glanze, an der Spitze seiner Getreuen, im Bewußtsein, das Ziel seines Wirkens erreicht zu haben, begehen durfte: die Abschiedswallfahrt nennen sie die Bekenner seiner Religion noch heute. Da man später beflissen war, der heiligen Gebräuche möglichst genau in derselben Weise zu pflegen, wie er sie bei dieser Gelegenheit geübt hatte, so ist Alles, was er dabei that und sagte, mit besonderer Sorgfalt überliefert und aufgezeichnet worden; es ist aber nicht erforderlich, an dieser Stelle ausführlich bei den Einzelheiten zu verweilen, da weiter unten über das Wallfahrtsfest im Zusammenhange des mohammedanischen Lehrsystems noch zu handeln sein wird.

An dem zweiten der drei Tage, welche die Pilger nach Beendigung der Feierlichkeiten noch in Mina zu verweilen pflegen, hielt Mohammed an die versammelte Gemeinde eine Ansprache, in welcher er einmal, um in die Feier des hl. Festes für die Zukunft Ordnung zu bringen, endgiltig die Berechnung des Jahres nach 12 reinen Mondmonaten verordnete, d. h. also, unter Aufhebung des früher üblichen Sonnenjahres mit Schaltmonaten, das noch heute bei den Muslimen geltende Mondjahr einführte,[1]) dann aber die Haupt-

1) Dasselbe beträgt genau zwölf Mondumläufe, also je nachdem 354 oder 355 Tage; sind es 355, so wird dem letzten Monat (Dhu'l-hiddscha) ein Schalttag zugelegt. Diese Einrichtung, die natürlich lediglich der Unerfahrenheit Mohammeds in

pflichten der Religion nochmals zusammenfaßte und den Gläubigen einschärfte. Alle Muslime sind Brüder, das Leben und Vermögen jedes einzelnen soll dem andern heilig sein, keine Blutschuld aus der Zeit des Heidenthums darf mehr gerächt werden. Die Ehe ist unverbrüchlich, das Familienvermögen bleibt unter allen Umständen den gesetzlichen Erben gesichert. Die Weiber, welchen Keuschheit und Gehorsam obliegt, sollen dafür gut behandelt und gepflegt, die Sklaven geschont und für ihre Vergehen nicht getödtet, sondern höchstens verkauft werden. — Das sind die Hauptsätze, welche aus dieser Abschiedsrede auf uns gekommen sind; und sie stellen uns in aller Kürze den großartigen Fortschritt vor Augen, welchen der Islám dem altarabischen Leben gegenüber unter allen Umständen bezeichnet. Aufrichtung einer staatlichen Ordnung an Stelle des Krieges Aller gegen Alle, Sicherung des Besitzes vor Raub und Willkür, Regelung, wenngleich unvollkommene, der Ehe und Erbfolge, Schutz der Sklaven gegen die Grausamkeit ihrer Herren, Gleichheit aller Muslime vor dem Gesetz — endlich, hätte er noch hinzufügen können, die Abschaffung barbarischer oder unsittlicher Gewohnheiten, wie des Lebendigbegrabens der Neugeborenen — das sind Leistungen, auf welche der Islám in der That stolz sein darf, und mit Recht kann eine freilich nicht zweifellos begründete Ueberlieferung bei derselben Gelegenheit dem Mohammed die Worte in den Mund legen: „Wahrlich, ich habe meine Sendung erfüllt." Und der Lösung seiner Lebensaufgabe sollte nun auch das Ende des Lebens selbst nur zu bald folgen.

Als er zu Ende des Jahres 10 (Frühjahr 632) nach Medina zurückkehrte, schien nichts Außergewöhnliches die nun scheinbar in jeder Weise gefestigte Ordnung der Dinge stören zu sollen. Allerdings waren eben in Südarabien Unruhen ausgebrochen, die aber durch Ungeschick und Uneinigkeit der Empörer ihren bedenklichen Charakter rasch verloren; nicht gefahrdrohender schien es zu sein, daß um dieselbe Zeit von Maslama oder Moßeilima (S. 163 N. 1) ein unverschämter Brief eintraf, in welchem der Häuptling der Benu Hanífa erklärte, daß er in Jemáma die gleiche Stellung einzunehmen entschlossen sei, welche Mohammed in Nordarabien sich geschaffen; dieser Anmaßung durfte man hoffen auf dem Wege diplomatischer Verhandlungen die Spitze abzubrechen. Daß gleichzeitig auch unter den Benu Aßad im fernen Osten eine Gährung von bedrohlichem Umfange sich vorbereitete, konnte man in Medina noch nicht wissen; so lag kein Grund vor, von einem neuen Unternehmen abzustehen, welches Mohammed seit der Rückkehr von dem Zuge nach Tabúk plante. Es galt, diese Heerfahrt mit erneutem Nachdruck zu wiederholen, den Krieg nun endgiltig über die Grenzen Arabiens hinaus

den chronologischen Verhältnissen entsprungen, hat für die Mohammedaner selbst den Uebelstand, daß ihre Monate und also auch ihre Feste in etwa 33 Jahren immer einmal der Reihe nach durch sämmtliche Jahreszeiten gehen, für uns die Unbequemlichkeit für die Zurückführung auf unsere Daten, daß jedes mohammedanische Jahr etwa 11 Tage kürzer ist als das unsrige, was für je hundert Jahre ungefähr drei Jahre Unterschied ergiebt. — Ueber die Monate s. S. 140, Anm. 1.

auf das byzantinische Gebiet hinüberzuspielen. Den Zweck der Rüstungen, welche am 27. Ssáfar 11 (25. Mai 632) angeordnet wurden, bezeichnete deutlich die am folgenden Tage vollzogene Ernennung des Befehlshabers: mit Uebergehung aller bewährten älteren Führer ward die Führung des Zuges Oßáma übertragen, dem Sohne des gegen die Byzantiner bei Múta gefallenen Seid, dessen Niederlage und Tod zu rächen eigentlich schon im vorigen Jahre die Absicht gewesen war. Da wurde am 29. Ssáfar (Mittwoch, 27. Mai 632) Mohammed plötzlich von einem starken Fieberanfall heimgesucht, der indeß rasch vorüberging, so daß er Donnerstag, den 1. Rabí I (28. Mai) die feierliche Ueberreichung der Fahne an Oßáma zu vollziehen im Stande war; in El-Dschorf, eine kleine Meile nördlich von Medina, befahl er das Lager aufzuschlagen, in welchem sich nun von allen Seiten rasch die Truppen zu sammeln begannen. Aber während diese kriegerischen Vorbereitungen in Gang kamen, trat das Fieber von Neuem mit doppelter Stärke auf, und bald nahm die Krankheit einen beunruhigenden Charakter an. Worin sie eigentlich bestand, wird sich schwer feststellen lassen, da die uns überkommenen Beschreibungen der Symptome verschiedener Deutungen fähig sind; man hat auf Brustfellentzündung gerathen, einem hervorragenden Forscher aber, der gleichzeitig im Oriente längere Zeit als Arzt geweilt hat, will das Leiden deutlich als Wechselfieber erscheinen, welches in dem nicht sehr gesunden Klima des feuchten Thalgrundes von Medina noch heute fast keinen Fremden verschont und die mekkanischen Einwanderer auch sonst vielfach heimgesucht hat. Daß Mohammed selbst die Krankheit auf das in Cheibar genossene Gift (S. 147) zurückführte, ist von keinem Gewicht; jedenfalls hat das Hauptsymptom derselben in einem Fieber bestanden, welches sich stellenweise zu äußerster Heftigkeit steigerte. Seine Constitution war, wie die mancher nervös reizbarer Personen, wenn nicht stark, so doch sehr zähe, und so hatte er, abgesehen von den früher beschriebenen Nervenzufällen, an acuten Krankheiten kaum jemals gelitten. Nunmehr indeß, wo er doch ungefähr 63 Jahre alt geworden, mochten die inneren und äußeren Anstrengungen und Kämpfe, die er seit Jahrzehnten fast ununterbrochen durchzuführen gehabt, die Kraft seines Organismus erschöpft haben. Er selbst war von Anfang der Krankheit auf das Schlimmste gefaßt, und bald konnte sich auch seine Umgebung nicht verhehlen, daß er in äußerster Gefahr schwebte. Mit jener Kraft der Selbstbeherrschung, die wir schon mehr als einmal bei ihm anzuerkennen gefunden, suchte er auch jetzt seinen Pflichten nachzukommen, so lange es die sinkenden Kräfte irgend gestatten wollten. Nur die gewohnte Abwechslung im Besuche der Wohnungen seiner verschiedenen Frauen gab er bald auf und blieb im Hause der Áïscha; aber dabei fuhr er fort, die Gebete zu leiten, und beschäftigte sich ununterbrochen mit den Vorbereitungen zum syrischen Feldzuge. Es war ihm zu Ohren gekommen, daß unter den Medinern über die Ernennung des jungen und unerfahrenen Oßáma Unzufriedenheit herrsche; so raffte er sich zu einer Ermahnungsrede an die Gemeinde auf, in welcher er seine Wahl rechtfertigte und

die Leute zu willigem Gehorsam anwies. Er schloß, so wird uns berichtet, mit den Worten: „Nun hat Gott einem von seinen Knechten die Wahl gelassen zwischen dieser Zeitlichkeit und dem, was bei Ihm ist, und er hat gewählt was bei Gott ist.“ Abu Bekr, der allein den Sinn der Worte verstand, brach in Thränen aus und rief: „Nein! wir wollen uns und unsere Söhne für dich hingeben!“ — aber Mohammed sagte: „Laß schon gut sein!“ — und zog sich in Áïschas Haus zurück. Die Anstrengung war zu viel für ihn gewesen, er mußte es aufgeben, der Gemeinde weiter vorzubeten; wie schon früher bei der Wallfahrt vom J. 9, beauftragte er den Abu Bekr mit seiner Vertretung. Seine Kräfte nahmen mehr und mehr ab; seine Gedanken begannen sich mit Fieberphantasien zu mischen: als er am Sonntag, den 12. Rabí I (7. Juni 632) nach Papier und Schreibzeug verlangte, seine letztwilligen Bestimmungen zu dictiren, hielt es Omar bereits für nöthig, von der Erfüllung seines Wunsches abzusehen, damit keine verkehrten Anordnungen der Sache des Glaubens Schaden bringen könnten. In der Nacht vom Sonntag zum Montag ließ die Gewalt des Fiebers nach, und in der Morgenfrühe schien erhebliche Besserung eingetreten. „Die Gläubigen waren,“ so erzählte später ein Augenzeuge, „am Montag beim Frühgebet; da hob sich der Vorhang und öffnete sich die Thüre, welche Áïschas Haus mit der Moschee verband. Der Bote Gottes kam hervor und trat auf die Thürschwelle: fast hätten sich die Gläubigen in ihrem Gebete unterbrochen vor Freuden, als sie den Boten Gottes sahen: sie glaubten nun aus aller Noth zu sein. Er aber winkte ihnen: „Bleibt bei eurem Gebet!“ — und es lächelte der Bote Gottes voll Genugthuung, wie er sie so ernst in ihrem Gebete erblickte; ich habe niemals den Boten Gottes schöner gesehen als in diesem Augenblicke. Dann wandte er sich zurück, und die Leute kehrten in der Meinung heim, daß er von seinem Leiden genesen sei; auch Abu Bekr begab sich nach seiner Wohnung im Ssunch“ (S. 94). Es war das letzte Aufflackern der Lebensflamme gewesen; kaum auf sein Lager zurückgekehrt, fing er wieder an zu fiebern — der Todeskampf begann. Stoßseufzer und kurze Worte zur Áïscha, welche die Hand des Sterbenden hielt, wechselten in ungeordneter Folge. Gegen Mittag fühlte Áïscha die Hand schwer werden, der Blick fing an zu wandern; noch ein leiser Ausruf: „Nein — die erhabenen Genossen im Paradiese“ — dann wurde Alles still. Mohammed war todt.

Die zwölfhundertjährige Geschichte des Islâms ist ein beredter Commentar zu der Bedeutung des Lebens, welches kurz nach der Mittagsstunde des 8. Juni 632 (13. Rabí I 11) so geendigt hat; um so mehr dürfen wir darauf verzichten, über diese Bedeutung uns an dieser Stelle in ausführlichere Erwägungen zu vertiefen. Nur einen kurzen Blick noch mag es gestattet sein, ehe wir an die Darstellung der weiteren Geschicke seines Werkes gehen, auf die bei aller Fremdartigkeit anziehende, und doch bei aller Größe wieder abstoßende Gestalt des merkwürdigen Mannes zu werfen. Hätten wir in ihr nur den Propheten von Mekka, oder den Staatsmann und Herrscher von

Medina zu würdigen, sie wäre uneingeschränkter Bewunderung werth. Seine feurige Begeisterung für Gottes Sache, seine unverzagte Ausdauer im Bekenntniß zu der religiösen Idee unter Jahrzehnte langer Verfolgung und Trübsal muß Jeden, der für selbstloses Suchen nach der Wahrheit überhaupt Verständniß besitzt, mit aufrichtiger Theilnahme erfüllen; und der politischen Einsicht, der gewaltigen Macht über die Gemüther der Menschen, der Selbstgewißheit und Beharrlichkeit, welcher es gelang, den in jeder Weise berechtigten Plan der allmählichen Unterwerfung und Einigung der arabischen Stämme im islamischen Staate durchzuführen, wird Niemand gerechte Anerkennung versagen können. Und ist diese Durchführung nicht ohne manche Gewaltsamkeit und Hinterlist gelungen, so darf man doch nur in ganz wenigen Fällen dem Mohammed nutzlose Rachgier und in keinem blutdürstige Grausamkeit vorwerfen — selbst die Abschlachtung der armen Juden war zweifellos eine Maßregel politischer Berechnung, und er kann mit den 600, wie man treffend hervorgehoben hat, gegen die 4500 Sachsen nicht aufkommen, welche der christliche Held Karl der Große an der Aller hinrichten ließ. Und legt man erst den Maßstab dessen an, was sonst im Orient vor und nach Mohammed üblich gewesen ist, so muß er für einen morgenländischen Herrscher geradezu milde genannt werden. Was uns schließlich trotzdem gegen ihn empört, ist, daß er auch in seiner medinischen Zeit eben nicht als bloßer Herrscher, sondern als der Bote Gottes gelten will, daß er in verhängnißvollem Selbstbetrug den Namen des Höchsten zum Aushängeschilde für politische, ja schließlich für ganz persönliche Zwecke oftmals unlauterer Art zu mißbrauchen für erlaubt hält, Zwecke, welche selbst unbedenkliche Staatsmänner heutzutage nur durch eine traurige Nothwendigkeit zu entschuldigen wagen. Wer sich bemüht, an den halbwilden Araber des siebenten Jahrhunderts nicht allzu unbillige Anforderungen zu stellen, wird auch hier über die Frage nach der Höhe der sittlichen Schuld zweifelhaft sein; aber für unsere moderne Empfindung ist und bleibt eine Persönlichkeit solcher Art schließlich doch widerwärtig, und alle seine guten Eigenschaften, die oft zartfühlende Freundlichkeit im Umgange, die Treue in der Anhänglichkeit an Solche, denen er Dank schuldete, das immer wache Bewußtsein der Pflichten seines hohen Amtes können ihm unsere Theilnahme immer nur auf Augenblicke sichern, auch wenn wir der unheilvollen Schwäche vergessen, die ihn gerade in seinen späteren Jahren vor jedem glatten Frauengesicht seiner persönlichen Würde vergessen ließ.

So widerspruchsvoll aber Mohammeds Charakter durch jene traurige Entstellung seiner Anfangs so achtungswerthen Züge geworden ist, sein Werk war ein großes, im Vergleich zu dem, was vor ihm bestand, bewunderungswürdiges: und doch schien es einen Augenblick in das frische Grab nachstürzen zu sollen, welches am Tag nach dem Tode im Hause der Áïscha für die Ueberreste des Propheten Arabiens gegraben wurde. Es ist dem scharfsichtigen Politiker kaum zuzutrauen, daß er mit den Huldigungsdeputationen

der Jahre 9 und 10 (630—631) das ganze Land nun endgiltig und ohne Rückfälle dem Islám gewonnen geglaubt hätte; es konnte ihm nicht verborgen sein, daß diese Huldigung wenigstens in sehr zahlreichen Fällen dem mächtigen Herrscher, dem freigebigen Kriegsfürsten, nicht dem Gesandten Gottes dargebracht war. Aber das letzte Lächeln, mit welchem er von seiner betenden Gemeinde Abschied genommen hat, kann der nicht minder begründeten Ueberzeugung entsprungen sein, daß dem unbezwinglichen Glaubensmuthe seiner Mediner keine Aufgabe zu schwer fallen werde, welche die Zukunft ihm zu stellen bestimmt sein möchte. Und so ist denn die gewaltige Empörung Altarabiens gegen das Joch des Islâms, welche nach seinem Tode einen Augenblick alle Errungenschaften seines Lebens in Frage zu stellen schien, in Wahrheit nur ein Epilog zu der Geschichte dieses Lebens selbst, ihre Bewältigung die Krönung des Sieges, der mit der Einnahme von Mekka bereits entschieden war.

Es bedarf keiner langen Erörterungen, zu erweisen, daß der Islám mit seinem anspruchsvollen Ceremonialgesetz, seiner Forderung unbedingten Gehorsams gegen die aus dem Prophetenthume immer deutlicher sich entwickelnde Staatsregierung, seiner Auflage eines geregelten Steuersystems denjenigen arabischen Stämmen, welche nicht ausnahmsweise für seine rein religiöse Seite empfänglich waren, bei näherer Bekanntschaft im höchsten Grade widerwärtig sein mußte. Andererseits zeigte der bis dahin unerhörte äußere Erfolg, welchen das Religionsstiften dem Mohammed eingebracht hatte, ehrgeizigen Menschen einen neuen und vielversprechenden Weg zur Erlangung politischen und militärischen Einflusses. So ist es kein Wunder, daß jene Anfänge der Unbotmäßigkeit, von welchen wir schon oben (S. 168) gehört, von Leuten ausgingen, die ebenfalls in der Rolle von Propheten auftraten; ganz selbstverständlich aber, daß auf die Nachricht von dem Tode Mohammeds der bis dahin unter der Oberfläche glimmende Brand an den verschiedensten Stellen in lichten Flammen aufschlug, welche mit Windeseile auf die entferntesten Theile des Landes übersprangen und bald fünf Sechstel von ganz Arabien ergriffen hatten. Es waren drei Stellen, die als die eigentlichen Herde des Aufstandes zu gelten haben: Jemen im Süden, Jemáma im Osten und das Gebiet der Benu Aßad im Nordosten.

In Jemen hatte sich verhältnißmäßig früh, wahrscheinlich bald nach der Eroberung Mekkas, der persische Resident Badhán der Autorität Mohammeds untergeordnet (S. 149). Seine eigene Stellung, die sich lediglich auf die verhältnißmäßig nicht sehr zahlreichen Abkömmlinge der nach Südarabien geschickten Perser (oben S. 28f.) und auf einige persönliche Beziehungen stützte, war keine starke; vom Mutterlande, welches seit dem Tode König Chosraus (627) und der gleichzeitigen Niederlage gegen die Byzantiner unter Heraklius den Rest seiner Kräfte im Bürgerkriege vergeudete, hatte er nichts zu hoffen, von den seit Alters verfeindeten Abessiniern auf der andern Seite des Meeres (S. 28) Alles zu fürchten — so war es in der That für ihn das Klügste,

durch Anschluß an die kräftig aufstrebende neue Macht Medinas sich einen Rückhalt zu sichern. Seiner Gewohnheit nach hatte ihn Mohammed in seiner Stellung als Oberherr von ganz Jemen und Nedschrân belassen, nach seinem Tode (etwa Anfang 632) indeß seinen Sohn Schachr auf den mittleren Theil des Landes mit der Hauptstadt Ssan'á beschränkt, die Nebenprovinzen wie Nedschrân und Saba entweder anderen einheimischen Fürsten oder von Mekka geschickten Statthaltern untergeordnet. Dabei fühlten sich manche von den Häuptlingen des alten Adels durch Uebergehung zurückgesetzt, auch mochten die Ansprüche der muslimischen Steuerempfänger vieler Orten Unzufriedenheit erregen; so gelang es denn, wahrscheinlich kurze Zeit vor Mohammeds Tode, dem Aswad Ibn Ká'ab vom Stamme Ans, indem er sich für einen Propheten wie Mohammed ausgab, mit Erfolg die Fahne des Aufstandes zu erheben. Er bemächtigte sich rasch des ganzen Nedschrân, viele angesehene Stammhäupter fielen ihm zu. So konnte er einen Handstreich auf Ssan'á wagen, welcher die Stadt in seine Hände brachte. Schachr wurde getödtet; seinen Einfluß auf sich überzuleiten heirathete Aswad die Wittwe des erschlagenen Fürsten, und breitete nun seine Herrschaft über einen großen Theil Südarabiens aus. Aber auch er hatte — wir wissen nicht ob mit oder ohne eigene Schuld — das Unglück, seinen Untergebenen zu mißfallen; die Abkömmlinge der Perser waren ihm natürlich von vorn herein feindlich gesinnt, die muslimischen Beamten der Nachbardistricte hetzten auf jede mögliche Weise gegen ihn, und schließlich fiel er als Opfer einer Verschwörung, welcher seine nur widerwillig zu dem verabscheuten Ehebunde gezwungene Gemahlin hilfreiche Hand lieh. Die Ueberlieferung setzt das Ende des merkwürdigen Mannes, dem sie alles mögliche Schlimme nachzusagen weiß, in die Nacht vor dem Tode Mohammeds; schwerlich mit Recht. Jedenfalls war sein Sturz das Signal zu einer vollständigen Anarchie in ganz Südarabien, in welcher Perser und Südaraber, Heiden und Anhänger des Islâms mit einander ringen, bis es endlich möglich ist, die muslimischen Waffen auch in diese entlegenen Provinzen zu tragen.

Denn vorläufig fanden sie in anderen Theilen der Halbinsel übergenug zu thun. Wir kennen bereits (S. 168) die Ansprüche, welche noch bei Mohammeds Lebzeiten Moßeilima diesem gegenüber erhoben hatte. Die Tradition, allen diesen Empörern natürlich mehr als abhold, häuft auf den Häuptling der Benu Hanifa alle Schmähungen, deren fromme Eiferer fähig sind; seinen Namen hat sie verdreht (S. 163 N. 1) und mit dem Beisatze „der Lügenprophet" verunziert, je länger je mehr die schmutzigsten Dinge ihm zur Last gelegt. Das ist natürlich Alles vollkommen unglaubwürdig, aber außer diesen Verleumdungen wissen wir eben nichts von ihm, und können daher nicht entscheiden, ob er, vielleicht im Zusammenhang mit dem früheren christlichen Bekenntnisse seines Volkes (S. 163), einer aufrichtigen Religiosität Jünger zu werben oder wirklich nur persönlichem Ehrgeize zu fröhnen beflissen gewesen ist. Auch der Inhalt der Lehre, welche jetzt er im

Gegensatze zum Islám verkündete, ist aus den geradezu lächerlichen Verzerrungen, in welchen sie bei den mohammedanischen Schriftstellern umläuft, nicht mehr zu erkennen; was man allenfalls als begründet ansehen könnte, ist eine Neigung zur Askese, welche an das Hanifenthum von Leuten wie Abu Ámir (S. 101) erinnern, dem „Lügenpropheten" also nur zur Ehre gereichen würde. Aber genauer unterrichtet sind wir nur über den Erfolg seiner Predigt, welche sein Volk dem, wenn überhaupt, ganz äußerlich angenommenen Islám schon vor dem Tode seines Stifters entfremdet hatte und jetzt die Tausende[1]) von Kriegern des Stammes, eines der kräftigsten von den Bekr Ibn Wáïl, um ihn scharte, bereit, die wiedergewonnene Freiheit von dem medinischen Joche aufs Aeußerste zu vertheidigen.

War der Abfall der im innersten Mittelpunkte der Halbinsel zeltenden Hanifa auch für ihre östlichen und südlichen Nachbarn in Bachrein und Omán bis zum persischen und indischen Meere das Signal, die muslimischen Vorbeter und Steuerempfänger mit Schimpf und Schande davonzujagen, so hatte die gleiche Wirkung auf die im Nordosten und Norden Medinas lebenden Beduinen das Auftreten Toleichas (S. 127), des Gegenpropheten der Aßad (S. 168). Er ist von den drei oder vier ernstlichen Concurrenten Mohammeds derjenige, welcher die Sache am naivsten, man möchte sagen gemüthlichsten auffaßte. Im Predigen und Verkündigen von sogenannten Offenbarungen im Stile des Koráns, wie er sie als Zeichen des Prophetenthums ab und zu doch auch von sich geben mußte, war er entschieden schwach, und hat sich später noch selbst über diese Leistungen lustig gemacht. Aber er hatte das Glück, seinen Leuten, als sie einmal in der Wüste unter bedrohlichem Wassermangel litten, nach dem Beispiele des Moses, wie er behauptete in Folge göttlicher Erleuchtung, eine Quelle nachweisen zu können: das genügte den Aßaditen, welche in ihm stets den tapferen Häuptling geehrt hatten, nun auch seine prophetischen Ansprüche für begründet zu halten. Auf die Nachricht von Mohammeds Tode folgten sie ohne Weiteres seiner Aufforderung zu offener Empörung; gleichzeitig schickte er Boten an die zwischen dem Gebiete der Aßad und Medina hausenden Fesára, Abs und Dhobján, die Theilstämme der Gatafán, sowie an die Taijiten, sie gleichfalls zum Aufstande zu reizen. Die meisten von diesen schwankten einen Augenblick, was sie thun sollten. Freilich schien eine gewaltige Uebermacht die Muslime zu bedrohen, aber gerade die Medina benachbarten Stämme waren zu oft Zeugen der Tapferkeit und der Erfolge Mohammeds und der Seinen gewesen, als daß sie nicht über den Ausgang einer etwaigen Erhebung hätten Zweifel hegen sollen. Ojeina, der Häuptling der Fesára, der Musterbeduine wie er sein soll, konnte der Versuchung zu neuen Raubzügen nicht widerstehen und stieß mit 700 Reitern zum Toleicha; die Taij waren getheilt, da Hátims Sohn Adi treu zum Islám stand (S. 162) und seine Leute an

1) Ueber die ungefähre Anzahl vgl. unten N. 1) zu S. 180.

ihm hingen — so besannen sich denn auch die Anderen gerade so lange, bis es zu spät war. Abs und Dhobján aber meinten, man könne es ja vorläufig mit Unterhandlungen versuchen; die Muslime würden seit dem Ableben ihres Propheten wohl bescheidener geworden sein und sich von den unbequemen Seiten des Islâms so viel abhandeln lassen, daß man mit ihnen dann gut auszukommen im Stande sein werde. So schickten sie Gesandte nach Medina, die Fortdauer ihres Bekenntnisses zum Glauben anzubieten, wenn ihnen der Zehnte, die „Armensteuer" (S. 159) erlassen würde.

Medina war allerdings, so schien es, in einer Zwangslage, welche die Ablehnung solches Ansinnens kaum zuließ. Die beiden Gatafánstämme lagerten bei Dhu'l-Kassa, kaum einen Tagemarsch östlich von der Stadt, und bei Abrak, etwa doppelt so weit in das Nedschd hinein, also in bedrohlichster Nähe. Das Hauptheer der Gläubigen war, den letzten Befehl des sterbenden Propheten zu erfüllen, unter Oßámas Führung nach der syrischen Grenze abgerückt; brauchte man somit vom Norden nichts zu befürchten, hielt sich im Süden Mekka, dessen Bewohner von einem Siege der Beduinen nichts zu hoffen hatten, ruhig, und warteten im Südosten die Hawásin und Ssoleim vorläufig noch ab, wie sich der Wind drehen würde, so war doch das ganze übrige Arabien in vollem Aufstande und konnten zunächst die Abs und Dhobján binnen 24 Stunden über das von seinen Vertheidigern entblößte Medina herfallen. So drangen denn alle zurückgebliebenen alten Gefährten des Propheten, den sonst so energischen Omar an der Spitze, in den Abu Bekr, der inzwischen die Nachfolge Mohammeds angetreten hatte, den Forderungen der Beduinen nachzugeben. Aber davon wollte der alte Mann nichts hören: den Zehnten, welcher auf ausdrücklichem Befehle Gottes durch den Propheten beruhte, nachlassen, was für ein Gedanke! Nicht aus irgend welchen politischen Erwägungen, lediglich in dem einfältigen, felsenfesten Glauben an die Göttlichkeit jedes Wortes, das im Korán offenbart war, lehnte Abu Bekr das Ansinnen der Gesandten mit den Worten ab: „Und wenn ihr auch nur das Halfter eines gezehnteten Kamels weigert, werde ich euch darum bekriegen!" Der Erfolg gab der Festigkeit des unbeugsamen Greises Recht. Der Abweisung ihres Vorschlages folgte der Angriff der Feinde binnen drei Tagen; aber die paar Muslime waren auf ihrer Hut und bereiteten den Beduinen einen so warmen Empfang am Thore, daß sie, die auf einen immerhin nur unter großen Verlusten durchzuführenden Straßenkampf nicht vorbereitet waren, schleunigst Kehrt machten. Die baldige Rückkehr größerer Massen war vorauszusehen; ihr zuvorzukommen machte sich die kleine Schaar der Gläubigen noch am selben Abend auf den Weg nach Dhu'l-Kassa, und fiel im Morgengrauen über das Lager der nichtsahnenden Beduinen her, die nach ihrer Art (S. 111) das Heil in schleuniger Flucht suchten, nicht ohne manchen der Ihrigen schlaftrunken dem Säbel der kühnen Mediner zum Opfer fallen zu sehen.

Ueber den Zusammenrottungen und dem Hin- und Herziehen der ver-

schiedenen Stämme waren etwa zwei Monate vergangen; so kehrte denn kurz nach dem Treffen von Dhu'l-Kassa bereits Oßâma mit dem Heere zurück. Ob und wo er überhaupt die byzantinische Grenze überschritten hat, wissen wir nicht, jedenfalls ist es zu keinem größeren Zusammenstoß mit kaiserlichen Truppen gekommen: immerhin waren die auf die Nachricht von Mohammeds Ende gleichfalls unruhig gewordenen Stämme des nordwestlichen Arabiens wenigstens theilweise zur Ordnung gebracht und nicht unbeträchtliche Beute gewonnen worden. Nun war Medina sicher, und sofort gingen die Muslime zum Angriff über. Vor Allem galt es die nächste Umgegend der Stadt von der Rebellion zu säubern; Abu Bekr selbst stellte sich an die Spitze der gegen die Ungläubigen von dem alten Kampfesmuthe beseelten Schaaren der getreuen Fluchtgenossen und Anßâr, und im September 632 (Dschum. II 11) schlug er die immer noch bei Abrak gelagerten Abs und Dhobjân so gründlich, daß sie eilends ihr Gebiet räumen mußten. Ihre zersprengten Haufen flüchteten zu Toleicha; Abu Bekr erklärte ihre Weidegründe der Gemeinde verfallen, und wandte sich nun, da Medinas näherer Umkreis von den Feinden befreit war, der gewaltigen Aufgabe zu, Landschaft für Landschaft des ganzen Arabiens dem Islâm von Neuem zu unterwerfen. Ein Erlaß verkündete den abgefallenen Stämmen, daß sie augenblicklich ihre Unterwerfung zu erklären hätten, wenn sie Amnestie für ihre Unbotmäßigkeit zu erhalten gedächten; wer in der Empörung verharre, werde nachsichtslos bekriegt, die Männer getödtet, Frauen und Kinder zu Sklaven gemacht werden. Der Verordnung Nachdruck zu geben war es natürlich vor Allem nothwendig, entscheidende Schläge gegen die Hauptrebellen, die „falschen Propheten" zu führen, daneben aber auch Diversionen nach anderen Seiten zu machen, um möglichst die Vereinigung der Aufständischen zu größeren Massen zu verhindern. So wurden denn alle verfügbaren Streitkräfte in kleinere Einzelheere getheilt, welche nach verschiedenen Richtungen auseinanderzugehen und ihre besonderen Aufgaben zu lösen hatten. Ueber die Anzahl und Größe derselben sind wir sehr schlecht unterrichtet, wie denn überhaupt mit dem Tode Mohammeds unsere Nachrichten auf einmal überaus dürftig werden: so wichtig es für die Gläubigen gewesen war, Alles, was der Prophet gesagt und gethan, als Regel und Vorbild für die Gemeinde treulich im Gedächtniß aufzubewahren und auf die Nachkommen fortzupflanzen, so wenig dachte Jemand daran, sich um Thatsachen zu kümmern, welche für den noch unentwickelten historischen Sinn des Volkes in der ersten Zeit höchstens den Werth von Anekdoten oder Familienerinnerungen hervorragender Geschlechter hatten. Wir müssen uns also mit einigen feststehenden Hauptdaten begnügen. Im Süden herrschte allgemeine Anarchie, um so weniger aber war von dort unmittelbare Gefahr zu befürchten, und ganz naturgemäß sehen wir hier auch die muslimischen Waffen zuletzt eingreifen. Im Norden war nach Oßâmas Rückkehr der große Stamm der Kodâ'a aufgestanden: gegen ihn wurde eine Abtheilung unter Amr, dem Sohne des Âßi gesandt, der schon bei Lebzeiten des Propheten

in diesen Gegenden Krieg geführt hatte (S. 150). Am wichtigsten waren der Nordosten und Osten: jener, wo Toleicha mit Ojeina sein Unwesen trieb und auch von den Taijiten nur ein Theil treu geblieben war (S. 174), dieser, von dem starken Heere Moßeilimas gedeckt, das sich wie eine Scheidewand zwischen Medina und den ganzen Südosten schob. So bekam denn Chálid Befehl, sich gegen Toleicha zu wenden, indeß Íkrima (S. 154) und Schorachbíl, zwei tüchtige Kriegsmänner, den Moßeilima zugewiesen erhielten. Abu Bekr selbst blieb mit den ältesten und bewährtesten Anhängern Mohammeds, wie Omar, Alí, Talcha, Sobeír zurück: kam es doch jetzt darauf an, im Mittelpunkte des Islâms diejenigen, welche die nächste Umgebung des Propheten gebildet hatten, wie eine Art Regentschaftsrath bei einander zu halten, damit die volle Autorität der ersten Bekenner in keiner Sache des Glaubens und der Staatsverwaltung vermißt würde, oder gar durch die Abordnung einzelner derselben an entferntere Orte sich Nebencentra bildeten, welche der nothwendigen Zusammenfassung aller Kräfte leicht abträglich werden konnten. So finden wir hier, wie später unter Omar, mit dem Befehl über die Heere vielfach Leute betraut, die verhältnißmäßig spät zu Mohammed übergetreten sind und, wenn Krieger ersten Ranges, dabei häufig genug durchaus weltlich gesinnt erscheinen. Aber so lange die Interessen solcher Männer mit dem Zuge der kriegerischen Ausbreitung des Glaubens zusammenfielen — und das war noch für mehr als ein Jahrzehnt der Fall —, war es ja auch ganz gleichgiltig, ob „das Schwert Gottes" sich aus dem Korán etwas machte oder nicht.

Chálid trat mit seiner Mannschaft, kaum über 2000 Mann, aber Kerntruppen, darunter ganze Schaaren bewährter Fluchtgenossen und Anßár, etwa im October 632 (11 d. H.) den Marsch an, zunächst in das Gebiet der Taijiten, die, wenn auch zum Theil abtrünnig, doch immer noch nicht schlüssig geworden waren, ob sie mit ihrem Nachbar Toleicha gemeinsame Sache machen sollten oder nicht. Sie ließen sich aber bei Chálids Ankunft von Adí Ibn Hátim (S. 174) bald überzeugen, daß es besser sei, zum Islâm zurückzukehren, und verstärkten nun das kleine Heer mit der achtbaren Zahl von 1000 wackeren Kriegern. Chálid konnte sie gebrauchen; außer den Aßad folgten dem Toleicha ja bereits die Fesára, Abs und Dhobján, also sämmtliche maßgebende Theilstämme der Gatafán. So gab es einen heißen Tag, als bei Bosácha, einem Brunnen im Gebiete der Aßad, die Heere aufeinanderstießen. Aber es war nun einmal keine Disciplin in den Beduinen. Toleicha war dem Ojeina, wie es scheint, mit seinen prophetischen Grimassen schon lächerlich geworden: da hatte, wenn denn einmal Prophet gespielt werden mußte, der alte Räuberhauptmann doch einen anderen gesehen —; als der Kampf am hitzigsten wüthete, machte er mit seinen 700 Fesáraleuten sich auf einmal davon, und die Anderen allein konnten den Tag nicht halten. Toleicha floh in die syrische Wüste, die Aßad unterwarfen sich gutwillig und erhielten Pardon, in welchen schließlich auch der verunglückte Prophet ein-

geschlossen wurde, als er sich später, wiederum gläubiger Muslim geworden, zu den Seinen zurückfand. Auch Ojeina hatte Glück: da er das Wegelagern nicht lassen konnte, machte er sich kurze Zeit nachher an der Spitze eines verwegenen Haufens von allerlei zusammengelaufenem Volk schon wieder unnütz; Chálid, der nach der Schlacht von Bosácha noch zur Ordnung der Verhältnisse im Gebiete der Aßad geblieben war, sprengte die Bande auseinander, und dabei wurde Ojeina gefangen und nach Medina transportirt. Er wußte sich geschickt herauszulügen, oder vielmehr, Abu Bekr wußte, daß solche Leute im Felde gegen Byzantiner und Perser unbezahlbar waren; so ließ er ihn laufen. Dem treuesten Bekenner Mohammeds ging eben das Interesse des Glaubens über Alles, selbst über die Gerechtigkeit, die sonst einen Grundzug im Wesen des gewissenhaften Mannes bildete. Das zeigte sich gleich noch in einem andern Falle.

Chálid hatte seine nächste Aufgabe erfüllt. Taij, Gatafán und Aßad waren beruhigt, Medina also im Nordosten vollkommen frei; ja auch die Ssoleim und Hawásin, welche einstweilen den Ausgang dieser Kämpfe abgewartet, zögerten nun nicht länger, ihrer plötzlich erneuten Anhänglichkeit an die Sache des Glaubens Ausdruck zu geben, und damit waren auch wenigstens die näheren Gebiete des Ostens und Südostens wiederum gesichert. Das „Schwert Gottes" konnte also weiter ausgreifen. Hinter den Aßad wohnten die Hauptabtheilungen des großen Stammes der Temím. Die Freundschaft, welche sie auf dem unsicheren Boden der Dichtkunst von Mohammeds Leibpoeten (S. 160) mit dem Islám geschlossen, hatte den Tod des Propheten auch nicht überdauert. Einige von ihnen hatten es allerdings auf die Nachricht von Abu Bekrs Sieg bei Dhu'l-Kassa für zweckmäßig gehalten, die rückständigen Steuern nach Medina zu schicken — daran ließ sich ja ihre Rückkehr zum Glauben am besten erkennen —, die meisten indeß blieben unbotmäßig; ja die Benu Jarbú, einer ihrer Theilstämme, der von dem schon im Heidenthume berühmten Krieger Málik Ibn Noweira geführt wurde, hatten sich inzwischen sogar einer eigenen Prophetin zugewendet, der Ssadschách, welche diesem Stamme entsprossen und bis dahin in Mesopotamien unter dortigen Christen von den Benu Taglib und anderen Araberstämmen gewirkt hatte. Diese waren seit der Auflösung des Königreiches von Hira (S. 21 f.) stets in unruhiger Bewegung; jetzt folgten manche von ihnen der wahrscheinlich von den Persern gedrängten Ssadschách in ihr Heimathland, wo ihr bei den Stammgenossen Aufnahme und Nachfolge zu Theil wurde. Die anderen Temimiten wollten aber von der Prophetin nichts wissen: so gab es Reibungen, bei welchen die Jarbú den Kürzeren zogen, so daß Ssadschách sich genöthigt sah, bei den ihrem Volke benachbarten Hanifa einen Rückhalt zu suchen. Dazu mußte sie natürlich Verhandlungen mit dem Propheten der Letzteren, dem Moßeilima, anknüpfen, welche auf eine Vereinigung der beiderseitigen religiösen Bewegungen gezielt haben werden. Der Verlauf derselben ist sehr dunkel, die unwürdigen Einzelheiten, die sich bei späteren

mohammedanischen Schriftstellern darüber finden, natürlich gänzlich unglaubwürdig; es steht nur fest, daß Ssadschâch schließlich das Land verließ und nach Mesopotamien zurückkehrte. Inzwischen hatte von der anderen Seite Châlid bereits die Weideplätze der Temim heimgesucht und von den übrigen Theilstämmen derselben friedliche Unterwerfung erlangt, so daß Mâlik nun zwischen den Medinern und Moßeilima in der Klemme war. Verständiger Weise entschloß er sich, den Widerstand aufzugeben, entließ seine Krieger und begab sich selbst nach Hause. Dem Châlid aber war damit nicht gedient; hatte er sich schon auf die Beute gefreut oder lag sonst ein Grund vor, der ihn gegen Mâlik verstimmte, oder hielt er es einfach für zweckmäßig ein Exempel zu statuiren — er ließ im Lande sengen, morden und rauben; dabei brachten denn seine Leute eines Tags auch einen Haufen Gefangener angeschleppt, unter denen sich Mâlik selbst befand. Obwohl ihm bezeugt wurde, daß er keinerlei Widerstand geleistet und von Neuem das Bekenntniß zum Islâm abgelegt hatte, übergab ihn Châlid doch mit den Uebrigen einer Abtheilung von seinen Beduinen, welche in der folgenden Nacht den Gefangenen ohne Weiteres die Köpfe abhieben. Es war ganz dieselbe Geschichte, wie mit den Benu Dschadhîma (S. 155). So entbrannten denn auch hier die angesehensten der Mediner im Heere von Zorn über die abermals an Gläubigen begangene Blutthat; Abu Katâda, ein geachteter Hilfsgenosse, begab sich mit dem Bruder des Gemordeten, dem berühmten Dichter Mutammim, nach der Hauptstadt und verklagte den Châlid bei Abu Bekr. Zur Verantwortung herbeigerufen erklärte dieser den Vorgang als ein allerdings höchst bedauerliches Mißverständniß; weil in der Nacht eine üble Kälte geherrscht, habe er dem Posten sagen lassen, man solle die Gefangenen warme Kleider anziehen lassen. Die Kinâna-Beduinen, welche den Dienst versahen, hätten nun, weil in ihrem Dialekte das Wort für „wärmen" beinahe wie „tödten" klinge, den Befehl verkehrt aufgefaßt und ganz wider seinen Willen die armen Leute geköpft. Es gehört viel guter Wille dazu, der Ausrede (welche uns unwillkürlich an das „Versehen" bei der Ermordung des Herzogs von Enghien erinnert) Glauben zu schenken; so trat denn Omar, der vor Allem die Indisciplin nicht leiden konnte, mit der ihm eigenen Energie für die Absetzung und strenge Bestrafung des grausamen Heerführers ein, der noch dazu — wie er dem erlauchten Beispiele des Propheten folgend auch sonst liebte — die Gemahlin des eben Ermordeten zur Ehe gezwungen hatte. Abu Bekr indeß nahm auch diesmal das Verfahren des Gesandten Gottes zur Richtschnur: er that, als glaubte er an den Kinânadialekt, und ertheilte dem Châlid nur einen Verweis wegen der übereilten Heirath.

Der Grund für die Milde des sonst an so folgerichtiges Handeln gewöhnten Mannes liegt auf der Hand: eben (etwa Ende 11 = Anfang 633) hatte er die Nachricht erhalten, daß Ikrima (S. 177), der in ehrgeiziger Kampflust seinem Kameraden Schorachbil unbedacht vorauszueilen beflissen gewesen, in einem Gefechte mit Moßeilima und seinen Hanîfa den Kürzeren gezogen

habe. Die Scharte mußte schleunigst ausgewetzt werden; Íkrima erhielt mit einem derben Verweise den Befehl, seitwärts um Jemáma herum sich nach Omán herunterzuziehen, wo sich kein erheblicher Widerstand erwarten ließ, und an seiner Stelle mußte Chálid mit den Kerntruppen, die sich gegen Toleicha so glänzend bewährt hatten, aus dem Gebiete der Jarbú in das unmittelbar daranstoßende Land der Hanífa anrücken, sich mit Schorachbil vereinigen und den Oberbefehl übernehmen. Nach einigen Vorpostengefechten kam es an der Grenze von Jemáma, bei Akrabá, wohin Moßeilima nach dem Erfolge gegen Íkrima vorgerückt war, zur Entscheidungsschlacht, der schwersten, die jemals innerhalb der Grenzen Arabiens geschlagen worden ist. Chálid wußte den Ehrgeiz seiner Leute zu entzünden: Fluchtgenossen, Anßár und Beduinen mußten in gesonderten Haufen fechten, damit der Wetteifer zwischen ihnen jeden seine Kräfte zum Aeußersten anspannen ließ. Trotzdem wich die Linie der Gläubigen, als die Uebermacht der Hanífa[1]) mit gewaltigem Stoße auf sie traf; aber der Eifer für den Glauben, die Beschämung über die einen Augenblick gezeigte Schwäche, welche schon den Hohnreden der Beduinen begegnete, trieb vor Allen die Mediner zu unerhörten Anstrengungen. So gelang es die mächtigen Schaaren der Feinde erst aufzuhalten, dann allmählich selbst zurückzudrängen. Immer mehr geriethen sie ins Wanken; da, ihre sichere Niederlage vor Augen sehend, werfen sie sich in einen großen parkähnlichen Garten, an welchen ihr Heer sich gelehnt hatte, und dessen hohe, mit einem starken Thor versehene Mauer Schutz gegen den Ansturm der Muslime verspricht. Einen Augenblick sehen diese sich aufgehalten; da läßt sich ein tapferer Chasradschite, El-Bará Ibn Málik, neben dem Thore auf die Mauer heben, stürzt sich hinunter zwischen die Feinde und wirft das Thor auf. Nun strömen die Sieger unaufhaltsam herein und richten ein furchtbares Blutbad an. Moßeilima selbst starb hier, von dem Speere des Negers Wachschi getroffen, der einst am Ochod den Hamsa getödtet, jetzt aber längst seine gefürchtete Waffe gegen die Feinde des Glaubens richtete; mit dem „falschen Propheten" fielen die Ersten seines Volkes — den „Garten des Todes" heißt noch die späte Ueberlieferung den Ort, in welchem die unglücklichen Hanífa sich wie in einer Falle selbst gefangen hatten. Freilich hatten auch die Muslime schwere Verluste zu beklagen: allein von den Fluchtgenossen und Anßár waren fast 700 gefallen, darunter Omars Bruder Seid und eine große Anzahl von Anderen aus den ältesten Genossen des Propheten, den besten Kennern der Offenbarung.

War aber der Sieg theuer erkauft, er hatte die Entscheidung über das Schicksal nicht nur der Hanífa, vielmehr des arabischen Volkes überhaupt besiegelt. Die vom Stamme Moßeilimas übrig waren, hatten sich in ihre

1) Bestimmte Zahlen von einiger Verläßlichkeit liegen uns nicht vor; die, welche den Hanífa beigelegt werden (40,000, von denen 14,000 in der Schlacht gefallen sein sollen), sind arg übertrieben. Man wird vielleicht 4000 muslimische Streiter gegen etwa das Doppelte der Hanífa zu rechnen haben.

Burgen geworfen, und es gelang ihnen, sich durch Capitulation das Leben zu retten. Damit war auch dieses kräftige Volk dem Islám zurückgewonnen. Es ist wieder eine natürliche Folge des arabischen Particularismus, daß mit dem Augenblick, wo ein Stamm als solcher wieder zu den Muslimen sich rechnet, er ohne Hintergedanken seine Waffen gegen die Heiden zu richten beginnt, deren Sache eben noch die seine gewesen war. So hatten die Taijiten, nachdem sie drauf und dran gewesen, sich den Aßad unter Toleicha anzuschließen, schon bei Bosácha gegen dieselben gefochten, und so schwellte jeder weitere Erfolg die Heere der Sieger und beschränkte doppelt die Aussichten der Empörung, über deren Ende schon jetzt kein Zweifel sein konnte. Bereits vor der Schlacht am Garten des Todes hatte Íkrima unter den mehr dem Handel als dem Kriege ergebenen Leuten von Omán Fortschritte gemacht; er und Andere unterwarfen jetzt nach einander die Landschaften des Südens, während auch Bachrein, der Küstenstrich des persischen Meerbusens, endgiltig gewonnen ward. Dabei kam der nationale Gegensatz zwischen den zahlreich dort wohnenden Persern und den arabischen Stämmen zu Hilfe: die mächtigen Benu Bekr von Wáïl, seit Alters in Fehde mit den persischen Vasallen in Hira und Bachrein selbst (vgl. S. 22), verbanden sich jetzt nach einigen Zwischenfällen, unter dem Einflusse des geachteten Häuptlings Mothanna von dem Theilstamme der Scheibán, mit den muslimischen Truppen und liehen bei der Eroberung des Landes bis nahe der Euphratmündung hilfreiche Hand.

Endlich, gegen Ende 11 (Frühjahr 633), war denn auch die Zeit gekommen, wo der Anarchie in Jemen ein Ziel gesetzt werden konnte. Dem Íkrima, der von Osten her, Stamm für Stamm unterwerfend, auf Aden rückte, kam von Medina her Mohádschir mit einem neuen Heere entgegen. Die nationale Partei der Südaraber hatte die islámfreundlichen Perser (S. 172 f.) inzwischen gänzlich unterdrückt; kaum war das aber geglückt, als ihre Häupter auf gut arabisch selbst mit einander zu zanken begannen. Es waren besonders zwei: Keis, der Sohn des Abd Jagúth vom Stamme Murád, und Amr Ibn Má'adikárib von den Madhchidsch, die Beide schon früher unter Aswad eine Rolle gespielt. Vorzüglich der Letztere war ein Araber nach der Art der alten Wüstenläufer (S. 39), Räuberhauptmann und Dichter in einer Person, ein berühmter Haudegen und ebenso schlau wie von einer wahrhaft verblüffenden Unverschämtheit.[1]) Als der sah, daß die Geschichte bedenklich wurde, fiel er eines Tages über seinen gewesenen Freund und Bundesgenossen Keis her, nahm ihn gefangen und erschien mit ihm in Mohádschirs Lager, durch Auslieferung des Andern sich selbst auf alle Fälle zu retten. Mohádschir schickte die beiden würdigen Genossen in Fesseln zum Abu Bekr; der aber konnte, wie wir schon beim Ojeina sahen (S. 178),

---

1) Eine geradezu reizende Geschichte von ihm findet man in Rückerts Morgenländ. Sagen u. Gesch. (vgl. S. 40 Anm. 1) II, 17.

solche Leute gebrauchen und begnadigte sie, wofür sie denn auch gegen die Perser wacker mitgefochten haben. Aber man begreift, daß ein Widerstand, der von Aufrührern dieser Art geleitet wurde, den Heeren der Muslime gegenüber nicht von Dauer sein konnte; sowohl Jemen wie die Küste des Rothen Meeres überhaupt war bald von den zusammenhangslosen Banden gesäubert und die Ordnung überall hergestellt. Einen gefährlichen Aufstand gab es nur noch in Hadramaut, wohin die Benu Kinda, nachdem sie ihren Traum eines arabischen Großstaates ausgeträumt (S. 18f.), sich zurückgezogen hatten. Freie und stolze Männer, hatten sie dort zu einem der geachtetsten Stämme sich entwickelt; nun aber sollten sie durch die Treulosigkeit ihres eigenen Fürsten ein schreckliches Ende finden. Ihr Häuptling, El-Ásch'ath Ibn Keis, ein tüchtiger Krieger, aber einer der gemeinsten Verräther, die je die Sonne beschienen hat, war im J. 10 (631) unter denen gewesen, die sich dem Mohammed zur Huldigung gestellt hatten. Um ihn an die Sache des Islâms zu fesseln, hatte der Prophet ihm eine Schwester Abu Bekrs zur Frau gegeben, ihm indeß vorläufig nicht gestattet, sie nach Hadramaut mitzunehmen; er solle später wiederkommen, sie abzuholen. Als Mohammed starb, dachte der Kindite nicht daran, diese Verwandtschaft mit dem Nachfolger des Propheten ernst zu nehmen; im Gegentheil fiel er über die Muslime im Lande, welche seinen Stamm freilich beim Steuereinnehmen arg gedrückt hatten, her und brachte sie in schlimme Bedrängniß. Mit Mühe hielten sie sich, bis nun Mohádschir und Íkrima ihnen endlich zu Hilfe kamen. Da wandte sich das Blatt. Die Kinditen wurden geschlagen; Ásch'ath warf sich mit den Seinen in eine feste Burg. Als aber die Belagerung andauerte und er jede andere Hoffnung abgeschnitten sah, wurde er am eigenen Volke zum Verräther. Er ließ sich mit Íkrima in Verhandlungen ein: wenn ihm und neun Andern, die er aufschreiben werde, das Leben gesichert sei, wolle er die Burg übergeben. Mohádschir, der das Obercommando führte, ließ ihn die Liste bringen und drückte als Bestätigung sein Siegel darunter; aber in der Eile hatte Ásch'ath vergessen, den eigenen Namen mit hinzusetzen. Als nun die Muslime in die Burg eindrangen, tödteten sie, wie Abu Bekrs Erlaß (S. 176) vorgeschrieben, die überrumpelten Vertheidiger bis auf jene neun. Ásch'ath, dessen Namen auf der Liste nicht gefunden wurde, sollte nach dem gerechten Befehle Mohádschirs mit den Opfern seines Verrathes sterben; aber Íkrima bewog den Mitfeldherrn doch, die Entscheidung dem Abu Bekr zu überlassen. So wurde jener denn in Fesseln nach Medina gesandt. Dem Abu Bekr wäre es lieber gewesen, wenn man den ehrenwerthen Schwager einfach in Hadramaut geköpft hätte; nun aber war er da, spielte den reuigen Muslim und machte die Rechte des Ehebundes geltend, welchen der Bote Gottes selbst geschlossen. Es blieb dem alle Anordnungen Mohammeds grundsätzlich auf das Aengstlichste befolgenden Herrscher nichts übrig, als dem Verräther gründlich die Wahrheit zu sagen, dann aber ihn zu begnadigen. Man wird zu melancholischen Betrachtungen über den Weltlauf verleitet, wenn

man bedenkt, welches unerhörte Glück diesem Burschen aus der Falle geholfen, die er sich selbst gelegt, nur zu dem Zwecke, möchte man glauben, daß er, wie wir später sehen werden, am eigenen Schwiegersohn des Propheten sein Verrätherhandwerk in einer verhängnißvollen Stunde von neuem üben könnte.

Mit der Bezwingung der Kinditen endigt der erste Abschnitt der islamischen Geschichte: die Entstehung des neuen Glaubens und die Zusammenfassung sämmtlicher Stämme Arabiens zu religiöser und nationaler Einheit. Da es ausschließlich die Religion ist, welche diese Zusammenfassung bewirkt hat, da ebenso ausschließlich sie den Rechtstitel bildet, auf welchem die spätere Unterwerfung der halben Welt durch die Araber beruht, so ist und bleibt die Nationalität ihr untergeordnet, besteht der Patriotismus des Arabers in seiner Anhänglichkeit an den Islám. So kann von dem Augenblicke an, wo die gläubigen Nachfolger des Propheten seinem Gebote folgend die geeinte Volkskraft zur weiteren Ausbreitung des Glaubens gegen die fremden Nationen entfesseln, auch für die im Herzen ungläubig bleibenden Araber keine Rede mehr davon sein, nochmals vom Islám offen abzufallen, dem Islám, dessen Bekenntniß die arabischen Herren von ihren christlichen oder jüdischen Unterthanen schied — das Heidenthum hört ja mit der erfolgten Eroberung von selbst auf zu existiren. Die weltliche Gesinnung bleibt freilich noch bei der Mehrzahl und führt bald selbst zu erbitterten inneren Kämpfen; aber das officielle Bekenntniß wird davon nicht berührt und die inneren Kräfte der neuen Religion behalten freies Spiel, sich langsam wenn nicht alle, so doch die meisten der neuen Elemente zu assimiliren, welche das Schwert bis jetzt in Arabien, bald in allen Ländern vom atlantischen Ocean bis an den Indus dem Islám unterworfen hat. Es wird in dem Augenblicke, wo wir uns anschicken, diese Entwickelung des Mohammedanismus zur Weltreligion darzustellen, an der Zeit sein, in einem raschen Ueberblick über seine Glaubens- und Pflichtenlehre das nochmals zusammenzufassen und zu ergänzen, was wir in der Geschichte seines Entstehens nach den vielfach zufälligen Anlässen und Wendungen im Leben seines Stifters nur vereinzelt andeuten konnten. Wir greifen dabei insofern etwas vor, als das orthodoxe Lehrsystem in seiner abgerundeten Gestalt natürlich das Werk von Jahrhunderten theologischer Arbeit ist, sind aber zu solchem Vorgreifen dadurch berechtigt, daß wohl keine Dogmatik die von der Ueberlieferung gegebenen Grundzüge des Glaubens in so folgerichtiger Weise durchgeführt und weitergebildet hat, als die mohammedanische.

Freilich ist es nicht das Bekenntniß aller islamischen Völker, welches in dieser Dogmatik sich darstellt. Seit dem Riß, welcher schon im Jahre 40 d. H. (661) die mohammedanische Welt in die zwei mehr und mehr auseinanderfallenden Hälften der Ssunniten und Schiiten getheilt hat, giebt es kein einheitliches Lehrsystem mehr. Aeußerlich wird der Unterschied beider

dadurch bezeichnet, daß sich die Schiiten weigern, die meisten jener Aussprüche des Propheten als echt und bindend anzuerkennen, welche nicht im Korân, sondern nur in der Ssunna,[1] der mündlichen Ueberlieferung, erhalten sind, und deren sich die Rechtgläubigen bedienen mußten, um die richtige Erklärung des heiligen Buches sicher zu stellen und die zahlreichen Lücken auszufüllen, welche sich in einer Glaubenslehre, die man aus den Sätzen des Koráns allein herzustellen unternommen hätte, bei dem zufälligen Charakter der einzelnen Offenbarungen nothwendig finden mußten. Ist diese Ueberlieferung nun in der That zwar im Wesentlichen, nicht aber überall glaubwürdig, so wurde sie doch von den Schiiten nicht etwa aus einem gesteigerten Wahrheitsbedürfniß oder den Grundsätzen kritischer Forschung, sondern nur deswegen verworfen, weil sie zu den Umdeutungen des Schriftwortes nicht paßte, welche der Secte das Mittel zur Einführung von allerhand fremden Elementen in den Islám bieten mußten. Diese fremden Elemente, vor allen die mystischen und pantheistischen Ideen, welche den Persern im Blute lagen und dem indogermanischen Volke den semitischen Islám Anfangs so unschmackhaft erscheinen ließen, sind der eigentlich treibende Grund für die Religionsspaltung gewesen und bilden geradezu den Kern des Schiitismus, der vom orthodox mohammedanischen Standpunkt aus in der That als eine dem ursprünglichen Sinne der islamischen Glaubenslehre fremde Ketzerei zu gelten hat. Wir sind darum nicht nur berechtigt, sondern verpflichtet, uns im Folgenden ausschließlich an die ssunnitische Dogmatik zu halten; von den Schiiten wird später ausführlicher zu handeln sein.

Wir kennen bereits die bis zur Nüchternheit einfachen Glaubenssätze, welche auf den ersten Anblick den eigentlichen Kern des Isláms darstellen. „Kein Gott außer GOtt und Mohammed der Bote GOttes“ — dazu kommt als drittes nur noch die Auferstehung und das jüngste Gericht. Originell erscheint davon eigentlich nur die Behauptung, daß Mohammed der Bote Gottes sei. Aber der mohammedanische Gott und die mohammedanische Auferstehung sind schließlich doch auch etwas Anderes, als Christen oder Juden sich darunter vorzustellen pflegen.

Was zunächst den Gottesbegriff angeht, so habe ich bereits früher betont, daß Mohammed seiner ganzen Geistesanlage, seinen Lebensschicksalen und schließlich auch seinen moralischen Schwächen zufolge Gott wohl als den über alle irdischen Begriffe erhabenen, ewigen, allmächtigen Schöpfer der Welt, den „Herrscher am Tage des Gerichtes“, nicht aber als den Heiligen und Gerechten erkannt hat. Auch die Dogmatik anderer Religionen verschmäht es, für ihre Sätze und die Pflichtgebote ihrer Ethik andere Gründe anzuführen als die göttliche Offenbarung; aber jede bemüht sich doch sonst, den Willen

1) Vgl. unten S. 189.

Gottes gleichzeitig als den Inbegriff alles dessen zu erweisen, was der Mensch sich nur als gerecht und heilig, ja als gütig und liebevoll vorzustellen vermag. Der Gott des Korâns straft den Unglauben ohne alles Erbarmen, ja mit wirklicher Genugthuung, wie der rachsüchtige Araber eine persönliche Beleidigung ahndet; und er giebt seine Verordnungen, nicht weil sie heilig und gerecht sind, sondern weil es ihm so gefällt. Selbst die spätere Schultheologie, so achtungswerthen Scharfsinn sie in der Gestaltung des Lehrsystems entwickelt, erlahmt vor der Aufgabe, ein Princip in den Ausdrücken des göttlichen Willens zu finden, welche von den höchsten Anforderungen an die Aufopferungsfähigkeit seiner Gläubigen bis herunter zur Beschönigung des Kämpfens im heiligen Monat und der Ordnung des jeweilig letzten Haremsskandales des Propheten reichen und in ihrer widerspruchsvollen Ungleichheit und ihrer Confusion der Begriffe keine Rechtfertigung haben als die eines tyrannischen Absolutismus: car tel est notre plaisir. Der starre persönliche Gottesbegriff des späteren Judenthums wird hier bei weitem überboten; kein Wunder, daß noch heute der Muslim zu seinem Gotte kein rechtes Herz fassen kann. Er vermag in ihm nicht den himmlischen Vater zu lieben, nur den strengen Herrn zu fürchten, dessen augenblickliche Launen Niemand vorhersehen noch vermeiden kann. Bei aller Furchtbarkeit hatte der Gott des Korâns doch wenigstens für seinen Propheten milde und tröstende Worte gehabt: der Gott der späteren Dogmatik ist auch seinen Gläubigen gegenüber ein Tyrann, ein rechter Arabergott, welchen aus seiner Schrift herauszulesen das harte Volk nur zu leicht Veranlassung nahm. Ihm gegenüber bezeichnet sich der Mensch folgerichtig als „der Sklave" und nichts weiter; und solcher Stellung entspricht es ganz natürlich, daß auch die Fähigkeit des Menschen, Gottes Barmherzigkeit zu erlangen, durchaus in das Belieben des Herrn gestellt erscheint. Wir kennen die Gründe (S. 71), welche schon den Propheten annehmen ließen, Gott selbst habe von Ewigkeit her bestimmt, wer von den Menschen zum Glauben und zur Seligkeit gelangen, wer im Unglauben verstockt bleiben und die ewige Verdammniß ernten solle; es ist auch bereits angedeutet worden, daß Mohammed bei der Unbestimmtheit seiner Begriffe hierüber nicht zu voller Klarheit gekommen ist. So finden sich neben Aeußerungen, die auf eine absolute Gnadenwahl hinweisen, im Korân doch auch Stellen, aus welchen sich auf den freien Willen des Menschen schließen läßt; da ist es denn nicht zu verwundern, daß im Laufe der Ausbildung des theologischen Systems gerade an diesem Punkte Zweifel und Meinungsverschiedenheiten laut geworden sind. Im Allgemeinen überwog in den ersten Jahrhunderten in den mehr weltlich gesinnten Kreisen wie unter den mit griechischen und persischen Ideen in Berührung kommenden Gebildeten die freiere Anschauung; als aber unter den späteren Abbassiden das Araberthum durch eben jene fremden Elemente auch äußerlich in seiner Existenz sich bedroht zu fühlen anfing, bekam eine strengere Richtung das Uebergewicht, welche mit der Härte des Gottesbegriffes Ernst zu machen und dementsprechend auch das

Dogma der Vorausbestimmung des Menschen zum Glauben oder Unglauben, zum Heil oder zum Verderben in voller Schroffheit hinzustellen anfing. In der rein verstandesmäßigen Art, welche der Semite wissenschaftlichen Fragen entgegenzubringen pflegt, und der zufolge Araber wie Juden beispielsweise in der Mathematik so Großes geleistet haben, liegt es begründet, daß sich diese Lehre der absoluten Prädestination rasch zu jenem Fatalismus weiterentwickelt hat, der seitdem einen der bekanntesten und wesentlichsten Grundzüge der mohammedanischen Weltanschauung bildet, ja den islamischen Völkern geradezu in Fleisch und Blut übergegangen ist.[1]) Diese Entwicklung ist dadurch beschleunigt worden, daß nach Abnutzung des arabischen Volksthumes die Geschicke des Mohammedanismus von den Türken bestimmt worden sind, zu deren Vorzügen geistige Regsamkeit nicht gehört, welchen also die Klarheit und Einfachheit der fatalistischen Lehre besonders zusagen mußte; und seitdem dann über die meisten Länder des Orients der Mongolensturm hingebraust ist, überall physisches und geistiges Leben verwüstend und ertödtend, ist fast durchgängig der an sich mit energischem Handeln sehr verträgliche Fatalismus zu jener trägen Unthätigkeit entartet, welche uns heutzutage die Zukunft insbesondere der Türkei so gut wie hoffnungslos erscheinen läßt.

Die Unklarheit des koránischen Gottesbegriffes hat noch an einer anderen Stelle zu Streitigkeiten unter den Theologen geführt. Als Mohammed (schwerlich schon zu Anfang seiner prophetischen Thätigkeit) mit dem christlichen Dogma der Dreieinigkeit bekannt wurde, empfing er davon den Eindruck des Tritheismus; es entspricht ganz der eben berührten Art des semitischen Geistes, daß er nicht einsah, warum gerade in der Dogmatik das Einmaleins nicht gelten sollte. Dem gegenüber hat er dann aufs Stärkste betont, daß es nur einen Gott gebe — „Sprich: Es ist GOtt einer, der ewige Gott; er hat nicht gezeugt und ist nicht gezeugt und nicht ist seines Gleichen einer" (Sure 112); und gerade durch solche Hervorhebung des „nicht ist seines Gleichen einer" ist der Gedanke der absoluten Erhabenheit, der unnahbaren Entfernung, fast möchte man sagen Entfremdung Gottes von allem Menschlichen noch gesteigert worden, den wir schon in dem Verhältnisse des Herrn zum Sklaven ausgedrückt fanden. Nun war aber Mohammed in abstractem Denken nicht geübt genug, um sich das rein geistige Wesen Gottes anders als zu dem Bilde eines Menschen vergröbert vorstellen zu können. So ist denn im Korán von Gottes Händen und Angesicht die Rede; Mose bittet den Herrn „Laß mich sehen, daß ich dich anschaue" — und dergleichen mehr, womit ja der Prophet übrigens der bildlichen Ausdrucksweise der Schriften Alten

1) Die geläufige Vorstellung ist bekanntlich, daß die Schicksale jedes Menschen von Ewigkeit her ihm zugetheilt und im Himmel aufgeschrieben sind. Daher spricht der Türke noch heute von seinem Kismet („Zugetheiltes", „Loos"), begegnet der Araber einem Unglücksfalle mit stoischem mukaddar „[es war so] vorherbestimmt" oder mektúb „[es stand] geschrieben".

und Neuen Testamentes gewissermaßen folgte, obwohl man nicht zweifeln kann, daß er stark anthropomorphistischen Vorstellungen in der That gehuldigt hat. Andererseits konnte er es auch nicht lassen, zur eindrucksvollen Bezeichnung gerade der Erhabenheit, Ewigkeit und Allmacht des Höchsten immer nach neuen Bezeichnungen zu suchen, daher er denn Gottes Wesen durch eine große Anzahl von Eigenschaftswörtern, wie mächtig, weise, vergebungsreich, allwissend u. dergl. zu beschreiben unternimmt. Den inneren Widerspruch, welcher zwischen beiden Anschauungsweisen stattfindet, übersahen die folgerichtiger denkenden Theologen nicht; es lag im Wesen der Dinge, daß die Freisinnigen alle die Aeußerungen, welche Gott menschliche Eigenschaften beizulegen schienen, bildlich verstanden oder so gut es gehen wollte wegzuerklären versuchten, die Orthodoxen der hierbei unzweifelhaft oft genug unterlaufenden Verflüchtigung des Schriftsinnes entgegentraten und Alles möglichst wörtlich verstanden wissen wollten. Dabei kamen die Ersteren von selbst dazu, das Ansehen des Korâns herabzudrücken, die Anderen, es zu übertreiben, Beide aber in diesem Streite „über die Eigenschaften Gottes" sich unmaßen zu erhitzen. Besonders die Rechtgläubigen hatten freilich einigen Grund dazu: man kann nicht leugnen, daß ihren Gegnern bei der Leugnung aller göttlichen Eigenschaften, zu welcher sie allmählich getrieben wurden — z. B. auch solcher wie Weisheit, Gerechtigkeit u. dergl. —, allmählich jeder bestimmtere Inhalt des Gottesbegriffes abhanden kam und sie in den Pantheismus hineinzusteuern drohten. Als dann schließlich auch hier die Orthodoxie das Uebergewicht bekam, vermochte sie den Widerspruch, aus welchem der ganze Streit hervorgegangen war, doch nicht wirklich auszugleichen — sollte der Gottesbegriff nicht vermenschlicht werden, so mußte man die „Eigenschaften", die nun einmal nicht geleugnet werden durften, möglichst dem menschlichen Verständniß entrücken, also am Ende auch zu leeren Worten machen: denn wenn Gott gerecht ist, aber in einer Weise, wie sie der Mensch sich nicht vorzustellen vermag, so bleibt für den Sklaven eben wieder nur der Herr übrig, nach dessen Wesen jener nicht zu fragen, dessen Befehle er mit Zittern abzuwarten, mit pünktlichem, mechanischem Gehorsam auszuführen, dem er sein ganzes Sein in rückhalts- und willenloser Hingabe (islâm S. 66) anheimzustellen hat.

Zwei Vorzüge sind der mohammedanischen Anschauung vom Wesen Gottes nicht abzusprechen. Einmal ist sie, wenn fast durchweg negativer Art, gerade deswegen so einfach, wie die keiner anderen Religion; das erklärt die Siege, welche der Islâm nicht blos äußerlich durch das Schwert seiner Bekenner, sondern vielfach auch über die Herzen der ihm Unterworfenen davongetragen hat, ja bei ungebildeten Völkern noch jetzt in weit höherem Grade davonträgt, als beispielsweise das Christenthum. Zweitens verleiht der Fatalismus, die Ueberzeugung, daß Niemand etwas begegnen kann, was nicht von Ewigkeit festgesetzt ist, Niemand dem, was für ihn geschrieben steht, zu entgehen oder an seinem Schicksal das Geringste zu ändern vermag, dazu das Bewußtsein, als Muslim weit über der Masse der Ungläubigen zu stehen, deren scheinbar

herrlichste irdische Erfolge sie doch nur ins Höllenfeuer zu führen bestimmt sind — verleiht dieser Fatalismus dem Mohammedaner jene Würde in jeder Lebenslage, jene ruhige Fassung im Unglück, die einstimmig von Allen anerkannt wird, welche längere Zeit mit den Bekennern des Islâms gelebt haben. In dieser Beziehung verdient der Islâm in der That eine Religion für Männer zu heißen.

Das zweite Dogma, die Prophetie, erfordert keine langen Auseinandersetzungen. Mohammed hat den Sündenfall aus dem Alten Testament übernommen: die Menschen, so lehrt er weiter, vor den Folgen der allgemeinen Sündhaftigkeit zu warnen, sie zur Abwendung von allem Bösen, insbesondere aber vom Götzendienst, und zur Rückkehr zum reinen Monotheismus zu mahnen, hat Gott jedem Volke zu bestimmten Zeiten Propheten gesandt, welchen er durch den Engel Gabriel seinen Willen kund giebt, seine Offenbarungen inspirirt. Diese Offenbarungen stellen sich in den heiligen Schriften dar, welche z. B. den Juden und den Christen in Thorah, Psalter und Evangelium zu Theil geworden sind. Der vorletzte Prophet ist Jesus; er wie seine Vorgänger haben das Kommen des Mohammed vorhergesagt, nach welchem kein Prophet mehr erscheinen wird. Mohammed ist zunächst zu den Arabern, aber mit der Bestimmung entsandt, daß seine Wiederherstellung der von den Juden und Christen verfälschten reinen, alten Lehre, der Religion Abrahams, wie sie mit Vorliebe genannt wird, allgemeine Geltung erhalte, der Islâm also über die ganze Welt ausgedehnt werde. Mohammed ist an sich nur ein Mensch, wie alle Anderen,[1]) wie auch Jesus gewesen ist; aber er ist zum Träger der letzten und endgiltigen Offenbarung ausersehen, welche Gott durch ihn im Korân niedergelegt hat. Insofern dieser den Sinn der früheren Offenbarungen herstellt und sie den veränderten Zeitbedürfnissen entsprechend ergänzt, ist er für sich allein die absolute Offenbarung, das ausschließlich giltige göttliche Gesetz, dessen pünktliche Erfüllung die oberste Pflicht jedes Gläubigen ausmacht. Es ist eine natürliche Folge der Zuspitzung des Begriffes von Gottes Allmacht auf die allgemeine Vorherbestimmung, daß die orthodoxe Richtung den Korân allmählich für ungeschaffen und von Ewigkeit her bei Gott vorhanden erklärte, wogegen die

1) Dies wird im Korân wiederholt kräftig hervorgehoben, und ebenso wissen wir, daß er selbst für sich weder Sündlosigkeit noch etwa übernatürliche Eigenschaften, wie die eines Wunderthäters, in Anspruch nahm. Es ist aber in der Werthschätzung seines Werkes naturgemäß begründet, daß auch die Stellung seiner Person je länger je mehr übertrieben wird. Schon hundertfünfzig Jahre nach seinem Tode weiß die Tradition unzählige Wunder von ihm zu berichten — Beispiele von der Art dieser Mythenbildung habe ich oben S. 45 und 85 f. gegeben — und wenn auch die spätere Dogmatik dem Wortlaute des Korâns gegenüber theoretisch seine Sündlosigkeit nicht wohl behaupten kann, so kommen die Lobsprüche, welche ihm als „der vorzüglichsten der Creaturen“ gespendet werden, doch ziemlich auf etwas Aehnliches hinaus. Jedenfalls wird heutzutage kein rechtgläubiger Muslim wagen, seine Wunderthätigkeit und an Sündlosigkeit grenzende moralische Vortrefflichkeit in Zweifel zu ziehen.

Freisinnigen am Geschaffensein auch des göttlichen Wortes festhielten. Da aber in jedem Falle sämmtliche Lehren und Verordnungen des Korâns directe Ausflüsse der Offenbarung darstellen, so bilden auch diejenigen Bestimmungen, welche sich auf das bürgerliche und staatliche Leben beziehen, Theile des Religionsgesetzes und sind als solche unveränderlich (vgl. S. 166 f).

Während nun der Wortlaut des Korâns, wie wir ihn noch heute besitzen, auch für die moderne Kritik in allem Wesentlichen als authentisch gelten muß, ist das Verständniß desselben nicht in gleicher Weise von vorn herein gesichert. Vieles ist an sich dunkel oder vieldeutig, noch zahlreichere Stellen erhalten ihre Bedeutung erst durch die geschichtliche Veranlassung, bei welcher sie geoffenbart wurden. Allen diesen Schwierigkeiten begegnet die mohammedanische Theologie dadurch, daß sie mit größter Sorgfalt alle Berichte über Aeußerungen und Handlungen des Propheten gesammelt hat, welche von Augen- und Ohrenzeugen ausgegangen und, die ersten hundert Jahre ausschließlich mündlich, weiter überliefert sind. Wir erfahren aus diesen Erzählungen, wie der Prophet selbst diese oder jene Stelle des Korâns verstanden wissen wollte, auf welche Ereignisse und Personen die einzelnen Stücke sich beziehen, zu welcher Zeit sie offenbart worden sind. Daneben aber hat diese Ueberlieferung uns eine große Menge von Lehren und Verordnungen Mohammeds erhalten, die er selbst nicht als directe göttliche Offenbarung, sondern nur in seiner Eigenschaft als Leiter der Gemeinde hat ergehen lassen, die aber seinen ersten, überall auf das Genaueste seinem Beispiele nachtrachtenden Anhängern die willkommene Grundlage zur Ergänzung der korânischen Gesetzgebung in solchen Fällen gegeben haben, wo im Schriftworte selbst ein besonderer Fall nicht vorgesehen war. Diese Tradition, die Ssunna (S. 184), bildet somit die nothwendige Erklärung und die Anwendung des göttlichen Wortes auf die Dinge des täglichen Lebens und ist nächst jenem die Hauptquelle, aus welcher Theologen und Juristen — und die Thätigkeit beider fällt nach dem oben Gesagten im Islâm so gut wie vollständig zusammen — die Elemente zu ihren Lehrsystemen schöpfen. Die besonders infolge des langen Festhaltens an der mündlichen Ueberlieferung überaus zahlreichen Fälschungen von dem echten Kerne der Tradition zu scheiden ist die Aufgabe der Traditionsforschung, welche hiernach einen der ersten Plätze in dem Systeme der mohammedanischen Wissenschaften einnimmt.[1])

Mit jener besonderen Vorliebe für Dinge, die man weder überhaupt noch aus den Offenbarungsquellen wissen kann, welche das Kennzeichen einer

---

1) Freilich stimmen ihre Regeln mit denen unserer historischen Kritik wenig überein, so daß wir uns nicht wundern dürfen, wenn ganz unglaubliche Geschichten, Wundererzählungen, tendenziöse Entstellungen der Thatsachen in jedem Augenblicke unterlaufen; aber daneben findet sich auch eine Fülle werthvollen Materials, das von der Spreu zu sondern in den meisten Fällen für die abendländische Wissenschaft keine unlösbare Aufgabe darstellt.

gewissen Richtung der scholastischen Theologie auch bei uns bildet, verweilt die mohammedanische Dogmatik bei der Lehre von den letzten Dingen, dem dritten Glaubenssatze des Islâms. „Der Mensch ist Gottes und muß zu ihm zurückkehren" ist dieses Satzes einfachste Form; doch hat allerdings der Korân selbst hier bereits mancherlei ziemlich ins Einzelne gehenden Vorstellungen vielfach recht grobsinnlicher Art Worte geliehen. Für die Menschen ist die jenseitige Welt unsichtbar, in welcher Gott und die Engel thronen; aber ihre Wirklichkeit wird in grauenvoller Weise ihren Leugnern klar, wenn am jüngsten Tage die Posaune die Schläfer aus ihren Gräbern ruft, wenn sie in unabsehbaren Reihen vor Gottes Thron erscheinen, wenn die Wage sichtbar wird, auf welcher jedes Menschen Thaten abgewogen werden, wenn seine beiden Schreiberengel das Buch herzubringen, in welches sie das Soll und Haben des Sünders eingetragen haben. Es führt eine Brücke (ssirât) über den Höllengrund hinan zum Paradiese, schmaler als ein Zwirnsfaden und schärfer als die Schneide eines Schwertes; über die müssen die Seelen hinweg, und je nach dem Urtheile, welches der Höchste über sie gefällt hat, sieht der Erlöste sich im Augenblick auf der andern Seite, während die Verdammten hinunter in die Hölle fallen, ewig darin zu bleiben. Die Freuden des Paradieses werden bekanntlich mit großer Breite geschildert: hier ist der auf Erden verbotene Wein gestattet, warten die schönsten Jünglinge den in schattigen Lauben an Strömen lebendigen Wassers gelagerten Gläubigen auf, harren ihrer als Gemahlinnen die schlanken „Großaugen"[1]) — woneben aber doch für weniger materielle Naturen auch das „Sehen des Antlitzes Gottes" als höchstes Ziel der Glückseligkeit verheißen wird. Sehr übel geht es natürlich den Verdammten in der Hölle: sie leiden unter Flammenpein oder furchtbarer Kälte, ihre Nahrung besteht aus ekeln und giftigen Stoffen, und Höllenwächter verhindern jedes Entrinnen. Alle diese Vorstellungen sind nun von den Späteren ins Maßlose übertrieben und ausgeschmückt worden; wir haben ganze Bücher, die nichts enthalten als eine ausführliche Schilderung alles dessen, was am jüngsten Tage vor sich gehen wird. Es ist aber nicht die mythenbildende Kraft des Volksgeistes, sondern die lendenlahme Phantasie der Gelehrten, welche sich hier in geschmacklosen Erfindungen breit macht; so lohnt es nicht uns dabei aufzuhalten. Nur eines Zuges will ich Erwähnung thun, der allgemein in den Glauben der Menge übergegangen ist: daß schon hienieden nach dem Begräbnisse auf kurze Zeit die Seele in den Körper zurückkehrt, um von den beiden Engeln Nakîr und Munkar[2]) nach ihren

1) Die sogen. „Huris", über welchen Namen zu vgl. S. 65 Anm. 2. — Uebrigens haben, einem verbreiteten Vorurtheil entgegen, auch die gläubigen Weiber Antheil an der Seligkeit, und wenngleich den männlichen Bewohnern des Paradieses die Wahl ihrer weiblichen Genossinnen freisteht, so wird doch in sie das Vertrauen gesetzt, daß sie ihr gläubiges Ehegemahl auch im Jenseits gern zu sich nehmen werden.
2) Beide Namen sind ursprünglich Eigenschaftswörter, welche eine Person oder Sache als peinlich und widerwärtig bezeichnen.

irdischen Thaten ausgefragt und, falls sie Böses verschuldet hatte, durch Peinigung des Körpers vorweg gestraft zu werden.

Die Anforderungen, welche an die Seelen beim jüngsten Gerichte selbst gestellt werden, sind vollkommen bestimmt nur nach der negativen Seite: kein Ungläubiger darf jemals hoffen dem Höllenfeuer zu entgehen. Dagegen sichert das Bekenntniß zum Islâm allein nur den Märtyrern, welche „auf dem Wege Gottes“ im heiligen Kriege fallen oder sonstwie, während sie fest im Glauben waren, unversehens oder unschuldig umkommen, ohne Weiteres den Eintritt ins Paradies; die andern müssen doch eine Anzahl guter Werke, insbesondere aber die Fürbitte des Propheten selbst für sich haben, um für ihre Sünden das nöthige Gegengewicht auf der Wage zu erlangen. Hier haben die Theologen eine ganze Anzahl von Beispielen aufgestellt, aus denen schließlich meist wieder nur hervorgeht, daß die Sache unsicher ist, und Alles auf die Barmherzigkeit Gottes ankommt. Immerhin kann der Muslim dessen gewiß sein, daß mit dem Glaubensbekenntniß die Hauptsache gethan ist, und daß er, wenn sein Conto nicht allzuschwer belastet gefunden wird, hoffen darf, dem „Bankerott“ — wie Mohammed als alter mekkanischer Kaufmann den Zusammenbruch alles irdischen Unrechts beim jüngsten Gericht genannt hat — im Jenseits zu entgehen.

Ebensowenig als im späteren Judenthume stehen in der Anschauung des Koráns die religiösen Pflichten mit den eigentlichen Glaubenslehren in einem innern Zusammenhange, und gleich sehr wie in jenem tragen sie alle den Charakter äußerlicher Gesetzlichkeit. „Was befohlen ist, wird ausgeführt“ heißt es im Islâm wie bei unserm Militär. Ob dabei das Befohlene eine Verpflichtung von hohem moralischen Werthe ist, wie etwa das Gebot der Ehrlichkeit gegen andere Leute, oder eine rein ceremonielle Vorschrift, wie die Nothwendigkeit der Waschung vor dem Beginn des Gebetes, ist ganz gleichgiltig. Man ist ehrlich, wie man sich wäscht, weil es so im Korán steht und man die Folgen des Ungehorsams am jüngsten Tage schwer würde zu bereuen haben. Insofern dieser Standpunkt der Gesetzlichkeit mit der Anschauung von Gott als dem willkürlich gebietenden Herrn übereinstimmt, ist freilich ein Zusammenhang vorhanden, aber doch nur ein formaler: aus dem Quell der religiösen Seelenstimmung als solcher fließt beim Muslim, wenigstens der Theorie nach, keine Handlung von direct sittlichem Werthe, dieser kommt nur der etwa dabei waltenden Absicht des Gehorsams gegen die Befehle Gottes zu. Daß auch bei den Muslimen, und nicht weniger als in anderen Bekenntnissen, es von Natur und Gesinnung gute Menschen giebt, die recht handeln wie die Tanne grade wächst, ändert natürlich an dem theologischen System nichts, ja das letztere ist doch schon überall so in die Anschauung des Volkes übergegangen, daß es z. B. nicht zu viele Mohammedaner geben dürfte, die sich, mögen sie gegen ihre Glaubensgenossen die ehrlichsten Leute sein, ein Gewissen daraus machen würden, einen Ungläubigen zu betrügen. Man möge sich daher nicht wundern, wenn in dem nun folgenden Ueberblick über

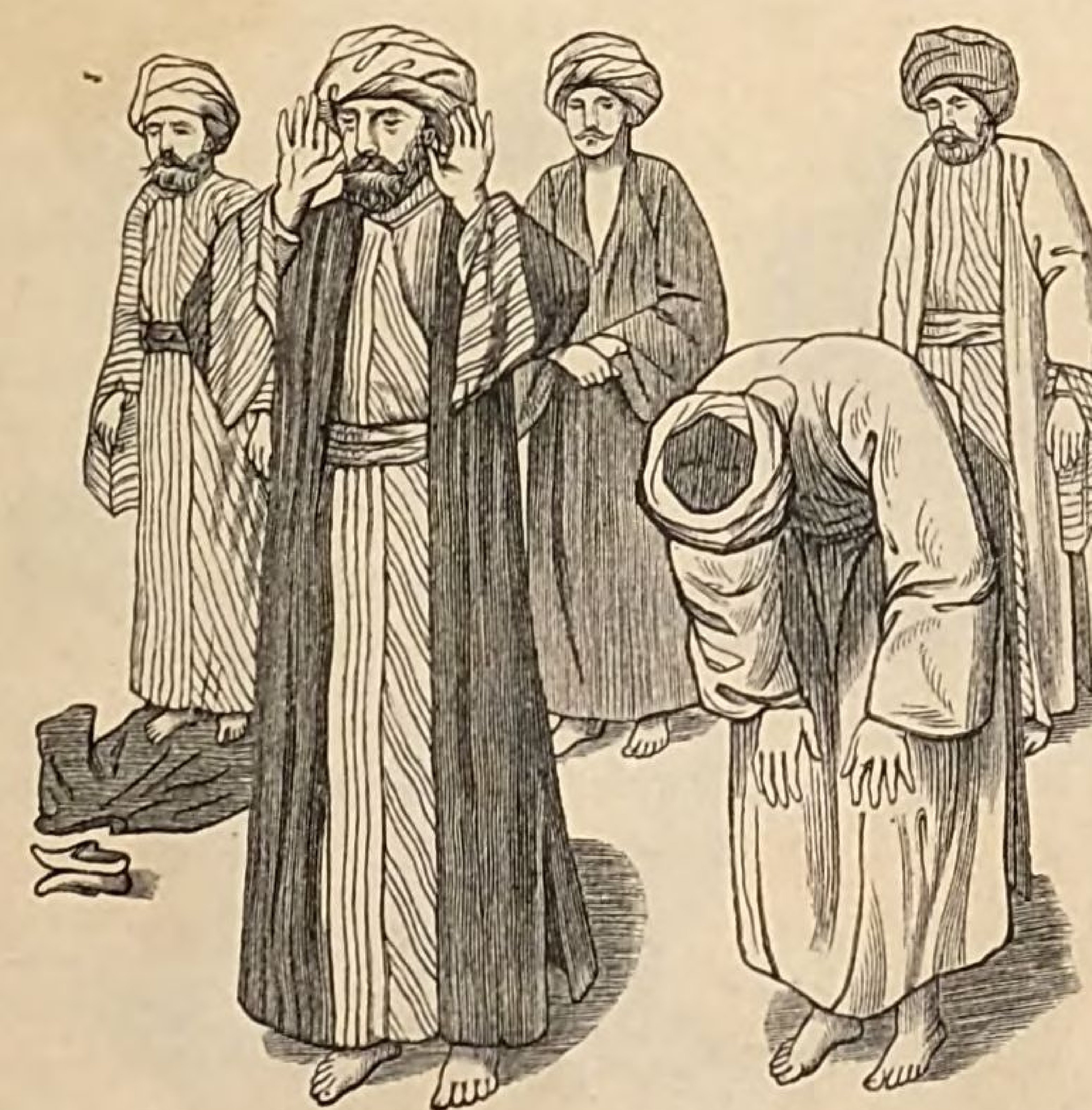
die Pflichtenlehre des Islâms recht verschiedenartige und für uns ungleichwerthige Dinge zusammengeworfen erscheinen: es ist charakteristisch für den Islâm, daß grade die Gebote, welche als die unverbrüchlichsten gelten, die fünf kanonischen „Pfeiler der Religion", ausschließlich das Ritualgesetz und die Steuerverordnungen umfassen.

Als erste kanonische Pflicht der Gläubigen gilt die Reinigung. Sie besteht in Waschungen, welche zur Vorbereitung auf das Gebet und die sonstigen religiösen Handlungen, dann aber auch zur Aufhebung von Befleckungen und Berührungen dienen, durch welche der Mensch, um einen auf das jüdische Ritual bezüglichen Ausdruck zu gebrauchen, levitisch unrein wird. Solche erfolgen durch die natürlichen Entleerungen des Körpers und die Berührung von Dingen, welche das Gesetz für unrein erklärt, z. B. Wein, Aas oder der Person eines Ungläubigen. Wie eigentlich alle Ceremonien des Islâms haben diese Waschungen die symbolische Bedeutung nicht mehr, welche ihnen in anderen Religionen (vgl. S. 100) inne gewohnt hat; sie dienen einfach dazu, den Menschen so herzustellen, wie ihn Gott haben will, wenn er mit ihm in Verbindung treten soll. Es giebt zwei Arten von Waschungen: die gewöhnliche, kleinere, bei welcher das Gesicht und die Hände bis an die Ellenbogen, die Füße bis an die Knöchel gewaschen werden, und die nach kleineren Befleckungen, vor jedem Gebet und des Morgens beim Aufstehen vorzunehmen ist, und die größere, welcher der ganze Körper in gewissen Fällen unterzogen werden muß, z. B. der einer Frau, die ein Kind geboren hat, der eines Verstorbenen vor dem Begräbniß u. s. w. — Ist kein Wasser zu beschaffen, so kann die Reinigung auch in einer Abreibung mit Sand bestehen.

Die zweite und vornehmste, auch der Zeit nach vor allen anderen vom Propheten verordnete kanonische Pflicht ist das Gebet. Es kann nach dem Bisherigen nicht Wunder nehmen, daß nicht die vertrauliche, obwohl ehrfurchtsvolle Rede des gläubigen Menschen zu seinem himmlischen Vater, sondern die scheue Bewunderung der unfaßbaren göttlichen Majestät, die zitternde Verehrung des strengen Herrn Himmels und der Erden den Inhalt des muslimischen Gebetes bildet. Und da es dem Menschen nicht gestattet werden kann, etwa mit unpassenden Worten oder Geberden dem Höchsten gegenüberzutreten, so besteht das Gebet aus einer Reihe von durchaus feststehenden Formeln, unter gelegentlicher Einfügung von Ssuren des Korâns, die in ebenfalls ganz bestimmten, regelmäßig wechselnden Stellungen des Körpers hergesagt werden. Das Ganze dieser Formeln und Stellungen heißt eine Tour (rék'a), und jedes Gebet muß zum Mindesten aus zwei Rék'as bestehen. Dem Werke[1]) eines berühmten Orientalisten, der selbst lange im Orient gelebt hat, entnehme ich die bildliche Darstellung zweier Rék'as, indem ich zu jeder durch die entsprechende Ziffer angezeigten Stellung die zugehörigen Worte angebe; ich erinnere dabei, daß der Betende mit dem Gesicht die Richtung

1) E. W. Lane, An Account of the Manners and Customs of the Modern Egyptians 5th Ed. 2 voll. London 1871. Vol. I, p. 95.

(kibla, S. 104) nach Mekka einzuhalten hat, welche man im Zweifelsfalle durch einen Blick auf einen zu diesem Zwecke angefertigten kleinen Taschenkompaß festzustellen pflegt. 1. Der Betende sagt, innerlich und unhörbar, daß er in so und so viel Rek'as das und das (Morgen-, Abend- u. s. w.) Gebet zu leisten beabsichtigt — 2. „Gott ist groß"[1]) — 3. die erste Ssure des Koráns[2]); danach eine weitere geringen Umfangs, gewöhnlich die 112. (S. 186), oder ein paar Verse aus einer anderen, dann „Gott ist groß" — unter gleichzeitigem Uebergang zu 4. „[Ich bekenne] die Vollkommenheit meines Herrn, des Großen" (3 Mal), „Gott wolle hören, der ihn preist. Unser Herr, der Preis ist Dein" —

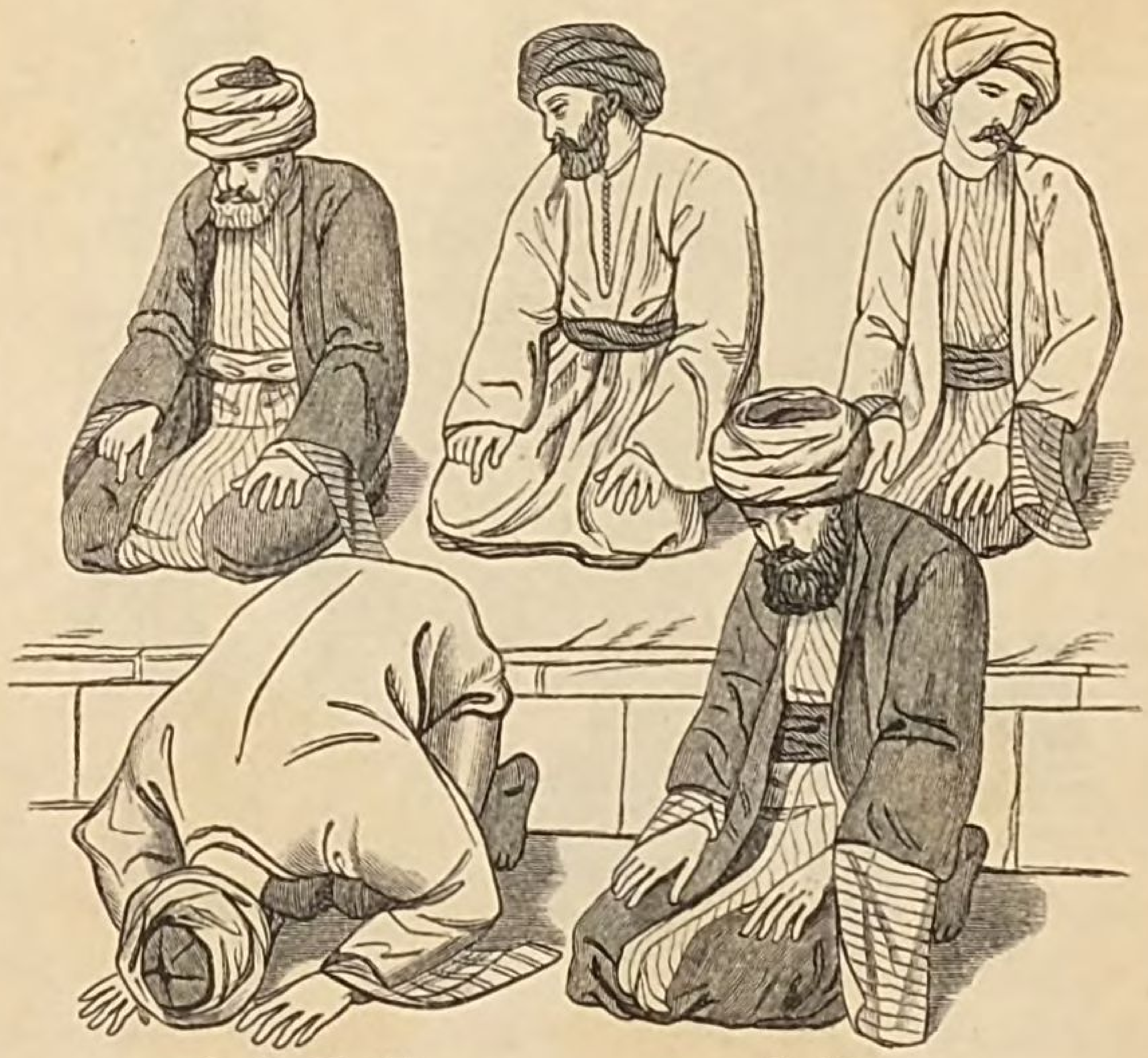


Posituren des Gebetes.

5. „Gott ist groß" (auf die Knie sinkend:) „Gott ist groß" — 6. „die Vollkommenheit meines Herrn, des Allerhöchsten" (3 Mal) — 7. „Gott ist groß"

1) Allâhu ákbaru, der auch als Kriegsgeschrei bekannte Ausruf, der genauer mit „Gott ist der größte", nämlich das größte aller existirenden Wesen, wiederzugeben ist.
2) Die man nicht unpassend „das Vaterunser der Mohammedaner" genannt hat. Sie lautet: „Im Namen Gottes, des barmherzigen Erbarmers. Der Preis ist Gottes, des Herrn der Welten, des barmherzigen Erbarmers, des Herrschers am Tage des Gerichtes. Dich beten wir an und von Dir erflehen wir Hilfe. Führe uns auf dem graden Pfade, dem Pfade Jener, welchen du Gnade schenkst, denen du nicht zürnst und die nicht in der Irre wandeln. Amen." — Ich bemerke dazu, daß es für den Mohammedaner eine Blasphemie wäre, zu sagen „Preis sei Gott", weil er glauben würde, sich dadurch das Recht einer Beurtheilung des göttlichen Wesens anzumaßen — der Mensch ist nur im Stande, die unbezweifelbare Thatsache auszusprechen, daß jeglicher Preis, der überhaupt denkbar ist, Gott und niemand anders angehört. Ich glaube, die Anschauung ist folgerichtig und würdig.

(auf die Knie sinkend:) „Gott ist groß" — 8. „die Vollkommenheit meines Herrn, des Allerhöchsten" (3 Mal, dann unter Erheben des Kopfes:) „Gott ist groß". Damit ist eine Rék'a beendigt; der Betende erhebt sich und begiebt sich sofort wieder in die dritte Position, von welcher aus dann die zweite Rék'a (hier durch 9—14 bezeichnet) ohne Unterbrechung folgt. Nach jeder zweiten und stets nach der letzten Rék'a folgt noch 15. „Der Preis ist Gottes, und das Gebet und die guten Werke. Friede sei über dir, o Prophet, und die Barmherzigkeit Gottes und seine Segnungen. Friede sei über uns und über den Knechten Gottes, den Gläubigen" — 16. das Glaubensbekenntniß:



Posituren des Gebetes.

„Ich bezeuge, daß kein Gott ist außer Allah, und ich bezeuge, daß Mohammed sein Knecht und sein Gesandter ist." Nach der letzten Rék'a endlich ist das ganze Gebet dadurch abzuschließen, daß der Betende 17. über die rechte Schulter blickend sagt: „Friede sei über euch, und die Barmherzigkeit Gottes", und dieselben Worte, über die linke Schulter blickend, wiederholt — mit Bezug, wie es heißt, auf die beiden Schreiberengel (S. 190), welche hinter ihm stehen, oder auf die Gesammtheit der betenden Gemeinde. — Persönliche Bitten an Gott dürfen nur vor 17 eingeschoben werden; dagegen ist es verdienstlich, nach jeder zweiten, bezw. der letzten Rék'a noch Ssuren des Koráns herzusagen, und die verschiedenen Gebetsformeln, sowie die „schönen Namen Gottes"[1]) in mannigfacher Abwechslung vielfach zu wiederholen, genau wie

1) d. h. die im Korán vorkommenden, später noch verschiedentlich vervollständigten Bezeichnungen der göttlichen Eigenschaften, wie weise, barmherzig u. s. w. (s. S. 187).

bei den Katholiken, mit welchen die Muslime dabei auch den Gebrauch des Rosenkranzes gemein haben.

An gewöhnlichen Tagen ist dies Gebet zu vollziehen 1. zwischen Anbruch des Tages und Sonnenaufgang (4 Rék'as); 2. um Mittag (8 R.); 3. Nachmittags, kurz vor Sonnenuntergang (6 R.); 4. Abends, von Sonnenuntergang an (5 R.); 5. am Spätabend, zu Anfang der Nacht (6 R.). Besonders fromme Leute halten auch noch ein freiwilliges Gebet mitten in der Nacht. Eine Verbindung zweier Gebete ist unzulässig; die Gebetsstunde verkündet der Ausrufer[1]) von den Thürmen (Menârets) der Moscheen (vgl. S. 105). Natürlich muß ein solcher eine gute Stimme haben; mit Vorliebe nimmt man übrigens Blinde dazu, welche nicht von oben in das Innere der Harems sehen können.

Am **Freitag** erhält das Mittagsgebet den Charakter eines öffentlichen Gottesdienstes. Auf den Gebetsruf, vor welchem sich die Gemeinde bereits in der Moschee versammelt hat, folgen zunächst zwei Rék'as, welche Jeder für sich betet; dann nach einer von ein paar Moscheedienern ausgeführten Art Liturgie die **Chotbe**, eine von der Kanzel gehaltene Anrede des Vorbeters, des **Imâm**, welche in Ermahnungen, reichlich mit Korânversen untermischt, besteht und einigermaßen einer, allerdings sehr abgekürzten Predigt ähnlich sieht. Hierauf ein stilles Gebet (wie S. 194 unten), nach welchem der Imâm die Kanzel abermals besteigt, um die **zweite Chotbe** zu halten. Sie entspricht etwa dem allgemeinen Kirchengebet des protestantischen Gottesdienstes und umfaßt Glaubensbekenntniß, Fürbitten für Mohammed und sein Haus, die besonders um den Islâm verdienten ersten Bekenner, wie für alle Gläubigen überhaupt, für den Sieg der islamischen Waffen u. s. w., ganz besonders aber auch für den regierenden Fürsten, der ja im mohammedanischen Staate wenigstens ursprünglich gleichzeitig geistliches und weltliches Oberhaupt ist, und dessen Anerkennung durch die Gemeinde in dieser Fürbitte ausgedrückt liegt. Nach der Chotbe stellt sich der Imâm vor das **Mechrâb**[2]), die in der Mitte der Wand befindliche Nische, welche die Kibla bezeichnet, und verrichtet, ohne die Worte hörbar zu articuliren, ein Gebet von zwei Rék'as, welches die Gemeinde genau im gleichen Tempo der Bewegungen nachmacht. — Im Uebrigen gilt der Freitag nicht als Feiertag; man geht vor und nach dem Gottesdienst seinen Geschäften nach.

Man sieht, die verwickelten und so oft zu wiederholenden Ceremonien sind keine geringe Last für den Gläubigen; sie werden aber ganz allgemein mit größter Pünktlichkeit erfüllt und haben in der ersten Zeit des Islâms zweifellos außerordentlich dazu beigetragen, den Arabern Ordnung und Disciplin beizubringen. Die Haltung des Mohammedaners dabei ist noch heute

---

deren man gewöhnlich 99 (also mit dem Namen Allah gerade 100), sonst aber auch noch viel mehr zählt.

1) mu'éddhin; nach türkischer Aussprache mu'esin, auch mu'ezzin geschrieben. Der Gebetsruf heißt adhân (asân). 2) Das ch rauh zu sprechen wie in **auch**.

die einer würdigen Ruhe; von einem frommen Aufschwung der Seele ist aber, wenn man von einigen mystischen Secten und gelegentlichen persönlichen Ausnahmen absieht, dabei nicht die Rede: das Gebet ist eben eine von Gott verordnete, keineswegs leichte oder angenehme Pflicht, die wie ein nothwendiges Geschäft erfüllt wird, um die Bilanz im himmlischen Rechnungsbuche in Ordnung zu halten. Angenehm wird Manchen aber die wiederum wahrhaft männliche Weise berühren, welche die Privatgefühle und besonderen Anliegen des Einzelnen hinter der Aufgabe des Preises der göttlichen Majestät vollkommen zurücktreten läßt. Der Muslim weiß, daß alle seine Geschicke durch Gottes Allmacht im Voraus geregelt sind; wozu den Höchsten mit nutzlosen Bitten und Klagen belästigen? So ist auch das Privatgebet in der Regel nur der Ausdruck der vollkommenen Hingabe, des Islám.

Die dritte religiöse Hauptpflicht besteht im Halten der Fasten, d. h. dem Verzicht auf Speise und Trank wie alle sonstigen Genüsse, z. B. Wohlgerüche, Bäder und heutzutage auch Tabakrauchen, den Tag über, d. h. von der Morgendämmerung bis Sonnenuntergang, während des ganzen Monats Ramadán (vgl. S. 140). Als Mohammed dieses Fasten einführte (S. 104), fiel der Ramadán in den December; bei der allmählichen Verschiebung des Mondjahres (S. 167) geht er aber binnen 33 Jahren durch alle Jahreszeiten, und so oft er in die Sommerzeit fällt, ist das Fasten in der That eine schwere Entbehrung für den Muslim. Denn wenn auch Personen weltlicher Gesinnung wohl im Geheimen dagegen sündigen, wird das Gebot von allen wirklich Gläubigen, und das ist im Orient doch die große Mehrzahl, streng gehalten, und man kann sich vorstellen, was es heißt, unter der glühenden Sonne Aegyptens oder Indiens einen ganzen langen Sommertag zu verbringen, ohne die Lippen auch nur mit einem Tropfen Wassers zu netzen. Die Nächte hindurch entschädigt man sich möglichst, trotzdem wartet Jeder mit Sehnsucht auf das Ende des Monats. Die Nacht vor dem 27. Tage desselben gilt als heilig: es ist leilet-el-kadr, „die Nacht der Bestimmung", d. h. der göttlichen Berufung Mohammeds zu seinem Prophetenamt durch die Offenbarung der 96. Ssure (oben S. 53). Am ersten Tage des folgenden Monats Schawwál macht sich die Freude über das Ende der Entbehrungszeit in dem Feste der Fastenbrechung (bei den Türken der kleine oder Zucker-Bairám, bei den Arabern „das kleine Fest") Luft, welches drei Tage dauert und mit großen Lustbarkeiten verbunden ist, so daß es wenigstens äußerlich dem „großen Feste" (unten S. 203) voransteht. — Ledig sind der Verpflichtung zu fasten nur kranke Personen, Reisende und Soldaten auf dem Marsche; doch haben sie die versäumten Tage nachzuholen. Außerdem giebt es eine Reihe von anderen Zeiten, zu welchen das Fasten zwar nicht geboten, aber doch verdienstlich ist.

Noch schwerer als das Fasten drückt den Gläubigen die vierte kanonische Pflicht, die der Wallfahrt. Als Mohammed den Besuch des alten Nationalheiligthums unter die Obliegenheiten seiner Religion aufnahm, dachte er


Die Moschee von Mekka mit der Kaba.

Facsimile in Originalgröße aus dem persischen Pilgerbuch ʻFutûḥ el-ḥaramain' von Muḥjî, verfaßt im J. d. H. 911 (1505 n. Chr.), nach einer Handschrift auf Baumwollenpapier aus dem J. d. H. 984 (1576), im Besitz des Herrn Charles Moldehnke zu Newyork.

Lith. Kunst-Anst. v. Aug. Kurth, Leipzig.
G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung, Berlin.

Die Moschee von Mekka mit der Kaba.

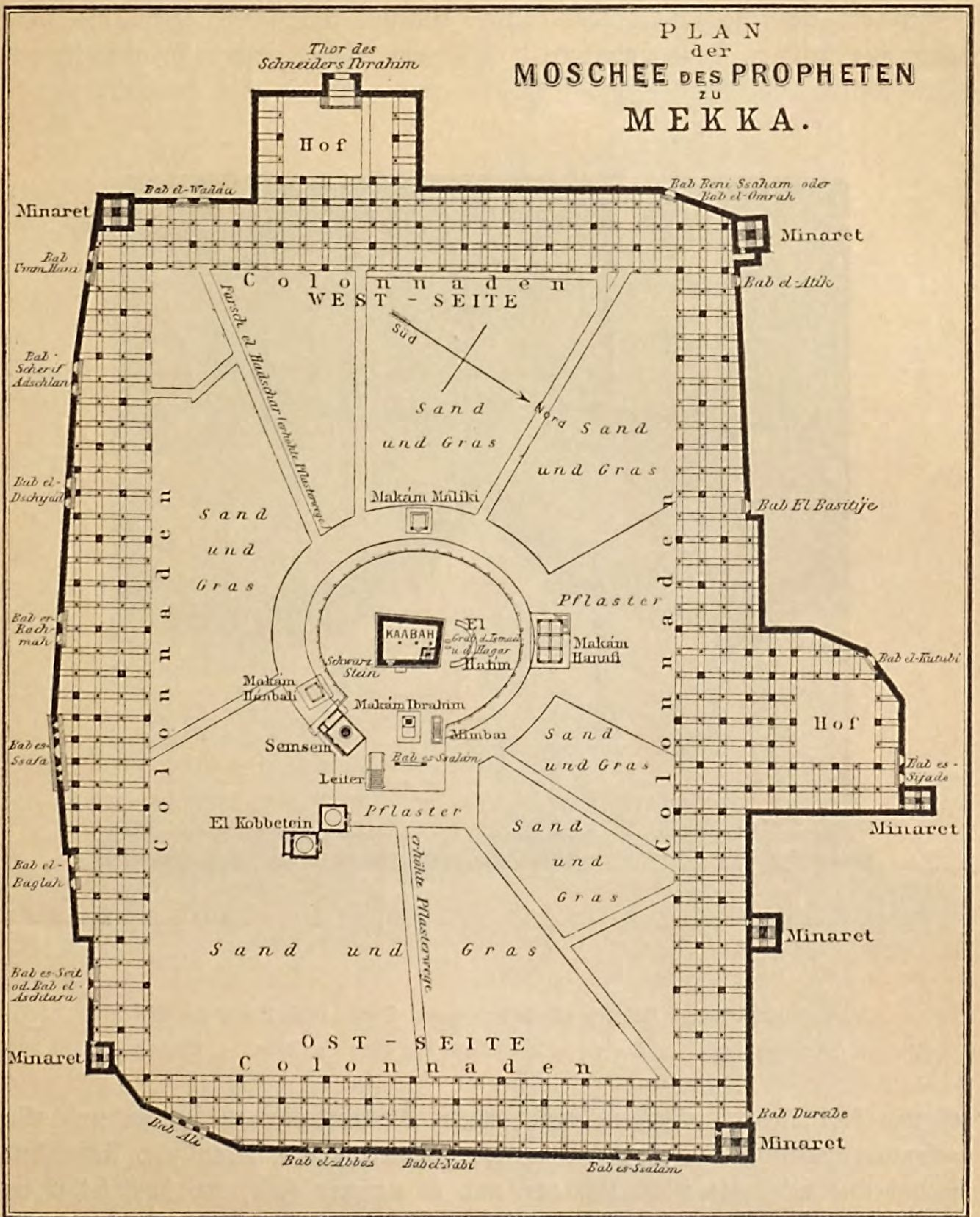
Facsimile in Originalgröße aus dem persischen Pilgerbuch 'Futûḥ el-ḥaramain' von Muhji, verfaßt im J. d. H. 911 (1505 n. Chr.), nach einer Handschrift auf Baumwollenpapier aus dem J. d. H. 984 (1576), im Besitz des Herrn Charles Moldehnke zu Newyork.



Lith. Kunst-Anst. v. Aug. Kürth, Leipzig.

G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung, Berlin.

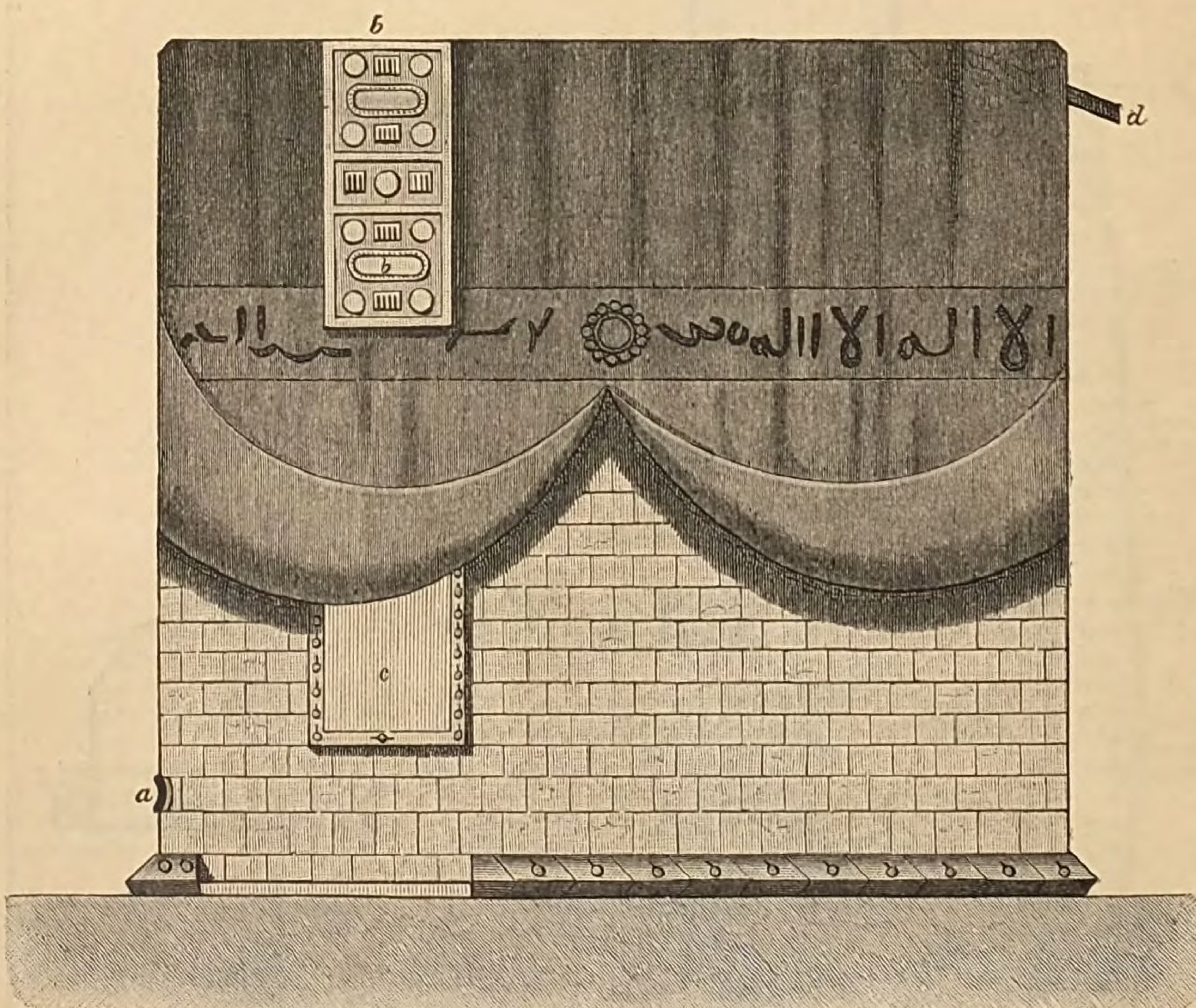
wahrlich nicht daran, daß in späteren Zeiten tausende von Muslimen um der Theilnahme an dem mekkanischen Feste willen viele hundert Meilen



Plan der Moschee des Propheten zu Mekka.

über Gebirge und Wüsten zu wandern, über Oceane zu schiffen haben würden. Es giebt keinen größeren Beweis für den bitteren Ernst, mit welchem der Mohammedaner seine religiösen Pflichten auffaßt, als daß von Millionen von Menschen jeder einzelne wenigstens einmal in seinem Leben, und wohnte

er auf Java oder in den Steppen Mittelasiens oder an der Küste des atlantischen Meeres, sich in Mekka einfindet, diesem Gebote zu genügen. Selbst arme Leute in großer Zahl betteln sich bis zu der heiligen Stadt durch, fristen als Lastträger oder sonst durch gemeine Arbeit ihr Leben bis zum Ende der heiligen Tage und betteln sich dann wieder, sofern sie nicht länger dort bleiben sich noch etwas Geld zu verdienen, in die Heimath zurück.

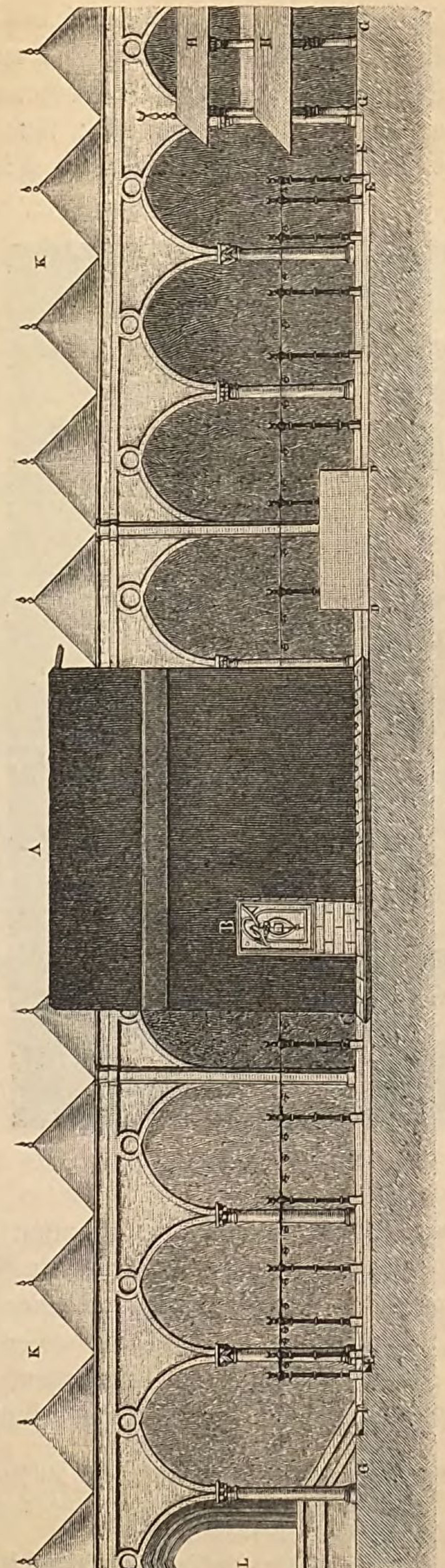


Ansicht der Ká'aba mit hochgezogener Decke, nach Ali Bey.
a. Schwarzer Stein. b. Der verzierte Vorhang der Thür. c. Thür. d. Wasserrinne.

Einige Rechtslehrer gestatten freilich einen Stellvertreter zu senden, und alle erkennen gewisse Abhaltungsgründe, wie Mittellosigkeit, Krankheit, Unfreiheit und dergleichen, als stichhaltig an; und in neuerer Zeit, wo doch selbst im Islám die Kraft des Glaubens anfängt schwächer zu werden, benutzt wohl schon die bei weitem größere Hälfte aller Mohammedaner solche Hinterthüren, sich um die beschwerliche Reise zu drücken. Aber trotzdem zählen die Schaaren nach Zehntausenden,[1]) die alljährlich im Monate Dhu'l-Hiddsche zur Be-

1) Burckhardt schätzte 1814 die Zahl der auf der Ebene am Arafát lagernden Menschen auf 70 000.

gehung des Festes beisammen sind. Das Erste, was der Pilger zu thun hat, wenn er das von Grenzsteinen eingefriedigte Weichbild Mekkas betritt, ist die Anlegung des Pilgergewandes (ichrâm). Dasselbe besteht aus zwei Stücken beliebigen Zeuges, von denen eins um die Lenden geschlagen, das andere um die Schultern geworfen wird; dazu sind blos noch Sandalen gestattet, auch das Haupt muß unbedeckt bleiben, selbst wenn das Fest in die heißeste Sommerzeit fällt. Unmittelbar nach der Ankunft in Mekka ist der Besuch der Ká'aba vorzunehmen. Das heilige Haus, welches im Laufe der Jahrhunderte durch allerhand aus verschiedenen Veranlassungen nothwendig gewordene Neubauten und Reparaturen gegen seine ursprüngliche Gestalt doch nur unwesentlich verändert worden ist, besteht in einem nicht ganz regelmäßigen Steinwürfel von ungefähr[1]) 40 Fuß Länge, 30 Fuß Tiefe



Ansicht der Ká'aba, nach Ali Bey.

A Die Ká'aba vollständig verhüllt. B Die Thür. C Der schwarze Stein. DD Al Hatîm. EE Das gesenkte Steinpflaster, auf welchem die Ká'aba steht; um dasselbe vergoldete Pfeiler, zwischen denen Lampen aufgehängt sind. FF Der schmale innere Umgang. GG Das äußere Steinpflaster. Auf der nordwestlichen Seite ist dieses Pflaster bis zu den Colonnaden fortgesetzt. H Makâm Hanafi. KK Die südwestliche Seite der Colonnaden, wie sie hinter der Ká'aba gesehen wird. L Das Thor Ibrahims des Schneiders.

1) Die genauen Maße kennen wir nicht. Seit dem Jahre der „Lossagung“ kostet es jedem Ungläubigen das Leben, wenn er sich auf dem heil. Gebiete betreffen läßt. Es ist daher nur wenigen muthigen Reisenden (in unserem Jahrhundert Burckhardt, Burton und v. Maltzan) dadurch gelungen den Zutritt zu erhalten, daß sie als Mohammedaner reisten;

und 35—40 Fuß Höhe, macht aber auf das Auge den Eindruck eines vollkommenen Kubus. Seine vier Seiten sind mit einem schwarzseidenen herabhängenden Stoffe bedeckt, der wie ein Vorhang theilweise in die Höhe gezogen werden kann, das Dach aber frei läßt; ihn zu liefern ist ein Vorrecht des Sultans als Nachfolgers des Propheten. Die Ká'aba steht ungefähr in der Mitte eines etwa 200 Schritt langen und 150 Schritt breiten freien Platzes, auf welchem sich nur noch ein paar kleine Nebengebäude befinden, und der von einer Nachts mit tausenden von Lämpchen erleuchteten dreidoppelten Colonnade umgeben ist. Das Innere der eigentlichen Ká'aba diente vor Mohammed zur Aufstellung von Götzenbildern; jetzt scheint es leer zu sein. Die Ecken zeigen ungefähr nach den vier Himmelsgegenden, an der östlichen befindet sich, etwa vier bis fünf Fuß über der Erde eingemauert, der berühmte schwarze Stein, ein Oval von etwa 7 Zoll im Durchschnitt darstellend, mit einer wellenförmigen Oberfläche. Ob es ein Meteorstein, ein Lavastück oder etwas Anderes ist, hat man bisher nicht feststellen können, vorzüglich, da die Oberfläche durch die Millionen von Küssen der Pilger so abgenutzt ist, wie die Zehe St. Peters in Rom. Jedenfalls hat er im alten Mekka die Rolle eines Heiligthums gespielt, wie solche gerade in der Gestalt von Steinen auf semitischem Boden überall häufig sind;[1]) Mohammed hat ihn dann, als er das Pilgerfest unter die Einrichtungen des Islâms aufnahm, mit beibehalten, ohne die Art seines Anspruches auf die Verehrung der Gläubigen näher zu bestimmen, und so erregt er noch heute

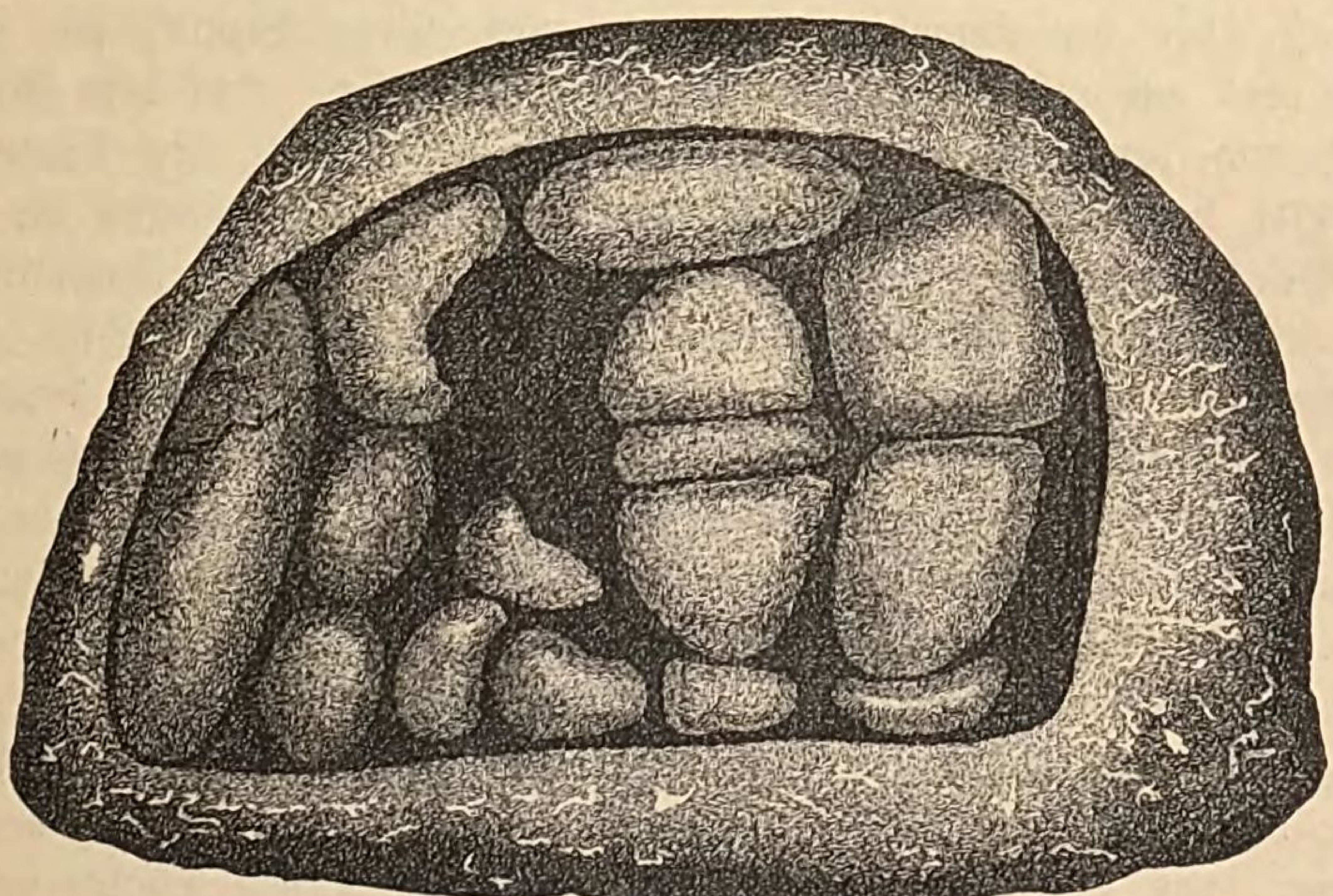


Pilgercostume.

um der Gefahr der Entdeckung zu entgehen, mußten sie natürlich jedes Aufsehen vermeiden und konnten daher ihre Beobachtungen nur mit großer Vorsicht, genaue Messungen aber gar nicht vornehmen.

1) Man erinnere sich des heiligen Steines Jakobs in Bethel, 1. Mos. 28, 18.

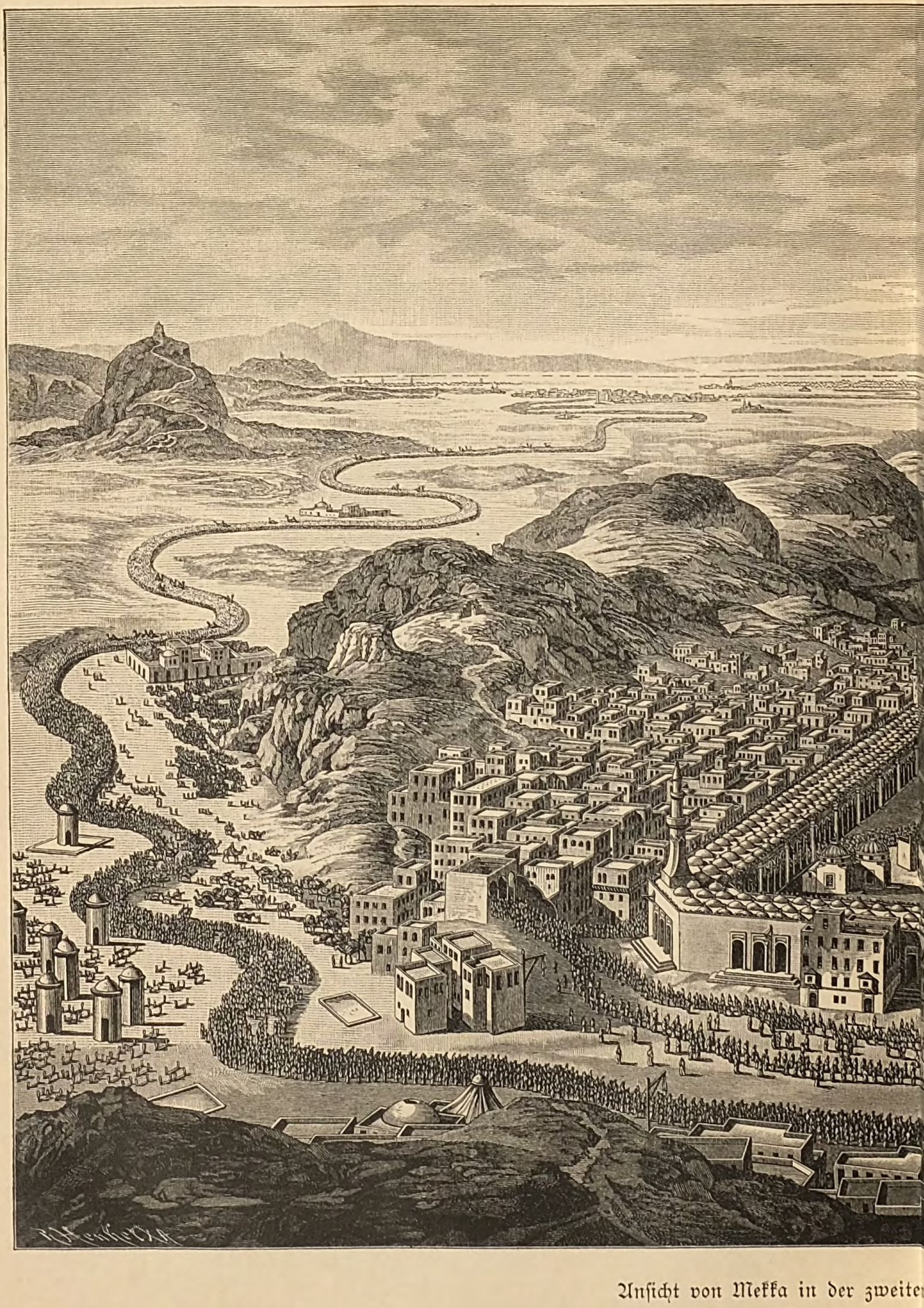
in den Pilgern die innigsten religiösen Gefühle, ohne daß Jemand eigentlich sagen könnte, weshalb. — Die Entstehung der Ká'aba wird auf Adam zurückgeführt; nach der Sündfluth ist sie von Abraham (Ibrahím) wieder aufgebaut, von den Heiden dann aber durch Götzendienst entweiht worden, bis Mohammed zur Herstellung des Glaubens gesandt wurde. — Von den Nebengebäuden ist das merkwürdigste das Brunnenhäuschen des Semsem. Dies ist die Quelle, welche den Stammvater der Nordaraber, Ismael, mit seiner Mutter vor dem Verschmachten rettete (1. Mos. 21, 19); ihr Wasser ist nach ungläubigen Begriffen sehr schlecht, in Wahrheit aber gegen alle Krankheiten mindestens eben so gut als das von Lourdes und wird von den Pilgern mit Begeisterung getrunken, sobald sie der ersten Pflicht genügt haben, sieben



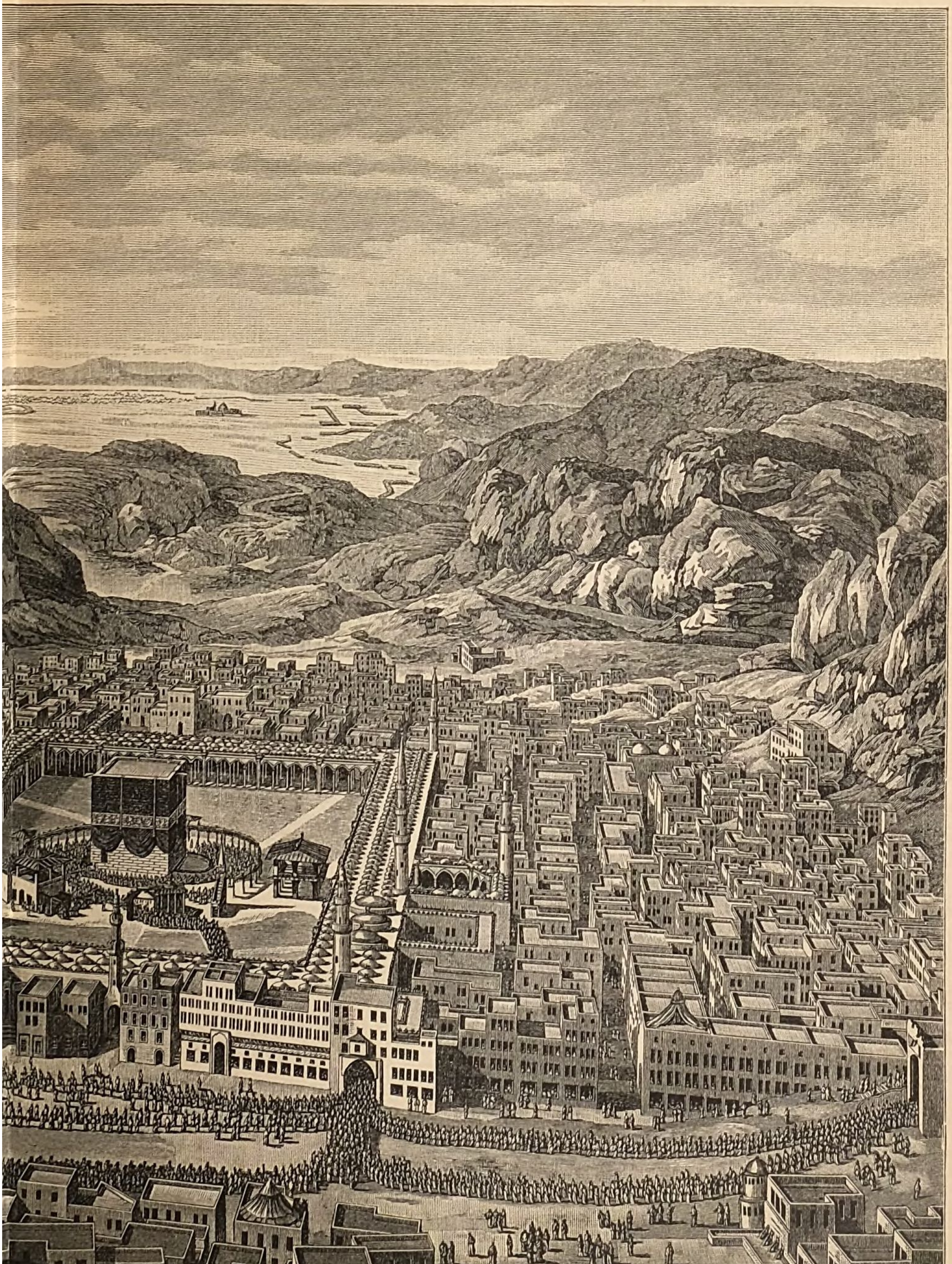
Der schwarze Stein an der Ká'aba zu Mekka.

Mal um die Ká'aba herumzugehen und dabei jedes Mal den schwarzen Stein zu küssen. Der Umgang heißt der Tawáf; ihm hat der Ssá'aj zu folgen, der Lauf zwischen Ssáfa und Márwa. Das sind zwei erhöhte Punkte, von welchen der erstere, etwa 50 Schritt von der Südostseite der Moschee, durch drei kleine offene Bogen, zu welchen man auf drei steinernen Stufen aufsteigt, der andere, 600 Fuß von jenem entfernt, nur durch eine gleichfalls auf Stufen zu ersteigende Platform bezeichnet wird. Der Weg zwischen beiden muß raschen Schrittes sieben Mal zurückgelegt werden, so daß man bei Marwa endigt; während desselben hat der Wallfahrer ebenso, wie beim Tawáf, fortwährend Gebete herzusagen. Ist er außerhalb der Zeit des großen Wallfahrtsfestes, also zur Omra („Besuchsfahrt"; S. 140) gekommen, so hat er seiner Pflicht genügt, darf sich das seit dem Anlegen des Ichrám nicht einmal mit dem Kamm berührte Haupthaar scheeren lassen und den Ichrám mit der gewöhnlichen Kleidung vertauschen. Danach (gewöhnlich erst

am andern Tage) pilgert er noch bis zu einer $1^1/_2$ Stunden von der Stadt liegenden kleinen Kapelle, wo er zwei Rék'as (S. 193) betet. Auf dem ganzen Rückwege singt er laut fromme Ausrufe ab, welche mit dem bekannten Lebbeik, Allahumma, Lebbeik („Dir zu Diensten, o Allah, dir zu Diensten!" — vgl. S. 156 A. 2) beginnen; in Mekka folgt noch einmal Tawáf und Ssá'aj, dann ist die Besuchsfahrt vollendet. Anders das große Wallfahrtsfest, der Haddsch. Wenn bei diesem die aus allen Ländern zusammengeströmten Haufen der Pilger (Háddschi's) den ersten Tawáf und Ssá'aj vollbracht haben, machen sie am 8. des Monats Dhu'l-Hiddsche sich in gemeinsamem Zuge auf den Weg durch das Thal von Mina (vgl. S. 82) an der Moschee Múzdalifa vorbei nach der großen Ebene am Fuße des Berges Arafát, eines etwa drei Meilen westlich von Mekka (S. 82) ungefähr 200 Fuß über die Umgebung emporragenden Granithügels, wo sie spät Abends oder am andern Morgen (dem 9.) ankommen. Auf dem Gipfel des Berges, wo der Tradition zufolge der Engel Gabriel den Adam zuerst unterrichtet hat, wie er seinen Schöpfer anbeten solle, pflegen die Pilger zwei Rék'as zu beten; auf der halben Höhe nimmt am Nachmittag ein Imám seinen Stand, vor den dichtgedrängten Schaaren eine Predigt (Chotbe) zu halten, die genau bis Sonnenuntergang dauern muß, und deren kurze Pausen durch Lebbeikrufe der Haddschis ausgefüllt werden. Noch denselben Abend verläßt die Pilgerkarawane Arafát wieder und gelangt auf dem Rückwege bis Múzdalifa, woselbst sie übernachtet. Um die Morgendämmerung des 10. beginnt der Imám hier eine neue Predigt; mit dem Sonnenaufgang schließt er und leitet hierauf das eigentliche „Festgebet", nach dessen Ende der Zug bis zum Thale von Mina weitergeht. Hier lagert man sich von Neuem; dann sammeln die Wallfahrer sich am östlichen Eingang des ziemlich engen, von Ost nach West auf Mekka zu streichenden Thales vor einer Art Säule oder Altar, auf welchen jeder Einzelne sieben kleine Steinchen zu werfen hat; dieselbe Ceremonie wird bei einer ähnlichen Säule in der Mitte und an einer dritten Stelle am Ausgang des Thales wiederholt, in Nachahmung, sagen die Theologen, von Abrahams Beispiel, der auf das Anrathen des Engels Gabriel hier einst den Teufel, als er ihm den Durchgang versperren wollte, auf solche Weise verjagt hat. Darauf folgt das Opfer, der feierliche Schlußact des Festes: jeder Gläubige ersteht von den Beduinen, welche hiefür mit großen Heerden zur Stelle sind, ein Schaf und schneidet diesem, nach der Richtung der Ká'aba gewendet, mit den Worten „Im Namen Gottes des barmherzigen Erbarmers! Gott ist groß!" den Hals durch. Damit sind die eigentlichen Festceremonien beendet, man legt den Ihrám ab und läßt sich scheeren, wie bei der Besuchsfahrt, verweilt aber noch zwei Tage (den 11. und 12.) in Mina, um an jedem Mittag die Ceremonie des Steinchenwerfens zu wiederholen. Am 12. Nachmittags findet die Rückkehr nach Mekka statt, wo noch einmal Tawáf und Ssá'aj zu vollziehen sind; dann mag jeder Haddschi nach Belieben sich auf die Heimreise begeben.



Ansicht von Mekka in der zweiten



en Hälfte des 18. Jahrhunderts

Die Entstehung der heiligen Bräuche, welche weit in die Heidenzeit hinaufreichen muß, ist ebenso unbekannt, wie die etwaige symbolische Bedeutung der einzelnen Handlungen — abgesehen von denen, welche einfache Huldigungsceremonien sind, wie das Küssen des schwarzen Steines, und dem Opfer, dessen ursprüngliche Bedeutung natürlich, wie überall, entweder die einer Darbringung der Erstlinge des Jahres oder die eines Versöhnungsopfers gewesen ist. Davon weiß aber der Muslim auch nichts mehr; er ist befriedigt in dem Bewußtsein, daß er genau Alles ausführt, was Gott in den Urzeiten dem Abraham und dann wieder dem Mohammed offenbart hat: und — wie sich von Leuten erwarten läßt, welche so große Opfer gebracht haben, um die heiligen Stätten zu schauen — die religiöse Inbrunst, welche bei dem Feste zum Ausdruck kommt, ist bei sehr Vielen eine ganz außerordentliche. Selbst einer der wenigen Europäer, denen es gelungen ist, sich unbemerkt unter die Schaaren der Andächtigen zu mischen, bekennt sich von dem Eindruck erschüttert, welchen das „Dir zu Diensten, o Gott, Dir zu Diensten" aus dem Munde dieser Tausende von bußfertigen und erlösungsbedürftigen Menschen auf ihn gemacht hat.

Auch für diejenigen Muslime, welche nicht selbst den Haddsch mitbegehen, sind die drei Tage vom 10. bis 12. Dhu'l-Hiddsche geheiligt: überall in der mohammedanischen Welt werden sie als „das große Fest" (bei den Türken Korbán Beirám „das Opferfest") durch Schlachtung des Opferthiers, Gebet u. s. w. begangen; als Volksfest allerdings erscheint es neuerdings von dem „kleinen Feste" (S. 196) etwas in den Schatten gestellt.

Sehr überhandgenommen haben schon seit Jahrhunderten allerhand Wallfahrten (Sijâret) persönlicher Natur zu den Gräbern von Heiligen (Weli), d. h. Männern von berufener Frömmigkeit, Märtyrern u. dergl., auch zu den in der Regel natürlich unechten Grabstätten alter Propheten und Gottesmänner vormohammedanischer Zeit, z. B. des Abraham zu Hebron; wie denn überhaupt in manchen Gegenden (z. B. in Marokko und Algier) der Heiligencultus mehr, als dem ursprünglichen Charakter des Mohammedanismus entspricht, der ausschließlichen Anbetung Allahs Eintrag zu thun anfängt.

Ueber die Entstehung der fünften kanonischen Pflicht, der Armensteuer, aus dem von Anfang im Korân gebotenen Almosengeben an die Armen ist bereits oben S. 64 berichtet, ebenso auch S. 101 angedeutet worden, daß sie, seitdem die muslimische Gemeinde sich zu einem großartigen Staatswesen zu entwickeln begonnen, durchaus den Charakter einer Staatssteuer angenommen hat. Ihre Höhe soll in der Regel den Betrag von $^1/_{40}$, also $2^1/_2$ % vom beweglichen und unbeweglichen Vermögen, welches auf Grund eines zwölfmonatlichen sicheren Besitzes einzuschätzen ist, nicht überschreiten, ihr Ertrag der Armenpflege und dem „Wege Gottes", d. h. der Sache des Glaubens, zu Gute kommen. Der Willkür orientalischer Despoten und der Unredlichkeit der Steuerempfänger sind dabei aber, insbesondere heut zu Tage, Thür und Thor geöffnet. Uebrigens floß in der alten Zeit der

geringste Theil der Staatseinnahmen aus dieser Quelle; Kriegsbeute und Besteuerung der unterworfenen Völkerschaften brachten bei Weitem mehr ein, wie sich in einem späteren Abschnitte unserer Darstellung zeigen wird.

Mit den fünf kanonischen Pflichten ist die Zahl der religiösen Obliegenheiten des Muslims bei Weitem nicht erschöpft, wenngleich sie für die unverbrüchlichsten und unerläßlichsten gehalten werden. Ich hebe aus der großen Zahl der sonstigen Vorschriften, welche nach S. 92 ja das gesammte staatliche und bürgerliche Leben in ihren Bereich ziehen, noch ein paar der wichtigsten Gruppen hervor.

Das Verhältniß zu den Ungläubigen ist nach S. 166 ein nothwendig feindliches, ja wenn möglich kriegerisches; und jeder Krieg gegen dieselben ist als solcher religiöse Pflicht — dschihád, heiliger Krieg.[1]) Er ist gegen alle Götzendiener unbedingt, gegen Juden und Christen dann zu führen, wenn sie eine dreimalige Aufforderung, zum Islám überzutreten, abgelehnt haben. In diesem Falle sind nach der Besiegung die Männer zu tödten, Frauen und Kinder zu Sklaven zu machen. Wer im heiligen Kriege fällt, gilt als Blutzeuge des Glaubens und ist des Paradieses sicher. Es ist übrigens den Muslimen gestattet, mit Juden und Christen Capitulationen nach dem Muster der von dem Propheten in einigen Fällen bewilligten abzuschließen; vergl. darüber S. 166.

Sehr genau halten alle Gläubigen, welche auf Frömmigkeit Anspruch erheben wollen, die Speise- und Trankgesetze, in welchen wir vielfach die Bestimmungen des Alten Testamentes wiederfinden. Als unrein und vom Genusse auszuschließen gelten alle crepirten oder nicht durch Schlachtung getödteten Thiere (ausgenommen auf der Jagd erlegtes Wild), ebenso aber das Blut von Geschlachtetem, wie auch alles sonst (z. B. durch Berührung seitens eines Ungläubigen) Verunreinigte; ferner das Fleisch gewisser Thiere, insbesondere von Raubthieren, Hunden, Katzen und Schweinen. Von den Getränken sind alle berauschenden untersagt: wenngleich im Korán (2, 216) der Wein allein genannt wird, so beziehen die meisten Gottesgelehrten, wie es in der That dem Sinne der Stelle entspricht, das Verbot auch auf andere Getränke, deren Genuß dieselbe Wirkung hat. Weltlicher Gesinnte ziehen natürlich eine freiere Deutung vor, und genießen Dattelwein oder gewisse Arten Bieres ohne Umstände; öffentlich Wein zu trinken wagen indeß selbst heut zu Tage nur ganz wenige, und Trunkenheit kann durch Peitschenhiebe bestraft werden. Im Geheimen wird aber seit Alters gerade gegen diese Bestimmung stark gesündigt, und in einigen Perioden, wie unter den Omaijaden und ersten Abbassiden, wo die oberen Stände überhaupt recht üppig zu leben gewohnt waren, hat man sich gar nicht daran gekehrt. Mit dem Weine zu-

1) Es ist also nichts Besonderes, wenn man beim Ausbruch irgend eines Krieges zwischen der Türkei und beispielsweise den Russen in den Zeitungen liest, der Scheich-ul-Islám habe den „heiligen Krieg" gepredigt, die Fahne des Propheten entrollt u. s. w. Das versteht sich, sobald es gegen Ungläubige oder Ketzer geht, eben ganz von selbst.

gleich hat der Korân das Hazardspiel verboten; auf anderweitige Aeußerungen des Propheten wird das Verbot des Spielens überhaupt und der Musik zurückgeführt, an welches sich indeß nur sehr fromme Leute binden. Dagegen wurde die ebenfalls nur in der Tradition erhaltene Bestimmung, nach welcher es nicht erlaubt ist, Bilder lebender Wesen anzufertigen, bis in unsere Zeit streng gehandhabt, wodurch bekanntlich der eigenthümliche Charakter der mohammedanischen Baukunst in hohem Grade mit bestimmt worden ist; jetzt hat die Photographie angefangen, Lücken hineinzureißen.

Die Beschneidung der Neugeborenen ist eine weit über Mohammed hinaufgehende Sitte der Araber. Der Islâm hat sie beibehalten und sie ist jetzt als Zeichen der Zugehörigkeit zur Gemeinde so nothwendig wie bei den Juden, oder wie die Taufe bei den Christen; sie wird erst im fünften oder sechsten Lebensjahre vorgenommen und als Familienfest begangen.

Die auf die Ehe bezügliche Gesetzgebung bezeichnet freilich der Willkür der heidnischen Zeit gegenüber immerhin einen Fortschritt, ist aber durch die Sanctionirung der Polygamie für die mohammedanischen Völker vielfach nachtheilig gewesen. Freilich darf man hier nichts übertreiben. Wenn die Ehe nach unseren Begriffen dem Mohammedaner allzuleicht gemacht wird, so ist auf der anderen Seite nicht zu leugnen, daß im Allgemeinen vor wie nach der Verheirathung unter den Muslimen unendlich viel weniger Unsittlichkeit zu finden ist, als im Abendlande. Da ferner ausdrücklich bestimmt ist, daß Niemand mehr Frauen nehmen darf, als er standesgemäß zu unterhalten vermag, so beschränkt sich die große Masse des Volkes naturgemäß mit seltenen Ausnahmen auf eine einzige. Aber es ist doch zuzugeben, daß bei der Leichtigkeit der Scheidung und infolge der Erlaubniß, zu den vier legitimen Gemahlinnen beliebig viele Sklavinnen (nicht freie Mädchen) als Nebenfrauen zu nehmen, die mohammedanischen Ehebestimmungen weder einem geordneten Familienleben günstig, noch für die Erhaltung der Volkskraft in den oberen Classen der Gesellschaft förderlich sind. Auch die sociale Stellung der Frau ist durch die Vorschriften des Korâns (vgl. S. 133 f.) eine untergeordnete geworden,[1]) und die Bestimmung, daß bei der Ehescheidung ihr der Brautschatz verbleiben muß, gewährt ihr doch nur einen unvollkommenen Schutz, weil der Mann immerhin das Recht hat, sie ganz nach Belieben fortzuschicken, sobald es ihm paßt. Allerdings ist die Ausübung dieses Rechtes an mancherlei Formalien geknüpft, die wohl geeignet sind, Uebereilungen zu verhüten oder wieder gut zu machen; aber dem bestimmten Willen des Mannes gegenüber ist die Frau machtlos. Sehr wichtig auch in historischer Beziehung

---

1) Es sei indeß daran erinnert, daß ihre Herabwürdigung zu einer Haremsgefangenen nicht eigentlich im Geiste des Islâms liegt, und eine allmähliche Verbesserung ihrer Stellung ohne die S. 133 behandelten Zufälligkeiten, welche so ungeeignete Verordnungen zur Folge hatten, nicht ausgeschlossen gewesen wäre. Das mit dem Haremswesen so eng zusammenhängende Eunuchenthum nimmt erst unter den späteren Omaijaden nach christlich-byzantinischem Muster überhand.

ist es, daß die Legitimität der Kinder nicht von der Stellung ihrer Mutter, sondern von der Anerkennung seitens des Vaters abhängt; ist diese ausgesprochen, so ist das Kind der Sklavin dem der legitimen Frau vollkommen gleich, insbesondere auch in allen vermögensrechtlichen Beziehungen und bei der Vertheilung der Erbschaft. Diese muß allen männlichen Kindern zu gleichen Theilen zufallen, ohne Bevorzugung eines Einzelnen, sofern nicht die Andern zustimmen, und ohne Abgabe von Legaten, welche zusammen mehr als ein Drittel des Vermögens betragen würden. Töchter erhalten in der Regel die Hälfte dessen, was ihren Brüdern zukommt.

Viel anerkennenswerther sind die Bestimmungen über die Sklaverei, welche der Islám zwar nicht abgeschafft, wohl aber in vieler Beziehung gemildert hat. Freilich versteht sich von selbst, daß Mohammeds menschenfreundliche Absichten von der Willkür nicht blos despotischer Fürsten, sondern hartherziger und grausamer Herren überhaupt nur zu oft durchkreuzt worden sind und noch durchkreuzt werden; aber das ist in christlichen Ländern bis in die neueste Zeit ja nicht anders gewesen. Wer sei es durch Gefangennahme im Kriege, sei es durch Kauf, Erbschaft oder Schenkung in den Besitz eines Sklaven gekommen ist, kann allerdings über dessen Person und Arbeitskraft verfügen, ist aber verpflichtet, ihn gut zu behandeln (vgl. S. 61). Nimmt er eine Sklavin als Nebenfrau in seinen Harem auf und erhält er von dieser Nachkommenschaft, so darf er sie nicht mehr weggeben, und bei seinem Tode wird sie frei. Auch sonst ist es ein gutes Werk, einen Sklaven freizulassen; und der letztere ist im Stande sich loszukaufen, wenn er dem Herrn sei es vor, sei es nach der Freilassung eine diesem genehme Loskaufssumme zu bieten vermag. Der Freigelassene bleibt allerdings als Client in einem gewissen Abhängigkeitsverhältnisse zu seinem früheren Herrn.

Wenig Bemerkenswerthes bietet das Strafgesetz. Der Mörder verfällt dem Tode; fahrlässige oder unabsichtliche Tödtung wird durch Entschädigung der Hinterbliebenen und sonstige Bußen gesühnt. Körperbeschädigungen können dem Schuldigen nach dem Grundsatz „Auge um Auge, Zahn um Zahn" heimgezahlt werden; doch kann er sich mit einer Geldentschädigung lösen. Diebstahl soll, wenn der Gegenstand nicht ganz geringfügig ist, mit Abhauen der rechten Hand, im Rückfall durch fortgesetzte Verstümmelung oder längere Gefangenschaft bestraft werden. Auf Ehebruch stehen 100 Peitschenhiebe, ist der Schuldige ein Ungläubiger, welcher eine Muslimin verführt hat, der Tod. Gotteslästerung und Lästerung Mohammeds oder der früheren Propheten, wie Moses und Christus, gilt für die schwerste Sünde und hat Todesstrafe zur Folge; ebenso der Abfall vom Islám, wenn der Betreffende in seiner Abtrünnigkeit verharrt.

Schließt das Religionsgesetz des Isláms, wie aus dem Obigen ersichtlich, eine unendliche Masse von Einzelbestimmungen in sich, welche andere Religionen, wenn wir vom Judenthume absehen, der staatlichen Gesetzgebung zu

überlassen pflegen, so vermissen wir im Korân eine kurze Zusammenfassung der hauptsächlichsten sittlichen moralischen Vorschriften, wie sie z. B. die zehn Gebote darstellen. Es fehlt nicht an gelegentlichen Ermahnungen zu sittlichem Handeln, beispielsweise zur Ehrlichkeit im geschäftlichen Verkehr u. dergl.; aber das Bedürfniß der Aufstellung einiger weniger allgemeiner Grundsätze, aus denen sich für das Gewissen des Einzelnen alles Weitere ergiebt, kennt der Islâm nicht. Ihm ist nicht das Handeln, sondern das Glauben die Hauptsache, und jeder Befehl Gottes, welchen er durch seinen Propheten offenbart hat, als solcher verbindlich, ohne Rücksicht auf seinen etwaigen Zusammenhang mit anderen Bestimmungen. So würde denn ein Muslim auch einen Unterschied zwischen Religiosität und Sittlichkeit kaum begreifen, vor Allem aber niemals zugeben, daß es vor Gott verdienstlicher sein könnte, ein ehrlicher Mann zu sein, als Gebet und Waschungen pünktlich zu vollziehen. Macht aber diese unterschiedslose Vereinigung ritueller, moralischer und juristischer Vorschriften, in welcher die ersteren, wie etwa bei den Pharisäern, sogar in vorderster Linie stehen, ferner die Verquickung monotheistischer Weltanschauung in der Form von halb verstandenen jüdischen und christlichen Lehrsätzen mit den religiös an sich werthlosen Ueberresten arabischer Nationalgewohnheiten einen wenig erfreulichen Eindruck, so ist sie doch gerade in der Zeit ihrer Entstehung nicht ohne Grund von so außerordentlicher Wirkung gewesen. Nicht in der oft unvernünftigen, bisweilen geradezu kindischen Manier, in welcher Mohammed seine heilige Schrift aus den Fetzen verstümmelter Ueberlieferungen anderer Religionen zusammenflickte, liegt das Geheimniß seines Erfolges: daß er es verstand, seine Religion — gleichviel wo sie herstammte — den Vorurtheilen der Araber anzupassen, ohne doch ihre Grundlehren aufzugeben, das ist das Kunststück gewesen, dessen meisterliche Vollbringung sein Hauptverdienst darstellt. Es ist ihm erst allmählich geglückt, aber eigentlich ist sein „Rückfall ins Heidenthum" (S. 67 f.) nichts als das Vorspiel zu der Erhebung der Kâ'aba zur Kibla und zur Aufnahme des Haddsch unter die Zahl der „Pfeiler des Glaubens". So ist denn, was den Islâm von den anderen monotheistischen Religionen unterscheidet, nicht blos negativ die Ablehnung bestimmter, insbesondere christlicher Dogmen, sondern die Anlehnung des Monotheismus an das arabische Volksthum, welche äußerlich durch die Ceremonien des Haddsch, innerlich durch die besondere Wendung des Gottesbegriffes, wie ich sie oben zu schildern versuchte, bezeichnet wird. In dem Augenblicke, wo es dem Propheten der Araber gelungen ist, auf dem Boden dieser neuen Religion sein Volk zu einigen, muß dieses beginnen, mit der ganzen Gewalt seiner urwüchsigen, unverbrauchten Kräfte gegen die benachbarten Völker anzudrängen, deren äußerlich wenigstens zum Theil noch glänzende, innerlich seit lange vermorschte und untergrabene Staatswesen auf den ersten Stoß zusammenzustürzen bestimmt sind. Es ist die Geschichte dieser fast beispiellosen Katastrophe, die wir nunmehr ins Auge zu fassen haben.

Zweites Buch.

Die legitimen Chalifen.

Erstes Capitel.

Das Chalifat.

So gefährlich die letzte Krankheit des Propheten sich von vornherein angelassen hatte, das Ende war doch nach der scheinbaren Besserung des Zustandes am Morgen des Todestages selbst mit unerwarteter Schnelligkeit eingetreten. Der größte Theil der Gemeinde hatte sich nach dem Gottesdienste zerstreut; sogar Abu Bekr war nach seiner Wohnung in der Vorstadt zurückgekehrt. Fátime, die Tochter des Propheten, fehlte ebenfalls am Todtenbette ihres Vaters: ihr Mann Alí war seit der Halsbandgeschichte (S. 133f.) mit der Áïscha verfeindet, in deren Hause Mohammed lag; so mochten beide sich auf gelegentliche Krankenbesuche beschränkt haben. Nur Omar weilte neben der Áïscha an seinem Lager, als er den letzten Seufzer that. Ihn aber traf die Wucht des Ereignisses wohl nicht unvorbereitet. Vorsorglich hatte er schon am Tage vorher es zu vereiteln gewußt, daß man dem Wunsche des Kranken nach Schreibmaterial Folge gab (S. 170); es ist nicht anzunehmen, daß er sich der Gedanken über die Forderungen entschlagen hätte, welche das Eintreten des gefürchteten Ereignisses an die Umgebung des Propheten stellen mußte. Aber was er sich auch überlegt oder mit Abu Bekr verabredet haben mochte, es war so rasch zu Ende gegangen, daß nichts hatte vorbereitet werden können, die öffentliche Ordnung oder gar die sofortige Uebertragung der Herrschaft auf ein geeignetes Mitglied der Gemeinde zu sichern. Und doch war die letztere nicht im Stande, den Mangel einer allgemein anerkannten Leitung auch nur einen Augenblick zu ertragen. Dem Befehle Gottes aus dem Munde des Propheten zu gehorchen hatten sich Fluchtgenossen wie Anßár gewöhnt; aber dieser Mund war für immer verstummt, konnte nicht mehr den eifersüchtigen Ehrgeiz bannen, mit welchem die Mediner auf die Söhne Mekkas, die Haschimiten[1]) auf die aus anderen Familien stammenden nächsten Rathgeber

---

1) D. h. die Angehörigen der Familie Haschim, zu welcher Mohammed selbst gehört hatte, insbesondere sein Vetter Alí und sein Oheim Abbás mit ihren Verwandten und persönlichen Anhängern.

Mohammeds, wie Abu Bekr und Omar, blicken mußten. Daß in den Händen der letzteren, die in alle politischen Gesichtspunkte des Propheten eingeweiht, ja auf viele derselben von maßgebendem Einflusse gewesen waren, die Sache des Islâms auch ferner am besten aufgehoben sein würde, war unbestreitbar; ebenso sicher aber auch, daß der persönliche Egoismus kräftiger und rücksichtsloser Naturen, wie sie in jenen verschiedenen Kreisen zu Hunderten vorhanden waren, in einem so entscheidungsvollen Augenblicke rein sachlichen Ueberlegungen kaum zugänglich sein konnte.

Und dabei fehlte es an jeder Autorität, solchem Egoismus die Waage zu halten. Freilich hatte der sterbende Religionsstifter den Seinen im Korân eine Richtschnur von untrüglicher Sicherheit für Glauben und Handeln hinterlassen. Aber die Vorschriften des göttlichen Buches bildeten keine planvolle Einheit: nur wie das Bedürfniß des Tages dazu gedrängt hatte, war die Ordnung der kirchlichen und staatlichen Verhältnisse durch einzelne Satzungen herbeigeführt worden; kein Wort fand sich darin, auf welches man sich für die Regelung der Nachfolge hätte berufen können. Ebensowenig hatte Mohammed während seiner Krankheit eine unzweideutige Verfügung getroffen: daß er den Abu Bekr, wie früher bei der Leitung der Pilgerkarawane (S. 166), so auch jetzt bei dem Vorbeten in der Moschee mit seiner Vertretung beauftragt hatte, fiel wenig ins Gewicht, wenn man bedachte, daß er seiner Zeit das wichtige Lossagungsdecret (S. 166) in Mekka doch nicht von jenem, sondern von dem ausdrücklich zu diesem Zwecke ihm beigeordneten Ali hatte verlesen lassen. So war es unmöglich, die Lösung anders als in dem alten Herkommen des arabischen Volkes zu suchen. Diesem nun war der uns in solchen Fällen nächstliegende Grundsatz der Erblichkeit fremd; nicht einmal unter dem Einflusse der byzantinischen und persischen Oberhoheit in Gassan und Hira hat er feste Wurzel fassen können, geschweige denn unter den an schrankenlose Freiheit gewöhnten Stämmen der eigentlichen Halbinsel. Es kommt ja nicht selten vor, daß nach dem Tode eines durch Tapferkeit und Reichthum ausgezeichneten Häuptlings die Wahl der Stammesältesten auf den Sohn desselben fällt; aber das geschieht doch eben nur da, wo persönliches Ansehen oder die Interessen des Stammes dafür entscheiden, und ohne daß auch nur der leiseste Zwang nach dieser Richtung sich geltend machen könnte. Mohammed aber hatte nicht einmal einen Sohn hinterlassen; genoß auch Fâtime als das einzige überlebende seiner Kinder hohe persönliche Verehrung, so war sie doch ein Weib und konnte für ihren Gatten Ali einen ernstlichen Anspruch außerhalb des engen Kreises der Haschimiten und weniger anderer persönlicher Anhänger nicht zur Geltung bringen.

Wer unter so zweifelhaften Verhältnissen am schnellsten zu handeln wußte, hatte ohne alle Frage einen erheblichen Vorsprung. Trotz der von Mohammed mehr als einmal verkündeten Gleichberechtigung aller Gläubigen waren einstweilen, so lange diese Gleichberechtigung sich noch nicht auf den Schlachtfeldern Persiens und Syriens praktisch vollzogen hatte, die Leute von

Medina, Fluchtgenossen, Anßâr, und wer sonst in letzter Zeit in der Umgebung des Propheten einen Platz gefunden, die Herrschenden, die Masse der arabischen Stämme die Beherrschten; es verstand sich von selbst, daß nur die ersteren an der Wahl des neuen Herrschers sich betheiligten, ganz abgesehen von der Unmöglichkeit damit zu warten, bis etwa Abgeordnete aus allen Theilen des Landes zusammenberufen werden könnten. Wem es also gelang, in Medina eine vollendete Thatsache am ersten zu schaffen, der hatte die meisten Aussichten auf Erfolg. Es war vorauszusehen, daß nach dem Bekanntwerden der Trauerpost sofort die verschiedenen Gruppen der Bevölkerung sich sammeln würden; so kam für Omar Alles darauf an, die Verbreitung der Nachricht so lange zu hindern, bis er wenigstens Abu Bekr und eine erhebliche Zahl der übrigen Fluchtgenossen um sich hatte. Während daher ein Eilbote Áïschas ihren Vater herbeiholte, begab sich Omar unter die vor dem Hause noch bei der Moschee weilenden Gläubigen, zu denen die Kunde bereits gedrungen war, und erklärte, nur einige Heuchler (S. 103) bildeten sich ein, der Bote Gottes sei todt; das sei eine Lüge, er sei nur, wie einst Mose, seinem Volke auf vierzig Tage entrückt, nach deren Ablauf er wiederkehren und Alle mit dem Tode bestrafen werde, die da wähnten, er sei gestorben. Während er darüber sich des Weiteren erging, kam Abu Bekr. Er überzeugte sich, daß die unerwartete Kunde nur zu wahr sei: „O du, für den ich Vater und Mutter dahingegeben hätte, wie warst du mir theuer im Leben, wie bist du mir theuer im Tode!" — damit küßte er die bleiche Stirn dessen, der ihm nicht nur Gottes Bote, sondern dazu auch der älteste und treueste Freund gewesen war. Dann aber, der gebieterischen Pflicht eingedenk, vor Allem die Zukunft des Werkes zu sichern, welchem das nun erloschene Leben gedient hatte, trat er eilends zu der harrenden Menge hinaus, gebot dem Omar Schweigen, und an einige Stellen des Koráns erinnernd, welche den Heimgegangenen als einen Menschen wie alle andern bezeichnen, sprach er: „Wer den Mohammed angebetet haben sollte, der wisse, daß Mohammed todt ist; wer aber Gott angebetet hat — Gott ist lebendig und stirbt nimmermehr!"

Mochte Omar an die Wahrheit seiner Versicherung selbst geglaubt haben, oder nicht, jedenfalls hatte sie die beabsichtigte Wirkung verfehlt. Wie ein Lauffeuer war die Kunde im Nu in alle Quartiere Medinas gedrungen: während aber die meisten Fluchtgenossen sofort der Moschee zueilten, die Augenzeugen zu befragen und zu vernehmen, was die Führer im Sinne hätten, strömten die Aus und Chasradsch nach einer Versammlungshalle, in welcher besondere Stammesangelegenheiten auch sonst berathen zu werden pflegten; eine dritte kleinere Gruppe fand ihren Mittelpunkt im Hause der Fátime, wo um Alí und Abbás bald die übrigen Haschimiten und einige andere Freunde sich schaarten. Obwohl unter diesen sich Talcha und Es-Sobeir befanden, zwei der ersten und angesehensten Gläubigen, war ihre Zahl doch zu gering, als daß sie hätten versuchen können, sofort mit Nachdruck aufzutreten. Aber die peinlichste Ueberraschung bemächtigte sich der vor Áïscha's

Hause auf Abu Bekrs und Omars weitere Maßregeln harrenden Fluchtgenossen, als sich plötzlich das Gerücht verbreitete, die Anßâr seien bereits in großer Anzahl beieinander und eben drauf und dran, aus ihrer eigenen Mitte einen neuen Herrscher zu wählen. Hier war Eile geboten: schleunigst machten sich die beiden Vertrauten des Propheten mit den mekkanischen Getreuen auf den Weg. Sie kamen gerade noch zur rechten Zeit im Versammlungshause an: Ssá'ad Ibn Obâda, seit des Ibn Ubaij Tode der erste Mann der Chasradsch, hatte bereits in einer kurzen Rede ausgeführt, wie die Nachfolge des Gesandten Gottes Niemand gebühre als denen, welche ihm aus Noth und Bedrängniß geholfen, dem Islâm den Sieg erkämpft hätten, und obwohl einzelne Stimmen sich erhoben, die einseitiges Handeln ohne Rücksicht auf die ältesten Bekenner des Glaubens mißlich fanden, so ging doch die allgemeine Neigung dahin, sofort dem Ssá'ad zu huldigen. Da traten die Fluchtgenossen herein, an ihrer Spitze Abu Bekr, Omar und der wegen seiner Frömmigkeit und Milde allgemein geachtete Abu Obeida. Zuerst nahm Abu Bekr das Wort: in ruhiger und freundlicher Rede die Verdienste der Männer von Medina voll anerkennend machte er doch geltend, daß nur aus der Zahl der ersten Gefährten des Propheten das künftige Oberhaupt der Gemeinde gewählt werden könne. Ihm erwidernd schlug der Chasradschite El-Mundhir vor, es möge doch jede von beiden Parteien sich einen eigenen Führer wählen: als Omar dem gefährlichen Ansinnen mit der ihm eigenen Energie heftig widersprach und betonte, daß niemals die übrigen Araber einem Führer gehorchen würden, der nicht vom Stamme des Propheten sei, fing der Wortwechsel an sich zu erhitzen. Abu Obeida mahnt die Anßâr zur Verträglichkeit: da springt zur Bestürzung seiner Volksgenossen der Chasradschite Beschîr, einer der Siebenzig von der Ákaba (S. 88 f.) und eifriger Glaubensheld, auf und erklärt sich offen für die Ansprüche der Mekkaner. Abu Bekr benutzt sofort den Augenblick der allgemeinen Verwunderung: „hier", ruft er, „sind Omar und Abu Obeida, wen ihr von beiden wollt, dem huldigt!" Beide lehnen ab und dringen auf ihn ein: er selbst, welchem der Prophet seine Vertretung beim Gebete aufgetragen, sei der Würdigste; während er noch einen Augenblick schwankt, stürmt der rasche Beschîr vor und giebt ihm den leisen Schlag auf die Rechte, welche den Arabern das Zeichen der Huldigung ist. Die Chasradsch sind empört; andererseits haben die Außiten nur mit heimlichem Mißvergnügen zugesehen, wie ihre alten Nebenbuhler um die Herrschaft in Medina sich von Neuem an die erste Stelle zu schieben versuchen, und schlagen sich trotz ihrer Minderzahl auf Abu Bekrs Seite. Ueberall her drängt man sich um die Führer, in der Verwirrung wird Ssá'ad, der krank auf seinem Bette sich hat in die Versammlung tragen lassen, fast zertreten, und nur Abu Bekrs Dazwischentreten bewahrt ihn vor Mißhandlung durch den leidenschaftlichen Omar. Der Streit droht in offenen Kampf überzugehen: da stürmen plötzlich neue Schaaren von Gläubigen herein. Es sind die Männer vom Stamme Aslam, die im Weichbilde von Medina hausen; von den Chosá'a, Ver-

14*

wandten der Koreisch, abstammend und vom Propheten in den letzten Jahren geflissentlich bevorzugt (S. 130) kommen sie, kaum daß sie die Nachricht erhalten haben, zur Unterstützung ihrer mekkanischen Freunde herbeigeeilt. Die Chasradsch sehen sich in der Minderzahl; es gelingt den Ruhigeren beider Parteien die Hadernden zu trennen, und Abu Bekr kann ungestört die weiteren Huldigungen entgegennehmen.

Es waren nicht Viele, die es gerathen fanden, dem neuen Herrscher die Anerkennung weiter zu versagen. Daß Ssá'ad es nicht verschmerzen konnte, noch im letzten Augenblicke um den ihm bereits winkenden Erfolg betrogen zu sein, ist begreiflich; er hielt sich von da ab im Hintergrunde und ging später nach Syrien, wo er 637 starb. Auch die Haschimiten und ihre Freunde waren mäßig erbaut von der raschen Wendung der Dinge, durch welche sie verhindert wurden, ihre Ansprüche überhaupt zur Verhandlung zu bringen. Es war wohl nur eine Folge von Alí's grollendem Zögern, daß Abu Bekr sich veranlaßt sah, der Fátime das Erbtheil der liegenden Gründe vorzuenthalten, welche der Prophet in Cheibar und Fadak besessen hatte, und die jetzt für Staatseigenthum erklärt wurden; umsoweniger aber konnte sich ihr Mann nun dem rücksichtslosen Nebenbuhler fügen. Erst als Fátime sechs Monate später starb, machte er seinen Frieden mit der Regierung. Der alte Abu Ssofján hielt die Gelegenheit für günstig, durch berechnete Widersetzlichkeit sich mit seinen Omaijaden behufs „Gewinnung der Herzen" (S. 154) in Erinnerung zu bringen: er wurde mit Leichtigkeit durch Verleihung eines wichtigen Commandos an seinen Sohn Jesíd gewonnen. Dagegen sühnten die Chasradsch ihre Schuld, wenn es eine war, wiederum durch Bethätigung ihres alten Patriotismus: die Gefahr, in welche der Staat bald darauf durch die arabische Revolution gerieth, fand sie Mann für Mann auf dem Posten; sie waren nicht die Leute, um des eignen Vortheils willen die Sache des Glaubens im Stich zu lassen. Ihre aufopfernde Gesinnung hat Mohammeds Staat vor dem Schicksal bewahrt, dem Alexanders des Großen Weltreich verfallen war.

Aber nur, solange diese Gesinnung in den maßgebenden Kreisen der Gemeinde lebendig war, konnten die mißlichen Folgen eines Verhältnisses ausbleiben, welches schon diesmal zu so bedenklichen Schwierigkeiten geführt hatte. Bei dem Mangel jeder festen Thronfolgeordnung war auch später die freiwillige Huldigung der einflußreichsten Persönlichkeiten der einzige Rechtstitel, auf welchen die Herrscher sich zu stützen vermochten, das heißt, der islamische Staat war allem Elend und allen Gefahren von vornherein ausgesetzt, welche die unvermeidlichen Begleiter jedes Wahlkönigthums sind. Zu einem freilich kleinen Theile aufgewogen wurden sie in unserem Falle durch den gleichzeitig conservativen und freiheitsliebenden Sinn der Araber, der sich vielleicht einem besonders angesehenen Fürstengeschlecht beugen, niemals aber jedem beliebigen neuen Emporkömmling unterwerfen mochte. Nur so erklärt es sich, daß in dem immerhin zweihundertjährigen Zeitraume der arabischen Welt-

herrschaft nur zweimal eine gewaltsame Uebertragung der höchsten Würde auf eine neue Dynastie stattgefunden hat. War aber dadurch immerhin eine gewisse Continuität der Regierungsweise gesichert, so blieb die Personenfrage bei der großen Fruchtbarkeit der beiden Familien der Omaijaden und Haschimiten fast immer in einer ganz gefährlichen Weise streitig. Diejenigen, auf welche es bei jedem Thronwechsel ankam, waren in der ältesten Zeit die angesehensten der alten Gefährten Mohammeds, später die Inhaber der einflußreichsten Hofämter und die obersten Militärchefs. Diese aber vertraten wieder nicht blos ihre eigenen, sondern auch die Interessen ihrer Familien und Stämme. Da nun der vom Islám nur einstweilen gebändigte Stammparticularismus der Araber nach dem Uebergange der Herrschaft auf die ganz weltlich gesinnten Omaijaden jedesmal von Neuem in's Kraut schoß, sobald nicht persönliche Begabung des Fürsten ihn niederzuhalten vermochte, so wiederholten sich bei abnehmender Kraft der Dynastie auf dem größeren Welttheater nur zu bald die Wirren, welche in der vorislamischen Zeit die Herstellung einer staatlichen Ordnung in Arabien selbst verhindert hatten. Und dazu kam noch ein Weiteres. Bei dem natürlichen Uebergewicht, welches in jedem noch nicht übercivilisirten Volke das Alter über die Jugend besitzt, waren auch die Araber geneigt, sich das Stammhaupt vor Allen aus den bejahrteren Volksgenossen zu küren: so verlieh denn auch nachher das Seniorat in der Familie immer einen natürlichen Anspruch auf die Thronfolge. Damit aber stand das ebenfalls natürliche Streben jedes Regierenden, die Herrschaft auf den eigenen Sohn zu vererben, in unlösbarem Widerspruch. Die Türken später haben diesen Widerspruch mit der ihnen eigenen Vorliebe für Einfachheit und Gründlichkeit des Verfahrens bekanntlich noch bis in unser Jahrhundert hinein auf die Weise beseitigt, daß jeder neu zur Regierung kommende Sultan seine jüngeren Brüder erdrosseln ließ. Die arabischen Chalifen sind auf diesen Gedanken nicht recht gekommen, sondern haben sich, wo sie etwas in derselben Richtung zu thun wünschten, begnügt, schon bei Lebzeiten unter Ausschluß von Brüdern und Oheimen dem ältesten Sohne huldigen zu lassen. Das war aber natürlich nur so lange praktisch, als die Ergebenheit gegen die Dynastie bei Höflingen und Generalen die egoistischen Sonderinteressen und den Hang zur Intrigue in den Hintergrund drängte, d. h. eben nicht sehr lange. Und als dann noch am Schluß des ersten Jahrhunderts das scheußliche Eunuchenthum aus dem christlichen Byzanz eingeführt wurde, nahmen Umtriebe und Verschwörungen im Palaste kein Ende mehr.

Wenig aber dachte man in Medina an die Möglichkeit solcher Entwicklungen, als man am Abend des 8. Juni 632 froh war, die neue Regierung unter Dach und Fach gebracht zu haben. Von Allem, was hätte geschehen können, entsprach die Wahl Abu Bekrs am meisten, vielleicht sogar allein den Anforderungen der Lage. Man war gewohnt, dem Worte Gottes im Korán und den Befehlen des Gesandten Gottes zu gehorchen: daneben gab es keinerlei Autorität. Bei Lebzeiten Mohammeds waren Befehlshaber immer

nur zur Ausführung von ganz bestimmten einzelnen Aufträgen ernannt worden, nach deren Erledigung sie einfach in die Reihe der gleichberechtigten Gläubigen zurücktraten. Wer jetzt die Leitung des Gemeinwesens übernahm, konnte auf Gehorsam nur rechnen, wenn er in Allem und Jedem genau den Spuren des Propheten folgte, in jedem Falle ebenso handelte, wie man es von jenem gewohnt war. Für Abu Bekr hatte es schließlich doch entschieden, daß er, wie es Omar in der Wahlversammlung aussprach, noch vom Propheten selbst zu seinem Stellvertreter beim gemeinsamen Gebet in der Moschee ernannt worden war: das Gebet aber sei die Hauptsache in der Religion. Leichter konnten nun jetzt die übrigen Gemeindeangelegenheiten der Hauptsache folgen, als es möglich gewesen wäre eine neue Autorität zu schaffen, die auch nicht zum Schein sich auf eine Verordnung des Propheten selbst zu stützen vermochte; aber eine neue Autorität war es daher auch nicht, die sich in der Person Abu Bekrs darstellte, er blieb eben in etwas weiterem Sinne, was er seit einigen Tagen gewesen war — der Stellvertreter des Gesandten Gottes, chalîfatu rassûli 'llâhi — nichts weiter bedeutet der schlichte Titel Chalife; die märchenhaften Vorstellungen unbegrenzter Machtfülle und Herrlichkeit, welche noch heute kindlicher Anschauung den Chalifen von Bagdad als Dritten im Bunde neben Kaiser und Papst erscheinen lassen, ändern nichts daran, daß er lediglich als lieutenant de l'islamisme sich bezeichnen darf. Freilich geben die Dinge den Namen im Laufe der Zeit andere Bedeutung, und wenn es auch schon Abu Bekrs Nachfolger für angezeigt hielt, die wachsende Selbstherrlichkeit des Gemeindehauptes durch Hinzunahme des weiteren Titels emîru 'l-mûminîna „Befehlshaber der Gläubigen" leise zu betonen, der bescheidene Name Chalife gewann doch für die Herrscher des Islâms eine immer steigende Bedeutung, eine Bedeutung, welche es heute noch dem Türkensultan räthlich macht, an ihm, den seine Vorfahren vor Jahrhunderten durch eine rechtliche Fiction sich angeeignet, mit Nachdruck festzuhalten.

Denn wer auf mohammedanischem Boden als Stellvertreter des Boten Gottes anerkannt wird, vereinigt in sich die Würde des weltlichen und des geistlichen Oberhauptes. Es ist an seinem Orte (S. 92) genugsam ausgeführt, wie die Verhältnisse Arabiens den Propheten dazu drängten, seine Kirche gleichzeitig als Staat zu begründen; wir haben auch bereits (S. 203) gesehen, wie ein grundsätzlicher Unterschied zwischen religiösem Pflichtgebot und staatlicher Gesetzgebung im Islâm nicht besteht, und sind uns endlich auch darüber klar geworden (S. 183), daß Patriotismus und Bekenntniß zum Glauben hier zusammenfallen. So ist der Chalife nicht weltlicher Fürst etwa wie früher der Papst in seinem Kirchenstaate, oder geistliches Oberhaupt wie jetzt der König von Sachsen als Landesbischof seiner evangelischen Unterthanen: man denke sich die Macht der römisch-katholischen Hierarchie mit der Wucht des absoluten Staates Ludwigs XIV. vereinigt, also ein Gemeinwesen, wie es Calvin in Genf, Cromwell in England für kurze Zeit praktisch hergestellt,

und wie es in Rußland theoretisch noch besteht, so wird man einen annähernden Begriff erhalten, über welche Mittel die lieutenants des Gesandten Gottes verfügten.

Verfügten freilich unter einer ganz bestimmten Bedingung und doch auch dann nicht ohne jede Schranke. War ihre Würde nicht die von Königen oder Priestern, sondern die höhere von Imámen[1]), welche die Befugnisse jener beiden in sich vereinten: noch höher als die Befehle der Stellvertreter Mohammeds stand immer das lautere Wort Gottes, im Korán den Gläubigen als sicherer Wegweiser für Glauben und Handeln dargestellt; höher auch, was der Prophet persönlich durch Wort oder Beispiel den Seinen zur Nachahmung empfohlen hatte. Sobald also der Chalife etwas that, was von dieser Norm abwich, setzte er sich in den Augen seiner wirklich gläubigen Unterthanen, so weit sie irgend folgerichtiger Ueberlegung fähig waren, in Widerspruch zu derselben Autorität, welche allein ihm den Gehorsam seines Volkes sicherte. Hielt er die weltliche Macht fest genug in den Händen, diesen Gehorsam auch weiter zu erzwingen, als Imám konnten ihn die Frommen und Eifrigen trotzdem nicht mehr anerkennen, sondern mußten die erste Gelegenheit ergreifen, dem Einflusse des Gottlosen sich zu entziehen und das Imamat demjenigen zu übertragen, dessen Ansprüche auf die höchste Würde nunmehr berechtigt erschienen. So war die ungestörte Ausübung der doppelten Herrschaft nur so lange möglich, wie die überwiegende Mehrzahl der Muslime von dem Eindrucke beherrscht wurde, daß der Chalife in der That genau nach dem Worte Gottes und dem Beispiele des Propheten regierte. Eine Schranke fand aber selbst in diesem Falle die Macht des Chalifen in der Freiheitsliebe des kräftigen Volkes, deren Empfindlichkeit auch Mohammed geschont hatte, wo es die Interessen des Glaubens irgend gestatteten, und vor deren Ausbrüchen seine Nachfolger um so weniger sicher waren, je weitere Kreise mit äußerlichem Bekenntniß zum Glauben noch die alte weltliche Gesinnung verbanden.

Auch in diesen beiden Beziehungen war die Wahl Abu Bekrs die glücklichste, die überhaupt getroffen werden konnte. Wie ihm bei Lebzeiten Mohammeds jedes Wort des Propheten ein Evangelium gewesen war, so blieb er nun auf's Aengstlichste beflissen, in Allem und Jedem genau dem nachzuleben, was Jener gesagt und gethan hatte, in der unerschütterlichen Ueberzeugung, daß solchem Handeln der Erfolg nicht fehlen könne. Wir haben bereits gesehen, wie er in diesem Glauben die Kraft fand, selbst im Augenblicke der höchsten Gefahr den abschüssigen Weg des Compromisses mit den empörten Beduinen zu meiden und damit die bedingungslose Niederwerfung des Aufstandes zu ermöglichen. Vielleicht noch wichtiger aber war es, daß seine durchaus im Sinne und nach dem Worte des Propheten geführte Re-

1) imám „Vorsteher" ist zunächst der, welcher der Gemeinde beim Freitagsgottesdienst vorbetet (s. S. 195). Das that in Medina regelmäßig Mohammed selbst, nach ihm der jeweilige Chalife an dem Orte, wo er residirte; Imám im engeren Sinne ist daher der technische Ausdruck für das legitime Oberhaupt der ganzen islamischen Gemeinde.

gierung in der That auch dem spitzfindigsten Glaubenseiferer keine Handhabe zum Tadel oder gar zu frommer Unbotmäßigkeit gewährte. So gewöhnte man sich unmerklich daran, dem Befehle des Chalifen als solchen zu folgen; dadurch aber erstarkte die neue Würde so rasch, daß schon der nächste Herrscher es wagen durfte, überall aus eigenem Gutdünken zu neuern, wo nicht allzu klare Vorschriften Gottes oder des Propheten ihm entgegenstanden. — Nicht minder aber war Abu Bekrs ruhige Bedächtigkeit am Platze, wo es galt, den schwierigen Zeiten zu Liebe störrigen Araberköpfen einmal nachzugeben, ohne doch die Würde des Herrschers schädigen zu lassen. Omar hätte dem Chálid, dessen widerwärtige Persönlichkeit ihm mit Recht tief verhaßt war, mehr als einmal für seine Schandthaten das Urtheil gesprochen: Abu Bekr wußte, daß für den verzweifelten Araberkrieg das Schwert Gottes nicht zu entbehren war, und ging dem Eigenwillen des gewaltthätigen Mannes mit geschickter Wahrung seiner Autorität aus dem Wege.

So steht Abu Bekr zwischen Mohammed, dem Stifter des Islâms, und Omar, dem Organisator des Weltreiches, gleichberechtigt mitten inne als der gewissenhafte, feste und kluge Begründer des Chalifates, dem es gelang, die Würde der Stellvertreter des Gesandten Gottes bei der Gesammtheit der Gemeinde als die legitime Fortsetzung des Prophetenamtes zur Anerkennung zu bringen und dadurch erst die Zukunft des Glaubens zu sichern. So führen denn er und seine drei unmittelbaren Nachfolger Omar, Othmán und Ali, welche auf dem von ihm geschaffenen Rechtsboden stehen geblieben sind, nicht grundlos den Ehrentitel der legitimen Chalifen[1]). In ihnen stellt sich die patriarchalische Zeit des Islâms dar. Vor Allen Abu Bekr selbst (reg. 8. Juni 632 — 22. August 634 = 11—13 d. H.) und Omar (22. Aug. 634—3. Nov. 644 = 13—23) haben in ihrer Lebensweise wie in der Behandlung der bald riesig anschwellenden Staatsgeschäfte sich niemals von der Einfachheit und Unbefangenheit losgesagt, mit welcher auch Mohammed das ausgeprägte Gleichheitsgefühl seiner Landsleute zu schonen beflissen war. Nach wie vor seiner Erhebung zum Chalifen blieb Abu Bekr in seiner kleinen Vorstadtwohnung, suchte er, dem ja ein persönliches Einkommen durch keine Verordnung des Propheten zugewiesen war, mit seinen mäßigen Privatmitteln sich zu behelfen; und mögen die zahlreichen Anekdoten, die von Omars Anspruchlosigkeit und Härte gegen sich selbst umlaufen, auch großentheils erfunden sein, daß ihm auch als Herren eines Weltreiches von der alten Frugalität nichts abhanden gekommen ist, steht ohne jeden Zweifel fest. Ebenso blieb es beim Alten zwischen den Herrschern und den übrigen ersten Gefährten Mohammeds: sie umgaben den Chalifen als Rathgeber, deren Meinung bei wichtigen Angelegenheiten mit Achtung gehört wurde, ohne daß ihr doch ein ausschlaggebender Einfluß auf die Entschlüsse des Stellvertreters eingeräumt zu werden brauchte, auf den ja nach der Meinung aller Gläubigen die ganze

1) al-chulafâ'u 'r-râschidûna „die den graden Weg wandelnden Chalifen", d. h. die nicht, wie die Omaijaden, durch widerrechtliche Usurpation den Thron erschlichen haben.

Machtfülle des Propheten übergegangen war. Gerade dies Verhältniß der ersten Chalifen zu den alten Genossen des Propheten ist für diese Zeit von höchster Wichtigkeit: erforderte es außerordentlichen Takt von Seiten der ersteren, so ergab es den unschätzbaren Vortheil für die Regierung, daß die ganze moralische Autorität des Islâms an dem einen Punkte in Medina concentrirt blieb, und daß Leute wie Talcha und Sobeir, von der Nothwendigkeit ihres Verweilens in der Residenz überzeugt, niemals nach den großen Commandostellungen an der Spitze der islamischen Heere verlangten. Die konnten ohne jede Rücksicht nach dem Beispiele des Propheten mit Leuten besetzt werden, welche eine hervorragende militärische Begabung dafür geeignet machte, ohne daß gleichzeitig ihre Gewalt über die Gemüther der Gläubigen aus einer anderen Quelle, als dem jederzeit widerrufbaren Auftrage des Chalifen bestanden hätte.[1]) So erklärt es sich, daß von den Feldherren der islamischen Heldenzeit nur zwei, Abu Obeida und Ssá'ad Ibn Abi Wakkâß, beides zuverlässige Leute ohne gefährlichen Ehrgeiz, gleichzeitig der nächsten Umgebung des Propheten angehörten; so erklärt es sich auch, daß ein Mann von der egoistischen und gewaltthätigen Art Châlids unweigerlich im Augenblicke des gewaltigsten Sieges selbst den Commandostab niederlegen mußte, als ihm der Absetzungsbefehl Omars zu Händen kam.

Konnte auch diese patriarchalische Regierungsweise der rechten Wirkung leicht verfehlen, wenn die höchste Gewalt sich nicht in den Händen so seltener Männer befand: für diese erste Zeit war sie aus den angeführten Gründen die einzig mögliche. Aber mit der Ruhe und Selbstlosigkeit, welche dazu gehörte, die Autorität des Chalifates in stürmischer Zeit auf solcher Grundlage aufzubauen, mit der Festigkeit, die er den Gefahren der arabischen Empörung entgegenstellte, verband Abu Bekr auch die vorausschauende Klugheit, welche die ungestörte Fortsetzung seines Werkes zu sichern vermochte. Der Noth des Lebens, welches die ersten Bekenner des Islâms durchzukämpfen gehabt hatten, war der Prophet selbst frühzeitig erlegen; die neuen Aufregungen des ungleichen Kampfes gegen die Empörung rieben nun auch seinen nächsten Freund in kurzer Zeit auf; er zählte, wie jener, kaum 63 Jahre, als ihn seine letzte Krankheit, ein hitziges Fieber, ergriff. Da er sein Ende herannahen fühlte, versammelte er die alten Genossen noch einmal um sich; er fand sie bereit zu schwören, daß sie demjenigen huldigen würden, den er selbst ihnen als seinen Nachfolger bezeichnen werde. Als sie den Eid geleistet, ernannte er Omar; ruhig konnte er bald darauf am 22. Dschumada II 13 (23. August 634) die Augen schließen, da er in der Hand des gewaltigen Stürmers und Drängers des Islâms das Werk wohl aufgehoben wußte, zu dem er selbst sofort nach der Niederwerfung des Aufstandes seine und seines Volkes gesammte Kräfte angespannt hatte: die Ausbreitung des Islâms über die Grenzen der Halbinsel hinaus — wie er glaubte und strebte, bis an's Ende der Welt.

1) Vgl. oben S. 213 f.

Zweites Capitel.

Die großen Eroberungen.

Wir wissen, daß schon Mohammed Einleitungen getroffen hatte, seinem Glauben nach den Arabern auch die übrigen Völker, zunächst die benachbarten Perser und Byzantiner zu gewinnen. Sein Brief an den Schah von Persien (S. 148 f.) hatte keine weiteren Folgen nach sich gezogen, die Botschaften und Recognoscirungen nach dem südlichen Syrien erst zu der Niederlage bei Múta (S. 150), später immerhin zum Anschluß der Grenzbezirke bis nach Aila hinauf geführt. Von da aus einen neuen ernstlichen Vorstoß nach dem Ostjordanlande zu versuchen war das Heer bestimmt gewesen, welches Mohammed im Augenblicke seines Todes bei Medina versammelt hatte: nach seinem Grundsatze, in Allem genau den Weisungen des Propheten zu folgen, hatte auch Abu Bekr trotz des bereits drohenden Abfalles der centralarabischen Stämme die Truppen unter dem Befehle Oßámas (S. 169) nach dem Norden abrücken lassen — nicht ohne die gleichzeitige Ueberlegung vielleicht, daß es den Anßár heilsam sein möchte, wenn sie zunächst Gelegenheit erhielten, fern von der Hauptstadt sich über ihren Mißerfolg bei der Chalifenwahl etwas zu beruhigen. Eine größere Ausdehnung des Zuges aber verbot natürlich die bedenkliche Lage Medinas inmitten der aufrührerischen Beduinen: so kehrte Oßáma schon nach zwei Monaten zurück, ohne mehr als höchstens eine Demonstration gegen die byzantinische Grenze gemacht zu haben. Man erinnert sich, wie heiße Arbeit die Truppen von da ab im Innern Arabiens gefunden hatten: nun war nach dreivierteljährigem ununterbrochenen Kampfe die Ordnung hergestellt, der Glaube herrschte von Neuem über die ganze Halbinsel hin. Mancherlei blieb im Einzelnen zu thun, bis überall Gottesdienst und Besteuerung vollkommen geregelt war, und allmählich erst gewöhnten sich die Stämme besonders der entlegeneren Gebiete, auf den Ruf des Chalifen zur Heeresfolge nach Medina aufzubrechen. Vielleicht wären trotz des harten Strafgerichtes, welches über die Abtrünnigen hereingebrochen war, hie und da im Laufe der Zeit neue Gedanken der Unbotmäßigkeit in den störrigen Araberköpfen aufgekommen, hätte nicht Abu Bekr jede paar Tausend Mann, die im Laufe der Unterdrückung des Aufstandes verfügbar wurden, an die Grenze geworfen, in der begründeten Ueberzeugung, daß jeder Erfolg nach außen, jede Nachricht eines gelungenen Beutezuges die wie immer gegen ihre Besieger erbitterten Stämme Mittel- und Südarabiens zu täglich bereitwilligerem Anschluß an so hoffnungsvolle Unternehmungen vermögen werde. Wir dürften in der ebenso

kühnen und consequenten als andererseits doch vorsichtigen Kriegspolitik, welche die tastenden Versuche des gealterten Propheten vom ersten Schritte an weit hinter sich läßt, ohne Zweifel den Einfluß des thatkräftigen, immer vorwärts drängenden Omar finden, selbst wenn es nicht ausdrücklich bezeugt wäre, daß Abu Bekr in allen solchen Dingen ohne Weiteres dem Rathe des jüngeren Genossen zu folgen gewohnt war. Jedenfalls bildete diese Kriegspolitik das nothwendige Gegenstück zu der Bändigung des Aufstandes: erst auf den Schlachtfeldern Persiens und Syriens verschmolzen Sieger und Besiegte von Bosácha, vom Garten des Todes und von Jemen zu jenem mächtigen Heeresganzen, das in unwiderstehlichem Anprall die halbe Welt aus den Fugen warf. So trafen auch hier die politischen Beweggründe mit dem Befehle Gottes, die Ungläubigen zu bekämpfen, wo man sie finde, in schicksalsvoller Weise zusammen.

Zwei mächtige Wogen sind es gewesen, in welchen die Sturmfluth der arabischen Eroberung über die Lande in Ost und West dahinbrauste. Die erste wurde eben jetzt durch den Befehl des Chalifen entfesselt: sie überschwemmte Persien bis an den Oxus, Syrien, Mesopotamien, Armenien und Theile von Kleinasien bis gegenüber Konstantinopel, Aegypten und den Nordrand Afrikas bis über Karthago hinaus, und wurde nur durch die in den letzten Jahren der Regierung Othmáns (24—35 = 644—655) ausbrechenden inneren Wirren in's Stocken gebracht. Der erste Bürgerkrieg (35—41 = 655—661) verhinderte nicht allein jeden neuen Fortschritt, sondern brachte naturgemäß sogar Einbußen an mehr als einer der gewonnenen Grenzen; und der neue Anlauf zur Eroberungspolitik, den Moáwija (41—60 = 661—680) nach Wiederherstellung der Ordnung zu nehmen anfing, ward durch den nach seinem Tode ausbrechenden zweiten Bürgerkrieg (60—80 = 680—699) wiederum gehemmt. Dann aber, nachdem Abdelmelik (65—86 = 685—705) endlich die Herrschaft der omaijadischen Dynastie gesichert, überfluthet unter der machtvollen Herrschaft El-Walîds (86—96 = 705—715) das arabische Volksthum in einer zweiten Woge nochmals Länder und Völker, im Osten bis über die Grenzen Indiens und Turkestans, im Norden bis an den Kaukasus und vor die Mauern von Konstantinopel, im Westen bis an das Atlantische Meer und hinauf tief in das Frankenreich, wo erst Karl Martell in der Schlacht von Tours und Poitiers (114=732) ihm Schranken setzt. Damit hat die große Bewegung ihren Höhepunkt überschritten; neue, schlimmere Zwistigkeiten im Innern lähmen die Kraft der Dynastie, und der aus seiner tiefen Erniedrigung erwachende nationale Geist des persischen Volkes beginnt seinen stillen, aber unablässigen Kampf gegen die arabische Herrschaft, der mit dem Ruin beider Völker zu endigen bestimmt ist.

Die Seele der ersten großen Eroberungskriege und der Organisator des Weltreiches, das in ihnen aus dem bisher von allen civilisirten Völkern verachteten Barbarenlande Arabien erwuchs, ist Omar. Was in den ersten Jahren

Othmâns noch erreicht wird, gleicht nur dem Weiterrollen des Steines, welchen eine kräftige Hand geschleudert hat; der schwache Nachfolger des großen Fürsten hat keinen Antheil daran, die Feldherren, welche ihm noch einige Siege erfechten, sind fast sämmtlich Männer von Omars Wahl. In Medina, welches er nur einmal auf kurze Zeit verließ, um in dem eroberten Jerusalem die Verhältnisse Syriens persönlich zu ordnen, saß der Gewaltige im Mittelpunkt der nach allen Seiten hin ausstrahlenden Heereszüge, seine Feldherren mit starker Hand bald zügelnd, bald antreibend, immer ihnen scharf auf die Finger sehend, ohne doch ihre Thatkraft durch willkürliche Einmischung in das Einzelne der Kriegführung zu lähmen; sorgfältig die Kräfte messend, über welche jeder verfügte, das ehrgeizige Vorwärtsstürmen dieser mit den Erfolgen immer waghalsiger werdenden Wüstenrenner zügelnd, bis die ältere Eroberung durch Festungsbau und Beruhigung der Einwohner gesichert war; dabei mehr klug als wohlgesinnt gegen die Unterworfenen, die als Ungläubige Nachsicht nicht verdienten, die gewonnenen Landschaften so organisirend, daß sie dem Staatsschatze wie den einzelnen Muslimen brav steuerten und unter dem Drucke ihrer arabischen Besatzungen sicher im Zaume gehalten würden. Auch sonst wurde in diesen Kriegen natürlich mit den Feinden nicht sänftlich gefahren: „er tödtete (die waffenfähigen Männer) und führte gefangen fort (die Weiber und Kinder)" ist bei den arabischen Historikern selbst der stete traurige Refrain bei jeder gewaltsamen Eroberung eines befestigten Ortes. Das kam aber damals eben überall vor; um so leidlicher war die Behandlung der Leute, wenn sie freiwillig sich ergaben. Mit Ausnahme des blutdürstigen Châlid hat kein arabischer Feldherr, so viel wir wissen, seinen Schild mit unschuldigem Blute befleckt, und jene systematischen, barbarischen Verwüstungen ganzer Landstriche, an die sich Perser und Byzantiner während ihrer jahrhundertelangen erbitterten Fehden allmählich gewöhnt hatten, sind den Arabern immer fremd geblieben.[1]) Hart ohne jede menschliche Rücksicht, wo sie es für nöthig hielten, andernfalls aber voll läßlicher, verachtungsvoller Duldung gegen die Besiegten, haben sie doch im Ganzen die herrlichen Länder, die ihnen zur Beute fielen, bei Weitem weniger geschädigt, als später Türken oder gar Mongolen.

Unsere Darstellung dieser gewaltigen Katastrophe wird es versuchen, jeden einzelnen der großen Eroberungszüge von Anfang bis zu Ende im Zusammenhange zu verfolgen: doch wird es nöthig sein, einen nach Jahren geordneten Ueberblick vorauszuschicken, der eine Anschauung von der unglaublichen Schnelligkeit der nach allen Seiten fast gleichzeitig erfolgenden Ausbreitung zu gewähren vermag. Unter Abu Bekr beginnen die ersten Vorstöße nach Südpalästina und in die Euphratniederung, wo im J. 12 (633) Hira schon für eine Weile besetzt wird; unter Omars Regierung wird 14 (635) Damaskus erobert, 16 (637) ganz Babylonien mit Ktesiphon, der Resi-

1) Vgl. die Instructionen Abu Bekrs an die syrischen Truppen unten S. 249.

denz des Perserreiches, gewonnen und bis an das medische Gebirge gesichert, 17—19 (638—640) die starken syrischen Festungen eingenommen, gleichzeitig Mesopotamien und Chusistan unterworfen. In die Jahre 19 und 20 (640—641) fällt die Eroberung Aegyptens und die Besetzung von Moßul, durch welche Mesopotamien nach Norden gedeckt wird; 21 (642) bringt die Erstürmung von Alexandria nebst weiterem Vordringen nach Westen bis Barka (Cyrene), dazu nach Uebersteigung des medisch-persischen Grenzgebirges den Zusammenbruch der letzten persischen Hauptmacht bei Nihawend; 22 (643) wird das hierdurch bis Rei (Teheran) gewonnene Terrain wiederum in der nördlichen Flanke durch Eindringen nach Adherbeidschán (persisch Armenien) gesichert, in Nordafrika Tripolis eingenommen; 23 (644) finden wir außer der schon vorher überflügelten Festung Hamadan (Ekbatana) auch Ispahan überwältigt und im Nordosten die Grenze von Choraßán erreicht. So gebot Omar gegen Ende seines Lebens, abgesehen von Arabien selbst, über Nordostafrika und Aegypten, Syrien, Mesopotamien, Babylonien und die westliche Hälfte von Persien, also über eine Ländermasse etwa von dem Umfange Deutschlands und Oesterreich-Ungarns zusammen. Nur im Süden und Osten Persiens hielt sich, während zu Anfang der Regierung Othmáns 27 (648) das Gebiet von Karthago, 28 (649) die Insel Cypern fiel, König Jesdegerd noch bis zum Jahre 29 (650), wo der Fall Ißtachrs (Persepolis), der uralten Hauptstadt des persischen Stammlandes, den Muslimen die übrigen Provinzen des Reiches öffnete: danach erstreckte sich im J. 30 (651) das Gebiet des Islâms vom Oxus bis über die große Syrte hinaus in einem Gesammtumfange, der schon etwa der Hälfte Europas gleichkam.

Stellen diese Eroberungen eine Umwälzung dar, wie sie bei ähnlicher Ausdehnung in solcher Schnelligkeit die Welt seit den Tagen Alexanders nicht gesehen hatte, so drängt sich um so nachdrücklicher die Frage nach den Ursachen auf, welche diese ungeheuren Erfolge möglich gemacht haben. Alexander der Große hat die unbehilflichen Massen der Perserheere mit dem Keile seiner eisernen Phalanx zersprengt, und umgekehrt konnten in der Völkerwanderung die Germanen mit der endlosen Ueberzahl ihrer mächtigen Leiber die noch so kunstvoll bewaffneten und geführten Heere des schwächlich gewordenen Römervolkes erdrücken; hier aber ist die Masse wie die Ueberlegenheit in Bewaffnung und Kriegskunst auf Seiten der Griechen und Perser. Allerdings haben wir keine genügenden Anhaltspunkte, um auch nur mit annähernder Sicherheit die Zahl der Kämpfer festzustellen, welche das islamische Arabien gegen die Ungläubigen in Ost und West ausgesandt hat. Zwar scheinen die Ziffern, welche uns für die ersten Heere überliefert sind, einigermaßen zuverlässig; was wir aber durchaus nicht wissen, ist der Umfang der Nachschübe, welche zweifellos von Zeit zu Zeit aus Arabien auf die verschiedenen Kriegsschauplätze abgerückt sein müssen, um die Lücken zu füllen, welche die zum Theil sehr blutigen Schlachten, noch mehr aber die Garnisonirung der eroberten Landschaften in den zu weiterem Vorrücken verfügbaren Truppenbestand reißen

mußten. Ebenso fehlt uns jede zuverlässige Grundlage zur Anstellung statistischer Berechnungen. Man könnte wohl sich erinnern, daß die Kriegsstärke des deutschen Heeres ungefähr $\frac{1}{30}$ der Bevölkerungsziffer beträgt, und könnte meinen, daß bei einem kräftigen Naturvolke etwas mehr, sagen wir $\frac{1}{20}$, zu rechnen wäre; danach würde, wenn man die innerhalb der 20 Kriegsjahre nachwachsende Generation auf das Dreifache schätzte und annähme, daß Arabien damals (wie nach oberflächlicher Ansetzung noch heute) 5 000 000 Einwohner gehabt hätte, die waffenfähige Mannschaft des ganzen Landes auf 250 000 Mann, der Gesammtbetrag der für die Eroberungszüge von Anfang bis zu Ende verwendbaren Mannschaft auf etwa eine Million sich belaufen haben. Damit würde es leidlich stimmen, daß im J. 36 = 657 die sämmtlichen an der Schlacht von Ssiffîn theilnehmenden Truppen aus Syrien, Mesopotamien, Babylonien und einigen Theilen Arabiens und Persiens 150 000 Mann zählten — wenn man wenigstens berücksichtigt, daß die Eroberer sich in den neuen Provinzen in der ersten Zeit unverhältnißmäßig rasch vermehrt haben. Trotzdem ist diese ganze Rechnung in hohem Grade willkürlich; berücksichtigt man aber, daß nach Allem, was wir wissen, die Muslime im J. 15 (636) außerhalb Arabiens kaum mehr als 80 000 Mann auf den Beinen gehabt haben können, so wird man jene Ziffern eher zu hoch[1]) als zu niedrig finden können und als ziemlich sicher festhalten dürfen, daß noch unter Othmân die Gesammtzahl der von Ostpersien bis Karthago verstreuten Heere des Islâms nicht mehr als etwa 250—300 000 Mann ausmachte. — Noch unsicherer sind die Vermuthungen, die sich über die Machtmitttel der Gegner aufstellen lassen. Natürlich zeigen die arabischen Berichte überall das Bestreben, die Zahl der Feinde auf das Ungeheuerlichste zu übertreiben, und wenn man hört, wie viel Unglückliche in den größeren Schlachten dem Schwerte der Gläubigen zum Opfer gefallen sind, so wird man unwillkürlich an Fallstaffs Männer in Steifleinen erinnert. Von persischer Seite haben wir über diese Dinge gar keine Ueberlieferung, es fehlt also jede Möglichkeit der Controle; aus den kärglichen Angaben der Byzantiner über den syrischen Krieg können wir aber

1) Wem freilich an hohen Ziffern gelegen ist, der könnte sie auf andere Weise, aber ebenfalls mit Hilfe der gefälligen Statistik, auch herausbringen. Bei uns kommen auf 1000 Köpfe der Bevölkerung etwa 200 Männer im Alter von 20—50 Jahren; da hätten wir also auf 5 Millionen Araber 1 Million in diesem waffenfähigen Alter. Davon wären nun aber abzuziehen nicht blos die Invaliden, sondern auch sämmtliche Sklaven, Juden, Christen, die in den arabischen Kämpfen Gefallenen und alle Anderen, die aus irgend einem Grunde dem Aufgebote, welches ja nicht gleichmäßig durch directen staatlichen Zwang durchgeführt wurde, nicht gefolgt sind. Zur Bestimmung dieser Kategorien fehlt uns jeder Anhalt, wogegen es eine gewisse Wahrscheinlichkeit hat, daß zwischen zwei kriegstüchtigen Völkern, eine ungefähr übereinstimmende Anspannung der Wehrkraft vorausgesetzt, sich die Unterschiede in Verfassung, Lebensweise Sitte u. s. w. einigermaßen gegenseitig compensiren möchten. Ich betone aber nochmals, daß alle solche Rechnungen sehr willkürlich sind, und daß sich die im Text gegebene eben nur durch ihre leidliche Uebereinstimmung mit den wenigen sicheren Daten, die wir zur Verfügung haben, empfiehlt.

wenigstens entnehmen, daß in der Schlacht am Hieromax etwa 80 000 Byzantiner, Armenier und christliche Araber gegen 25—30 000 Muslime[1]) gestanden haben; da nun Kaiser Heraklius kurz vorher, allerdings nur mit Hilfe der Chasaren, die Sassaniden gründlich geschlagen und ihr Reich bis in die Grundfesten erschüttert, da ferner seitdem unaufhörliche Bürgerkriege den persischen Staat noch mehr zerrüttet hatten, so möchte ich kaum glauben, daß selbst bei Kadesia oder Nihawend Jesdegerd über 100 000 Mann oder gar noch mehr geboten hätte. Immerhin treffen alle solche Angaben oder Vermuthungen dahin zusammen, daß gerade in dieser ersten entscheidenden Zeit die Muslime fast immer eine mindestens doppelte Uebermacht zu bekämpfen hatten.

Daß sie trotzdem fast aus allen Schlachten als Sieger hervorgingen, ist man gewohnt, dem religiösen Fanatismus zuzuschreiben, welcher die Jünger des Propheten beseelte. Wir nehmen ihrer in der That beispiellosen Tapferkeit und Todesverachtung nichts von der gebührenden Anerkennung, wenn wir uns sagen, daß hierdurch allein eine so ununterbrochene Reihe von Siegen sich nicht erklärt, dürfen auch nicht vergessen, daß erst allmählich jener Fanatismus in ihren Reihen allgemein ward: die Beutegier, welche in den ersten Kämpfen gewiß der Hälfte von allen den mangelnden Glauben ersetzen mußte, konnte doch erst nach den glänzenden Erfolgen in jene eigenthümliche Art halbreligiöser wilder Begeisterung übergehen, die beispielsweise auch den napoleonischen Soldaten für seinen petit caporal erfüllt hat. Wir müssen daher wenigstens einen Theil der Ursachen doch wohl auf der Gegenseite suchen. Und da mag hier bereits kurz angedeutet werden, was im Einzelnen später auszuführen ist: daß es nämlich gerade in den großen Entscheidungsschlachten bei Persern und Byzantinern an einheitlicher Leitung gefehlt hat. Den Kampf bei Kadesia mußte, so heißt es, der persische Oberfeldherr wider seine bessere Ueberzeugung auf den Befehl seines Königs liefern; am Hieromax aber war das griechische Heer geradezu in drei Lager getheilt, welche einander voll Argwohns und üblen Willens gegenüberstanden. Diese Spaltungen nun, welche bei der unvergleichlichen Disciplin der Muslime doppelt verderblich wirken mußten, waren nur Symptome tiefliegender Krankheiten, welche am Marke des persischen wie des byzantinischen Reiches zehrten. Von Anfang ihrer Herrschaft über Persien an wurde die Dynastie der Sassaniden in der Verwaltung ihres Staates vielfach beschränkt durch die Rücksicht, welche sie auf die mächtige Hierarchie der Magier und auf den hohen Adel nehmen mußte. Seit

1) Letztere Ziffer beruht allerdings ganz auf der arabischen Ueberlieferung; bedenken wir indeß, daß Mohammed für den Zug nach Tabûk im J. 9 (630) nur etwa 30 000 zusammenbekam, so wird man im J. 14 (635), wo doch Arabiens Leistungsfähigkeit erst im Begriffe war sich zu entwickeln, mehr als 30 000 in Syrien und etwa 40 000 in Persien kaum erwarten dürfen. Später wachsen die Zahlen dann ganz naturgemäß schneller in Folge des Anschlusses der christlichen Araberstämme und der weiteren Ausdehnung der Nachschübe aus dem Innern der Halbinsel.

nun, vom Ende des sechsten Jahrhunderts an, die Dynastie in sich gespalten war, Palastrevolution auf Palastrevolution[1]) folgte, konnte es nicht ausbleiben, daß unter diesen Wirren, in welche Geistlichkeit und Vornehme natürlich mit verwickelt wurden, die schon in den byzantinischen Kriegen schwergeprüfte militärische Kraft des Reiches noch mehr litt, während die großen Vasallen besonders in den östlichen Grenzprovinzen immer selbständiger wurden. Wir können diese Vorgänge, die bis in das erste Jahr der arabischen Invasion hineinspielen, aus den spärlichen Notizen griechischer, syrischer und arabischer Schriftsteller nur im Allgemeinen erschließen; es ist aber ganz selbstverständlich, daß zumal bei der allzugroßen Jugend König Jesdegerds die Regierung in Ktesiphon nicht im Stande war, im Handumdrehen eine Ordnung zu schaffen, welche innerhalb der eilig gegen die Araber zusammengerafften Heere jede Spur so tiefgehender Mißstände verwischt hätte. Dazu stellte die persische Heerverfassung eine Art Landwehrsystem dar, welches für jedes Truppenaufgebot einen erheblichen Zeitraum erfordern mußte und einer straffen Handhabung der Disciplin kaum sehr förderlich sein konnte. Anders lagen die Dinge in Byzanz. Die inneren Zwistigkeiten, welchen auch dieser Staat durch die Revolution des Phokas[2]) verfallen war, hatten doch das feste Gefüge der Verwaltung nicht so weit erschüttern können, daß es nicht der festen Hand des Heraklius gelungen wäre, das Reich in kurzer Zeit wieder einigermaßen leistungsfähig zu machen. Aber hier fesselten Diversionen äußerer Feinde den größten Theil der Kräfte; war auch der vielhundertjährige Widerstand der Sassaniden gebrochen, so drängten doch auf der Balkanhalbinsel Avaren und Slaven immer mehr gegen die Griechen an, während der persische Feldzug selbst die Mittel des Kaisers arg erschöpft hatte. Dazu kam nun, daß die byzantinische Herrschaft in den morgenländischen Provinzen — Aegypten, Syrien, Mesopotamien — mehr als unbeliebt war. Der schonungslose Steuerdruck und der bureaukratische Hochmuth der griechischen Verwaltung wurden von der in ihrer Mehrzahl nicht einmal äußerlich gräcisirten syrischen und koptischen Bevölkerung schwer empfunden; und, was das Schlimmste war, eben jetzt hatte Kaiser Heraklius durch wohlgemeinte kirchliche Maßregeln (er wollte nämlich zwischen streitenden Theologen gütlich vermitteln) das religiöse Gefühl dieser stammfremden Bevölkerung auf das gefährlichste gereizt.[3]) So ist es kein Wunder, daß in diesen Gebieten Niemand gegen die Araber den Finger rührte, ja die Bevölkerung vielfach sogar dem Landesfeinde verrätherisch Vorschub leistete; es ist ein deutlicher Fingerzeig, daß auf die genannten Provinzen der Erfolg der Muslime beschränkt blieb, Kleinasien zwar gelegentlich verwüstet, aber niemals lange gehalten werden konnte, und an den festen Mauern von Byzanz später arabische Heere

1) Vgl. Justi's Geschichte des alten Persiens (Nr. 2 dieser Sammlung) S. 234—239.
2) Vgl. Hertzbergs Geschichte der Byzantiner (Nr. 54 dieser Sammlung) S. 40. 42 f.
3) S. das Nähere bei Hertzberg a. a. O. S. 47—49.

von der vierfachen Stärke desjenigen scheiterten, welches jetzt die Eroberung Syriens in kurzer Frist vollendete.

Verlieren somit bei näherer Betrachtung die Thaten der Gläubigen den Nimbus des Wunderbaren, der so viele historische Ereignisse zu Unrecht umgiebt, so haben wir um so uneingeschränkter anzuerkennen, daß kaum je ein junges Volk mit der ihm angeborenen, hier noch durch religiöse Beweggründe gesteigerten Tapferkeit ein solches Verständniß für die Erfordernisse des großen Krieges und eine solche Gewandtheit verbunden hat, den Gegnern abzusehen, was diese vermöge ihrer alten Civilisation in militärischer Beziehung voraus hatten. Mit instinctivem Zufahren und blitzähnlicher Schnelligkeit warfen sie sich zwischen die Heerhaufen der an zögerndes und tastendes Kriegführen gewöhnten byzantinischen Generäle, schlugen sie einzeln die Aufgebote der persischen Provinzen, deren Gesammtheit sie niemals gewachsen gewesen wären. Ueberraschendes Auftauchen, wo Niemand darauf gefaßt sein kann, ist ja immer der Grundzug beduinischer Kriegführung gewesen, und die Grenzprovinzen der beiden Großmächte wußten von manchem verwüstenden Raubzug der beiderseitigen arabischen Vasallenfürsten zu erzählen; aber entscheidenden Einfluß auf den Verlauf militärischer Operationen hatten diese Razzias fast niemals ausgeübt. Nun kam zu der Schnelligkeit der Bewegung auch noch die ungeahnte Fähigkeit dieser Wüstenräuber, strategische Gedanken zu erfassen und folgerichtig durchzuführen, vor Allem aber die musterhafte Disciplin des Islâms, in welche sich auch die erst jetzt hinzutretenden Mittel- und Südaraber mit einer kaum zu erwartenden Bereitwilligkeit gefügt haben müssen. Und andrerseits nahmen dieselben Leute, welche noch vor zehn Jahren einen simplen Graben als ein unüberwindliches Vertheidigungsmittel angesehen und vier Jahre darauf vor den gewiß nicht sehr kunstvollen Mauern des kleinen mittelarabischen Tâïf sich nicht zu helfen gewußt hatten, bald eine byzantinische Festung nach der andern und gründeten wenig später selbst befestigte Waffenplätze in Persien, als ob sie niemals etwas Anderes gewohnt gewesen wären. Dagegen hüteten sie sich weislich, Einrichtungen von so zweifelhaftem Werthe nachzuahmen, wie jene Elephantenschwadronen, an welchen die Perser mit nationalem Eigensinn noch immer festhielten, nachdem schon vor beinahe tausend Jahren die Alexanderschlachten ihre militärische Unbrauchbarkeit dargethan hatten.

Geistige wie körperliche Beweglichkeit, frische Begeisterung bei straffer Disciplin, militärische Begabung ohne die Abhängigkeit von schulmäßiger Routine bei der Minderzahl, Schwerfälligkeit, Uneinigkeit und neben vielfach tapferem Sinn doch eine gewisse geistige Lahmheit bei der an äußeren Mitteln reicheren Uebermacht — es ist ein ähnliches Verhältniß, wie etwa bei den französischen Revolutionskriegen, und somit auch der entsprechende Ausgang hier nicht auffallender, als dort: nur daß uns bei der zeitlichen Entlegenheit der Ereignisse und der Unvollkommenheit der Ueberlieferung das Einzelne minder durchsichtig erscheint.

Nach der Schlacht am Garten des Todes hatte der tapfere Mothanna Ibn Háritha an der Spitze zahlreicher Schaaren der Benu Bekr von Wâïl, welche damals in der Nordostecke Arabiens saßen, den bis dahin unter persischem Einflusse stehenden Küstenstrich von Bachrein unterwerfen helfen; damit war man (Ende 11 = Anfang 633) bis an die Grenze des eigentlichen Perserreiches gekommen. Da es im arabischen Lande für die kriegs- und beutelustigen Beduinen nichts mehr zu thun gab, besannen sie sich darauf, daß sie in diesen Gegenden jenseits der Grenze früher mehr als einmal gute Beute gemacht, ja nach dem Sturze der Lachmiden dem persischen Vogte von Hira vor noch nicht 25 Jahren eine gehörige Niederlage beigebracht hatten (S. 22). Vielleicht hatten sie auch gehört, daß draußen in Persien einmal wieder Alles drunter und drüber ging, der neue König Jesdegerd, welcher gegen Ende 632 zur Regierung gekommen, noch mit den Anhängern seines unmündigen Nebenbuhlers Hormisd V.[1]) und anderen Gegnern im Streit lag[2]). So benutzten sie die günstige Gelegenheit, in den Spuren ihrer Väter zu wandeln, und Mothannas erfolgreiche Raubzüge im Mündungsgebiete des Euphrat kamen bald zu den Ohren des Chalifen. Da man ihm die Tüchtigkeit des Mannes rühmte, so beauftragte er ihn officiell, möglichst viele seiner Stammgenossen zu sammeln, und sich mit diesen unter das Commando Chálids zu stellen, dessen Kräfte durch die inzwischen erfolgte vollständige Beruhigung Mittelarabiens verfügbar geworden waren. Er hatte seine bei Akrabá stark mitgenommenen Schaaren aus den wieder zum Islám zurückgekehrten Stämmen auf 10 000 Mann verstärken können, zu welchen nun Mothanna mit 8000 Bekriten stieß. Mit diesen brach Chálid Ende 11 (Anfang 633) nahe der Euphratmündung in das persische Gebiet ein. Die Araber bezeichnen die große Ebene des Euphrat und Tigris, d. h. Babylonien nebst Chaldaea, den flachen Theil von Mesopotamien und die Landstreifen zwischen beiden Flüssen und der syrischen Wüste auf der einen, dem medischen Gebirge auf der andern Seite als das Ssawád[3]) oder das Irák[4]).

1) Justi, Geschichte des alten Persiens (Nr. 2 dieser Sammlung) S. 238. — Die chronologischen Ansätze, auf welche sich die Darstellung der arabischen Invasion ebd. S. 239 gründet, haben inzwischen eine Aenderung erfahren, welche meine aus diesem Grunde etwas abweichende Erzählung zu berücksichtigen hatte. 2) Jesdegerd war damals übrigens selbst noch sehr jung: nach einigen Angaben 15 oder 16, wahrscheinlich aber erst 8 Jahre. Besonders wenn das letztere richtig ist, war an eine selbstständige Regierung des Königs also damals nicht zu denken. Da wir aber nicht wissen, wer ihn bevormundete, so werde ich auch im Weiteren der Kürze wegen Jesdegerd sagen, wo es genauer heißen müßte, die Großen, unter deren Einflusse J. stand. — Von den Vorgängen bei der Thronbesteigung Jesdegerds wird unten S. 232 noch die Rede sein. 3) Etwa „Schwarzland" — wegen der dunkleren Farbe der überall von Saaten und Bäumen begrünten Landschaft im Gegensatze zu dem weißlichgelben Ton der Wüste, sagen die Philologen. 4) Die Erklärung des Namens ist streitig, vielleicht bedeutet er das Saumland am Rande der beiden Flüsse oder der Wüste. — Die Geographen machen übrigens einen Unterschied zwischen Ssawád und Irák, der aber für uns von keiner Bedeutung ist. Dagegen muß erwähnt werden,

Damals wie noch ein paar Jahrhunderte nachher durch ein uraltes, hochvollkommenes Canalsystem nach allen Seiten bewässert, war es eins der fruchtbarsten, wenn nicht das fruchtbarste Land der Welt; grade um dies gegen die räuberischen Anfälle der Wüstenräuber schützen zu helfen, hatten die Perser den Grenzstaat von Hira organisirt. Man konnte nun versuchen, erst diese Hauptstadt der christlich-persischen Araberstämme zu nehmen, um von da aus über den Euphrat zu setzen: doch entschied sich Abu Bekr dafür, den Châlid direct in die Südspitze des Ssawâd eindringen zu lassen, während gleichzeitig eine weitere Abtheilung unter Ijâd weiter östlich durch die Wüste auf Hira rückte, als Diversion gegen einen Stoß, der von dort auf Châlids Flanke leicht geführt werden konnte. Im Anfange ging Alles nach Wunsch.[1]) In Folge der früheren Raubzüge Mothannas hatte der persische Statthalter von Südbabylonien, Hormisd, bereits Truppen aufgeboten, mit denen die Araber bei Kâzima, zwei Tagereisen vor dem späteren Baßra, zusammenstießen. Was uns über die Einzelvorgänge in dieser wie in allen Schlachten der alten Zeit berichtet wird, ist eine ungeordnete Sammlung von Zügen vielfach anekdotischer Färbung und zweifelhafter Zuverlässigkeit; weder von den Stellungen der beiderseitigen Heere noch von der taktischen Durchführung der Kämpfe können wir uns jemals ein auch nur einigermaßen deutliches Bild machen. Jedenfalls wurden die Perser geschlagen (Moharram 12 = März 633), obwohl sie nach der allerdings sehr zweifelhaften Angabe der arabischen Historiker zum Theil mit Ketten aneinandergeschlossen waren; daher nennt man dies erste Treffen „die Kettenschlacht"[2]). Hormisd selbst fiel, wie es heißt von Châlids Hand; reiche Beute war der Lohn des Sieges. Zum ersten Male sah man hier eines jener kostbaren Diademe, welche die persischen Großen zu tragen pflegten, mit ganzen Reihen werthvoller Steine geschmückt, wie sie vordem kaum ab und zu in einzelnen Stücken als Raritäten von kaum erschwinglicher Kostbarkeit ihren Weg in das Innere Arabiens gefunden hatten. Vorläufig gebührte derartiges noch dem Staatsschatze[3]); auch ein erbeuteter Elephant wurde nach Medina geschickt, zu höchstem Erstaunen der

---

daß man politisch häufig auch die nordwestliche Hälfte von Persien zum Irâk gerechnet hat, mit dem sie eine Zeit lang administrativ verbunden war; das ist dann aber das „persische Irâk" im Gegensatze zu dem „arabischen Irâk" oder dem „Irâk" schlechtweg.

1) Die Geschichte des ersten Feldzugs gegen die Perser bis zum Abmarsch Châlids nach Syrien ist sehr unsicher, und der Versuch einen Zusammenhang zwischen den einzelnen Nachrichten herzustellen, welchem ich mich in der obigen Darstellung anschließe, keineswegs als endgiltig geglückt zu betrachten. 2) Wie die Franzosen die Monatsdaten (18. Brumaire, 2. December u. s. w.), so lieben es die Araber charakteristische Nebenumstände oder Vorkommnisse zur Bezeichnung historisch wichtiger Tage zu verwerthen; vgl. den Tag der Halîma S. 16. Später werden uns zahlreiche Benennungen verwandter Art begegnen. 3) In denselben wurde nach wie vor der fünfte Theil der gemachten Beute abgeliefert, wie dies Mohammed verordnet hatte (S. 114).

Bevölkerung, die nie so ein Thier gesehen hatte, daher denn einige mäßiger begabte Weiber allen Ernstes in Zweifel geriethen, ob das auch ein Geschöpf Gottes oder etwa eine künstliche Erfindung sei. Die Männer im Felde draußen wurden bald andere Dinge gewohnt. Keck war das ganze Heer nach der Kettenschlacht über den Euphrat gesetzt und plünderte den südlichen Theil des Zweistromlandes, überall Feinde erschlagend, Weiber und Kinder fortführend — wohlgemerkt, soweit sie den Kreisen der persischen Großgrundbesitzer, Beamten und Polizeisoldaten angehörten; die friedlichen Bauern, hier meist aramäischer, also semitischer Abkunft, ließ man einstweilen ruhig auf ihren Hufen — so klug war Châlid gleich, die Henne nicht wegen der goldenen Eier abzuschlachten. Daß sie nicht zu fett wurde, ist später mit großer Kunst verhütet worden, wie wir an seinem Orte sehen werden. — So ging es weiter in's Land hinein, Mothanna mit seinen Bekriten, welche die Gegend am besten kannten, immer voran. Bei Madhâr kam er unvermuthet einem neuen Heerhaufen in den Weg, der schon auf die erste Nachricht von dem Friedensbruche der Araber unter Führung eines Feldherrn aus dem Hause Kâren, einem der edelsten und mächtigsten der persischen Adelsgeschlechter, zur Züchtigung der frechen Eindringlinge aus der Residenz abgegangen war und unterwegs die Flüchtlinge aus der Kettenschlacht aufgenommen hatte. Châlid kam mit dem Gewalthaufen gerade noch zur rechten Zeit, seinen Lieutenant herauszuhauen und die bereits drohende Niederlage in einen Sieg zu verwandeln. Inzwischen aber hatten königliche Befehle bereits neue Truppen nach Babylonien beordert; auch von den unter dem Statthalter von Hira stehenden christlichen Arabern wie aus den im Zweistromlande selbst zeltenden Beduinen waren starke Abtheilungen herangezogen, unter ihnen ebenfalls Bekriten von Wâïl, welche die Abneigung gegen den Islâm, daneben wohl auch die Erinnerung an frühere Stammkriege[1]) gegen ihren Volksgenossen Mothanna in's Feld rief. Bei Wâladscha, in der Nähe des großen Verbindungsarmes zwischen Euphrat und Tigris, der von Norden nach Süden Babylonien ziemlich in der Mitte durchschneidet, kam es von Neuem zur Schlacht. Die arabischen Berichte schreiben auch hier dem Châlid den Sieg zu; ob ganz mit Recht, möchte ich dahingestellt lassen[2]). Jedenfalls hätte ihm auch eine volle Niederlage der Feinde nicht erlaubt, den Vormarsch fort-

1) Da die großen Stämme naturgemäß in kleinere Gruppen zerfallen, sind bei der zersplitternden Natur des arabischen Particularismus innere Kriege zwischen Theilstämmen derselben Abkunft gar nichts Seltenes; vgl. den oben S. 5 ff. geschilderten Krieg zwischen Abs und Dhobjân, die beide zu den Gatafân gehörten. Die Bekriten hatten seit dem Ende des vierzigjährigen Krieges (S. 5) sich allmählich nördlich gezogen, und starke Abtheilungen über den Euphrat nach Mesopotamien gesandt, wo sie in den Verband der unter persischer Oberhoheit zeltenden Beduinen aufgenommen worden waren. 2) Die Rückzugsbewegung, welche der Schlacht folgt, würde sich auch im Falle eines Sieges durch die inzwischen erfolgte Anhäufung feindlicher Truppen in Châlids Flanke erklären; auffällig ist aber unter allen Umständen, daß wir hier gar nichts von gemachter Beute hören.

zusetzen; in seiner linken Flanke begann ein Wetter aufzuziehen, dessen Entladung ihm leicht verderblich werden konnte.

Wir hörten bereits, daß zur Sicherung eben dieser von Hîra aus leicht zu gefährdenden Flanke Ijâd von der Mitte des nördlichen Arabiens her eine Diversion zu machen bestimmt war. Zwischen ihm und Hîra nun lag die Wüste, deren Oasen seit Alters von den christlichen Benu Kelb besetzt gehalten wurden. Die von ihnen in Dûmat el-Dschandal wohnten, hatten sich im J. 9 (630) nach dem gezwungenen Uebertritt ihres Königs Ukeidir äußerlich dem Islâm angeschlossen, nach Mohammeds Tode aber wie ihre heidnischen Landsleute das Joch wieder abgeworfen. Als darauf das Mißlingen des arabischen Aufstandes auch ihre Lage bedenklich erscheinen ließ, zogen sich, wie es scheint, die Kelbiten mit Ukeidir allmählich weiter nördlich hinauf nach dem Euphrat zu; dort stießen Schaaren aus den ebenfalls christlichen Stämmen der Bachrâ und Tenûch, welche am Nordrande der syrischen Wüste und in Mesopotamien unter gassanidischer Oberhoheit lebten, und endlich auch einige direct gassanidische Truppen zu ihnen; in Syrien ahnte Niemand etwas davon, daß auch dort für das nächste Jahr der Einbruch der Muslime bevorstand, hielt es aber gerade im Hinblick auf die zunehmenden Bewegungen im Norden der Halbinsel wohl für zweckmäßig, die vor dem Anmarsch des Ijâd ausweichenden Glaubensgenossen zu unterstützen. Ijâd wird diesen nachgezogen sein, um sich erst die Flanke frei zu machen, nachher dann von Norden her auf Hîra zu rücken; aber es gelang ihm wohl nicht, der Uebermacht in dem schwierigen Wüstenterrain Herr zu werden, wenigstens finden wir ihn noch im Radschab 12 (October 633) bei Dûmat el-Hîra[1]) festgenagelt, einem weit nordwestlich von Hîra gelegenen Orte. So waren die Kräfte der Statthalterschaft Hîra für die Perser verfügbar geblieben, und es war möglich, von dort aus weitere Massen von Arabern nach dem Süden zu schicken. Bei dem Orte Olleis am Euphrat vereinigten diese sich mit neuen königlichen Truppen aus der Residenz und den Resten des Heeres von Wáladscha, und standen nun (Ssafar 12 = Mai 633) auf dem rechten Euphratufer bereits ziemlich im Rücken des inzwischen auf der linken Seite weiter raubenden Châlid. Aber bei der ersten Nachricht mußte dieser die Größe der Gefahr durchschauen: rasch kehrte er um, ging über den Euphrat zurück und griff die noch bei Olleis stehenden Feinde an. Der Kampf war schwer, der Ausgang lange zweifelhaft, so daß Châlid seinem Gotte gelobte, wenn er ihm den Sieg verleihe, solle der Fluß[2]) Blut statt Wasser strömen. Die Schlacht wurde gewonnen. Nun ließ Châlid überall die Flüchtlinge aufgreifen, das Wasser des Flüßchens absperren und die Gefangenen zu Hunderten abschlachten. Natürlich gerann das Blut und man

1) Nicht Dûmat el-Dschandal, mit welchem der Ort hier wie anderwärts seit alter Zeit verwechselt wird, zum Schaden des Verständnisses besonders dieses Feldzuges.
2) Wohl einer der Canäle, welche nahe dem Euphrat nach allen Seiten das Land durchschnitten.

mußte doch schließlich wieder Wasser hineinlassen, um das Gelübde einigermaßen zu erfüllen; davon behielt das Gewässer den Namen des „Blutflusses".

Der Weg nach Hira war jetzt offen; im Anfang zu Lande, später auf Booten durch die Canäle, welche bis an die Stadt führten, gelangte das Heer vor die alte Residenz der Lachmiden: bei ihrem Schlosse Chawarnak (S. 17) wurde das Lager aufgeschlagen. Die Stadt war befestigt und die Besatzung hätte sich schon eine Weile halten können. Aber der persische Statthalter hatte sich davongemacht und die aramäischen Christen, welche die Mehrzahl der Bewohner bildeten, zogen es nach kurzer Gegenwehr vor, zu capituliren. Von ihrem Glauben wollten sie nicht lassen; so wurde ihnen der Tribut auferlegt, welchen die „Schriftbesitzer" als Preis der Duldung zu zahlen hatten (S. 166). Im Laufe des Sommers nahm Chálid auch die beiden übrigen Festungen, welche die Perser westlich des Euphrat noch besetzt hielten, Ambár am Flusse selbst und Ain Tamr[1]) am Nordostrande der syrischen Wüste. Auffällig ist, daß wir hier so wenig wie bei der Besetzung von Hira weiteren Versuchen der Perser begegnen, von Ktesiphon aus einzugreifen. Vielleicht lähmten neue Unruhen die Kraft der Regierung, oder es mochte nothwendig erscheinen, zahlreichere Truppenmassen aus den mittleren Provinzen heranzuziehen: das erforderte um so mehr Zeit, als die großen Vasallen im Innern des Reiches schwerlich ohne Weiteres zur Heeresfolge bereit waren. Die unmittelbare Gefahr für die Residenz war zudem seit Olleis beseitigt, da Chálid es nun doch für besser hielt, erst das ganze Land westlich des Euphrat zu unterwerfen, ehe er sich wieder zwischen beide Ströme hineinwagte; die christliche Grenzprovinz aber zeitweilig aufzugeben, sobald ernstliche Gründe dafür sprachen, konnte für den König natürlich keinem Bedenken unterliegen. Daher capitulirte die persische Besatzung von Ambár ohne Weiteres auf freien Abzug, den ihnen Chálid bereitwillig gewährte; die Abtheilung von den Benu Taglib dagegen, welche in Ain Tamr saß, gehörte zufällig zu den Anhängern der Prophetin Ssadschách (S. 178 f.) und weigerte die Uebergabe; die Leute wurden ausgehungert und nach der schließlichen Einnahme des Ortes sammt und sonders abgeschlachtet.

In diese Zeit (Sommer und Herbst 633 = 12) muß auch die Bewältigung der um Dúmat el-Hira angesammelten Schaaren der Kelbiten und ihrer Bundesgenossen fallen. Man wird diesen Ort nach Allem, was sich aus den Umständen erschließen läßt, im Nordwesten von Hira zu suchen haben. Näheres über seine Lage aber ist uns nicht bekannt. Wir können daher nicht wissen, ob die Ueberlieferung im Rechte ist, wenn sie Chálids Zug dorthin erst nach dem Fall von Ain Tamr berichtet: wir müßten dann annehmen, daß die Kelbiten den Ijád ziemlich weit nach Norden hinaufgelockt hätten. Ist dies unrichtig und Dúma näher an Hira heran zu verlegen, so muß auch seine Unterwerfung vor der Einnahme von Ambár und Ain Tamr statt-

1) „Dattelquelle".

gefunden haben. Jedenfalls hatte Ijád bis in den Sommer 633 (12) nichts Erhebliches gegen die Kelb ausgerichtet, und befand sich trotz einer inzwischen unter El-Walid Ibn Okba zu ihm gestoßenen Hilfsschaar in recht bedenklicher Lage, als Chálid auf die ihm gewordene Botschaft eben noch zu rechter Zeit heranrückte. Von zwei Seiten gleichzeitig angegriffen, erlitten die Feinde eine entscheidende Niederlage; Ukeidir fiel zum zweiten Male in die Hände der Muslime und ward als Abtrünniger getödtet. Auch in dem Orte selbst, der gewaltsam erstürmt wurde, wüthete das Schwert Gottes in gewohnter Weise; die Kelbiten draußen kamen durch Zufall zu einer Capitulation, welche ihren Streitern das Leben sicherte.

Der Landstrich zwischen Strom und Wüste war nun in sicherem Besitz der Muslime. Zwar wiederholten sich ein paar Mal Versuche der christlichen Beduinen zu beiden Seiten des mittleren Euphrat, das Blutbad von Ain Tamr zu rächen; aber Streifschaaren Chálids, die bald hier, bald dort auftauchten und überall schreckliche Strafgerichte abhielten, schüchterten sie allmählich ein. So konnten die Muslime von Hira aus den Euphrat wieder überschreiten. Die schwachen persischen Abtheilungen, welche das Zweistromland im Augenblick besetzt hielten, vermochten ihnen keinen ernstlichen Widerstand zu leisten; und selbst als sich der Wachtposten der Byzantiner am mittleren Euphrat mit den alten Feinden zusammenthat, um endlich der immer drohender werdenden Verwirrung an der gemeinsamen Grenze ein Ziel zu setzen, zeigte ein hitziges Treffen bei El-Firád nur, daß die Gläubigen auch Byzantiner und Perser vereint zu schlagen im Stande waren. So beherrschte Chálid gegen Ende des Jahres 12 (Anfang 634) beide Ufer des Euphrat und konnte jeden Augenblick von der Stelle des Stromes aus, wo sich ihm der Tigris auf ungefähr zehn deutsche Meilen nähert, binnen drei Tagen vor Ktesiphon rücken. Das aber verbot der Chalife. Eben hatten sich von Medina drei Heersäulen in Bewegung gesetzt, welchen die Eroberung Palästinas und Syriens zur Aufgabe gestellt war: ehe man sicher wußte, daß sie dieser ebenso gewachsen waren, wie Chálid und Mothanna der ihrigen, schien es nicht räthlich, die beiden Hauptmassen der islamischen Streiter außer jeder Möglichkeit gegenseitiger Verbindung zu setzen. Chálid bemühte sich nicht, seinen Unwillen über den ihm auferlegten Zwang zu verbergen; aber der Erfolg rechtfertigte die Vorsicht des Abu Bekr. Nach den ersten Erfolgen kam der Vormarsch der syrischen Abtheilungen in's Stocken und ihre Führer sahen sich genöthigt, um Verstärkungen zu bitten; so erhielt denn Chálid zu Anfang des Rabí' I 13 (Mai 634) Weisung, mit 3000 Reitern schleunigst nach Syrien abzurücken. Wüthend über den Befehl, welchen er Omars Mißgunst und dem Bestreben zuschrieb, ihn um die Früchte seiner Siege zu bringen, mußte er doch gehorchen; er machte sich auf den Weg, nachdem er den Oberbefehl über die zurückbleibenden Truppen dem Mothanna übergeben, welcher vorläufig Hira als Hauptquartier beibehielt.

Inzwischen aber hatte man in Ktesiphon von Neuem Zeit und Mittel

gefunden, die Vertreibung der Muslime aus ihrer gefährlichen Stellung in's Auge zu fassen. Auch die Nachricht von dem Abmarsche des gefürchteten Chálid mit einem beträchtlichen Theile seines Heeres mußte ermuthigend wirken; so machte sich denn ein Heer unter dem Befehle eines andern Hormisd gegen Hira auf. Aber Mothanna erhielt rechtzeitig Kunde von dem Herannahen des Feindes: er marschirte ihm entgegen und schlug ihn bei den Ruinen von Babylon (13 = 634) nach hartnäckigem Kampfe, in welchem der arabische Held mit eigner Hand einen der furchtbaren Kriegselephanten tödtete. Aber der Erfolg täuschte ihn nicht über das Mißliche der Lage, in welcher er mit seinen unzureichenden Kräften einen Landstrich von mindestens 60 Meilen in der Länge decken sollte. Somit eilte er nach Medina, um beim Chalifen persönlich wegen der nöthigen Verstärkungen vorstellig zu werden — er traf den Abu Bekr auf dem Todtenbett, aber Omar, der sofort das Ruder des Staates ergriff, beeilte sich, dem Verlangen des bewährten Führers nachzukommen. Der in Aussicht gestellten Hilfe froh, kehrte dieser nach Hira zurück; aber natürlich verging einige Zeit, ehe die neue Aushebung beendet war, und als der zum Feldherrn ernannte Abu Obeid die Grenze des Irâk erreichte, fand er an derselben den Mothanna mit seinen Leuten schon wieder vor: sie hatten die Euphratlinie schleunigst räumen müssen, um der Gefahr gänzlicher Vernichtung auszuweichen.

Aus dem Dunkel und der Verwirrung, welche uns fast überall die Einsicht in die Begebenheiten und Zustände der letzten Sassanidenzeit unmöglich machen, tritt jetzt allmählich eine Gestalt hervor, die wir zum Mindesten in ihren allgemeinen Umrissen etwas deutlicher zu unterscheiden vermögen. Es ist Rustem, Sohn des Ferruch-Hormisd, Ispehbeden[1]) der großen Ostprovinz Chorassân. Der Vater hatte sich in die Thronstreitigkeiten der letzten Jahre gemischt und war dabei durch Mord umgekommen; ihn zu rächen soll der Sohn mit Heeresmacht gegen die Residenz gezogen sein, die gerade regierende Königin gestürzt und dem schon vorher von Empörern in Ißtachr (Persepolis) als Gegenkönig aufgestellten Jesdegerd zur Alleinherrschaft geholfen haben (vielleicht Anfang 633). Jedenfalls erscheint er von jetzt an als derjenige, welcher die Leitung des Reiches und den Oberbefehl gegen die Araber in Händen hat — soweit natürlich die Verhältnisse eines nach allen Richtungen von Intriguen und persönlichen Feindschaften unterwühlten Hofes dies gestattet haben können. Er ließ durch das Zweistromland ein Aufgebot der waffenfähigen Mannschaft ausschreiben, während gleichzeitig königliche Truppen in zwei Abtheilungen ausgesandt wurden. Eine davon rückte unter Befehl des Dschabân über den Euphrat auf Hira, die andere, unter Narßé,

1) Ispehbed ist die spätere Aussprache des Wortes Spâh-pat „Heer-Herr", welches die höchste militärische Würde des Sassanidenreiches bezeichnet, dann aber auch, etwa unserem Markgraf entsprechend, den großen Vasallen, welche die ferner liegenden Provinzen ziemlich selbständig zu verwalten pflegten, beigelegt wird.

nahm in der Landschaft Kaskar[1]) Stellung. Mothanna zog vorsichtig seine verstreuten Posten an sich und ging auf den heranrückenden Abu Obeid zurück; am Saume der Wüste vereinigten sich beide Heere, über welche nun, nach Omars Bestimmung, Abu Obeid den Oberbefehl übernahm. Es wäre besser gewesen, ihn dem Mothanna zu lassen: aber der Bekrite war ein nicht eben sehr koranfester Beduine, der erst nach dem Tode Mohammeds den Islám angenommen hatte,[2]) so mochte ihn Omar den Leuten nicht als Oberbefehlshaber aufdrängen. Abu Obeid war ein tapferer Mann; er schlug erst den Dschabán in der Nähe von Hira, setzte den Flüchtlingen, die sich auf das Heer des Narßé zurückgezogen, nach und besiegte dann auch den Letzteren, welcher immer noch in Kaskar stand, gründlich. Aber Rustem scheint jetzt allmählich schon über die Kräfte mehrerer Provinzen des großen Reiches geboten zu haben: kurz nach diesen Kämpfen marschirte schon wieder ein mächtiges Heer von Ktesiphon direct auf Hira. Die Muslime mußten eilends aus ihrer weit nach Süden vorgeschobenen Stellung über den Euphrat zurück: wo bei dem Orte Koß en-Nátif[3]) die große königliche Straße von Ktesiphon nach Hira den Strom mittelst einer Schiffbrücke kreuzte, lagerten sie am westlichen Ufer, als Bachman, der persische Feldherr, auf der anderen Seite erschien (Ramadán 13 = Nov. 634). Er kannte den renommistischen Zug in der Tapferkeit seiner Gegner: mit scheinbarer Großmuth ließ er dem Abu Obeid die Wahl, ob man sich rechts oder links des Stromes schlagen wolle, und der heißblütige Araber ging in die Falle. Gegen den Rath seiner verständigeren Umgebung marschirte er über die Brücke, die Schlacht mit dem Rücken gegen den Fluß zu schlagen. Aber auf der andern Seite standen die Perser; er fand keinen Raum seine Kräfte zu entwickeln, und als er mit tollkühnem Wagniß gegen die seinen Weg sperrende Elephantenschwadron Bachmans anstürmte, wurde er von einem der mächtigen Thiere ergriffen und mit den Füßen zertreten. Der Tod des Führers wirkte lähmend auf die Truppen; sie zum Muthe der Verzweiflung aufzurütteln hatte ein Stammgenosse Abu Obeids auch noch den unglücklichen Einfall, die Verbindung zwischen dem Ufer und der Brücke zu durchhauen, so daß diese abzutreiben anfing. Da bemächtigte sich der Muslime vollends Schrecken: schaarenweise stürzten sie sich in den Fluß, und jedenfalls wäre das ganze Heer in den Euphrat geworfen

---

1) In Südbabylonien, um Wáladscha (S. 228). — Die Absicht bei der Zweitheilung war wohl, daß Dschabán den Hauptstoß gegen Hira führen sollte, während Narßé Südbabylonien gegen eine etwaige Diversion der Muslime deckte. Durch das kluge Ausweichen Mothannas wurde der Plan vereitelt, dessen Ausführung auch vielleicht zu langsam erfolgte. 2) Zwar wurde in diesen Kriegen noch Niemand nach der Correctheit seiner Katechismusbegriffe gefragt, wohl aber weigerten sich die Leute, unter solchen Stammfremden zu dienen, welche sich nicht mit einigem Rechte zu den „Genossen des Propheten" rechnen durften. Das war ein Titel, dem sich Jeder beugen konnte, ohne sich etwas zu vergeben; aber einem Beduinen gehorchen, der so einfach aus einem beliebigen Winkel Arabiens dahergeschneit kam, dazu verstand sich außer seinen eigenen Stammgenossen Niemand gerne. 3) Nahe den Ruinen von Babylon.

worden, hätte sich nicht Mothanna mit seinen Bekriten den Persern todesmuthig entgegengeworfen und den Tag wenigstens so lange gehalten, bis die Brücke wieder festgemacht war; dann deckte er trotz einer schweren Wunde, welche ein feindlicher Lanzenstich ihm beigebracht, auch noch den Rückzug.

War so das Heer wenigstens vor gänzlicher Vernichtung bewahrt, so hatte es doch in dieser „Brückenschlacht" 4000 Mann auf dem Kampfplatze oder in den Wellen des Euphrat zurücklassen müssen; 2000 andere sollen in ihrer Angst die Flucht bis nach Medina fortgesetzt haben. Daselbst schämten sie sich sehr; Omar war klug genug, sänftlich mit ihnen zu fahren. Mindestens hätten sie einsehen können, daß sie für den Beduinen nicht zu schade waren. Der wußte sich aber zu helfen, noch bevor die Flüchtlinge mit dem neuen Aufgebot, welches Omar sofort mit der größten Energie zusammenbringen ließ, nach dem Irâk zurückkamen. Freilich war es sein Glück, daß Bachman, wie es heißt durch die Nachricht von neuen Unruhen in Ktesiphon nach der Residenz zurückgerufen, seinen Sieg nicht weiter verfolgte; aber er selbst ließ es an nichts fehlen, um die Lücken seines kleinen Heeres schleunigst zu füllen. Ziemlich weit euphrataufwärts, schon auf byzantinischem Gebiete, zeltete der Araberstamm der Benu Namir: den gelang es, trotzdem er sich zum Christenthum bekannte, zum Anschluß an das muslimische Heer zu bewegen. So wurde das Land westlich des Stromes wieder gesichert, und als dann die umfangreichen Verstärkungen aus Medina heranrückten, konnte Mothanna, dem Omar nun verständiger Weise den Oberbefehl ließ, wieder zuversichtlich dem Feinde die Spitze bieten. Der zog eben (14 = 635) von Neuem heran: die streitenden Großen in Ktesiphon mochten sich inzwischen wieder einmal für eine Weile vertragen haben, und ein Abkömmling der Michrân, eines der sieben vornehmsten persischen Adelsgeschlechter, rückte mit 12 000 Mann über den Euphrat. Mothanna blieb ruhig hinter einem der westlichen Euphratcanäle bei Boweib in der Nähe von Hira stehen, und ließ diesmal den Persern den Vortritt. Michrân scheint die Anzahl der Muslime unterschätzt und nur auf die schwachen Reste von der Brückenschlacht gerechnet zu haben; er beging denselben Fehler wie Abu Obeid, ging angesichts des feindlichen Heeres über den Canal und griff die auf der anderen Seite ihn erwartenden Araber an. Die Perser schlugen sich diesmal besonders tapfer; trotzdem neigte sich der Sieg, besonders durch die wackere Haltung der Namir, auf die Seite der Gläubigen. Die Niederlage der Feinde zu vollenden, ließ Mothanna durch eine Streifschaar die Brücke hinter ihnen zerstören. Das wäre ihm beinahe übel bekommen: des Rückzuges beraubt warfen sich die Perser mit dem Muthe der Verzweiflung den Nachdrängenden entgegen und brachten den Kampf noch einmal zum Stehen. Mothanna machte sich später Vorwürfe über die neuen Verluste, welche die Muslime erlitten; doch endigte die Schlacht mit der gänzlichen Vernichtung des feindlichen Heeres, von dem fast Niemand entkam.

Die empfindliche Niederlage zeigte deutlich, daß mit halben Maßregeln

gegen die ungewohnte Hartnäckigkeit nichts auszurichten war, mit welcher das freche Arabervolk seine in früheren Zeiten ja auch oft genug vorgekommenen Streifzüge jetzt unablässig wiederholte: so entschloß sich Rustem zu umfangreichen Rüstungen, um ein Heer von unwiderstehlicher Uebermacht zusammenzuziehen, welches dem lästigen Grenzkriege mit einem Schlage ein Ende machen sollte. Wir haben bereits mehrfach angedeutet[1]), daß bei dem Zustande des persischen Reiches ein solches Unternehmen mit vielen Schwierigkeiten verbunden war: somit kann es nicht Wunder nehmen, wenn über ein Jahr verging, ehe die aus den Provinzen zum Theil weit her zu berufenden neuen Aufgebote in und um die Residenz eintrafen. Die Araber benutzten diese Frist nur zu gründlich. Das ganze Zweistromland mit dem Delta des Euphrat und Tigris, etwa achtzig Meilen von der Spitze des persischen Meerbusens aufwärts, durchstreiften ihre plündernden Reiterschaaren, eine Stadt nach der andern besetzten sie, bis an den Tigris oberhalb Ktesiphons; und gleichzeitig machten sie einen Anfang, das eroberte Land dauernd militärisch zu sichern, indem sie an dem jetzt Schatt-el-Arab genannten Hauptarme des vereinigten Euphrat-Tigris die Festung Baßra[2]) gründeten. Der große Strom ist dort noch für Seeschiffe zugänglich, und der Ort daher der Mittelpunkt für den ganzen Seeverkehr des islamischen Reiches geworden, besonders seit ihn die Gründung von Bagdad unter den Abbassiden zum natürlichen Hafen der Chalifenresidenz machte. Vorläufig sollte hier, wo schon die Perser in dem benachbarten Choreiba ein Castell und Arsenal gehabt hatten, eine Burg geschaffen werden, die Arabien und Südbabylonien vor Einfällen aus Chusistán und dem persischen Stammlande schützte; die Hut des wichtigen Postens, der 800 Mann Besatzung erhielt, wurde dem Mogira Ibn Schó'oba (vgl. S. 162) übertragen.

Um die Mitte des Jahres 15 (Sommer 636) meldete der stets vorsichtig ausschauende Mothanna nach Medina, daß um Ktesiphon (oder Madáïn, wie die Araber die Stadt nennen) Truppenansammlungen in ungewöhnlichem Umfange stattfanden. Die große Reichsarmee Rustems fing an, allmählich vollzähliger zu werden; vor ihren nunmehr sich zwischen Euphrat und Tigris zeigenden Spitzen zog der kluge Araber nach seiner Gewohnheit seine Reiter von allen Seiten zurück und concentrirte sich langsam weichend wieder auf Hira, die erbetenen Verstärkungen hinter der Deckung des Euphrat erwartend. Omar entschloß sich alle Kräfte aufzubieten; große Schaaren von Südarabern, welche er sich nunmehr schon mit zu verwenden traute, setzten sich nach dem Irák in Marsch, gottloses Volk darunter, das nur dem Zwange folgend sich dem Islám unterworfen hatte, aber von der früheren persischen Herrschaft in Jemen her wußte, daß Ktesiphon mehr Schätze barg, als ein Beduine ahnen

---

1) Vgl. insbesondere S. 224. 230. 2) Nach dem scharfen ß klingt im Arabischen leicht ein fast unmerklicher dumpfer Vokalanstoß nach, daher die bei Engländern und Franzosen, zum Theil auch bei uns übliche Schreibung Bassora. Balsora ist Unsinn.

konnte; daran begeisterten sich Leute wie der alte Räuberhauptmann Amr Ibn Ma'adikárib (S. 181) und der heillose Verräther El-Asch'ath Ibn Keis (S. 182) fast ebenso, wie die frommen Gefährten des Propheten an der Aussicht auf das Paradies. Dieser Nachschub wurde unter das Commando eines der ältesten und treuesten Genossen Mohammeds gestellt, des Ssá'ad Ibn Abi Wakkâß, der gleichzeitig, da gegen Mothanna sich die schon früher erhobenen Bedenken (S. 233) von Neuem geltend machten, den Oberbefehl über das ganze Heer erhielt. Nachdem er sein Hauptquartier zwischen Hira und der Wüste aufgeschlagen und dort den vor Rustem immer weiter zurückgegangenen Mothanna aufgenommen hatte, blieb er auf des Letzteren Rath stehen, die Perser an sich herankommen zu lassen; der kluge Bekrite kannte die Größe der Gefahr, und Ssá'ad war verständiger als Abu Obeid vor der Brückenschlacht. Schaar um Schaar stießen die Araber, welche Omar überall her auf das Irák dirigirte, zum Heere; es war für die Perser verhängnißvoll, daß am 20. August 636 das byzantinische Hauptheer im Ostjordanlande in Trümmer geschlagen war, und alle auf der Halbinsel neu Ausgehobenen nunmehr für den persischen Krieg verfügbar wurden. Auch die Besatzung von Baßra unter Mogira ward zu Ssá'ad abcommandirt, und nach Syrien erging der Befehl, sofort nach dem in Kurzem zu erwartenden Falle von Damaskus die im J. 12 (634) dem irakischen Heere entliehenen 3000 Mann wieder zurückzuschicken.

Der gute Rath, den Mothanna dem neuen Oberbefehlshaber ertheilt, sollte das letzte Verdienst sein, welches dieser große Feldherr sich um die Sache des Islâms erwarb. Seine Kräfte waren durch die maßlosen Anstrengungen der vier Kriegsjahre erschöpft, in welchen er kaum einen Augenblick zur Ruhe gekommen war und überall die schwierigsten und verantwortungsvollsten Posten eingenommen hatte; zahlreiche Wunden — die von der Brückenschlacht war ihm nie ordentlich geheilt — gaben ihm den Rest. Er starb vor der Schlacht, die sein Werk zu vollenden bestimmt war. Ssá'ad brachte seinem Andenken die Huldigung, daß er nach Ablauf der gesetzlichen Frist seine Wittwe Sselma heirathete, jedenfalls um den Einfluß des todten Helden auf die ihn vergötternden Beduinen für sich selbst zu gewinnen; zeigte er dadurch, daß er genau wußte, was Mothanna geleistet, so haben es Andere um so mehr an gerechter Würdigung fehlen lassen. In der Ueberlieferung ist der Beduine über den Gefährten des Propheten mit begreiflicher, uns aber geradezu schmachvoll dünkender Weise vernachlässigt worden; erst die neuere Forschung[1]) ist dem Manne wieder gerecht geworden, dessen Feldherrngröße kaum hinter der Châlids zurücksteht, und dessen Gestalt dabei nach Allem, was

---

1) Ich ergreife gern die Gelegenheit, hier den berühmten englischen Geschichtschreiber Sir William Muir zu nennen, der mit dem ihn auch sonst auszeichnenden klaren und gerechten Blick für die Eigenschaften historischer Persönlichkeiten die Verdienste Mothannas zuerst wieder in das rechte Licht gestellt hat (Annals of the Early Caliphate. London 1883. S. 139f.).

wir wissen, von den tiefen Schatten frei ist, welche Wildheit und Grausamkeit auf den Charakter des „Schwertes Gottes" werfen. Nicht minder kühn als vorsichtig hat er seine Schlachten stets gewonnen, und wo fremder Unbedacht zum Schlimmsten zu führen drohte, durch schnell entschlossenes Eingreifen mit Aufopferung der eigenen Person das Heer vor dem Untergange gerettet und den Rückzug gedeckt; durch blitzschnelles Vordringen jeden möglichen Vortheil erhaschend, in zögerndem Weichen dem übermächtigen Feinde aus dem Wege gehend hat er es fertig gebracht, drei volle Jahre lang die ganze trotz der inneren Wirren noch immer wuchtige Macht des großen Perserreiches mit stellenweise lächerlich geringen Mitteln in Schach zuhalten, bis der Fall der byzantinischen Herrschaft in Syrien seinem Fürsten die Mittel schaffte, wenige Monate später noch auf einem zweiten Kriegsschauplatze den Hauptschlag zu führen. Die ganze Oberflächlichkeit muslimischer Geschichtsbetrachtung zeigt sich darin, daß sie an solchem Helden kaum mehr zu rühmen findet, als daß er bei den Ruinen von Babylon den großen Elephanten todtgeschlagen hat.

Vor dem Anmarsch des Reichsheeres hatte Mothanna Hira räumen müssen, nach dessen Besetzung Rustem sein Lager in der Nähe der Stadt bei dem Orte Kadesia aufschlug. Hier lagerte er volle vier Monate unthätig den Muslimen gegenüber, die ihre Reihen täglich durch neuen Zuzug aus Arabien verstärkten. Es wird berichtet, der persische Feldherr habe den ganzen Feldzug mit großem Widerstreben erst dann begonnen, als die Klagen der Einwohner des Zweistromlandes über die von den Beduinen ungehindert nach allen Seiten hin ins Werk gesetzten Plünderungszüge so dringend wurden, daß König Jesdegerd und die andern Großen des Reiches über solcher Schmach die Geduld verloren und ein directer königlicher Befehl die Armee in Marsch setzte. Vermuthlich erwartete Rustem noch weitere Aufgebote der Landwehren aus den entfernteren Provinzen; damit wäre auch die sonst unbegreifliche Stockung seines Vormarsches gegen Ssá'ad erklärt. War es aber im Anfang den Persern nachtheilig gewesen, daß sie in Chálids Invasion allzulange nur einen der seit alters üblichen arabischen Beutezüge hatten sehen wollen, dem sie mit geringer Anstrengung beizukommen dachten, so führte sie jetzt das Bestreben, durch Anhäufung erdrückender Truppenmassen jeden Widerstand zu brechen, geradezu ins Verderben. Denn abgesehen von der Unsicherheit, welche die Einmischung des Hofes in Rustems Kriegsführung zur Folge haben mußte, erhöhte seine Unthätigkeit angesichts der täglich zahlreicher werdenden Araber die Zuversichtlichkeit derselben — daß dann noch gerade im Augenblick der schwankenden Entscheidung die syrischen Truppen ankamen, bleibt eine jener Schicksalsfügungen, denen Menschen und Staaten ohne Wahl noch Widerstand unterworfen sind.

Es waren die besten Kräfte zweier großen Nationen, welche sich im J. 16 (637)[1]) bei Kadesia gegenüberstanden — hier, um das ruhmreiche,

1) Das genaue Datum steht nicht fest.

alte Sassanidenbanner aus Leopardenfell geschaart, die vornehme persische Ritterschaft mit ihren gepanzerten Schwadronen, dreißig Kriegselephanten voraus, von einem für die Araber zahllosen Heere umgeben; in der Mitte der Éranspâhpat (Reichsfeldherr) Rustem auf kostbarem Throne, die Thaten seiner Helden zu schauen, wie einst Xerxes am attischen Strande gegenüber Salamis; dort ganze Schaaren der ältesten und nächsten Gefährten des Propheten, darunter 99, die bei Bedr (S. 110), 310, die beim Treueschwur von Hodeibija (S. 142), und 300, die bei der Einnahme von Mekka zugegen gewesen waren.[1]) Es wird besonders hervorgehoben, wie Sſá'ad das Heer organisirt habe. Die Eintheilung der Stämme konnte natürlich nicht geändert werden, sollte es auch nicht, da der ehrgeizige Wettstreit zwischen ihnen ein Haupthebel der Tapferkeit war; innerhalb derselben aber wurden, um die Leichtigkeit der taktischen Bewegungen zu fördern, je zehn Mann unter den Befehl eines besonderen Führers gestellt. Der Oberfeldherr war durch ein leidiges Mißgeschick verhindert, am Kampfe theilzunehmen: eine üble Krankheit zwang ihn, auf dem Walle von Kodeis, einer kleinen Festung an einem der Euphratcanäle, lagernd seine Befehle zu ertheilen; das war den Arabern gar nicht recht, sie liebten es ihren Feldherrn mitten im Kriegsgetümmel zu sehn, und hatten das vom Sſá'ad, einem „tapferen, pfeilfrohen Manne", besonders erwartet. Vielleicht ist es gerade gut gewesen, daß er seine ganze Aufmerksamkeit auf den Gang der Schlacht richten konnte, die bei solchen Heeresmassen[2]) doch kaum leicht zu überschauen war. Ueber den Verlauf der Kämpfe sind wir leider wieder äußerst mangelhaft unterrichtet; aus der bunten Masse der Ueberlieferungen kann man sich natürlich Einzelheiten genug aussuchen, mit welchen sich ein leidlicher Zusammenhang herstellen läßt. Wenn es daneben aber nicht einmal feststeht, ob die Schlacht drei oder vier Tage gedauert hat, wenn gleich der Anfang derselben in den ältesten Quellen auf zwei einander schlechthin ausschließende Weisen erzählt wird, wenn man in den verschiedenen Berichten das deutliche Bestreben sieht, bald dem, bald jenem Helden das Verdienst des ausschlaggebenden Eingreifens zu sichern,[3])

1) Eine andere Ueberlieferung nennt die kleineren Zahlen 70, 120, 120. 2) Allerdings ist die Zahl der Kämpfenden auf beiden Seiten hier noch unsicherer als gewöhnlich. Gerade die ältesten und sonst verläßlichsten Quellen bieten hier gänzlich unmögliche Ziffern, z. B. 120 000 Perser gegen 9—10 000 Araber. Letztere Zahl ist vielleicht nur irrthümlich auf den Gesammtbetrag bezogen und stellt möglicher Weise eine alte Angabe über die Menge der von Sſá'ad selbst aus Medina mitgebrachten Truppen dar. Vertrauenswürdiger erscheint eine andere Notiz, welche die Araber auf 38 000, die Perser auf 60 000 Mann schätzt; allerdings findet sie sich erst bei einem späteren Schriftsteller, dem wir aber doch auch sonst häufig gute Nachrichten auch aus der älteren Zeit verdanken. Ein ziemlich gleichzeitiger armenischer Historiker beziffert die Kopfzahl der Perser auf 80 000, und das dürfte der Wahrheit nahe kommen. 3) Charakteristisch ist, daß gerade in der ältesten Zusammenstellung dieser Ueberlieferungen der Name des Mannes, welchem später so gut wie einstimmig die Hauptthaten zugeschrieben werden, gar nicht vorkommt.

so wird man sich dazu neigen müssen, auf solche willkürliche Constructionen zu verzichten. Was im Allgemeinen feststehen dürfte, ist die anfängliche Ungleichheit des Kampfes, der trotz alles Heldenmuthes sich nicht zu Gunsten der Araber entscheiden will und selbst durch die am zweiten oder dritten Tage erfolgte Ankunft der syrischen Truppen nur eben zum Stehen gebracht wird. Dann folgt eine denkwürdige Nacht, in welcher durch zufälliges Aufeinanderstoßen mitten im Dunkel sich an einem Ende des Schlachtfeldes ein verwirrter Kampf entspinnt, dessen Lärm auf die Gemüther der von ferne Lauschenden einen unauslöschlichen Eindruck hervorruft — „die Nacht des Getöses" heißt sie bis auf den heutigen Tag. Beim Morgengrauen wird der Streit wieder allgemein; ein heftiger Sturmwind erhebt sich und wirft den Persern Sandwolken ins Angesicht; im Verzweiflungskampfe fällt Rustem,[1]) und nun ist der Sieg für die Araber entschieden.

Unter all den ruhmreichen Tagen, welche die Geschichte der Heldenzeit des Islâms schmücken, ist der „Tag von Kadesia" dem Araber am meisten an's Herz gewachsen. Es ist für ihn der Tag, der endgiltig den Sieg des Islâms über die Welt des Unglaubens entschieden, der nach der Voraussagung des Propheten das weiße Haus der Chosroen seinen Gläubigen zur Beute geliefert hat. So hat die Tradition denn gerade diesen Tag mit einem reichen Sagenkranze geschmückt, in anderer und erfreulicherer Weise als die Schlachttage des Gesandten Gottes selbst. Ist es bei diesen meist nur die lendenlahme Phantasie wundersüchtiger Theologen, die mit ihren abgeschmackten Märchen um sich wirft oder gläubig die prahlerischen Erfindungen lügenhafter Heuchler wiederholt, so fühlen wir uns inmitten der Heldensagen von Kadesia wieder von dem frischen Morgenhauche kräftiger Wüstenluft umspielt, der uns aus den welt- und kriegsfreudigen Liedern der vorislamischen Poeten entgegenwehte. Da ist der wilde Mogira Ibn Schó'oba, der, vor der Schlacht zu ergebnißloser Verhandlung zu Rustem gesandt, im Stolze des freien Arabers, zum Entsetzen der persischen Ritter, geradeswegs den Thron hinansteigt, um sich neben den Reichsfeldmarschall zu setzen, der ja nicht mehr ist, als er selbst. Da ist Áßim Ibn Amr mit seinen Temimiten, die sich den furchtbaren Elephanten entgegenwerfen, die Kornaks mit Pfeilen erschießen und die Gurte der Sättel zerschneiden, daß die auf ihnen befestigten Thürmchen mit der Mannschaft drinnen herabstürzen und die gereizten, führerlosen Thiere sich gegen das eigene Heer wenden. Da ist El-Ka'aká, Sohn des Amr vom selben Stamme Temím, der Lieblingsheld der späteren Sage, der an der Spitze des Vortrabes der syrischen Truppen im verhängnißvollsten Momente den Streitern Gottes zu Hilfe kommt und Wunder der Tapferkeit verrichtet, bis er allein dreißig Perser erschlagen hat; da ist

1) „Und Gott tödtete den Rustem; man hat seinen Leib mit Hieben und Stichen bedeckt gefunden, ohne daß jemand sagen konnte, wer ihn getödtet" sagt unsere älteste Quelle. Natürlich fanden sich dann eine ganze Masse Leute, die es gewesen waren; später ist das Ende des tapferen Kriegers durch kindische Märchen verunglimpft worden.

Toleicha, der einst verunglückte Prophet der Benu Âßad, der mit einer Handvoll Leuten bei Nacht mitten in das feindliche Lager einbricht und die Verfolger einen nach dem andern erschlägt. — Prächtig macht sich auch Amr Ibn Ma'adikárib, der wegelagernde Haudegen Jemens: keck sprengt er gegen die Reihen der persischen Reiter an, hebt mit gewaltiger Faust den ersten besten davon vom Pferde und vor sich in den Sattel, indem er ruft: „Das bin ich, der Vater des Thaur[1]); macht's ebenso!“ Dann haut er einem Elephanten den Rüssel ab, und schreit seinen Leuten zu: „Immer an die Rüssel mit euren Säbeln, am Rüssel schlägt man den Elephanten!“ — Abu Michdschan[2]) vom Stamme Thakif war kein empfehlenswerther Muslim: während das Heer noch den Persern gegenüber lagerte, trank er Wein und wurde deswegen auf Befehl des gottesfürchtigen Feldherrn gegeißelt und eingesperrt, wie es der Prophet verordnet. Als aber der Kampf begann, bettelte er so lange bei der vertrauten Sklavin[3]) Ssá'ad's, bis sie ihn hinaus ließ und ihm das eigene Pferd des kranken Führers gab, nachdem er gelobt, sofort beim Ende des Kampfes sich wieder in dem Gefängniß einzustellen. So rennt er denn gegen die Perser an, bahnt sich einen Weg weit hinein und tödtet den großen weißen Elephanten, das königlichste Thier der ganzen Schaar[4]). Ssá'ad sah den kühnen Reiter; kopfschüttelnd meinte er: „Das Pferd ist mein Pferd, die Gangart Abu Michdschans!“ Als die Schlacht vorbei war, kam der pünktlich zurück, sich wieder fesseln zu lassen; Ssá'ad aber ließ ihm die Bande schleunigst abnehmen und sagte: „Des Weines wegen werde ich dich nicht wieder geißeln lassen nach dem, was ich von dir gesehen habe!“ Der echte Araber bleibt keine Antwort schuldig: „So werde ich keinen wieder trinken,“ versprach der gebesserte Sünder.

Der Streit war hart gewesen, die Verluste der Muslime beliefen sich fast auf den dritten Theil des ganzen Heeres. So mußte Ssá'ad den Rückzug der Feinde unbehelligt lassen, und seinen Truppen einige Zeit für die nothwendige Erholung gewähren. Dann ward Hira besetzt und nun ging es wieder unaufhaltsam vorwärts über den Euphrat. Zweimal noch stellten die Perser sich in Babylonien den Siegern entgegen, beide Male vergeblich; so mußten sie das Zweistromland räumen. Während Ktesiphon noch besetzt blieb, suchten sie aus dem Innern des Reiches neue Truppen heranzuziehen; aber die Verstärkungen kamen zu langsam, als daß an eine ernstliche Vertheidigung der Residenz hätte gedacht werden können. Sieben Städte[5]), sagen die arabischen Schriftsteller, waren es, die auf beiden Ufern des Tigris die Reichshauptstadt bildeten: es sind Ktesiphon und seine zum Theil auf der gegenüberliegenden Stätte des alten Seleucia erbauten Vororte, die ein nicht ganz einheitliches Ganzes ausmachten. Auch die Hälfte westlich vom Tigris

1) Vgl. oben S. 69 Anm. 1. 2) ch hinter dem i rauh zu sprechen, wie in auch. 3) Oder nach Anderen seiner Frau Sselma (S. 236). 4) Welches übrigens selbstverständlich auch noch von mehreren Anderen umgebracht worden ist. 5) „Die Städte“ bedeutet daher auch der arabische Name El-Madáïn.

war befestigt, und es bedurfte einer mehrmonatlichen Belagerung, während deren mancher Ausfall der Besatzung den Muslimen das Leben sauer machte, bis sie unhaltbar wurde. Eines Tages fand man sie geräumt; während indessen die Araber noch längere Zeit durch Mangel an Fahrzeugen auf dem diesseitigen Ufer festgehalten wurden, verließ der Hof den dreihundertjährigen Sitz der Sassanidenherrschaft und flüchtete mit dem jungen König, welcher damals vielleicht erst dreizehn Jahre zählte, nach dem festen Holwân im medischen Gebirge. Unmittelbar darauf fand sich ein Verräther bereit, dem Sá'ad eine Furth durch den Tigris zu weisen: trotzdem hohes Wasser sie so gut wie unpassirbar machte, stürzten die waghalsigen Reiter Âßims des Temimiten sofort sich in die reißende Fluth. Ein Haufe folgte dem andern; es gelang den kräftigen Rossen die Wogen zu besiegen, die persischen Wächter am andern Ufer niederzuwerfen — da gaben die unter dem Befehle des Michrân in der Stadt noch lagernden Truppen sich verloren und suchten eilig ihr Heil in der Flucht. Ktesiphon lag zu den Füßen der arabischen Eroberer.

„Das schätzereiche Ktesiphon" hat es unser Dichter geheißen, und unglaublich fürwahr mußte den halbbarbarischen Beduinen die Menge der Schätze vorkommen, die ihren gierig raubenden Händen verfallen waren. Hatte auch der Staatsschatz an gemünztem Gelde größtentheils nach Holwân mitgerettet werden können, sämmtliche Kostbarkeiten der persischen Krone, der reichsten der damaligen Welt, fanden sich im Königspalaste vor und wurden die Beute der Sieger. Auf neunhundert Millionen Dirhems[1]) wurde bei der amtlichen Theilung der Werth des geplünderten Gutes geschätzt, und mit offenem Munde standen die Söhne der Wüste vor den Wundern einer raffinirten Cultur, die sich ihren Augen darboten. Die Reichskrone, der Königsmantel, der Thronsessel, unzählige kostbare Waffen, alles von Gold und Edelsteinen funkelnd, dazu die merkwürdigsten Raritäten, wie ein lebensgroßes silbernes Kamel mit einem goldenen Reiter, ein Pferd von Gold mit Edelsteinen als Zähnen und Augen, vor Allem aber der weltberühmte große Staatsteppich aus dem großen Saale, in welchem der König, seine Gewaltigen, seine Weiber und Kebsweiber zu trinken pflegten.[2]) Siebenzig Ellen lang und sechszig breit war das Prachtstück; es stellte einen Garten dar mit silbernen Wegen auf goldenem Grunde, mit Wiesen aus Smaragd, Bächen aus Perlen, Blüthen und Früchten aus den verschiedensten Edelsteinen. Das Alles verlieh Allah nun seinen Gläubigen, die längst zu der Erkenntniß gekommen waren, daß zu dem ewigen Heile auch zeitlicher Gewinn der Lohn der wahren Gottesfurcht sein werde. Daneben aber blieb der Stolz des Arabers nicht unempfindlich für den edleren Reiz solcher Beute, wie die Rüstungen und Schwerter waren, welche dem großen Chosrau Anoscharwân, dem berüchtigten Gegenkönig Bachrâm Tschobîn[3]),

1) S. über den Werth dieser Münze oben S. 100 Anm. 1. 2) Daniel Cap. 5 V. 3. 3) S. Justi, Geschichte des alten Persiens (Nr. 2 dieser Sammlung) S. 207. 234.

dem römischen Kaiser, dem Chakán (Herrscher) der Türken jenseit des Oxus, dem Könige des indischen Grenzlandes und dem gefürchteten No'mán V. von Hira[1]) gehört hatten. Die Schwerter Chosraus und No'máns wurden mit dem großen Teppich an den Chalifen gesandt. Der pflegte keine Gelage abzuhalten, und in ganz Medina war, die Moschee vielleicht ausgenommen, schwerlich ein Raum groß genug, ihn darin auszubreiten; so war Omar in Zweifel, was er mit dem Ding anfangen sollte. Der praktische Ali meinte, man besitze ja eigentlich so recht nur, was man selbst verbrauche: so wurde der Teppich zerschnitten und vertheilt; Ali selbst bekam auch ein Stück, das er nachher für 20 000 Dirhems verkaufte.

Zu solchen Kostbarkeiten kamen nun ferner alle die Geräthe und Stoffe, welche eine vielhundertjährige Civilisation einer reichen Bevölkerung zum Bedürfnisse macht. Wie rathlos in vielen Fällen die Söhne des Naturvolkes allen den Herrlichkeiten gegenüberstanden, an welche sie sich nachher nur zu bald gewöhnen sollten, darüber haben wir eine Anzahl von Anekdoten, von denen es gestattet sein mag, ein paar der charakteristischsten anzuführen. Ein Araber fand einen Sack mit Kampher, der für Arzneien und Parfümerien beliebt und in jener Zeit noch außerordentlich theuer war. Er hielt es für Salz und würzte sich eine Suppe damit; da sie ihm wenig schmeckte, fand er das Zeug unbrauchbar und glaubte noch ein gutes Geschäft zu machen, als es ihm gelang ein altes Hemde, an dem es ihm gerade gebrach, von einem wohlwollenden Menschen dafür einzuhandeln. Ein nicht minder echter Beduine aber war der, welcher für einen Edelstein von seltener Kostbarkeit, den er hatte mitgehen heißen, sich von einem Händler tausend Dirhems zahlen ließ; als man ihn nachher fragte, weshalb er nicht mehr genommen, antwortete er traurig: „Ja, hätte ich gewußt, daß es noch eine größere Zahl als Tausend giebt[2]), so würde ich diese verlangt haben!“ — Solche Verluste ließen sich aber tragen, denn nicht weniger als 12 000 Dirhems betrug der Beuteantheil, der auf jeden Einzelnen bei der officiellen Verwerthung der abgelieferten Güter kam; und dabei war seit der Schlacht von Kadesia die Kopfzahl des Heeres schon bis auf 60 000 Mann in die Höhe gegangen.

Sie fanden übrigens ziemlich schnell Anderes zu thun, als Geld einzunehmen, diese Sechzigtausend. Nicht umsonst hatte der persische Hof den Staatsschatz mit nach Holwán genommen. Er wollte mit dem Verluste seiner Residenz noch nicht die ganze Partie aufgegeben haben; so wurden in und um die Festung zu den Trümmern des Reichsheeres so viel als möglich neue Landwehren zusammengezogen. Allmählich wagten die Perser sich dann von Holwán aus wieder etwas vor, das Thal des Dejálaflusses hinab, welcher

1) Oben S. 21. 2) Im Arabischen ist 1000 die letzte Zahl, die ein eigenes Wort hat, die größeren müssen durch Zusammensetzung (1 Million = 1000 mal 1000) gebildet werden.

dicht oberhalb Ktesiphons in den Tigris geht. Ssá'ad sandte ihnen seinen Neffen Háschim mit 12 000 Mann entgegen;[1]) bei Dschalúla, etwa fünfzehn Meilen von der Hauptstadt, kam es zur Schlacht (Ende 16 = Ende 637 oder Anfang 638); sie endete abermals mit der Niederlage der königlichen Truppen. Durfte sich der Hof trotzdem in dem festen Holwán noch eine Weile sicher fühlen, so blieb das Land bis an das medische Gebirge doch von nun an im unbestrittenen Besitz der Muslime, und bald stieg als Zeichen ihrer Herrschaft in Madáïn die erste Moschee des eroberten Landes empor.

Weiter nach Süden allerdings trat erst etwas später Ruhe ein. Hier zieht die Ebene sich von den Euphratmündungen ab noch ziemlich weit nach Osten, ehe sie durch ein Hügelland, dann allmählich durch die höheren Gebirge abgeschlossen wird, welche die Grenze der Persis (Fars), des alten Stammlandes der Nation, darstellen. Chusistán, so heißt jene Ebene nebst dem Hügellande, wehrte sich nach der Einnahme von Ktesiphon noch über ein Jahr lang. Der Fürst des Landes, Hormusán, war einer der thatkräftigsten unter den persischen Großen; nachdem er aus der Schlacht von Kadesia sich gerettet, setzte er in seiner Provinz den von Baßra aus nachdringenden Muslimen hartnäckigen Widerstand entgegen. Einmal (16 = 637) besiegt, empörte er sich im folgenden Jahre wieder, zog die Araber von einer Festung des Landes nach der andern hinter sich her, und wurde erst gefangen, als es jenen gelang, sich der Stadt Tuster (jetzt Schuschter) durch Verrath zu bemächtigen, in welcher er seine letzte Zuflucht gesucht hatte, und aus der er nun keinen Ausweg mehr zu finden wußte. Durch seinen früheren Treubruch hatte er das Leben verwirkt; so bewilligte ihm der arabische Feldherr Abu Múßa el-Ásch'ari die Capitulation nur mit dem Vorbehalt, daß Omar selbst über sein Schicksal entscheiden sollte. In Medina angekommen, ward er vor den Chalifen geführt. „Siehst du nun ein, Hormusán", fuhr er ihn an, „was aus dem Truge und was aus der Sache Gottes wird?" „Omar", erwiderte der kluge Perser, „so lange ihr und wir im Heidenthume lebten, und Gott sich nicht zwischen uns mischte, haben wir euch besiegt; jetzt, wo er mit euch ist, besiegt ihr uns." „Was für Grund oder Entschuldigung hast du, daß du einmal über das andere dich empörst?" „Ich fürchte, du willst mich tödten lassen, bevor ich's noch sagen kann." „Das brauchst du nicht zu fürchten." Darauf bat Hormusán um einen Trunk Wassers; als er ihm aber in einem gewöhnlichen Holzbecher gereicht wurde, sprach er: „Und wenn ich vor Durst sterben müßte, ich könnte aus dergleichen nicht trinken!" Da brachte man ihm ein anständiges Gefäß; aber wieder zögerte er und sagte: „Ich fürchte, daß ich während des Trinkens getödtet werden soll!" „Nichts hast du zu besorgen, bis du es getrunken hast." Da schüttet Jener das Wasser auf die Erde; und als Omar, die Bewegung für eine unwillkürliche

1) Da die Perser schwerlich den Angriff gewagt hätten, wenn ihr Heer nicht ziemlich zahlreich gewesen wäre, so ist diese Ziffer wohl zu niedrig.

Folge der Angst haltend, befiehlt, ihm einen neuen Becher zu bringen und nicht ihm Tod und Durst zu einen, spricht er: „Ich bedarf des Wassers nicht, ich wollte mir damit nur die Begnadigung sichern.“ „Ich lasse dich aber tödten!“ „Du hast mich ja begnadigt!“ „Du lügst!“ — Omar war wüthend über den ihm gespielten Betrug, und es bedurfte des wiederholten Zeugnisses der Umstehenden, um ihm begreiflich zu machen, daß sein Wort allerdings verpfändet war. Endlich fand er sich bereit, es einzulösen, wenn Hormusán zum Islám überträte. Dazu verstand der sich gern; der Chalife behielt ihn bei sich in Medina, und hatte keinen Grund, seine Nachsicht zu bereuen, weil ihm der Perser mit seiner Kenntniß des Heimathlandes nun manchen klugen Rath zu geben vermochte. Lange sollte aber der listige Mann sich des wiedergewonnenen Lebens nicht mehr freuen; als im J. 23 (644) ein persischer Christ den Omar ermordete, gerieth Hormusán, vermuthlich unschuldig, in den Verdacht der Mitwissenschaft und ward von Omars Sohn getödtet.[1])

Die Zwischenfälle des Krieges in Chusistan, mochten sie auch das Schwert des Chalifen noch eine Weile in Thätigkeit erhalten, waren doch nicht der Art, daß sie ihn hätten in der friedlichen Beschäftigung stören können, welcher nach der Einnahme von Ktesiphon seine Hauptsorge gewidmet war: der Organisirung der großen neuen Provinzen, welche dem Islám in Persien und nun auch bereits in Syrien zugewachsen waren. Schon in das J. 17 (638) fällt die Anlage der neuen Stadt, welche künftig den Hauptort des muhammedanischen Persiens bilden sollte, da Madâïn mit seiner zwar schnell sich vermindernden, vorläufig aber doch noch sehr beträchtlichen persischen Bevölkerung nicht zu dem paßte, was der Mittelpunkt der neuen Verwaltung nach Omars Plan werden mußte: ein arabisches Heerlager. Es kam dazu, daß der kluge Chalife es liebte, seine Feldherren und Statthalter möglichst unter seiner kräftigen Hand zu behalten; so war es ihm bedenklich, die beiden großen Ströme zwischen Medina und dem Sitze einer so ansehnlichen Provinzialregierung zu haben, und da Hiras Christenvolk eines solchen Vorzuges auch nicht würdig erschien, befahl er die Anlage einer neuen befestigten Stadt zwischen diesem Orte und dem Euphrat, welche Kûfa genannt wurde. Dort schlug nun Ssá'ad Ibn Abi Wakkâß sein Hauptquartier auf inmitten eines großen Reserveheeres, aus welchem je nach Bedürfniß die Truppen der mit kriegerischen Aufträgen versehenen Unterstatthalter der verschiedenen Grenzbezirke verstärkt werden konnten. Auch Baßra blieb dem neuen Vororte untergeordnet; wie von diesem aus die Regierung der persischen Lande geführt wurde, haben wir später in anderem Zusammenhange zu betrachten.[2]).

Es war vermuthlich nicht allein der Wunsch, vor Allem ungestört die Verhältnisse des Irâk zu ordnen, welcher den Befehl Omars veranlaßte, daß

1) Ich habe die Erzählung fast wörtlich dem arabischen Geschichtschreiber entlehnt, um dem Leser die Vergleichung mit der poetischen Gestalt zu ermöglichen, die ihr Platen und Schwetschke in ihren Romanzen „Harmosan“ und „Hormusan“ gegeben haben. 2) Vgl. das nächste Capitel.

einstweilen der Vormarsch nach Osten einzustellen sei. Zwischen dem Ssawâd und dem inzwischen ebenfalls eroberten Syrien fehlte im J. 17 (638) noch das Verbindungsstück des nördlichen Mesopotamiens zwischen Rakka und Moßul; erst als dies (bis zum J. 20 = 641) hinzugekommen und damit eine directe Unterstützung der in Persien stehenden Truppen von Syrien aus für den Nothfall gesichert war, mochte es räthlich erscheinen weiterzugehen. Dazu drängte nun freilich bald auch gebieterisch die Nachricht, daß König Jesdegerd, welcher das seit der Niederwerfung von Chusistan vor Umgehung vielleicht nicht mehr sicher genug scheinende Holwân im J. 19 (640) verlassen hatte, im Innern des eigentlichen Persiens von Neuem rüste. Man durfte nicht abwarten, bis er mit einem Heere die Gebirgspässe hinter sich hatte und in die kaum beruhigte Ebene einfiel; so ordnete nun der Chalife selbst an, daß zwei Drittel des Heeres von Kûfa nebst den in Baßra entbehrlichen und den an der Grenze selbst verfügbaren Truppen unter dem Befehle des No'mân, Sohnes Mukarrins,[1]) sich aufmachten, um den Persern zuvorzukommen. Ueber den Verlauf dieses Unternehmens sind wir leider wieder sehr schlecht unterrichtet. Das Datum, welches bei den Arabern selbst zwischen den Jahren 19, 20 und 21 schwankt, scheint jetzt auf 21 (642) festgestellt werden zu können; vermuthlich aber schon früher haben die Muslime sich in Holwân festgesetzt, welches nach Jesdegerds Flucht leicht capitulirte. Beim Beginn des Feldzuges finden wir sie bereits im Besitze des noch östlicher gelegenen Karmaßîn, so daß sie die Pässe über den schwierigsten Theil des Gebirges in ihrer Gewalt hatten. Bei Nihâwend, südlich von Hamadan (Ekbatana), stießen sie auf den Feind unter Fêrosân, einem alten und bewährten Feldherrn. Die Perser waren auch hier in der Ueberzahl (wahrscheinlich etwa 60 000 gegen 40 000 Muslime), und der Ausgang des heißen Kampfes, der sich über zwei bis drei Tage ausdehnte, lange zweifelhaft. No'mân selbst fiel; aber seinem von Omar selbst im Voraus bestimmten Stellvertreter Hudheifa Ibn El-Jemân neigte sich endlich der Sieg, wie die Araber meinen, durch den Erfolg einer Kriegslist, welche der schlaue Toleicha gerathen, nach einer andern Quelle durch die rechtzeitige Ankunft neuer Verstärkungen.

Wie dem auch sei, mit dem Ende der Schlacht war das Schicksal Persiens besiegelt. Soweit es überhaupt möglich war, von den Unterfürsten Heeresfolge zu erlangen, waren bei Nihâwend alle Kräfte des Landes noch einmal zusammengefaßt worden. Nicht als ob ein gemeinsames Aufgebot der großen Ostprovinzen Kirmân, Ssedschestân und Choraßân nicht noch einmal zahlreiche Truppen zu liefern vermocht hätte. Aber die Satrapen dieser Länder waren seit dem Verfalle der Sassanidendynastie von der Regierung in Ktesiphon allmählich so gut wie unabhängig geworden; von dem

1) Nach Anderen war er Sohn eines Amr und Mukarrin der Name des Großvaters.

Kriegsschauplatze im Norden durch die unwegsamen Gebirge am Rande des Kaspischen Meeres, in der Mitte durch die große Salzwüste, im Süden durch die von den Arabern noch kaum betretene Persis getrennt ahnten sie kurzsichtig nichts von der ihnen selbst drohenden Gefahr, während kein patriotisches Gefühl der Zugehörigkeit zu den westlichen Provinzen sie drängte, den um die Existenz dort kämpfenden Landsleuten zu Hilfe zu eilen. Wenige Jahre nur sollten sie ihre eingebildete Sicherheit genießen. Nach der Schlacht von Nihâwend war einheitlicher Widerstand der mittelpersischen Länder nicht mehr möglich. Die auseinandergesprengten Landwehren konnten nichts, als sich in die festen Städte Mediens und der Persis werfen und die einzelnen Orte möglichst lange zu halten suchen. In Medien waren freilich diese Kämpfe bald vorbei: das siegreiche Heer der Muslime ergoß sich zu rasch über die nächstliegenden Bezirke. Schon im J. 22 (643) waren Rei (Teherân) und Kûmis, Kaswîn und Sendschân sowie das nordwestlich davon nach Armenien hinüberleitende Land Adherbeidschân in den Händen der Eroberer, 23 (644) Hamadân (Ekbatana), in demselben oder im folgenden Jahre außer Kumm und Kaschân auch das wichtige Ispahan. Es war nach der Schlacht Jesdegerds Zufluchtsort gewesen: nun mußte er von Neuem vor den ihn verfolgenden Muslimen davoneilen, nach Ißtachr (Persepolis), der uralten Hauptstadt des persischen Stammlandes. Hier belagerte ihn Abu Mûßa vergeblich; wie die ganze Persis, führte auch ihr Vorort einen wahren Verzweiflungskampf gegen die fremden Eindringlinge. Immer wieder empörten sich die kaum unterworfenen Thäler des rauhen und vielfach unwegsamen Gebirgslandes, und als Ißtachr selbst im J. 28 (648/9) capitulirt hatte, weigerten die Bewohner kurz nachher von neuem den Gehorsam; die Stadt mußte 29 (649/50) nochmals gewaltsam erobert werden. Inzwischen war auch der Südrand des Kaspischen Meeres in Angriff genommen worden. In den Felsenklüften der schroffen und äußerst schwer zugänglichen Randgebirge hausten hier kräftige Bergvölker, Deilemiten und Leute von Tabaristân und Gorgân, die gesonnen waren, ihre bisher unter der persischen Oberhoheit der That nach uneingeschränkt behauptete Freiheit theuer zu verkaufen. Seit dem J. 25 (646) schlugen sich die Araber mit ihnen herum, und schon vor dem Falle von Ißtachr hatte der Ispehbed (S. 232) von Tabaristân dem Könige eine Zuflucht in seinem Lande angeboten. In verhängnißvollem Irrthum schlug Jesdegerd die Einladung aus; er mochte es noch scheuen, sich in den entlegenen Bergen zu begraben, und hielt es nicht für aussichtslos, die Satrapen der Ostprovinzen um Hilfe anzugehen. Mit den Resten seines ritterlichen Gefolges schlug er sich erst nach Kirmân, dann nach Ssedschestân, endlich nach Choraßân durch, jenem alten Grenzlande Irans, dessen Fürst auch über die jenseits des Oxus in die Türkenländer vorgeschobenen Gebiete verfügte. Ueberall fand der flüchtige König äußerlich glänzende Aufnahme, so lange er nicht als Herrscher Gehorsam und Mittel zur Fortsetzung des Krieges heischte: that er das, wies man ihm die Thür, wie es vor tausend

Jahren in diesen selben Ländern seinem gleich unglücklichen Vorgänger Darius geschehen war. Und bis zuletzt sollten die Geschicke der beiden sich in derselben Weise erfüllen. Wie die andern, weigerte sich auch der unbotmäßige Vasall von Choraßân, seinem rechtmäßigen Oberherrn zu willfahren. Um den lästigen Dränger, der außer dem Grenzlande des Reiches seiner Väter keine Zuflucht mehr hatte, loszuwerden, hetzte er einen der türkischen Nachbarfürsten gegen den eigenen König auf; in den Kämpfen, welche sich daraus in der Nähe von Merw entspannen, verlor Jesdegerd seine wenigen Getreuen bis auf den letzten Mann. Er selbst entkam nach Merw, aber die Stadt schloß ihm die Thore. Ein Müller, dessen Mühle in der Nähe an dem Flusse Mirgâb stand, nahm ihn auf; doch Mörder, von dem verrätherischen Satrapen gesandt, spürten ihn in seinem Schlupfwinkel auf und tödteten ihn (31 = 651/2)[1]. Das war das Ende des letzten Sassaniden, dessen Vorfahren vierhundert Jahre lang vom Oxus bis über den Euphrat geherrscht hatten: im jugendlichen Alter von wahrscheinlich nicht mehr als 28 Jahren mußte er auf die elendeste Weise ein Leben beschließen, das seit dem zarten Kindesalter nur eine Kette von unverdientem Mißgeschick gewesen war. Aber sein Volk hat ihn nicht ganz vergessen: noch heute datirt die kleine Schaar der Parsen Indiens, die Nachkommen der um diese Zeit vor dem Islâm geflüchteten treuen Anhänger der nationalen Religion Zoroasters, ihre Zeitrechnung vom 16. Juni 632, dem ersten Tage des Jahres, in welchem König Jesdegerd zur Regierung kam.

Die Satrapen der Ostprovinzen brauchten auf den Lohn ihrer selbstsüchtigen Beschränktheit nicht lange zu warten. Ibn Âmir, der Statthalter Othmâns in Kufa, hatte dem fliehenden Jesdegerd sofort nachsetzen lassen, und bald nachdem es seinen König schnöde von dannen gewiesen, sah Kirmân auch das Heer der Muslime innerhalb seiner Grenzen. Nicht ohne Zwischenfälle unterwarfen die arabischen Feldherren vom J. 29 (649/50) ab diese und die benachbarten Provinzen bis an den Oxus im Norden, Balch[2], Herât und Serendsch im Osten. Natürlich aber sind die Eroberungen hier nicht vom ersten Augenblicke an so gesichert gewesen, wie etwa die im Irâk oder Syrien. Es konnte keine Rede davon sein, diese ausgedehnten Ländergebiete etwa mit großen Heerlagern nach der Art der von Baßra und Kufa zu belegen: dazu hätte die dreifache Truppenzahl nicht ausgereicht. Wie die einzelnen Städte erstürmt oder durch Capitulation eingenommen, die zugehörigen Landstriche besetzt wurden, erhielten die Bevölkerungen, beziehungsweise ihre Fürsten und Vornehmen, die meist auf bestimmte Steuerzahlungen hinauslaufenden Unterwerfungsbedingungen vorgeschrieben; zum Eintreiben dieser Abgaben, zum Unterricht der Bevölkerung im Islâm — der Feuerdienst der Zoroastrier wurde je länger je mehr als Götzendienst verabscheut

1) Ueber die Einzelheiten von Jesdegerds Untergang giebt es sehr verschiedene Berichte, von welchen der im Text gegebene der wahrscheinlichste ist. 2) ch rauh zu sprechen, wie in auch.

und später in den meisten Gegenden ganz untersagt — wurden geeignete Persönlichkeiten unter schwacher militärischer Bedeckung zurückgelassen; dann zog der Gewalthaufe der Muslime weiter. Es liegt auf der Hand, daß die gerade in den östlicheren Gegenden von starker nationaler Abneigung gegen die fremden Eroberer durchdrungene Bevölkerung bei der ersten Gelegenheit die Vorbeter und Steuersammler davonzujagen versucht war. Dazu kam, daß ein großer Theil von Choraßán, noch mehr die Gegenden am Südrand des Kaspischen Meeres vermöge ihrer Gebirgsnatur und des Unabhängigkeitssinnes ihrer Bewohner zu fortwährenden, besonders auf dem letztgenannten schwierigen Terrain meist in Form von endlosen Guerillakriegen verlaufenden Aufständen geradezu vorausbestimmt erscheinen: so bilden diese Provinzen zuerst einen ziemlich unsicheren Bestandtheil, später ein Element der Auflösung in dem Organismus des Chalifenreiches.

Wenn Abu Bekr schwerlich ahnte, was er that, als er Mothanna und Chálid zu ihren Streifzügen in das Irák ermächtigte, ist auf der andern Seite, nach Syrien zu, seine Kriegspolitik vom ersten Augenblicke an eine vollkommen zielbewußte gewesen. Es galt hier, den von dem Propheten selbst gewiesenen Pfad weiter zu gehen: den ersten, von ihm selbst vorbereiteten Schritt hatte Oßámas Heer unter dem Zwange des arabischen Aufstandes nur halb gethan, um für den Augenblick die Gewissen zu beruhigen, den kaum bis an die byzantinische Grenze vorgeschobenen Fuß nach äußerlicher Erfüllung der auferlegten Pflicht sogleich wieder zurückgezogen. Sobald also die große Empörung besiegt und die Ruhe überall auf der Halbinsel hergestellt war (Anfang 12 = 633), mußte der Chalife bedacht sein, den letzten Willen Mohammeds nicht mehr dem bloßen Buchstaben, sondern dem wahren Sinne nach auszuführen. Während daher Chálid mit seinen Beduinen einstweilen die ganz von selbst aus dem Araberkriege herausgewachsene Grenzfehde gegen das Irák als eine Art nebensächlichen Unternehmens fortsetzen durfte, ergingen Ende 12 (Anf. 634) Aufrufe aus der Hauptstadt nach Mekka, dem Hidscháf, Centralarabien und Jemen zu neuem Kriege gegen die Ungläubigen Syriens. Anfang 13 (April 634) war das Heer wiederum in El-Dschorf bei Medina (S. 169) organisirt. Es sollte in drei Abtheilungen zu je 3000 Mann von Chálid Ibn Ssa'íd[1]), Schorachbil (S. 177ff.) und Amr Ibn El-Áßi (S. 145. 150) geführt werden; da aber der erstere sich Abu Bekrs ständigem Rathgeber Omar durch abfällige Aeußerungen mißliebig gemacht, wurde er wieder abgesetzt und mußte sich begnügen, in untergeordneter Stellung dem Heere zu folgen. An seine Stelle trat Jesíd,

1) Wohl zu unterscheiden von dem berühmten Chálid Ibn Walíd. Beide sind schon von den arabischen Historikern verwechselt worden, daher denn Ibn Ssa'íd in der gewöhnlichen Ueberlieferung einen gänzlich ungerechtfertigten Antheil an der Eroberung Syriens zugesprochen erhält.

ein Sohn des alten Abu Ssofján, welcher seine correcte Haltung nach Mohammeds Tode (S. 212) bezahlt haben wollte und überhaupt beflissen war, seinen Leuten einflußreiche Posten zu verschaffen — nachdem er einmal Muslim geworden war, behandelte er als alter mekkanischer Kaufmann den Glauben als ein Geschäft, bei dem jede Gelegenheit, etwas für sich und das Haus Omaija zu verdienen, nach Möglichkeit benutzt werden mußte; so versäumte er nicht, dem Jesíd, vorläufig als Freiwilligen ohne besonderes Commando, noch einen seiner andern Söhne, den Moáwija, mitzugeben, für den sich, wenn die Sache gut ging, im eroberten Lande leicht auch etwas Passendes finden mochte; ja, um den Vorgängen selbst nahe zu bleiben, scheute sich der mehr als Achtzigjährige nicht, seine eigene Person nochmals den Strapazen eines Feldzuges auszusetzen, in welchem er natürlich eine hervorragende Rolle nicht mehr spielen konnte. Vor dem Abmarsch ertheilte Abu Bekr den Truppen folgende Instructionen: „Leute," ermahnte er sie, „ich habe zehn Dinge euch zu empfehlen, welche ihr genau beobachten müßt. Täuschet Niemand und stehlet nicht, handelt nicht treulos und verstümmelt Niemanden, tödtet weder Kinder noch Greise noch Weiber, beraubt die Palme nicht ihrer Rinde noch verbrennt sie, schlagt nicht die Fruchtbäume ab und zerstört nicht die Saatfelder, tödtet nicht Schafe noch Ochsen noch Kamele außer für euren Lebensunterhalt. Ihr werdet Geschorene finden — schlagt sie mit dem Säbel auf die Tonsur; ihr werdet auch Leute in Zellen (d. h. Einsiedler) finden — laßt sie in Ruhe, damit sie in der Erfüllung ihrer Gelübde fortfahren."[1]) Man wird nicht leugnen können, daß für damalige Zeiten diese Verhaltungsmaßregeln sehr menschlich genannt werden müssen; sie wurden in der Hauptsache auch befolgt, und diese Milde des Auftretens verschaffte den Arabern sofort die Zuneigung der ihren byzantinischen Herren wenig gutgesinnten Syrer. Zu den allgemeinen Ursachen, welche die Verstimmung der Einwohnerschaft veranlaßten (oben S. 224), kam damals noch eine nothwendige, aber von äußerst üblen Folgen begleitete Maßregel des Kaisers Heraklius: durch den persischen Krieg waren allerdings das Ansehen und die alten Grenzen des oströmischen Reiches wiederhergestellt, gleichzeitig aber der Staatsschatz in einer Weise erschöpft worden, daß der Kaiser befehlen mußte, die Soldzahlungen an die unter den Gassaniden (S. 13 ff.) stehenden christlich-arabischen Grenztruppen einzustellen. Point d'argent, point de Suisse gilt aber seit Alters bei Allem, was Araber heißt, ohne Unterschied der Confession; so wurde das wichtigste Element der Bevölkerung grade in dem Augenblick zur Unzuverlässigkeit aufgereizt, wo es auf seine Treue in erster Linie ankam.

Aus denselben Sparsamkeitsrücksichten hatte Heraklius, dessen Kräfte gleichzeitig an den verschiedensten Grenzpunkten seines weiten Gebietes in Anspruch genommen waren (S. 224), in Palästina und Syrien, die er außer

1) Die Einsiedler erinnerten den Muslim an die Asketen, die man vor dem Islám in Nordarabien gekannt und welche Mohammed als Hanîfen mit besonderer Rücksicht behandelt hatte (oben S. 52. 83).

jeder Gefahr glauben mußte, so gut wie gar keine eigenen Truppen stehen. So konnte es kommen, daß die über die Vorenthaltung ihres Soldes empörten gassanidischen Hilfsvölker den in der starken Festung Caesarea residirenden Statthalter des Kaisers, Sergius, einfach umbrachten; und so begreift es sich, daß die unbedeutenden Abtheilungen der drei muslimischen Feldherren zunächst ohne viel Widerstand zu finden in Südpalästina einrücken konnten. Ein paar tausend Griechen, auf welche sie südlich vom todten Meere stießen, wurden mit leichter Mühe zersprengt, die Grenzstreifen des Landes bis Gaza am Mittelländischen Meer und bis gegen das Hauràngebirge im Nordosten in Besitz genommen. Inzwischen hatte Abu Bekr nicht versäumt, alle Truppen, welche in Arabien weiter verfügbar wurden, nachzuschicken, darunter eine neue selbständig organisirte Abtheilung unter Abu Obeida: mit diesen stieg die Kopfzahl der syrischen Heere allmählich bis auf 24000. Trotzdem wagte sich Amr, der als der älteste der vier die Oberleitung hatte, noch nicht tiefer ins Land hinein. In der That war die Bogenlinie von ungefähr 45 deutschen Meilen, in welcher seine Mannschaften von Gaza um das todte Meer herum bis in die Nähe der Festung Bostra zerstreut standen, viel zu ausgedehnt; nun vernahm er, daß Heraklius im Norden bereits ein größeres Heer unter dem Befehle seines Bruders Theodoros versammle, dem gegenüber die vereinzelten Schaaren der Muslime in einer recht bedenklichen Lage sich befunden hätten. Vorsichtig, wie der alte Fuchs war, zog sich Amr auf diese Nachricht von Gaza bis an die Spitze des todten Meeres zurück, wo er mit seinen drei Mitfeldherren in directer Verbindung bleiben und die Ankunft der neuen Verstärkungen erwarten konnte, um welche er in Medina bereits sehr dringlich gebeten hatte.

Hier aber war guter Rath theuer; die gesammelten Truppen befanden sich bereits sämmtlich in Syrien, ein neues Aufgebot zu erlassen hätte viel zu viel Zeit erfordert. So entschloß sich Abu Bekr, den Chálid Ibn El-Walíd mit 3000 Reitern aus dem Irák abzucommandiren. Der Befehl kostete ihn, der an dem persischen Grenzkriege nur ein untergeordnetes Interesse nahm und die dortigen Verhältnisse nicht so genau überschaute, bei weitem weniger, als Chálid der Gehorsam. Ihn zu weigern, konnte ihm aber nicht einfallen (vgl. S. 217); es blieb ihm also nichts übrig, als den unerwünschten Auftrag mit jener rücksichtslosen Energie anzugreifen, welche ihn schon so oft unter den schwierigsten Verhältnissen zu Sieg und Ruhm geführt hatte. Die Botschaft des Chalifen hatte ihn bei Ain Tamr getroffen (S. 230f.); nachdem er den Oberbefehl an Mothanna übergeben, machte er sich im Rebí I 13 (Mai 634) mit der vorgeschriebenen Anzahl seiner bewährtesten Beduinen auf den Marsch. Ain Tamr liegt etwa in der Mitte des schmalen Landstreifens, der sich zwischen dem Euphrat und der Wüste von der Spitze des persischen Meerbusens bis zu der großen Biegung des Stromes hinaufzieht; um von da nach Syrien zu kommen, hätte er den Fluß entweder aufwärts oder abwärts gehen müssen, bis er an die große

Straße von Mesopotamien nach Damaskus oder an einen gangbaren Weg zwischen dem Irâk und Dumat el-Dschandal kam. In beiden Fällen war er gezwungen, einen riesigen Bogen zu machen; da Eile geboten war, zog er das unerhörte Wagniß vor, von Korâkir, dem letzten Brunnen des Euphratlandes, nach Ssowa in der Nähe von Tadmor (Palmyra) quer durch die Wüste zu gehen — ein Ritt von fünf Tagen und fünf Nächten, in welchen keine Möglichkeit war, auch nur einen Tropfen Wassers zu erhalten. Durch kluge Maßregeln, deren Verdienst einem mit der Wüste wohlbekannten Mann vom Stamme Taij, dem Râfi Ibn Omeir zugesprochen wird, erreichte er es, ohne zu große Belastung der Thiere die nöthige Wassermenge mitführen zu können. Die Wüste hat nicht Weg noch Steg, verirrte sich das Heer, so war es immer noch verloren; aber Râfi war ein zuverlässiger Führer, und zu rechter Zeit langte man in Ssowa an. Von dort ging es über Tadmor auf der kaiserlichen Straße nach Damaskus weiter; unterwegs gab es noch ein kleines Scharmützel mit byzantinischen Truppen, auf welche man von ungefähr stieß und die höchst erstaunt gewesen sein mögen, auf einmal hier im Norden feindliche Araber zu finden — dann war Damaskus erreicht. Die christlichen Bewohner der syrischen Hauptstadt waren gerade bei der Feier des Pfingstfestes (12. Juni 634); doch unternahm Châlid, der vor Allem die Vereinigung mit den vier andern Feldherrn herbeiführen mußte, nur eine Recognoscirung in dem fruchtbaren Thale, welches die Gartenstadt umgiebt. Nach Einigen freilich hätte er bei dieser Gelegenheit schon Verhandlungen mit dem Herrn der Stadt[1]) angeknüpft; doch ist das nicht zweifellos. Jedenfalls eilte er rasch nach Süden und erreichte ungefährdet Bostra, vor welchem Jesîd, Schorachbîl und Abu Obeida lagen. Der Commandant der Festung zeigte sich geneigt zu capituliren; da indes keine Rede davon sein konnte, in diesen Gegenden weiter zu verweilen, so lange das byzantinische Heer von Südpalästina aus den Muslimen den Rückzug nach Arabien abzuschneiden im Stande war, so begnügte sich Châlid mit den mündlichen Zusicherungen, die ihm bereitwillig ertheilt wurden, und rückte mit den drei andern Feldherrn zu Amr weiter, welcher immer noch seine Stellung an der Südspitze des todten Meeres beibehalten hatte.

Das Hauptquartier der Byzantiner wie früher der Römer in Palästina war Caesarea. Amrs Marsch auf Gaza hatte ihnen die Absicht der Muslime gezeigt, westlich vom todten Meere in das Land einzudringen; so war das griechische Heer folgerichtig von Caesarea nach Süden marschirt, den Feinden einen erneuten Vorstoß zu wehren. Châlid hatte andererseits, obwohl der ältere Amr den Oberbefehl über die vereinigten Truppen zunächst wenigstens der Form nach behielt, mit gewohnter Energie die Kriegführung in Zug gebracht und war, auf die Nachricht vom Anrücken der Byzantiner von Gaza ablassend, diesen entgegengezogen. Bei Adschnadein, dem Jar-

1) D. h. wohl dem Bischof, vgl. unten S. 253.

muth des Alten Testamentes,[1]) $3\frac{1}{2}$ Meile südwestlich von Jerusalem, stießen am 28. Dschumáda I 13 (30. Juli 634) die Heere aufeinander.[2]) Zuverlässige Angaben über den Verlauf der Schlacht haben wir nicht; sie endete mit der Niederlage des Theodoros, welcher seinen zersprengten Kriegern die Sorge überließ, wie sie am besten in Sicherheit kamen. Er selbst floh zum Heraklius nach Emesa zurück; der Kaiser, vermuthlich über die Niederlage seines Bruders entrüstet, schickte ihn nach Konstantinopel und begab sich selbst nach Antiochia, von dort aus die Zusammenziehung eines neuen großen Heeres eigener und armenischer Truppen zu leiten, während die Reste von Theodoros' Schaaren sich über den Jordan auf das stark befestigte Damaskus zurückzogen.

Die Nachricht von dem ersten großen Siege der Gläubigen war die letzte irdische Freude, welche Abu Bekr genießen sollte; kurz nach ihrer Ankunft ging er zu seines Herrn Nähe ein. So wenig Omar den Chálid leiden konnte, war er doch viel zu klug, seiner Abneigung Einfluß auf den Gang des Krieges einzuräumen; im Gegentheil verordnete er, daß jener den Feldzug selbständig fortsetzte, während Amr einstweilen in Palästina zurückbleibe, die Früchte des gewonnenen Sieges zu ernten. Bald nach der Schlacht hatten sich Gaza und andere Städte Judaeas ergeben; dann waren die Muslime weiter gen Norden gezogen, hatten Neapolis (Sichem) und Sebastia (Samarien) genommen; während nun Amr die Eroberung von Judaea und dem Samariterlande vervollständigte, ging Chálid nach Galilaea weiter. Dort stieß er bei Beißán (Scythopolis, Bethsean) auf eine Abtheilung griechischer Truppen, vermuthlich aus den Resten der Armee Theodoros' und den Garnisonen der nächstgelegenen Städte bestehend. Sie hatten durch Ziehen von Dämmen das Jordanthal in einen Sumpf verwandelt; trotzdem gelang es den Arabern, sie über den Fluß zu drängen und bei dem am andern Ufer gelegenen Fichl (Pella) gründlich zu schlagen (28. Dhu'lká'ada 13 = 23. Jan. 635). Die Stadt fiel nach dem Kampfe sofort den Siegern in die Hände, ebenso das nahegelegene Tiberias und mehrere andere Plätze, die zum Theil mit Gewalt erstürmt wurden. Die Unterwerfung der Provinz zu vollenden ließ Chálid auch hier einen seiner Unterfeldherren, den Schorachbil, zurück; er selbst drängte durch das Land Basan nach Damaskus und dem Norden weiter. Während seine schnellen Reiter, wie es scheint, auf ihren nach allen Seiten gerichteten Streifzügen schon im Januar 635 im Norden bis Emesa vordrangen, fiel am 1. Moharram 14 (25. Febr. 635)

---

1) Josua, Cap. 5, 23 u. ö. — Der Name Jarmuth ist noch in der ersten Araberzeit gebräuchlich gewesen, und hat durch Verwechslung mit dem Jarmuk (unten S. 255) eine große, erst neuerdings von de Goeje glücklich beseitigte Verwirrung in die ganze Geschichte des syrischen Feldzuges gebracht. 2) Ihre Kopfzahl läßt sich nur für die Muslime mit 25—30 000 Mann einigermaßen bestimmen; den Griechen schreibt der arabische Historiker die üblichen 100 000 zu. Mehr als die Hälfte wird es keinesfalls gewesen sein.

plötzlich eine Schaar von 4000 Byzantinern über eine Abtheilung her, welche unter dem Befehle seines Namensvetters Châlid Ibn Ssa'îd bei Merdsch es-Ssoffar[1]) stand; es entspann sich ein hitziges Gefecht, in dem Ibn Ssa'îd selbst das Leben verlor. Die Schlappe verzögerte die Fortsetzung der Operationen etwa 14 Tage, welche Châlid vermuthlich dazu benutzte, durch neue Recognoscirungen nach verschiedenen Seiten sich vor Wiederholung solcher unliebsamen Vorfälle zu sichern; dann schloß er (16. Moharram 14 = 12. März 635) Damaskus, dessen Besatzung nicht mehr wagen durfte, den Arabern im offenen Felde entgegenzutreten, ein. Die Belagerung zog sich in die Länge, die Muslime waren im Festungskriege den Griechen bei weitem nicht gewachsen; so mußten sie sich wahrscheinlich in der Hauptsache auf das Aushungern der großen Stadt beschränken, in welcher es an Vorräthen nicht mangelte. Andererseits war Heraklius mit der Organisirung seines neuen großen Heeres noch lange nicht fertig; die uns (vgl. S. 249) bekannte Knappheit seiner Mittel verzögerte die Anwerbungen, und mit überlegenen Kräften, das war ihm nun klar, mußte er auftreten, wenn er des Erfolges sicher sein wollte. So konnte er an einen Feldzug zum Entsatze des wichtigen Ortes nicht denken und mußte sich begnügen, den Vahan, welcher mit den armenischen Hilfsvölkern bereits zur Stelle war, so weit vorzuschicken, daß er die in und um Emesa sich unnütz machenden Streifschaaren vertreiben (Mai 635) und Versuche unternehmen konnte, die Belagerer hie und da zu beunruhigen. Dabei kam es in einem Hohlwege der großen Straße von Damaskus nach Emesa zu einem Scharmützel; es war nicht von Bedeutung, veranlaßte die Muslime aber, etwas nördlich von der Stadt, wo die Straße aus den Bergen in die Ebene trat, ein Fort zu errichten, welches Störungen von dieser Seite abzuwehren geeignet war. Endlich im Redscheb 14 (Aug.-Sept. 635) fiel Damaskus. Der Verdacht liegt vor, daß die christliche Geistlichkeit der Stadt, welche gegen Heraklius wegen seiner kirchlichen Maßregeln (S. 224) äußerst verstimmt war, bei der Uebergabe eine mehr als zweideutige Rolle gespielt hat (vgl. S. 251 Anm.), wenngleich sich aus den verworrenen Berichten, die einerseits von einer Capitulation, andererseits von gewaltsamem Eindringen der Araber zu reden wissen, der wirkliche Vorgang nicht genau ergründen läßt. Jedenfalls erhielten die Einwohner ganz ungewöhnlich günstige Bedingungen zugebilligt: nur zur Steuerzahlung wurden sie verpflichtet, alle ihre Kirchen sollten im ungestörten Besitze der Christen verbleiben. Nach der Einnahme der Stadt verfuhr Châlid wie bisher; er ließ den Jesîd mit einigen Truppen als Besatzung zurück, während er selbst weiter ging. Vahan mit seinen Armeniern mußte ihm wohl auf den Befehl des Heraklius ausweichen; so konnte er zwischen Libanon und Antilibanon nordwärts marschirend Baalbek und vielleicht noch andere Orte besetzen. Das Volk zeigte sich überall freundlich gesinnt; es war froh, der kleinlichen

1) „Vogelwiese"; ein viel genannter Ort etwa eine Tagereise von Damaskus.

Bedrückungen der byzantinischen Beamten ledig zu werden, und hatte allen Grund, das milde Auftreten der Muslime zu loben, deren unbekannte Religion kaum so widerwärtig erscheinen mochte, wie die officielle Ketzerei ihrer bisherigen Herren ihnen längst geworden war. Es vergaß dabei, daß nur selbstgeschaffene Freiheit von Dauer zu sein pflegt.

Sehr weit nach Norden indeß mochten sich die Araber doch nicht vorwagen; in Emesa waren bereits zahlreiche kaiserliche Truppen versammelt, und allmählich näherten sich auch die Rüstungen des Heraklius ihrem Abschluß. Es war ihm endlich gelungen, ein Heer von achtunggebietender Menge zusammenzubringen; nach den eigenen Angaben der byzantinischen Geschichtschreiber zählte es 80000 Mann. Es stand wieder unter einem Theodoros, dem Sakellarios[1]) des Kaisers; er befehligte selbst die 40000 Mann kaiserlicher Truppen, welche den Kern des Heeres bildeten. Die andere Hälfte bestand aus den Armeniern unter Vahan und den christlichen Arabern des Gassanidenfürsten Dschábala Ibn El-Eiham (S. 17), der in Folge der wieder aufgenommenen Soldzahlungen sich von neuem zur Heeresfolge bequemt haben mochte. Aber stattlich wie das Heer sich darstellte, es fehlte ihm der innere Zusammenhang. Zwischen dem Sakellarios und Vahan war kein gutes Verhältniß; dieser scheint an der Spitze seiner Armenier Selbständigkeitsgelüste empfunden zu haben, welche dem Oberbefehlshaber unleidlich sein mußten: Eifersüchteleien nahmen kein Ende. Noch bedenklicher stand es mit dem Gassaniden; auf diese Leute, das wußten die Kaiserlichen aus langer Erfahrung, war mit Bestimmtheit nur zu rechnen, wenn es etwas zu plündern gab: und doch wagte man nicht auf ihre Hilfe zu verzichten, die nur zu leicht in die Wagschaale der Gegner geworfen werden konnte.

Einstweilen freilich mußte der Druck so großer Massen, nachdem sie endlich (Anfang 15 = Febr. 636) sich in Bewegung gesetzt hatten, den Muslimen sogleich fühlbar werden. Châlids oft bewährte Kühnheit war stets mit Umsicht gepaart, zu dem bevorstehenden Hauptschlage wollte er alle irgend verfügbaren Kräfte bei einander haben; so ging er vor den andringenden Griechen langsam zurück, überall seine Vorposten und Streifschaaren an sich ziehend. Selbst Damaskus gab er auf, damit er im Falle einer Niederlage nicht zu weit von Arabien entfernt war, und zog sich nach dem Jordan herunter, hinter dem er im ungünstigsten Falle Deckung finden konnte. Man darf nicht bezweifeln, daß auch wenigstens der größte Theil der noch unter Amr stehenden Truppen zu ihm stieß. Zeit dafür ließ ihm der Sakellarios reichlich; es dauerte ein halbes Jahr, bis das erste Gefecht bei Dschâbija, zwischen Damaskus und dem See Genezareth, stattfand (13. Dschumâda II 15 = 23. Juli 636). Mit ihm beginnt eine Reihe von Kämpfen, die sich fast

1) „Säckelmeister"; natürlich nur als Titel eines der oberen Hofbeamten aufzufassen. — Die Araber nennen wieder viel höhere Ziffern für das griechische Heer; die geringste Angabe ist 100000 Mann, von denen 12000 christliche Araber, 12000 Armenier gewesen wären.

über einen vollen Monat hingezogen haben müssen, über deren Einzelheiten wir aber nur wenige glaubwürdige Angaben besitzen. Die zwei dürftigen Notizen byzantinischer Historiker wie die zahlreicheren und vielfach sehr ausführlichen Darstellungen der Araber sind nur darin einig, daß sie die ganzen Ereignisse auf einen oder zwei Schlachttage zusammenhäufen, deren Verlauf aber auch nicht annähernd in Uebereinstimmung berichtet wird. Manche Züge wiederholen sich hie und da und sind gewiß echt, die Reihenfolge läßt sich unter keinen Umständen herstellen. Da hören wir von einer Schlappe des Sakellarios, nach welcher die armenischen Hilfsvölker sich empören und ihren Führer Vahan zum Kaiser ausrufen; von dem Uebertritt eines Theiles der christlichen Araber zu den Muslimen; dann wieder von einem heftigen Kampf zwischen diesen und den Griechen, bei welchem die letzteren siegen und bis zu den Lagerzelten der Araber vordringen, so daß selbst die bei dem Troß befindlichen Weiber zu den Waffen greifen müssen. Jedenfalls fand der letzte Entscheidungskampf am 12. Redscheb 15 (20. Aug. 636) bei dem Dorfe Jakúßa statt. Es liegt in dem Winkel, welcher durch die Vereinigung des Hieromax (arab. Jarmúk) mit dem Jordan zwischen beiden Flüssen und dem See von Genezareth gebildet wird, auf einem von den Schluchten des ersteren zerrissenen Terrain, durch welches die Hochebene nördlich des Flusses sich zu diesem herabsenkt. Wir haben keinen Grund dem Berichte des Griechen zu mißtrauen, nach welchem ein heftiger Wind den Kaiserlichen Staubwolken entgegentrieb[1]) und dadurch die nach allem Vorhergegangenen vielleicht ohnehin nicht allzu feste Haltung der Byzantiner ins Schwanken brachte. Sie müssen sich trotzdem gut geschlagen haben, wenigstens die Fußtruppen; die Muslime geben für sich starke Verluste zu, und der Tod des Sakellarios selbst zeigt, daß er wenigstens seine Schuldigkeit that. Schließlich aber wurden seine Leute die Schluchten des Hieromax herabgedrängt, und nun begann ein Morden, dem kaum einer entrann. Die Reiterei hatte bei dem Eintreten der ungünstigen Wendung die Flucht ergriffen und zerstreute sich, den festen Plätzen Damaskus, Caesarea, Jerusalem, ja Antiochia zueilend; aber der Kern des Heeres, die kaiserliche Infanterie, war vernichtet. Heraklius sah für die nächste Zukunft kein Mittel, in Syrien selbst neue Truppen auszuheben; so ging er nach Constantinopel, von dort aus die Wiedereroberung Palästinas zu betreiben.

Einstweilen aber hatten die Araber hier und in ganz Syrien freie Hand, wo nicht die Mauern fester Städte ihnen noch eine Weile zu schaffen machten; solche mit Kriegsmaschinen regelrecht zu bestürmen verstanden sie, welche vor neun Jahren bei der Einnahme von Cheibar das erste Belagerungswerkzeug gesehen, den Bau und die Anwendung desselben in der Zwischenzeit kaum geübt hatten, in dieser ersten Zeit natürlich bei weitem nicht so gut, als die im Festungskriege geschulten Byzantiner sich zu vertheidigen wußten.

1) Wie den Persern bei Kadesia (oben S. 239).

So dauerte es eine ganze Weile, bis die stärkeren Plätze eingenommen wurden, und es ist uns kein Fall bekannt, in welchem der Erfolg eines gewaltsamen Angriffs die Eroberung entschieden hätte. Die weniger bedeutenden Orte unterwarfen sich ohne weitere Umstände, sobald die muslimischen Schaaren sich zeigten; aber die wurden, zum größten Theile wenigstens, bis Ende des J. 15 (636) noch vor Damaskus zurückgehalten, welches zum zweiten Male monatelang belagert werden mußte, ehe die nach der Wiedereinnahme durch den Sakellarios in die Stadt gelegte Besatzung, die sich im Anfang tapfer gewehrt zu haben scheint, zur Capitulation zu bewegen war. In Folge dessen wurden schließlich etwas weniger günstige Bedingungen gewährt als die früheren; die Einwohner mußten einige Kirchen und die Hälfte des großen Johannesdomes für den muhammedanischen Gottesdienst hergeben, erfreuten sich im Uebrigen aber doch jetzt ebenfalls leidlicher Behandlung. Nun waren die Kräfte der Araber frei, und es ging schnell weiter vorwärts. Allerdings nicht mehr unter dem Befehle des großen Kriegers, welchem auch hier der Sieg zu danken gewesen war. Nach der Uebergabe von Damaskus eilten dem Befehle des Chalifen gemäß die Truppen, mit denen Chálid seinen berühmten Wüstenmarsch ausgeführt, in das Irák zurück (S. 236. 239), wo sie bei Kadesia noch die Entscheidung des anderen großen Feldzuges herbeiführen sollten; für ihren ruhmreichen Anführer gab es dort neben Ssá'ad Ibn Abi Wakkâß keine Stelle mehr. In Syrien aber mochte ihm Omar das Commando ebensowenig lassen; die Hauptaufgabe des Kriegers war dort gelöst, die des Verwaltungsbeamten begann, und für sie mochte ihm der rücksichtslose und wilde Charakter des „Schwertes Gottes" ungeeignet erscheinen, selbst wenn sein alter Widerwille gegen den Schlächter der Dschadhima und Jarbú nach den unvergleichlichen Leistungen der letzten Jahre sich gemildert hatte. Kurz vor oder nach der Einnahme von Damaskus traf bei dem Heere das Schreiben des Chalifen ein, welches Chálid seines Oberbefehles enthob und denselben auf den ziemlich energielosen, aber ruhigen und milden Abu Obeida übertrug. Der abgesetzte Feldherr konnte eine unwillige Aeußerung nicht unterdrücken: „Omar", so meinte er, „hat mich zum Haupte Syriens ernannt, als es ihm Sorge machte; jetzt aber, wo Syrien friedlich da liegt und zu Korn und Honig geworden ist, setzt er mich ab und ernennt einen andern Statthalter." Trotzdem weigerte er sich nicht, bis an seinen im J. 21 (642) in Emesa erfolgten Tod unter den Männern weiter zu dienen, welche bisher ihm gehorcht hatten, sei es daß er sich für den Fall eines Thronwechsels zur Uebernahme einer neuen wichtigen Rolle bereit halten wollte, sei es daß er gelegentlich der gleich zu erwähnenden Anwesenheit Omars in Palästina mit diesem, der ihm Anerkennung seiner militärischen Erfolge kaum geweigert haben wird, sich versöhnt hat. Man könnte das Letztere anzunehmen geneigt sein, da ziemlich sicher überliefert ist, daß er bei seinem Tode den Chalifen zum Erben einsetzte; aber wir müssen uns doch hüten, die eigenthümliche Größe der beiden Männer aus Stahl und Stein durch Voraussetzung sentimentaler Anwandlungen

zu schädigen. Und solche Größe werden wir dem grimmigen Degen des Islâms doch nicht absprechen können. Er hat zu den Naturen gehört, deren Feldherrngenie zugleich der ganze Inbegriff ihres geistigen Lebens ist; wie Napoleon hat er Anderes als den Krieg nicht gekannt, nicht kennen wollen, von menschlichen Empfindungen oder gar Rücksichten keine Ahnung gehabt. Aber wie dem größten Soldaten der Neuzeit hat auch ihm von den militärischen Tugenden keine gefehlt, vor allen nicht die, überall selbst zu handeln, niemals sich einen Augenblick Ruhe zu gönnen, stets in seinen Untergebenen das Gefühl der vollkommenen Sicherheit lebendig zu erhalten. Einer so gewaltigen Kriegernatur können wir jetzt kaum gerecht werden; aber wir müssen zugeben: war er nur an der Spitze seiner Beduinen groß, da ist er groß gewesen wie keiner.

Fast ungestört konnten in den folgenden Jahren die arabischen Feldherren die Früchte des Sieges einheimsen. Der alte Kriegsheld Heraklius freilich dachte nicht daran, sich bei dem Spruche der launischen Glücksgöttin zu beruhigen, der fast in demselben Augenblicke, wo er den Erbfeind seines Volkes endgiltig zu Boden geworfen, zu Gunsten eines kaum geahnten, verachteten Feindes den schwer errungenen Siegespreis und das Dreifache dazu ihm aberkannt hatte. Freilich machte er sich keine Illusionen; als er Syrien verließ, nahm er das heilige Kreuz, welches er vor wenig Jahren im Triumphzuge von Ktesiphon nach Jerusalem zurückgeholt, mit sich nach Constantinopel. Aber wenn er auch, kränklich wie er in seinen letzten Jahren war, die persönliche Betheiligung an einem neuen Feldzuge nicht ins Auge fassen konnte, so wollte er doch ebensowenig davon wissen, daß eine seiner schönsten Provinzen, ja die heiligsten Stätten des Christenthumes selbst ohne Weiteres in den Händen der Ungläubigen bleiben sollten. So wurden auf seinen Befehl zur See von Constantinopel und Alexandria Truppen nach Antiochia geschafft, die unter dem Befehle des Thronfolgers Constantin einen neuen Angriff auf die Araber unternehmen sollten (17 = 638). Aber es gelang nur für eine kurze Weile, dem unkräftigen Abu Obeida die bereits unterworfenen Bezirke von Haleb und Kinnesrîn wieder abzunehmen; eine von Omar angeordnete Diversion irakischer Truppen nach Mesopotamien genügte, die zu den Griechen gestoßenen christlichen Araber dieses Landes zum Rückzuge zu veranlassen, und gleich darauf erlitten auch die kaiserlichen Truppen eine Niederlage, welche sie zwang sich wieder in Antiochia einzuschließen. Von da ab hören wir lange Zeit nichts von weiteren Versuchen der Byzantiner auf die syrischen Gebiete, deren vollständige Einnahme nun ohne erhebliche Zwischenfälle stattfinden konnte, soweit sie nicht schon vorher erfolgt war. Das Heer der Muslime war nach der Uebergabe von Damaskus wieder in die ursprünglichen vier Haufen auseinandergegangen. Die theilten sich nun in die einzelnen Landschaften; Abu Obeida selbst besetzte den Norden, Amr begann Jerusalem zu belagern, Schorachbil und Jesîd eroberten die phönizischen Küstenstädte. Im Wesentlichen lösten die Feldherren diese Aufgaben schon im Laufe des

Jahres 16 (637), und so konnte Omar schon vor dem Ende desselben die Reise nach Syrien unternehmen, dessen Angelegenheiten persönlich zu ordnen er sich vorgenommen hatte. Während er in Dschábija, wo die ersten Kämpfe vor der Entscheidungsschlacht am Hieromax begonnen hatten und ein alter Palast der gassanidischen Fürsten bequemen Aufenthalt bot, den seiner Befehle harrenden Syrern die Gesetze dictirte, denen von jetzt ab die unterworfenen Völkerschaften des Chalifates gehorchen sollten, während er die Verträge mit den christlichen Araberstämmen abschloß, welche diese zum Theil dem Islám gewannen, zum Theil wenigstens dem Staate einigermaßen einfügten, wurde die Belagerung von Jerusalem eifrig fortgesetzt, und im J. 17 (638) die Uebergabe erzwungen. Es mochte der sehnliche Wunsch des Chalifen gewesen sein, die heilige Stadt der Juden und Christen, die Stätte so vieler, von den undankbaren Menschen nur mißkannter und verfälschter Offenbarungen und Gnadenerweisungen Gottes, an welcher der Prophet durch ein göttliches Wunder nur einmal im Geiste sein Gebet hatte verrichten dürfen (S. 86), nun mit den eigenen, leiblichen Augen zu schauen. Er hielt seinen Einzug, wie die muslimischen Schriftsteller berichten, in der Demuth und Einfachheit, welcher der alte Gefährte Mohammeds auch als Herr eines großen Reiches sich niemals entäußern mochte: auf einem Kamel reitend in einem unansehnlichen alten Mantel von Kamelshaaren, wie einer der abgerissenen Beduinen, die man wohl früher auf den syrischen Märkten lungernd erblickt hatte, erschien den verwunderten Bewohnern Jerusalems der neue Herrscher, ihnen, die sie auch den geringsten Unterpräfecten der Byzantiner, wievielmehr einen hochpreislichen Patrikios oder gar den siegreichen Kaiser Heraklios selbst in goldschimmernder Rüstung auf geschmücktem Streitrosse die Straßen der heiligen Stadt pomphaft hatten durchmessen sehen. Mit Stolz weisen die arabischen Geschichtschreiber auf die demüthige Einfachheit dieses Auftretens hin, welches die übrigen während des Aufenthaltes in dem eroberten Lande schon etwas mehr verwöhnten Muslime beschämte. Anders freilich stellt es sich den Byzantinern dar: „Er zog ein in die heilige Stadt," berichtet ein späterer Chronist, „gekleidet in Gewänder von Kamelshaaren, bestaubt, den Ausdruck satanischer Heuchelei auf dem Gesicht. Er verlangte den Tempel der Juden zu sehen, welchen Salomo hatte bauen lassen, um daraus einen Betort für seine eigenen Gotteslästerungen zu machen. Sophronios[1]) rief, als er ihn sah: Das sind fürwahr die Greuel der Verwüstung in dem Heiligthume,[2]) von welchen Daniel geweissagt hat! Und der Glaubensheld weinte über das christliche Volk reichliche Thränen. Als nun Omar in der Stadt war, forderte ihn der Patriarch auf, aus seiner Hand ein linnenes Gewand und ein Hemde entgegen zu nehmen; aber er weigerte sich, sie anzulegen. Mit Mühe bewog er ihn sie

1) Der damalige Patriarch von Jerusalem. Er starb, kurze Zeit nach der Uebergabe der Stadt, im März 638. 2) Daniel, Cap. 9 V. 27, nach der griechischen Uebersetzung.

zu tragen, bis seine eigenen Kleider gewaschen waren; dann gab er sie dem Sophronios zurück und zog seine wieder an."

Aber die Genugthuung, in dem Mittelpunkte der Abgötterei selbst den wahren Glauben zur Herrschaft gebracht zu sehen, mußte theuer bezahlt werden. Vielleicht noch im Jahre 17 (638), wenngleich mit voller Gewalt erst 18 (639) brach im Gefolge des Krieges in Palästina und Syrien die Pest aus. Sie wüthete am meisten in Emmaus und seiner Umgegend, aber in entsetzlicher Weise auch in den andern Theilen des Landes. Unter den 250 000 Opfern, die ihr gefallen sein sollen, befanden sich drei von den siegreichen arabischen Feldherren: Abu Obeida, Schorachbîl und zuletzt auch Jesîd, welchen Omar zum Nachfolger Abu Obeidas ernannt hatte. An seine Stelle setzte der Chalife seinen Bruder Moáwija, welcher ihn als Freiwilliger in den Feldzug begleitet hatte (S. 249) und nun über vierzig Jahre lang die Provinz regieren und zum Kerne einer lange Zeit unüberwindlichen Hausmacht für die Familie Omaija gestalten sollte. Er war damals ein Mann von etwa 40 Jahren, der bis dahin kaum Gelegenheit gehabt hatte sich besonders hervorzuthun und, wie früher Jesîd, seine einflußreiche Stellung nur dem Wunsche des Chalifen dankte, die weltliche mekkanische Partei mit Abu Ssofján an der Spitze bei guter Laune zu erhalten, wie andererseits die Frommen die Genugthuung hatten, in Ssá'ad Ibn Abi Wakkáß einen der ältesten Gefährten des Propheten als Statthalter Persiens in Kúfa zu sehen. Eigene militärische Begabung scheint Moáwija nicht eben in hervorragendem Maße besessen zu haben; aber wie er sich später als den schlausten Politiker seiner Zeit bewährte, so verstand er, scheint es, von Anfang, sich die richtigen Leute auszusuchen, und brachte auch zu kriegerischen Unternehmungen eine unermüdliche Zähigkeit mit, welche sich durch anfänglichen Mißerfolg niemals entmuthigen ließ. So hat er denn auch, sobald es irgend die Verhältnisse zuließen, sein ganzes Leben hindurch die Eroberungen seines Volkes nach allen Seiten über die Grenzen der gewonnenen Provinzen auszudehnen versucht.

Zunächst blieb in Syrien selbst, nachdem Antiochia bereits im J. 17 (638) seine Thore geöffnet, noch Caesarea einzunehmen übrig. Schon Amr und nach ihm Jesîd hatten die Belagerung betrieben (18 = 639); Moáwija setzte sie fort, aber erst im Schawwál 19 (Oct. 640) gelang es, die starke Festung durch Verrath eines Juden zu nehmen. Damit war die Unterwerfung von ganz Syrien beendet. Inzwischen aber war Ijád (S. 229) im J. 18 (639) von Nordsyrien aus über den Euphrat gegangen, und bemächtigte sich nun bis 20 (641), meist ohne Anwendung von Gewalt, der Städte Mesopotamiens; die in demselben Jahre von der irakischen Armee aus bewirkte Eroberung von Moßul brachte diese Erwerbungen zum sicheren Abschluß. Sofort ging es nach Norden weiter, wo das von inneren Streitigkeiten zerrissene Armenien eine leichte Beute für die Eindringlinge zu werden versprach. Das unglückliche Land hat, so alt seine Geschichte ist, mit dem benachbarten Mesopotamien

das Schicksal getheilt, der Zankapfel zwischen übermächtigen Nachbarstaaten zu sein, und ist über den Eingriffen von außen, welchen Parteiungen im Innern mit verzweifelter Regelmäßigkeit entsprachen, trotz der bis heute in so ausgeprägter Weise erhaltenen Nationalität seines Volkes zu eigener unabhängiger staatlicher Organisation eigentlich niemals gekommen. Bis auf die letzten Zeiten des Sassanidenreiches hatten sich Perser und Byzantiner um das armenische Gebiet gestritten; seit dem großen Siege des Heraklius erhielt es seine Gesetze wieder von Constantinopel aus, bei der steten Uneinigkeit der Großen aber, welcher die allzuweit entfernte Centralregierung nicht wirksam zu steuern vermochte, war es auch in dieser letzten Zeit kaum zur Ruhe gekommen. So begegneten die Araber nur vereinzeltem und schlecht geleitetem Widerstande, als sie im J. 21 (642) unter Habib Ibn Máslama durch das Thal des oberen Euphrat nach dem Wansee hinüber vorbrachen. Sie zogen an der West- und Nordseite um den See herum, am Ararat vorbei in das Thal des Araxes, nahmen die damalige Hauptstadt des Landes, Dwin, mit Sturm (6. Oct. 642 = 6 Dhu'lká'ada 21), und zogen mit reicher Beute und zahllosen Gefangenen ab. Im nächsten Jahre (22 = 643) wiederholten sie den Einfall in drei Heerhaufen, die bis nach Georgien hinein wieder große Verwüstungen anrichteten, deren einer jedoch von einem der angesehensten Großen Armeniens, dem von Kaiser Constans mit dem Heerbefehl betrauten Theodoros dem Reschtunier, eine starke Schlappe erlitt. In Verbindung mit den in demselben Jahre in Adherbeidschán eingedrungenen Abtheilungen des irákischen Heeres (S. 246) wurden die Streifzüge auch in den nächsten Jahren fortgesetzt[1]), bis der im J. 29 (650) zwischen dem Kaiser und den Arabern geschlossene Waffenstillstand ein paar Jahre Ruhe brachte.

In der Zwischenzeit hatte nämlich Moáwija versucht, auch zur See gegen die Byzantiner vorzugehen. Der vorsichtige Omar hatte nichts davon hören wollen, daß man, was kaum je in Arabien erhört war, das Leben der Glaubenskämpfer den unsicheren Fluthen des Meeres anvertraute; unter Othmán wurde das anders. Moáwija, dem es an der phönizischen Küste weder an Schiffsmaterial noch an Seeleuten fehlte, ließ im J. 27 oder 28 (648 oder 649) eine Flotte ausrüsten, die er durch eine Anzahl dem Statthalter von Aegypten, Ibn Abi Ssarch, entliehener Fahrzeuge verstärkte, und setzte nach Cypern über. Die Hauptstadt der Insel, Constantia, das alte Salamis, ward erstürmt und von Grund aus zerstört, der Bevölkerung, soweit sie nicht in die Gefangenschaft geschleppt wurde, ein starker Tribut auferlegt. Auch das auf einem Eiland dicht am syrischen Gestade liegende, stark befestigte Aradus, welches noch in den Händen der Griechen war, konnte er nun angreifen. Zunächst freilich wollte es ihm nicht gelingen, in die Mauern der Stadt Bresche zu legen; indeß kehrte er im folgenden Jahre (29 = 650) zurück

1) Das Einzelne ist hier wieder sehr unsicher, die Griechen, Araber und Armenier widersprechen einander und zum Theil sich selbst überall. Ich habe mich bemüht, die verhältnißmäßig sichersten Zeugnisse meiner Darstellung zu Grunde zu legen.

und zwang die Besatzung zu capituliren. Hierauf begann er, Streifzüge nach Kleinasien unternehmen und insbesondere Cilicien und Isaurien verheeren zu lassen; da gerieth Kaiser Constans in Angst um die Sicherheit seiner Residenz und verstand sich zu einem Uebereinkommen mit Moáwija, in welchem er gegen Zahlung eines Tributes einen dreijährigen Frieden bewilligt erhielt.

Als im J. 32 (653) dieser Waffenstillstand ablief, war in Armenien die Sorge um die sicher zu erwartende Wiederholung der arabischen Raubzüge groß. So zog es Theodoros der Reschtunier vor, durch freiwillige Uebergabe die drohende Gefahr zu beseitigen: er schloß mit Moáwija einen Vertrag, welcher den Armeniern äußerst günstige Bedingungen zugestand und den Muslimen vorläufig nur eine Art Oberhoheit über das Land sicherte. Sofort aber erhob sich die den Byzantinern zugethane Partei, brachte mit Hilfe griechischer Truppen den Reschtunier arg ins Gedränge und zwang dadurch Moáwija zu neuem Eingreifen. Wieder unter Habib Ibn Máslama drängten die Heerhaufen der Muslime über die Grenze, vertrieben die Byzantiner und unterwarfen das ganze Gebiet bis an den Kaukasus. Gleichzeitig ging von Adherbeidschán aus Sselmán Ibn Rabí'a ebenfalls in nördlicher Richtung vor; der überschritt gar den Paß von Derbend, zwischen dem Gebirge und dem Kaspischen Meer, und drang in das Gebiet der jenseits wohnenden Chasaren ein, in welchem er aber von dem kriegerischen Volke sammt seinem Heere vernichtet wurde, so daß nur Wenige nach unsäglichen Mühsalen durch den Kaukasus sich zurückretten konnten. Kein viel günstigeres Ende nahm eine andere, wie es scheint großartigere, Unternehmung Moáwijas selbst: ein Kriegszug nach Constantinopel, den er zu Wasser und zu Lande mit erheblichen Kräften ins Werk setzte[1]), nachdem sein Admiral Abu'l-Á'awar das bei Ablauf des Waffenstillstandes von Byzanz aus zur Empörung angestachelte Cypern wiederum unterworfen hatte. Die Araber gelangten allerdings, nachdem sie Rhodus eingenommen hatten, bis Chalcedon; aber dort zerstreute ein Sturm die Flotte und vernichtete eine große Zahl der Kriegsschiffe, so daß sie unverrichteter Sache umkehren mußten (32 = 653). Trotz dieser Mißerfolge hielten sich die Muslime in Armenien selbst bis zum Ausbruche des Bürgerkrieges (36 = 657); dann aber mußte Moáwija, der alle seine Truppen nothwendig für sich gebrauchte, den unsicheren Besitz einstweilen aufgeben, und im J. 38 (658) fand er sich sogar genöthigt, vom Kaiser einen mehrjährigen Waffenstillstand für einen bedeutenden Tribut zu erkaufen. Auch hier bringen eben die inneren Wirren für eine Weile Alles ins Stocken.

Als im J. 18 nach Abu Obeidas Tode Jesíd mit dem Statthalterposten in Syrien betraut wurde, lag Amr Ibn El-Áßi schon eine ziemliche Weile

1) Die Byzantiner erwähnen außer der Eroberung von Rhodus (653 oder 654) nur eine Seeschlacht auf der Höhe von Lykien im J. 655, welche mit einem Siege der Araber endete; die im Text gegebene Darstellung folgt zwei alten orientalischen Quellen.

vor Caesarea. Es scheint ihm nicht gepaßt zu haben, seinen früheren Untergebenen jetzt als Oberbefehlshaber über sich zu haben; wenigstens hören wir, daß er das Commando über den größten Theil der Belagerungstruppen bis zur Ankunft Jesids an seinen Sohn abgegeben, sich selbst aber mit nur 3500 Mann ohne Wissen und Willen des Chalifen nach der ägyptischen Grenze davon gemacht habe. Omar war nicht der Mann, irgend welche Unbotmäßigkeit zu dulden: er schickte einen Befehl hinter dem eigenwilligen Feldherrn her, daß er, falls er nicht etwa schon die Grenze überschritten habe, sofort Halt machen solle. Aber der Bote traf den Amr erst in El-Arîsch, auf ägyptischem Boden, und so durfte er den Zug fortsetzen. Er hatte ihn in dem Bestreben unternommen, sich die selbständige Statthalterschaft, mit welcher es in Syrien nichts geworden, nunmehr in dem Lande der Pharaonen zu suchen: und dies war allerdings für die muslimische Eroberung fast noch reifer, als Syrien sich eben gezeigt hatte. Allerdings hatte Kaiser Heraklius grade in Aegypten den Grund zu seiner eigenen Größe gelegt, von hier aus den Kampf gegen den scheusäligen Phokas mit ganzer Kraft aufgenommen.[1]) Aber die frühere Anhänglichkeit der Bevölkerung war seit den Religionsedicten geschwunden,[2]) der Patriarch Cyrus, der Vertreter der kirchlichen Richtung des Hofes, in dem streng monophysitischen Lande verhaßt; dazu spalteten auch hier, wie in der Residenz, Officiere und Verwaltungsbeamte sich in die feindlichen Parteien der Blauen und Grünen,[3]) die sich auf jede mögliche Weise befehdeten und nur allenfalls darin übereinkamen, der Bevölkerung möglichst das Leben sauer zu machen. So ist es nicht wunderbar, daß der Widerstand, welcher hier dem Eindringen der Mohammedaner entgegentritt, noch lahmer, die Neigung der koptischen Bevölkerung, sich den Fremden in die Arme zu werfen, noch ausgesprochener erscheint, als es schon in der Nachbarprovinz der Fall gewesen. Freilich müssen wir auch hier uns an dem allgemeinen Eindruck und ein paar dürftigen Thatsachen genügen lassen, weil sich aus den unzusammenhängenden und weit auseinandergehenden Berichten von Griechen, Kopten und Arabern ein zuverlässiges und einigermaßen übersichtliches Bild nicht gewinnen läßt.

Schon der Zeitpunkt des Anfanges von Amrs Zug ist nicht mehr auszumachen. Die Araber verlegen ihn ins J. 18 oder 19 (639. 640), wohin man ihn schon wegen der Theilnahme des Feldherrn an der bis 17 (638) dauernden Belagerung von Jerusalem[4]) ungefähr verweisen möchte — andererseits aber scheinen wir aus den uns freilich in sehr unvollkommener Form vorliegenden Aufzeichnungen eines ägyptischen Zeitgenossen der Eroberung selbst beinahe schließen zu müssen, daß der Angriff schon ein Jahr früher ins Werk gesetzt worden sei. Fest steht nur, daß im J. 19 (640) die Araber unter Amr sich mit den griechischen Generalen in Aegypten herumschlagen, und

1) Hertzberg, Gesch. d. Byzantiner (No. 54 dieser Sammlung) S. 42. 2) Vgl. oben S. 224. 3) Hertzberg a. a. O. S. 78. 4) Wenn man von Caesarea gänzlich absähe, wozu man allenfalls berechtigt wäre.

daß ihr Weg sie an dem schwer zugänglichen Nildelta vorbei nach dem mittleren Theile des Landes geführt hat, wo sie die fruchtbare Ebene des Flusses und das Faijúm, die Umgebung des alten Mörissees, plündern. Der Oberbefehlshaber der Griechen, Johannes, Herzog von Barka, war im Kampfe geblieben; trotzdem gelang es dem Amr nicht, entscheidende Fortschritte zu machen, weil Theodosius und Anastasius, die Häupter der Militär- und Civilverwaltung Aegyptens, in Babylon, dem alten Memphis, an der Spitze beträchtlicher Massen von kaiserlichen Truppen seine allzu schwachen Kräfte in Schach hielten. Er sah sich genöthigt, Omar um Hilfe zu bitten, und da nun einmal die Ehre der muslimischen Waffen auf dem Spiele stand, sandte ihm der Chalife auch sofort 4000 Mann unter dem Befehle Es-Sobeirs, eines der angesehensten Gefährten des Propheten, der bis dahin stets als Vertrauensmann in der unmittelbaren Nähe des Herrschers verweilt hatte (vgl. S. 217). Ungefähr um dieselbe Zeit wie dieser kam auch Theodorus nach Aegypten, der neue Obergeneral, welchen Kaiser Heraklius zum Ersatze des gefallenen Johannes abgesandt hatte. Theodosius und Anastasius waren nicht sehr geneigt, ihre Autorität mit ihm zu theilen, und dachten ihn durch einen großen Erfolg in den Hintergrund zu drängen: so ließen sie sich von dem listigen Amr aus Babylon herauslocken und bei Heliopolis schlagen, wo der arabische Feldherr mit dem dritten Theile seines Heeres stehen geblieben war, während er die beiden andern Drittel auf Umwegen den Byzantinern in den Rücken hatte marschiren lassen. Die Niederlage der Unvorsichtigen war vollständig; mit Mühe wurde die Citadelle von Babylon gehalten, die Stadt selbst fiel den Muslimen in die Hände (20 = 641), welche dadurch freie Hand erhielten, einige nilaufwärts gelegene Bezirke sowie das Faijúm in Besitz zu nehmen. Es folgen nun zwei Jahre der entsetzlichsten Verwirrung, in welcher das unglückliche Land die schwersten Leiden zu tragen hatte. Vom ersten Augenblicke der Invasion hatten die monophysitischen Kopten in vielen Gegenden mit den Fremden, den Feinden der verhaßten griechischen Herren, sich befreundet; andere wieder fanden diese letzteren immer noch erträglicher als die raubgierigen Beduinen, und so begannen hier und da die Aegypter selbst über einander herzufallen und sich gegenseitig abzuschlachten. In Alexandrien, wohin nach der Einnahme von Babylon Truppen und Einwohner in großer Zahl geflüchtet waren, rauften sich Grüne und Blaue, als hätte Aegypten nie einen Araber gesehen, und der süße Pöbel der zuchtlosen Hauptstadt ließ sich die schöne Gelegenheit zu Schlägereien und Plünderungen nicht entgehen; nur mit der größten Anstrengung gelang es dem Theodorus, endlich die Ruhe wieder herzustellen. Dabei tauchten bald im Delta, bald stromaufwärts die Schaaren der fremden Eindringlinge auf, und obwohl die unterägyptischen Städte sich zwischen den zahllosen Flußarmen leicht auch gegen ernstere Angriffe vertheidigen konnten, so gab es doch Verwüstung und Elend überall. Immerhin kamen die Muslime dabei nicht recht vorwärts, und insbesondere mußten sie sich überzeugen, daß die umfang-

reichen Festungswerke von Alexandria jedes Angriffes spotteten, den sie etwa auf die Stadt zu unternehmen vermochten. Ebensowenig aber waren die Byzantiner im Stande, außerhalb der festen Städte noch sich blicken zu lassen.

Zur Vollendung des Unglückes, welches über das byzantinische Reich hereingebrochen war, hatte nun am 11. Februar 641 auch noch Kaiser Heraklius sein vielbewegtes Leben geendet. War er in den letzten Jahren seines Lebens, man kann sagen seit der Schlacht am Hieromax, von Krankheit und Unglück gebeugt, nur der Schatten des mächtigen Kriegsfürsten gewesen, welcher mehr als einmal den Staat gerettet und von Neuem durch ungewohnte Siege gefestigt hatte: sein Tod ließ zu allem Andern auch noch innere Wirren ausbrechen, welche die letzten Kräfte des Reiches lähmten.[1]) Der erste Nachfolger des Heraklius, der kränkliche Constantin III., hatte allerdings dem Theodorus nach Alexandria melden lassen, daß er ihm in Kurzem neue Hilfstruppen senden werde, als aber der junge Kaiser schon im Mai 641 starb und Herakleonas den Thron bestig, fühlte sich die Regierung in der Vorahnung der drohenden Revolution doch schon so unsicher, daß es gerathen schien, mit Aegypten ein für allemal ein Ende zu machen, anstatt die Residenz und die benachbarten Provinzen noch mehr von Truppen zu entblößen. In Constantinopel befand sich damals Cyrus, der Patriarch von Alexandrien. Er muß ein verständiger Mann und guter Beobachter gewesen sein, der sich über sein eignes wie seiner Regierung Verhältniß zu den Kopten (S. 262) keiner Täuschung hingab: jedenfalls hatte er bereits nach den ersten Erfolgen der Araber Berichte an Heraklius eingesandt, in welchen er geradezu rieth, sich mit den Barbaren, vielleicht auf der Grundlage einer Tributzahlung, friedlich zu einigen; ja, es wird berichtet, daß er sich auf eigene Hand an Amr gewendet habe, um die Bedingungen zu erfahren, welcher dieser etwa zu stellen beabsichtige.[2]) Heraklius, so heißt es, war darüber sehr erzürnt, forderte den Patriarchen vor sich nach der Hauptstadt und setzte ihn unter lebhaften Vorwürfen gefangen. Als nun die Rücksicht auf seine eigne Sicherheit den Herakleonas zwang, von weiteren militärischen Unternehmungen in Aegypten abzusehen, ließ er zunächst den Theodorus aus Alexandrien kommen; und als dieser, wie Cyrus, sein Gutachten dahin abgab, daß die vorhandenen Mittel nicht ausreichten die Provinz zu halten, wurden Beide mit dem Auftrage zurückgesandt, unter möglichst erträglichen Bedingungen Frieden zu

---

1) S. das Nähere bei Hertzberg, Gesch. d. Byzantiner (No. 54 dieser Sammlung) S. 53. 2) Die arabischen Historiker berichten Aehnliches von einem Kopten, welchen sie El-Mukaukis nennen und als Oberhaupt der Aegypter bezeichnen. Hier ist die Thatsache des Entgegenkommens, welches die Kopten den Eroberern zeigten, mit den auf ganz andere Beweggründe zurückgehenden Verhandlungen des Cyrus zusammengeworfen, und schließlich (wie bei Damaskus, S. 251) der Bischof mit dem Statthalter verwechselt. Der Name El-Mukaukis harrt noch der Erklärung; vermuthlich steckt ein arg verderbter byzantinischer Titel oder ein koptisches Wort darin.

schließen.[1]) Am 17. September 641 (20) trafen sie wieder in Alexandrien ein; da aber inzwischen die Empörung in Constantinopel ausgebrochen und Herakleonas gestürzt war, mochten sie es einstweilen noch nicht für thunlich halten, Verhandlungen anzuknüpfen, bevor die Absichten der neuen Regierung bekannt waren. Aber die konnte im Augenblick ebenfalls nichts für Aegypten thun: der elfjährige Constans II. war noch in seiner Hauptstadt von Gefahren umgeben, dazu schlug man sich mit den Longobarden in Italien, so ließ man im Orient die Dinge gehen wie sie wollten. Als am 25. März 642 (17. Rabí II 21) die Citadelle von Babylon capitulirt hatte, und damit auch für die bisher verschont gebliebenen Ortschaften die Gefahr wuchs, begann Cyrus ernstliche Verhandlungen, und im October 642 (Dhu'l-hiddsche 21) ward der Friedensvertrag abgeschlossen. Die Byzantiner verpflichteten sich, sogleich einen fest bestimmten Tribut zu entrichten, nach Ablauf von elf Monaten alle Truppen aus dem Lande zu ziehen und niemals wieder ein Heer nach Aegypten zu schicken; dagegen versprachen die Araber, die Christen im Besitze ihrer Kirchen wie ihrer eigenen Verwaltung zu lassen und sich unter keinen Umständen in ihre Angelegenheiten zu mischen.[2])

War es für die griechische Regierung eine Unmöglichkeit, grade jetzt erhebliche Streitkräfte an die orientalischen Provinzen abzugeben: eine Schmach blieb es immer, daß sie sich dazu verstand, die nach so mancher Einbuße doch noch so reiche und feste Stadt Alexanders des Großen ohne Schwertstreich aufzugeben. Die Einwohner geriethen außer sich vor Wuth, als sie das ihnen drohende Schicksal vernahmen, und hätten den Cyrus beinahe umgebracht; aber von dem ohnmächtigen Mutterlande aufgegeben konnten oder wollten sie nicht daran denken, Leben und Vermögen im ungleichen Kampfe um die Freiheit zu wagen. So mußten sie es denn eben tragen, daß am 29. September 643 (9. Dhu'lká'ada 22) nach dem vertragsmäßigen Abzug der byzantinischen Truppen die arabischen Barbaren einrückten und sich in dem prächtigen

1) Die Zusammenhänge zwischen den ägyptischen Angelegenheiten und den Verhältnissen in der Hauptstadt hat zuerst Ranke (Weltgeschichte V, 1, 148) aufgeklärt. Mit dem sicheren Blicke des echten Historikers erkennt er, wie Herakleonas und seine Mutter Martina sich scheuen mußten, die ihnen feindlich gesinnten Truppen, welche bei Chalcedon lagerten, nach Aegypten zu senden, wie sie aus der Darstellung des Cyrus schlossen, daß es möglich sein werde, von Amr, der gewissermaßen in den Dienst des Kaisers zu treten schien, Aegypten für diesen einstweilen verwalten zu lassen, und wie sich unter diesem Gesichtspunkte die auf den ersten Blick so befremdliche Ermächtigung des Cyrus zu Verhandlungen mit Amr von selbst erklärt. 2) Da es sich um einen Vertrag handelt, so ist die Milde der Bedingungen nicht auffallend; allerdings sind sie von den Muslimen auch keineswegs gewissenhaft erfüllt worden. Besonders die Steuern wurden bald in die Höhe geschraubt, aber auch sonst mancherlei Bedrückung geübt, so daß die armen Kopten die neuen Freunde bald schlimmer fanden, als die Herren, welche sie eben losgeworden. Cyrus selbst, hören wir, bemühte sich vergeblich, von Amr genaue Einhaltung der Vertragsbestimmungen zu erlangen, und starb vor Kummer über das von ihm selbst herbeigeführte Schicksal des Landes am 10. April 643.

Orte häuslich einrichteten.[1]) Wer freilich die Mittel dazu besaß, siedelte doch lieber in Begleitung der kaiserlichen Behörden nach Constantinopel über. Die ganze Bedeutung Alexandrias als Handelsplatz bestand ja in der Vermittlung zwischen Europa und dem Orient, auf einen friedlichen Verkehr mit den Saracenen[2]) aber war für lange Zeit kaum zu rechnen: so lohnte es dem griechischen Kaufmanne nicht, die Herrschaft der Heiden zu ertragen. Der Verfall der einst so blühenden Großstadt wurde dadurch vollendet, daß Amrs Absicht, in ihr sein Hauptquartier aufzuschlagen, bei dem Chalifen auf Widerspruch stieß. Wie in Persien (S. 244) wollte Omar auch hier keinen großen Strom zwischen dem Sitze des Statthalters und seiner eigenen Residenz haben; so befahl er, jenen auf das rechte Ufer des Nils zu verlegen, und Amr gründete demzufolge neben den Ruinen des zerstörten Babylon, wie es heißt an der Stelle, wo bei der Belagerung sein Zelt gestanden hatte, eine neue Stadt, welche ebendeswegen El-Fostát „das Zelt" genannt wurde, das jetzige Alt-Kairo. Dies genügte aber dem umsichtigen Chalifen nicht. Aegypten war die Kornkammer der altrömischen wie der byzantinischen Welt gewesen, seine Wichtigkeit für die Verproviantirung des dürren und unfruchtbaren Arabiens, insbesondere der heiligen Städte, lag auf der Hand. Aber die Karawanenstraße über die Sinaihalbinsel und dann südöstlich bis Medina war lang und unbequem; als daher Omar hörte, daß früher ein Canal den Nil in der Nähe von Babylon mit dem Meerbusen von Suez verbunden habe, befahl er denselben herzustellen: durch das Rothe Meer konnte man ohne Schwierigkeit die Häfen der arabischen Westküste erreichen und sowohl die Botenverbindung als die Kornlieferungen erheblich beschleunigen.

Die Muslime faßten ihr den Aegyptern gegebenes Versprechen, die Verwaltung des Landes in den Händen der Einwohner zu lassen, so auf, daß sie das arme Volk nicht selbst, sondern durch Vermittlung von griechischen und koptischen Ueberläufern bedrückten, welche es verstanden hatten, sich lieb Kind zu machen und den maßgebenden Einfluß in den einzelnen Regierungsbezirken an sich zu reißen. „Diese Leute," so klagt der zeitgenössische Chronist, „liebten die Heiden und verabscheuten die Christen; sie zwangen diese, den Muslimen Futter für ihre Thiere zu bringen, und forderten von ihnen, daß sie Milch, Honig, Früchte, Lauch und vieles Andere noch außer den gewöhn-

1) Nach den arabischen Berichten, welche diese erste friedliche Einnahme von Alexandria mit der später zu erwähnenden Eroberung nach dem Aufstande vom J. 25 zusammenzuwerfen scheinen, wären die Muslime mit Gewalt eingedrungen und hätten demgemäß übel in der Stadt gehaust. Das ist aber nach den zeitgenössischen Aufzeichnungen irrig; bestimmt unwahr die bekannte Erzählung von der auf Omars Befehl erfolgten Verbrennung der alexandrinischen Bibliothek, die von keinem älteren arabischen oder byzantinischen Autor bezeugt ist und zum ersten Male bei einem Schriftsteller des 13. Jahrhunderts auftaucht, dazu in mehr als einer Beziehung an innerer Unwahrscheinlichkeit leidet. 2) So heißen die Araber jetzt wie schon vor dem Islám bei den abendländischen Schriftstellern; die Herkunft des Namens ist noch unaufgeklärt, die Ableitung vom arabischen scharki „östlich" unter allen Umständen falsch.



Inneres der Moschee des Amr zu Alt-Kairo.

lichen Leistungen aufbringen sollten. Die Aegypter führten diese Befehle aus, da sie in fortwährender Angst lebten. Man zwang sie, den Canal des Trajan,[1]) welcher seit langer Zeit verkommen war, wieder auszugraben, um das Wasser von Babylon bis in das Rothe Meer zu leiten. Das Joch, unter dem sie die Aegypter hielten, war schwerer als das, welches Israel von dem Pharao auferlegt worden war, den Gott mit gerechter Strafe heimsuchte, indem er ihn mit seinem Heere in das Rothe Meer stürzte, nachdem er die Aegypter durch viele Plagen gezüchtigt, an Menschen wie am Vieh. Möge Gottes Strafe diese Ismaeliten treffen, und möge er ihnen thun, wie er dem alten Pharao gethan hat! Unserer Sünden wegen gestattet er, daß sie uns so behandeln. Aber in seiner Langmuth wird unser Herr und Heiland Jesus Christus auf uns schauen und uns erretten; und dazu hoffen wir, daß er die Feinde des Kreuzes vernichten wird, wie es geschrieben steht in dem wahrhaftigen Buche." — Das Gebet des armen Bischofs Johannes von Nikiu, der Solches gegen Ende des siebenten Jahrhunderts schrieb, ist nicht erhört worden; nach den Arabern kamen die Türken, neuerdings machen sich auch wieder Christen dort zu schaffen, das Loos der Kopten aber ist heute wie damals — Steuerzahlen und Canalgraben. —

Trotzdem Omar seinen Willen bekommen hatte, war er doch mit Amr dauernd unzufrieden; er hatte ihn, wahrscheinlich nicht mit Unrecht, im Verdachte, daß er nicht alle Gelder, welche den Aegyptern abgenommen wurden, pünktlich nach Medina ablieferte. Es gab eine sehr gereizte Correspondenz[2]) zwischen dem strengen Chalifen und seinem klugen Haushalter, der vergeblich versuchte, sich Freunde mit dem ungerechten Mammon zu machen, indem er den Boten des Chalifen bestach, welcher gekommen war, den Finanzen etwas auf den Grund zu sehen. Der Mann war ehrlich und wies das Schweigegeld zurück; Omar aber setzte dem Amr wenigstens in Oberägypten einen Unterstatthalter, der ihm nicht gewogen war, in der Person des Abdallah Ibn Abi Ssarch. Ganz entfernen wollte er jenen wohl nicht, weil er sich mit Eifer und Erfolg bemühte, die muslimischen Waffen immer weiter nach Westen zu tragen. Vielleicht noch vor der Besetzung von Alexandria,[3]) welche dem Amr ja schon 642 (21) vertragsmäßig zugesichert war, nahm er die Pentapolis, die alte Cyrenaïca mit dem Hauptorte Barka, ohne Widerstand in Besitz; im nächsten Jahre (22 oder 23 = 643 oder 644) wurde

1) Dieser Kaiser hatte den schon in altägyptischer Zeit angelegten Suezcanal erneuert und die Abzweigung nach Babylon herstellen lassen, welche jetzt für die Araber von Wichtigkeit war. 2) Deren Echtheit allerdings nicht ganz sicher ist. 3) Diese setzen die Araber in das J. 21 (642), nach den ägyptischen Nachrichten fand sie erst Sept. 643 (Ende 22; s. oben S. 265) statt. Wenn daher jene nachher die Eroberung von Tripolis meist unter dem J. 22 erwähnen, so kann es zweifelhaft sein, ob man auch hier ein Jahr zulegen oder annehmen soll, daß Amr gleich nach Abschließung des Friedensvertrages (Ende 642) sich nach der Pentapolis aufgemacht habe. Uebrigens findet sich auch in arabischen Quellen, wenngleich weniger gut bezeugt, das Jahr 23 (644) für Tripolis überliefert.

nach einigen untergeordneten Kämpfen Tripolis durch Okba Ibn Nâfi gewonnen, der vorher schon Sawîla im Lande Fesân zur Uebergabe gebracht hatte. Damit war die Grenze erreicht, welche Omar einstweilen für zulässig hielt; bei seinen Lebzeiten mußte es dabei verbleiben, weil er hier wie immer sich vor jedem Abenteuer scheute, so lange die bisher gewonnenen Länder noch nicht vollkommen gesichert schienen. Unter der Regierung des Othmân aber bekamen die Araber vorläufig in Aegypten selber wieder zu thun. Bald nach seiner Thronbesteigung hatte der Chalife den Amr seines Statthalterpostens entsetzt und dem Ibn Abi Ssarch, der sein Milchbruder war, ganz Aegypten unterstellt. Als aber im J. 25 (646) von Constantinopel, wo inzwischen die Verhältnisse sich gebessert hatten, der byzantinische Feldherr Manuel mit einer großen Flotte vor Alexandria erschien, mit Hilfe einer sofort ausbrechenden Empörung die Muslime aus der Stadt vertrieb und in das Delta einrückte, schien es doch räthlich, auf den Feldherrn zurückzugreifen, dessen Name bei Kopten und Griechen gefürchtet und der mit der Beschaffenheit des Landes am meisten vertraut war. In der That löste Amr, sobald er den Oberbefehl wieder übernommen hatte, seine Aufgabe mit Geschick und Erfolg. Die Byzantiner hatten die Bewohner von Unterägypten, welche unter dem Drucke der arabischen Herrschaft ihre anfängliche Begeisterung für die neuen Verhältnisse längst verloren, ja zum Theil die Rückkehr der kaiserlichen Truppen mit Freuden begrüßt hatten, trotz alledem thörichter Weise als Feinde behandelt und das Land entsetzlich zu verwüsten angefangen. So blieb den unglücklichen Kopten nichts übrig, als sich ihrer Haut zu wehren, und Amr konnte eine Weile gemächlich zusehen, wie Griechen und Aegypter sich herumschlugen, bis die ersteren so weit geschwächt waren, daß er ihnen mit leichter Mühe eine Niederlage beibrachte. Dem fliehenden Heere nachsetzend, drang er mit ihm zugleich in Alexandria ein: die Byzantiner, so viele ihrer vermochten die Schiffe zu gewinnen, machten sich eilends davon, die Stadt aber verfiel einer schonungslosen Züchtigung für den Abfall, den sie gewagt hatte. Nachdem endlich dem Morden und Brennen Einhalt gethan war, ließ Amr die Festungsmauern nach der Landseite einreißen und damit jede Möglichkeit eines wiederholten Aufstandes entfernen; der Ort selbst aber hat sich Jahrhunderte lang von dieser Verwüstung nicht erholt.

Kaum hatte Amr seine Schuldigkeit gethan, als der Chalife ihn schon wieder gehen hieß: wenigstens sprach er die Absicht aus, ihn zwar an der Spitze des Heeres zu belassen, die Finanzverwaltung aber auf Ibn Abi Ssarch zu übertragen. Das war nichts für den redlichen Amr: „Da hielte ich ja," meinte er, „die Kuh bei den Hörnern, während der Emir sie mölke;" er lehnte ab, und der Chalife übertrug nun die Regierung der Provinz ungetheilt an jenen. Er beging damit etwas Schlimmeres als eine Undankbarkeit, nämlich einen Fehler, der später mit zu seinem Untergange und zur empfindlichen Schädigung des Islâms beigetragen hat; aber vorläufig zeigte sich der neue Statthalter allerdings seinem Posten in jeder Weise gewachsen.

Zunächst sah er ein, daß eine gründliche Abwehr weiterer Angriffe der Byzantiner unmöglich war, so lange die Araber keine Schiffe besaßen; wie Moáwija in Syrien legte er sich also auf die Herstellung einer Flotte, und war schon im J. 28 (649) im Stande, jenem bei der Eroberung von Cypern zur See kräftige Unterstützung zu gewähren. Noch mehr aber fand er seine Voraussicht belohnt, als später[1]) in der That eine neue griechische Flotte vor Alexandria erschien: die Tapferkeit der Muslime bewährte sich auch auf dem ungewohnten Elemente, und die Feinde wurden zurückgeschlagen. Nicht weniger bemüht zeigte Ibn Abi Ssarch sich für die weitere Ausbreitung des Islâms in Afrika. Nach einigen vorbereitenden Streifzügen untergeordneter Bedeutung machte er sich im J. 27 (647/8) mit einem direct von Medina her auf 20000 Mann verstärkten Heere über Barka und Tripolis gegen das Gebiet von Karthago auf. Dasselbe war bis zum Jahre vorher von dem Patrikios Gregor für den Kaiser Constans verwaltet worden; da aber hatte der ehrgeizige Mann die Gelegenheit ergriffen, der schwachen Regierung in Byzanz den Gehorsam zu weigern, ja wahrscheinlich sich selbst zum Kaiser ausrufen zu lassen. Dem fiel nun Ibn Abi Ssarch ins Land; bei einem Orte, welchen die Araber Akúba nennen, kam es zur Schlacht, in welcher die Barbaren wiederum den Sieg davontrugen. Sie beeilten sich nun, das Land nach allen Seiten zu plündern, bis die Einwohner sich entschlossen, für eine schwere Summe — 300 Centner[2]) Goldes, fabeln die Späteren — und durch das Versprechen jährlicher Tributzahlung den Abzug der Muslime zu erkaufen. Abdallah, der Sohn des Es-Sobeir, welcher sich unter den medinischen Truppen befand, wurde mit der Siegesnachricht zum Chalifen entsandt. Seine Erzählungen erregten allgemeines Staunen; später pflegte er sich zu berühmen, daß er den Gregor mit eigener Hand getödtet habe. Die Wahrheit dieser Versicherung müssen wir dahingestellt sein lassen, da wir nicht sicher unterrichtet sind, was aus dem Patrikios geworden ist. Hat er seine Niederlage überlebt und, wie von Einigen überliefert wird, selbst den Friedensvertrag mit den Muslimen abgeschlossen, so ist es mit seinem Kaiserthum doch zu Ende gewesen: wir finden später, wo die Araber ins Land zurückkehren, keine Spur mehr von ihm. Einstweilen freilich hören wir überhaupt nichts weiter aus diesen Gegenden — die inneren Wirren beginnen auch hier den Siegeslauf des Islâms zu hemmen.

---

1) Die Angaben schwanken zwischen den Jahren 31—34 (651—655); wenn die S. 261 gegebene Ansetzung des zwischen Mo'âwija und dem Kaiser geschlossenen Waffenstillstandes auf 29—32 (650—653) richtig ist, so würde für unsere Seeschlacht Ende 32 = Sommer 653 nicht unwahrscheinlich sein. 2) Etwa 38 Millionen Mark.

Drittes Capitel.

Die Organisation des Staates und der Bürgerkrieg.

„Bekämpft die, welche nicht an Gott und den jüngsten Tag glauben noch für verboten halten, was Gott und sein Gesandter verboten haben, noch die wahre Religion bekennen, nämlich die eine Schrift empfangen haben[1]), bis sie Kopfsteuer zahlen, bereitwillig und als demüthige Unterthanen" — so hatte Gott durch den Propheten in der Lossagungssure (oben S. 166) den Gläubigen geheißen, und demgemäß war denn auch den Christen von Nedschrán (S. 163) nur gegen Zahlung eines ansehnlichen Tributes Leben und Besitz gewährleistet worden. Ferner hatte Mohammed einerseits bei der Capitulation der Ibn Nadír (S. 129) die Regel aufgestellt, daß Gebiete, welche nicht durch gewaltsame Eroberung, sondern durch freiwillige Uebergabe in die Gewalt der Muslime kamen, von der allgemeinen Beutevertheilung ausgeschlossen wurden, andererseits später nach der Erstürmung von Cheibar (S. 146) den jüdischen Einwohnern ihre Grundstücke zu weiterer Bebauung mit der Maßgabe gelassen, daß sie gewisse Theile des Ertrages abliefern mußten. Zu diesen Einnahmen kam für Mohammed, beziehungsweise für den Staatsschatz, noch der Fünfte von aller gemachten Beute (S. 114) und die als „Armensteuer" von den Gläubigen selbst zu leistende Abgabe (S. 203).

Das waren die Grundsätze und Präcedenzfälle, deren richtige Anwendung auf die eroberten Provinzen Omars Hauptsorge bilden mußte, als sich das Bedürfniß herausstellte, denselben eine endgiltige Organisation zu geben. Mit Ausnahme weniger Bezirke von geringerem Umfange konnten die neuen Gebiete als gewaltsam eroberte angesehen werden; somit hatte Omar die Wahl, ob er den Grund und Boden zunächst des Irák, Syriens und Aegyptens als Beute unter die einzelnen Gläubigen vertheilen oder aber nach dem Muster von Cheibar zur Staatsdomäne machen wollte, auf welcher die bisherigen Eigenthümer als Nutznießer gegen Zahlung eines bestimmten Satzes vom Einkommen belassen wurden. Der Chalife entschied sich nach einigem Schwanken für das Letztere: wir müssen sagen, daß es von seinem Standpuncte aus das einzig Richtige war. Die Araber hatten in unglaublich kurzer Zeit eine Ländermasse in Besitz genommen, deren Einwohnerzahl mindestens das Dreifache ihrer

1) D. h. die Juden und Christen, mit denen man aber auch die persischen Zoroastrier wenigstens in Bezug auf ihre bürgerlichen Verhältnisse gleichgestellt hat. Das paßte dem Omar besser, und es fand sich auch bald Jemand, der etwas damit Uebereinstimmendes vom Propheten gehört haben wollte.

eigenen Volksmenge betrug. Sollte die Herrschaft der Minderheit über eine in Kurzem noch verhältnißmäßig zunehmende Mehrzahl, die noch dazu über sehr bedeutende Entfernungen vertheilt war, auch nur einigermaßen Dauer versprechen, so mußten Eroberer und Unterworfene möglichst geschieden und in jenen der kriegerische Geist und das Gefühl der Ueberlegenheit, gleichzeitig aber auch die leichte Beweglichkeit erhalten bleiben, welche die großen Siege des Islâms überhaupt möglich gemacht hatten. Das ließ sich aber nur erreichen, wenn der Araber blieb, was er war: der an keine Scholle gebundene, stets nur im Kriegslager sich wirklich heimisch fühlende Muslim, der voller Verachtung auf die Ungläubigen herabschaute, welchen er die bürgerlichen Beschäftigungen überließ und die ihn, den Herrn, zu ernähren hatten. Demgemäß traf Omar, unter Ergänzung der aus dem erwähnten Präcedenzfalle sich ergebenden allgemeinen Regel, folgende Bestimmungen. Die Grundbesitzer in den eroberten Gebieten behielten ihre Güter, mußten aber außer der von allen Ungläubigen zu tragenden Kopfsteuer — dschisja — und bestimmten Quartierlasten noch eine nach dem Umfange ihres Besitzes zu bemessende Grundsteuer — charâdsch — entrichten. Durchgeführt wurde diese Maßregel zuerst im Irâk, welches nach der Eroberung förmlich vermessen und katastrirt ward; dagegen blieben in Syrien wenigstens die Christen vorläufig vom Charâdsch befreit, zum Lohne für den Vorschub, welchen sie den Arabern bei der Eroberung geleistet hatten. Vorbehaltlich des staatlichen Eigenthumsrechtes durften die Nutznießer ihre Besitzungen verkaufen; da die ursprünglich eingeschätzte Steuersumme ohne Rücksicht auf den etwaigen Wechsel des Ertrages für alle Zeit maßgebend blieb, brauchte der Staat kaum ein Interesse an der Person des jeweiligen Inhabers zu nehmen. Herrenlose Ländereien, z. B. die in Folge der Auswanderung griechischer Magnaten frei gewordenen Lehensgüter in Syrien, wurden zu Gunsten der Staatscasse verpachtet. Bei alledem aber wurde von Omar als unverbrüchliches Gesetz eingeschärft, daß kein Muslim außerhalb Arabiens selbst Grundbesitz erwerben oder Ackerbau treiben durfte. Die aus den Steuern und der Kriegsbeute bestehenden Staatseinnahmen sollten ausschließlich zum Nutzen der Muslime verwendet werden; dafür konnten sie auf eigenen Grund und Boden um so leichter verzichten, als die Bebauung desselben vermöge der hohen Grundsteuer in der Hauptsache doch ihnen zu Gute kam. Denn eigentliche Staatsausgaben in unserm Sinne kannte man in Medina kaum: die Ausrüstung des Kriegers war dessen Sache, die Localverwaltung in den unterworfenen Gebieten überließ man den Bewohnern, Aufgaben des Staates auf dem Gebiete des Gemeinnützigen oder gar des Bildungswesens ahnte man nicht, somit blieben eigentlich nur die für kriegerische Zwecke verschiedener Art nöthigen Aufwendungen, welche mit einem verhältnißmäßig sehr kleinen Theil der Einnahmen bestritten werden konnten. Die aber waren ungeheuer: aus dem Irâk allein flossen jährlich 100 Millionen Dirhems nach Medina. Es verstand sich von selbst, daß die Ueberschüsse vertheilt werden mußten; um nun in diese

Vertheilung und gleichzeitig in die ganze Finanzverwaltung Ordnung zu bringen, richtete Omar im J. 20 (641) nach byzantinischem Muster einen Diwán,[1]) d. h. einen Oberrechnungshof ein, der genau über Soll und Ist der Einnahmen Buch zu führen und gleichzeitig, nach Stämmen und Familien geordnet, eine genaue Liste aller Muslime aufzustellen hatte, welche vermöge ihrer Theilnahme am Kriege gegen die Ungläubigen ein Recht auf den Mitgenuß der von diesen eingezogenen Gelder besaßen.[2]) Auf Grund dieses Materiales ward dann ein festes System von Jahrgehalten entworfen, welche an die einzelnen Muslime, beziehungsweise deren Angehörige gezahlt werden sollten. Die Beträge wurden nach den Verdiensten abgestuft, welche Jeder um die Sache des Glaubens sich erworben hatte; die Aufforderung, sich selbst an die Spitze der Liste zu stellen, lehnte Omar bescheiden ab und wies diesen Ehrenplatz der Lieblingsfrau des Propheten, Á'ïscha, an, welcher damit jährlich 12 000 Dirhems zufielen. Die übrigen Wittwen des Gesandten Gottes bekamen jede 10000; ebensoviel die Mitglieder der Familie Háschim (S. 44), welche bei Bedr auf Mohammeds Seite mitgefochten, und so ging es herunter, im Wesentlichen nach dem Grundsatze, daß Diejenigen vorangestellt wurden, welche den Glauben früher angenommen und bei den Haupttagen des Isláms zugegen gewesen waren.

Das gleiche Bestreben, zwischen Siegern und Besiegten eine unübersteigbare Scheidewand aufzurichten, zeigen eine Anzahl weiterer Vorschriften, welche Omar bei seiner Anwesenheit in Syrien den Bewohnern des Landes gab, beziehungsweise unter die Bedingungen für die Capitulation von Jerusalem aufnahm. Darin war den Andersgläubigen verboten, das Buch Gottes zu mißbrauchen, den Propheten zu schmähen oder den mohammedanischen Cultus zu verspotten; ferner eine muslimische Frau zu berühren, einen Gläubigen zum Abfall zu verführen, sowie seinem Gut oder Leben nachzustellen; endlich die Feinde des Islâms zu unterstützen oder ihren Spionen Unterstand zu gewähren. Jede Verletzung dieser Bestimmungen sollte die sofortige Aufhebung des Vertrages zur Folge haben, d. h. den Uebertreter vogelfrei machen; bei geringerer Strafe wurde außerdem noch verordnet, daß die Nichtmuslime in der Kleidung sich von den Arabern zu unterscheiden hätten, daß ihre Wohngebäude die Häuser der Gläubigen nicht überragen dürften, daß sie nicht laut vor den Muslimen ihre Nakús[3]) schlagen oder ihre Schrift recitiren, nicht öffentlich Wein trinken, oder Kreuze oder Schweine zum Aergerniß der Mohammedaner blicken lassen sollten, daß sie laute Begräbnißfeierlichkeiten vermieden, und endlich weder Waffen zu tragen noch auf Pferden zu reiten sich erlaubten; nur Maulesel oder Esel wurden ihnen verstattet. Unter der Voraussetzung, daß sie diese Bedingungen erfüllten, Kopf- und Grundsteuer pünktlich zahlten, gewährleisteten ihnen die Muslime Leben und Güter, ließen ihnen ihre Kirchen und Kreuze, und versprachen der Ausübung religiösen

1) Vgl. zu dem Worte oben S. 42 Anm. 1. 2) Es sind, beiläufig, diese Listen, auf welche die oben S. 33 erwähnten Geschlechtsregister der arabischen Stämme zurückgehen. 3) S. oben S. 105 Anm. 1.

Zwanges und sonstiger Belästigungen sich zu enthalten, und sie gegen jeden äußern Angriff zu schützen.

Man sieht, diese Regeln für die Behandlung der Andersgläubigen sind von einer für das siebente Jahrhundert geradezu staunenswerthen Milde. Freilich sind sie nicht immer und überall gleich pünktlich ausgeführt worden. Es kam hier und da wohl vor, daß die Bestimmungen über die Kleidungsunterschiede nicht mit voller Strenge gehandhabt und auch sonst den Schutzgenossen, wie man die Nichtmohammedaner zu nennen pflegte, freundlichere Rücksicht gezeigt wurde, als geboten war. Das begegnete weniger den Juden, welche die Muslime nach dem Beispiele des Propheten ganz besonders verachten, als den Christen, die zu manchen Zeiten und in vielen Gegenden durch Reichthum und Kenntnisse Einfluß gewonnen haben. Häufiger ist aber der Natur der Sache nach der umgekehrte Fall. Schon oben (S. 266) begegneten wir der Klage des ägyptischen Bischofes, daß seinen Volksgenossen über die Vertragsbestimmungen hinaus drückende Lasten aufgelegt wurden, und je länger je mehr finden wir die Vorschriften über den Charâdsch auch in solchen Gebieten schonungslos durchgeführt, welchen durch Capitulation Erleichterungen zugesichert waren; ganz besonders aber mußten es die Schutzgenossen schwer empfinden, daß bei der Einschätzung von Kopf- und Grundsteuer oft mit einer unbilligen Härte verfahren wurde, zu welcher die Geringfügigkeit der von den Muslimen zu tragenden Sätze der Armensteuer in gehässigem Gegensatze stand. Dazu kam, daß die ursprünglich in bestimmter Weise eingeschränkten Lasten der Einquartierung und Verpflegung muslimischer Truppen und Reisenden sich thatsächlich nur zu oft bis zur Unerträglichkeit steigerten: so wurde hier überall die grundsätzliche Scheidung zwischen den arabischen Herren, welche kämpften und genossen, und den Unterworfenen, welche arbeiteten und zahlten, immer schärfer ausgeprägt.

Ganz in derselben Richtung wirkte aber das von Omar aus den Gepflogenheiten des Propheten wieder mit kluger Anpassung an die neuen Verhältnisse entwickelte System der Heerverfassung und Verwaltung. Wenn Mohammed irgend einem seiner Leute zur Ausführung eines kriegerischen Unternehmens das Commando über eine Anzahl von Gläubigen gegeben hatte, so war dieser für die Zeit seines Auftrages für seine Untergebenen der Stellvertreter des Propheten, dem sie kraft seiner Vollmacht zu gehorchen und der ihnen vorzubeten hatte. Das blieb so auch unter den Chalifen, nur daß die Streifscharen Heere geworden waren und ihre Anführer neben ihrer militärischen Aufgabe auch dafür zu sorgen hatten, daß die Steuern pünktlich von den Schutzgenossen eingezogen wurden. Auch war es natürlich nicht mehr möglich, alle Kräfte des Reiches in Medina concentrirt zu halten, im Gegentheil erforderte es die Fortsetzung des heiligen Krieges gegen die Ungläubigen, daß ständige Hauptquartiere in den eroberten Provinzen eingerichtet wurden, von welchen aus die einzelnen Heere weiter vorgehen konnten. Ganz folgerichtig war man nun auch hier bestrebt, die arabischen Truppen von den Ein-

geborenen getrennt zu halten: so wurden sie, was ja auch für die Schlagfertigkeit erwünscht war, nicht in viele Einzelgarnisonen zersplittert, sondern große stehende Lager eingerichtet, deren Befehlshaber natürlich auch für die Schutzgenossen der betreffenden Bezirke die oberste Autorität darstellten, also, wenn wir den Vergleich mit unseren Verhältnissen machen wollen, commandirende Generäle und Regierungspräsidenten in einer Person waren. Solcher Hauptquartiere, welche gleichzeitig Regierungssitze darstellten, gab es in jeder Provinz eines, nämlich in Syrien Damaskus, im Irák (nebst den bis dahin weiter nach Osten gemachten Eroberungen) Kúfa, in Aegypten Fostát. Je nach den Umständen hingen von diesen Mittelpunkten nun Unterbezirke ab, in deren Hauptstädten ebenfalls Standquartiere sich befanden: das waren in dieser ersten Zeit neben Kúfa Baßra, neben Damaskus Himß[1]) (Emesa), Ordonn (d. h. die Jordanprovinz) mit dem Vororte Tiberias, und Filastín (Palästina) mit Ludd (Lydda), später Ramla als Regierungsstadt. Die Truppencommandanten dieser Bezirke zweiter Ordnung standen natürlich unter dem Oberbefehlshaber der betreffenden Provinz; doch gingen ihnen nicht selten auch directe Weisungen des Chalifen zu, besonders während der Dauer des syrischen und persischen Krieges, welche eine einheitliche Leitung von Medina aus verlangten. Wir bemerken sofort, daß nur in Syrien diese Standquartiere in die alte Hauptstadt und sonstige bereits vorhandene Orte gelegt wurden: die Syrer hatten der arabischen Eroberung solchen Vorschub geleistet, daß man von ihnen nichts zu fürchten brauchte; aber für das Irák wurden in Baßra und Kúfa zwei ganz neue Plätze geschaffen, welche zunächst lediglich als stehende Lager erscheinen, dann aber freilich rasch sich zu großen Städten entwickeln. Ueberall aber an diesen und anderen Orten, die eine vorübergehende oder ständige Garnison von dem Hauptquartier aus erhielten, wurden die Truppen fest bei einander gehalten und geriethen mit der Bevölkerung in keinen näheren Verkehr, zu dem ja freilich auch bei den alljährlich sich wiederholenden Kriegszügen häufig genug sogar die Gelegenheit gefehlt hätte.

Es ist schon angedeutet (S. 272), daß die Muslime mit der Civilverwaltung der eroberten Länder sich wenig oder gar nicht befaßten. So etwas hatte es in Arabien nicht gegeben und die Araber brauchten es auch nicht. Alles was sie nöthig hatten, waren Steuerlisten und Kataster, die mit Hilfe zurückgebliebener byzantinischer und persischer Beamten leicht herzustellen waren. Danach bemaß man, mehr oder weniger willkürlich, wie wir gesehen haben (S. 274), was jeder Bezirk, jeder Ort an Grundsteuer aufzubringen hatte: für den Betrag war nicht der Einzelne, sondern die Gemeinde solidarisch haftbar, mochte sie sehen, wie sie das Geld von den Steuerpflichtigen zusammenbekam. Dafür redeten die Muslime aber, solange die Zahlungen pünktlich einliefen, weder in die kirchliche, noch in die communale Selbstver-

1) Das i des Namens Himß wird ziemlich dunkel gesprochen; man findet daher auch Hömß oder gar Homß geschrieben.

waltung hinein; nur wenn etwa der Dorfälteste oder der Diöcesanbischof über Aufsätzigkeit ihrer Untergebenen klagten, pflegte die Regierung einzugreifen, in der Regel natürlich im Sinne der weltlichen oder geistlichen Behörde, deren Ansehen ja die Botmäßigkeit der Unterthanen am besten verbürgte. Natürlich unterlagen diese Organe der Selbstverwaltung der Aufsicht und der Bestätigung der mohammedanischen Statthalter, deren Belieben es anheimgestellt war, den einzelnen Bezirken, wenn sie es für zweckmäßig hielten, selber christliche Vögte zu setzen — wie das z. B. Amr in Aegypten gethan hat (S. 266). So gab es auch hier Willkür genug; doch hat man sich im Allgemeinen gehütet, die Leute in dieser Beziehung allzuviel zu belästigen, schon weil man gar keine Lust hatte, sich mit den verwickelten Angelegenheiten der inneren Verwaltung, von denen man doch nichts verstand, überflüssige Arbeit zu schaffen. Wo es nicht zu umgehen war, eigene Behörden einzusetzen, wie bei der Finanzverwaltung und beim Münzwesen, ließ man Alles möglichst, wie es unter der musterhaft geschulten byzantinischen und persischen Bureaukratie gewesen war. So wurden beispielsweise die Rechnungsbücher von Syrern und Persern in der früheren Weise und in der einmal gewohnten Sprache weiter geführt, auch die Münzen mit griechischen und persischen Aufschriften — sogar mit Beibehaltung der Kreuze und Bilder — fortgeprägt, kurz man ließ, so weit es irgend zulässig erschien, die alten Staatsmaschinen ruhig weiter gehen; nur das Geld mußte reichlich fließen, das war selbstverständlich.



Kupfermünze des Chálid Ibn El-Walid, geschlagen zu Tiberias etwa 15 d. H. (636).
Avers: Bild des byzantinischen Kaisers mit Kreuz und bekreuzter Weltkugel, links daneben ein Widder(?), rechts die Inschrift *TIBEIIΛ* (statt *TIBEPIΛ*).
Revers: In der Mitte das Münzzeichen *M* mit einem Kreuz darüber, rechts daneben *XΛΛEΔ* (= Chálid), darunter *NOB*, links *ΛΛΛN* (vielleicht steht *BO ZΛMN* statt *BO ZΛIMΛN* = Abu Suleimán, welches der Vorname Chalids ist).

War der Oberbefehlshaber der Provinz, der Statthalter, wie wir ihn passend nennen dürfen, somit der Sorge um die Civilverwaltung ziemlich enthoben, so nahm ihn seine Stellung nach andern Seiten hin um so mehr in Anspruch. Es ist immer von Neuem zu betonen, daß, wie der Stellvertreter des Propheten die volle Autorität des Letzteren auf dem staatlichen und kirchlichen Gebiete ausübt, so auch die Statthalter des Chalifen nicht allein als Heerführer, sondern auch als Vorbeter und Richter den ihrer Obhut anvertrauten Mitgliedern der Gemeinde vorzustehen haben. Wie der Herrscher in Medina selbst leiten sie den Freitagsgottesdienst, in dessen Chotbe sie die Fürbitte für das Staatsoberhaupt als Zeichen ihrer gehorsamen Ergebenheit verrichten, und wie früher vor „Gott und seinen Gesandten" (S. 96), sind jetzt alle Streitigkeiten zwischen den Gläubigen vor den Vertreter des Chalifen zu bringen. Man begreift aber leicht, daß in den umfangreichen Statthaltereibezirken, in welchen es auch an Rechtsfragen zwischen Gläubigen und Schutzgenossen nicht fehlen konnte, eigene richterliche Behörden bald um so mehr vermißt wurden, als die Statthalter ja fast immer auf Feldzügen abwesend

waren: es wurden daher schon von Omar selbst neben diesen eigene Richter (Kadis) bestellt, welche mit der zunehmenden Regelmäßigkeit in der Besorgung der öffentlichen Angelegenheiten immer zahlreicher werden, bis in späterer Zeit fast jeder Ort seinen eigenen Richter besitzt. Seine Entscheidungen schöpft dieser natürlich aus dem Korân und den in der Ueberlieferung erhaltenen Präcedenzfällen aus dem Leben des Propheten; daß solche Rechtsprechung besonders im Anfang vielfach mangelhaft sein mußte, versteht sich ebenso von selbst, wie die Unfreiheit der richterlichen Thätigkeit der Verwaltung gegenüber. Denn beim Statthalter blieb immer die nur durch Befehle des Chalifen zu beschränkende Obergewalt, die an bestimmte Competenzen nicht gebunden war und oft genug in willkürlichster Weise ausgeübt wurde, wenigstens den Andersgläubigen gegenüber — der Muslim ließ sich ungerechte Behandlung nicht gefallen und scheute sich nie, einen unangenehmen Vorgesetzten beim Chalifen zu verklagen, der seinerseits, wenn er klug war, auf den Freiheitssinn der Araber sorgfältige Rücksicht nahm.

Ganz demselben Bestreben, die Herrschaft des Islâms und der Muslime über die eroberten Länder innerlich zu festigen und nach außen deutlich hervortreten zu lassen, entstammen schließlich noch ein paar einzelne Maßregeln: die Vertreibung der Juden und Christen aus Arabien und die Einführung eines eigenen mohammedanischen Kalenders. Letztere fand im J. 16 (637) statt; es heißt, daß Omar geschwankt habe, ob er die Jahre von der Geburt oder von der Berufung des Propheten zählen solle, auf Alis Rath aber habe er sich für die Flucht entschieden (vgl. oben S. 92). Den ungleichartigen griechischen, syrischen und persischen Kalendern gegenüber lag die Schaffung einer neuen Aera sehr nahe, sobald sich das Bedürfniß einer Datirung der zahlreichen von Medina aus in die Provinzen gehenden Verordnungen herausstellte; daß man bald überall dem Gebrauch der hauptstädtischen Canzlei folgte, war selbverständlich und es hat wohl kaum eines besonderen Befehls des Chalifen bedurft, seinem Beispiele die Nachahmung zu sichern[1]). Bildet aber diese Art zu datiren nur eine folgerichtige Ergänzung der schon von Mohammed selbst verfügten Zeiteintheilung nach Mondjahren, so scheint jener andere Schritt auf den ersten Blick den ausgesprochenen Absichten des Propheten zuwiderzulaufen. Dieser selbst hatte ja mit den Christen in Nedschrân und den Juden von Cheibar die Verträge abgeschlossen, durch welche sie gegen Zahlung von Tribut oder Ertragssteuer im Besitze ihres Grundes und Bodens „so lange es Gott gefalle" belassen wurden: und jetzt erhielten zuerst die Christen, bald nachher (etwa 20 = 641) die Juden den Befehl, Arabien zu räumen und sich in der Nähe von Kûfa, beziehungsweise in Syrien anzusiedeln. Omar wird sich auf den Standpunkt gestellt haben, daß jene Zugeständnisse Mohammeds nur als vorläufige Bewilligungen für die Zeit auf-

1) Ueber den Namen Hidschra s. oben S. 92 Anm. 1; über die Art und Eintheilung des mohammedanischen Jahres S. 167 Anm. 1.

zufassen seien, wo außerhalb Arabiens den Muslimen noch kein Land zur Verfügung stand: im Geiste Mohammeds handelte er gewiß, als er den Grundsatz verkündete, daß in Zukunft kein Andersgläubiger in dem Entstehungslande der wahren Religion geduldet werden solle. Er meinte dieses auf solche Art zu der eigentlichen Burg des Islâms und der arabischen Herrschaft zu machen, zu dem größten und unerschöpflichsten jener Heerlager, welche er überall inmitten der unterjochten Völkerschaften gegründet hatte.

Es ist merkwürdig, daß gerade diese Maßregel, welche Jahrhunderte lang, ja in gewisser Beziehung bis auf den heutigen Tag rücksichtslos durchgeführt worden ist, aus verschiedenen, übrigens sehr naheliegenden Gründen geographischer und historischer Natur den von dem klugen Chalifen beabsichtigten Zweck verfehlt hat, während die übrigen von ihm eingeführten Ordnungen, die fast alle nur ganz kurze Zeit unverändert in seinem Sinne bestanden, Wirkungen von geradezu unauslöschlicher Nachhaltigkeit ausgeübt haben, so daß man beispielsweise ohne große Uebertreibung sagen kann: es sind nur die Reste der alten Organisation Omars, welche bis heute das baufällige Staatswesen des türkischen Reiches noch vor dem Einsturz bewahren. Es ist nicht schwer, diesem scheinbaren Widerspruche auf den Grund zu kommen.

Wenn man die Richtung bezeichnen will, in welcher sich Omars grundlegende Verordnungen bewegen, so kann man sie einen Versuch zur Organisirung eines religiös-militärischen Communismus auf nationaler Grundlage nennen. Den Communismus hat nicht Omar, sondern Mohammed erfunden, dessen Grundsatz von der Gleichheit aller Muslime freilich auch nichts weiter ist, als ein neuer Ausdruck für das echt demokratische Selbstgefühl, welches dem freien Araber bis heute im Blute liegt. Allerdings hatte der Prophet Gott, d. h. sich, das Recht vorbehalten und nicht ohne Widerspruch (vgl. S. 158) durchgesetzt, neben der allgemeinen Beutevertheilung einzelne Personen durch besondere Geschenke auszuzeichnen, und nicht minder hat Omar bei der Feststellung der Jahrgehalte (S. 273) gewisse Abstufungen angeordnet; aber der Grundsatz, daß alle Staatseinnahmen den gemeinsamen Besitz sämmtlicher Muslime bilden und nach Abzug der im öffentlichen Interesse erforderlichen Ausgaben vertheilt werden, ist ebenso klar communistisch, wie die bei den ersten Christen allerdings in edlerem Sinne auftretende Anschauung, nach welcher es heißt: „Keiner sagte von seinen Gütern, daß sie sein wären, sondern es war ihnen Alles gemein.“[1]) Nun hatte freilich bei den Muslimen diese Anschauung mehr als ein großes Loch. Für das Recht auf einen Antheil an dem Reinertrage des Staatswesens entschied der Theorie nach das Bekenntniß zum wahren Glauben; und Omar hat es nachdrücklich seinen Statthaltern eingeschärft, daß jeder Neubekehrte sofort in den Genuß der Jahresdotation einzutreten habe. Allerdings war dem hierin liegenden Antriebe zum Uebertritt durch die andere Verordnung, nach welcher kein Gläubiger in den

1) Apostelgesch. Cap. 4 V. 32.

eroberten Provinzen Grund und Boden besitzen durfte, ein vielfach wirksames Gegengewicht angehängt. Nur den armen Leuten konnte es unter solchen Umständen äußeren Gewinn bringen, wenn sie den Glauben ihrer Besieger annahmen; wer unbewegliches Eigenthum sein nannte, stand sich in der Regel trotz der hohen Steuern doch besser, wenn er dem Glauben seiner Väter treu blieb, und so finden wir insbesondere die größeren Grundbesitzer Persiens bis tief in die späteren Jahrhunderte hinein als die eigentlichen Hüter und Bewahrer nationalen Glaubens und nationaler Sitte in mehr oder weniger verhülltem Gegensatz zum Islám. Immerhin aber waren die Vortheile, welche sich den Renegaten boten, gerade in der ersten Zeit recht beträchtliche: man konnte sie in der Steuerverwaltung, wo es auf Kenntniß der örtlichen Verhältnisse und der Landessprache ankam, wohl gebrauchen, und der Einfluß solcher Stellungen war nicht weniger beträchtlich, als die mehr oder minder ungesetzlichen Einnahmen, welche sich daraus ziehen ließen. Nehmen wir dazu, daß Persiens alte Religion wie das orientalische Christenthum grade damals im tiefsten Verfalle sich befanden, so wird man sich nicht wundern, wenn der Islám grade in der ersten Zeit, insbesondere vor dem Wiedererwachen eines kräftigen Nationalgefühls unter den Persern, reißende Fortschritte in den eroberten Ländern gemacht hat. Das ging nun eine Weile ganz gut: wer Muslim wurde, trat seinen Grundbesitz an die zurückbleibenden Insassen seines bisherigen Wohnortes ab, die übernahmen die Bebauung und zahlten die Grundsteuer weiter. Trotzdem aber entstand durch jede Bekehrung für den Staatsschatz eine Mindereinnahme durch den Verlust der Kopfsteuer und eine Mehrausgabe durch die Zahlung des Jahrgehaltes, und es mußte ein Zeitpunkt kommen, wo dies Verhältniß die Staatsfinanzen aus dem Gleichgewicht brachte: in der That sah Haddschádsch, der Statthalter des Chalifen Abdelmélik über Irák und Persien, sich schon im Jahre 81 (700) genöthigt zu verordnen, daß in Zukunft die Neubekehrten die Kopfsteuer weiter zahlen müßten. Er war aber nicht der erste, einen von Omars Hauptgrundsätzen aufzugeben; zwei andere waren schon bald nach dem Tode des Chalifen selbst in die Brüche gegangen. Wir wissen (S. 154), daß Mohammed in dem Bestreben „die Herzen zu gewinnen" einflußreichen Leuten unter seinen bisherigen Feinden seit der Einnahme von Mekka erhebliche Geschenke zu machen pflegte. Als nun unter Othmán (23—35 = 644—656) eben die Leute ans Ruder kamen, welche der Prophet selbst an solche besonderen Einnahmen gewöhnt hatte, wußten sie den schwächlichen Herrscher bald dahin zu bringen, daß er dem und jenem statt des ihm gebührenden einfachen Jahrgehaltes unverhältnißmäßig höhere Beträge anwies, zum größten Aergerniß der Uebrigen, welche sich dadurch zurückgesetzt und benachtheiligt sahen. War hiermit die gesetzmäßige Gleichberechtigung aller Muslime durchbrochen, so hatte es noch weit bedenklichere Folgen, daß gleichzeitig auch das Verbot des Grundbesitzes nicht mehr durchgeführt wurde. Der Araber ist von Hause aus habsüchtig wie kaum ein Anderer, und mit der Gabel des Isláms war ihm seine Natur

um so weniger auszutreiben, als man zur Ausbreitung des neuen Glaubens grade an die Raubsucht der Beduinen appellirt hatte. So lag denn bereits Omar in stetem Kampfe mit seinen Statthaltern, von denen kaum einer gesonnen war, die Kuh lediglich für die Staatscasse zu melken; und wenn der ebenso ehrliche als rücksichtslose Herrscher den Eifer in Durchführung seiner Grundsätze so weit trieb, daß er sowohl dem Amr als dem Ssá'ad verbot, sich in ihren Hauptquartieren auch nur eigene Häuser zu bauen, so hatte Othmán weder die Macht noch den Willen, seinen Leuten scharf auf die Finger zu sehen. Das hatte die natürliche Folge, daß nicht allein bei der Steuerverwaltung sofort, und zwar vor Allem von den Statthaltern selbst, riesig gestohlen wurde, sondern bald auch Niemand mehr Bedenken trug, sich mit oder ohne Bewilligung des Chalifen Staatsgüter anzueignen, von denen höchstens der Form wegen ein niedriger Pachtschilling bezahlt wurde, an welchen aber in jedem Falle die Machthaber und ihre Freunde sich auf das Unverschämteste bereicherten.

Noch an einer anderen Stelle sollte Omars demokratisch-communistische Verfassung sich als ein Traum erweisen: nicht einmal die ideelle Gleichberechtigung aller Muslime ließ sich der Brutalität der Thatsachen gegenüber aufrecht erhalten. Wie jedes jugendkräftige Volk empfanden auch die Araber eine natürliche Abneigung gegen die Angehörigen fremder Nationen; und diese Abneigung steigerte sich bei ihnen durch die ebenso natürliche Verachtung des Siegers gegen den Besiegten. So fanden die Neubekehrten unter den Persern und Syrern bald heraus, daß sie mit der Annahme der arabischen Religion noch lange nicht den Arabern gleichgeachtet wurden. Mußten sie doch nach altarabischem Brauche, um in die Gemeinschaft der Eroberer aufgenommen zu werden, sich irgend einem Stamme anschließen; und solche Ueberläufer fremder Abkunft waren schon vor dem Islám den eigentlichen Mitgliedern des Stammes niemals ganz gleich geachtet worden. Hier nun kamen sie den auf ihr echtes Araberblut stolzen Wüstensöhnen kaum besser vor, als freigelassene Sklaven, und sahen sich, wie diese, auf die Stellung von Clienten (S. 206) angewiesen, die zu ihren Schutzherren stets in einem gewissen Abhängigkeitsverhältnisse blieben, mindestens aber von ihnen stark übersehen wurden. Im Laufe der Zeit gelang es persönlicher Tüchtigkeit auch unter solchen Umständen wohl, sich geltend zu machen; aber ganz vergessen ließ sich die untergeordnete Stellung des Clienten wenigstens in der älteren Zeit nicht: es ist bezeichnend, daß sogar Tárik, der Eroberer Spaniens, als Client des Múßa, dem er allerdings früher als Sklave gedient hatte, sich von seinem Schutzherrn körperliche Mißhandlung gefallen lassen mußte.

So kurze Zeit nun aber das System Omars seinem vollen Umfange nach in Uebung gewesen ist, es hat unter dem Drucke seines energischen Willens die einander widerstrebenden religiösen Grundsätze und nationalen Eigenschaften lange genug in dieselbe Richtung gezwungen, um die Herrschaft des Isláms und der Araber über die unterworfenen Völkerschaften für Jahrhunderte zu festigen. Die Scheidung zwischen dem Gläubigen, der gebietet,

und dem Ungläubigen, der gehorcht und für den Herrn arbeitet, ist einmal durchgeführt; die Form kann sich im Einzelnen ändern, der Inhalt, der Geist des Staatswesens bleibt und ist noch heute in allen echt mohammedanischen Ländern derselbe. Sehr viel dazu beigetragen hat freilich die Heeresverfassung, welche auch in der Form lange Zeit keinem Wechsel unterworfen worden ist. Wo nur die Muslime Krieger sind, die Ungläubigen nicht einmal Waffen tragen dürfen, muß naturgemäß der Mannesstolz auf der einen, der Knechtssinn auf der andern Seite im Laufe der Generationen immer fester wurzeln, die Kluft zwischen den beiden Schichten der Bevölkerung immer weiter auseinander klaffen. Und als schließlich grade unter dem zunehmenden Drucke dieses Verhältnisses die große Mehrzahl der Unterworfenen sich dem Islâm zuwendet, hat in der Zwischenzeit die Kraft der arabischen Race sich erschöpft, neue jugendstarke Völker legen Siegern und Besiegten des Islâms ein gemeinsames Joch auf und übernehmen es ihrerseits, die Grundsätze Omars auf andere Nationen, sei es in Indien, sei es in Kleinasien und auf der Balkanhalbinsel, anzuwenden.

Aber vor ihrem schließlichen Niedergange war den Arabern noch eine Zeit unermeßlicher Erfolge und höchsten Glanzes bestimmt. Wenn man freilich auf das Ende sieht und die Wirkungen ihrer religiösen und politischen Herrschaft nach heutigen Zuständen bemißt, so wird man geneigt sein, in der Entstehung des Islâms ein Unglück für die Menschheit zu sehen. In der That waren es nichts weniger, als humane Rücksichten, welche Omars Gesetzgebung dictirten. Ich betone es gern von Neuem, daß zwecklose Grausamkeit dem Sinne des Arabers ebenso fern liegt, als ihm in den Sinn kommt, seine Religion Leuten aufdrängen zu wollen, welche durch Gottes Bestimmung so blind sind, daß sie die Erhabenheit derselben nicht zu erkennen vermögen: aber diese verächtliche Duldung Andersgläubiger, mag sie uns zehnmal erträglicher dünken als die gewaltsame Bekehrungswuth christlicher Glaubenseiferer, schließt doch ein, daß eben die Existenz der Schutzgenossen nicht an sich, sondern lediglich insoweit einen Werth hat, als die Gläubigen auf die Erträge ihrer Arbeit angewiesen sind. Nun waren die Araber freilich, um ein bereits angezogenes Gleichniß zu wiederholen, nicht so thöricht, die Henne kurzweg zu schlachten, welche ihnen die goldenen Eier legte; aber sie sind auch nicht im Stande gewesen, die wirthschaftlichen Verhältnisse der eroberten Länder mit ihren eigenen Ansprüchen in Einklang zu bringen. Sie waren viel zu klug, um nicht bald einzusehen, daß ein so von bestimmten Culturmethoden abhängiger Betrieb, wie die Landwirthschaft des Irâk und Aegyptens, eigenwilliges Dazwischenfahren ebenso wenig wie gänzliche Vernachlässigung ertrug, und fingen z. B. etwa fünfzig Jahre nach der Eroberung an, sich um die Herstellung der in den Kriegsjahren aus Noth, nachher aus Unverstand vernachlässigten Bewässerungsanlagen Babyloniens zu kümmern; aber was sie nicht einsahen, war die Verkehrtheit ihres Steuersystems, das weniger vermöge der absoluten Höhe der Abgaben, als durch den falschen Grundsatz, dieselben wenigstens der Regel nach ohne Rücksicht auf die wirklichen Ein-

nahmen nach Kopfzahl und Bodenfläche einzuschätzen und diese Schätzung immer unverändert beizubehalten, allmählich auch die reichsten Provinzen aussaugen mußte, besonders wenn in manchen Gegenden häufige Kriege die Bevölkerung ohnehin starken Verlusten aussetzten. Wurden nun die Einwohner jedes Bezirkes auch noch für die von ihnen geforderte Steuersumme solidarisch haftbar gemacht (S. 275), also in den Ruin eines Einzelnen immer gleich alle seine Nachbarn mit hineingezogen, so ist es kein Wunder, daß wir von einem ziemlich frühen Zeitpunkte an ein stetiges Abnehmen der Steuererträge beobachten können. Was dabei aber nicht abnahm, waren die Bedürfnisse des Hofes und der Beamten, und die allmähliche Entwickelung großartiger Handelsthätigkeit unter den Abbassiden vermochte nicht, die mit reißender Schnelligkeit zunehmende Verarmung des Landvolkes aufzuwiegen. Das mußte natürlich ein Ende mit Schrecken nehmen, um so mehr, als in der späteren Abbassidenzeit die Auflösung des Reiches durch mannigfache sonstige Beweggründe gefördert wurde. Man kann nicht gerade behaupten, daß Omars Idee, die Muslime von den Ungläubigen ernähren zu lassen, den endgiltigen Ruin Vorderasiens herbeigeführt hat. Das ist schließlich der Mongolensturm gewesen — Aegypten, welches dieser nicht berührt, wäre bei vernünftiger Wirthschaft heute noch ganz leistungsfähig. Daß aber die Araber durch den Raubbau, den sie mit ihrem Steuersystem getrieben, diesen Ruin vorbereitet und damit gleichzeitig ihrer eigenen Herrschaft das Grab gegraben haben, ist zweifellos.

Immerhin haben sie aber doch etwas mehr geleistet, als auf Kosten ihrer Mitmenschen ein paar hundert Jahre gut zu leben. Wir haben im Laufe unserer Darstellung bereits mehr als einmal hervorheben müssen, wie gänzlich verrottet und heruntergekommen der Islâm die orientalischen Provinzen des griechischen Reiches und den Staat der Sassaniden gefunden hat. In beiden eine wohlgeschulte, aber greisenhafte, nach den Bedürfnissen des Volkes niemals fragende Bureaukratie, unhaltbare kirchliche Verhältnisse, eine vielfach raffinirte, aber von keinen höheren geistigen Regungen belebte Civilisation. Da schlug nun hinein wie ein Wetterstrahl das arabische Volk, jugendfrisch und kräftig, mit den Fehlern und Vorzügen einer egoistischen und barbarischen, aber gescheiten und bildungsfähigen Race, und als Träger einer Religion, die bei aller nationalen Beschränktheit ihrer Grundbegriffe doch für die christlichen Monophysiten der anstößigen Zweigötterei ein Ende machte, die Perser von dem Joche einer alle Laster des Staatskirchenthums an sich tragenden Hierarchie befreite. Das brachte neues Leben in die alten Länder; selbst das Aergerniß, welches religiöse oder nationale Treue an den gewaltthätigen Eindringlingen nehmen mußte, diente zu heilsamer Aufrüttelung. Und nun das gesunde Blut des Naturvolkes, mit welchem die schläfrigen Reste der Perser, Aramäer und Kopten aufgefrischt wurden! Die Polygamie (vgl. S. 204 f.) in Verbindung mit den fortwährenden Kriegszügen in die verschiedensten Gegenden hat die Vermehrung der Araber in den eroberten Ländern in einer sonst kaum dagewesenen Art und Weise beschleunigt, und durch

die Bestimmung, daß es für die Legitimität der Abkunft nur auf den Vater, nicht auf die Mutter ankommt, ist überall die Entstehung von Mischlingsracen gefördert worden, welche an einigen Stellen, z. B. in Westpersien und später in Spanien, sich in einer sehr glücklichen Weise entwickelt haben und das arabische Grundelement durch die Beimischung fremden Blutes mehr ergänzt als entartet zeigen. Freilich konnten auch die Araber nicht über ihren eigenen Schatten springen: die echtsemitische Beschränktheit ihrer religiösen und politischen Begabung hat den Völkern des Mittelalters vielfach schwere Lasten aufgelegt und heutzutage ist der Islám, abgesehen von uncivilisirten Völkern, die ihn noch gut brauchen können, ein Hinderniß für jeden Fortschritt, jede Wiederbelebung. Trotzdem ist es ein großer Irrthum, zu meinen, es wäre im Morgenlande besser gegangen, wenn Mohammed nie existirt hätte. Als die Araber kamen, waren die Perser gerade beschäftigt, sich gegenseitig aufzuessen, das orientalische Christenthum hatte seine vollendete Unfähigkeit, in diesen Gegenden civilisatorisch zu wirken, seit Jahrhunderten dargethan; will man überhaupt die Geschichte nicht einfach als den Kampf ums Dasein auffassen, in welchem der Stärkere *immer* Recht hat, so muß man gestehen: es war gerade so ein Segen, daß hier die Araber den Boden für eine neue und trotz aller Mängel im Mittelalter doch einzig dastehende Civilisation herstellten, wie es ein Segen war, daß die Germanen das alte römische Reich in Stücke schlugen. Sehr sänftlich ging es allerdings in beiden Fällen nicht zu; während aber die Germanisirung des Abendlandes bald zu einem, ich leugne es nicht, recht gesunden Winterschlaf der betheiligten Völker geführt hat, sind die flinken und listigen Semiten gewissermaßen die Saat für eine glänzende, wenn auch kurzlebige Frühlingsblüthe gewesen, welche doch auch für die Menschheit nicht ohne dauernde Früchte blieb. Anstatt auf den Islám zu lästern, weil er sich schnell erschöpft hat, sollten wir ihm dankbar sein, daß er für uns der Vermittler griechischer Wissenschaft und morgenländischer Bildung zu einer Zeit gewesen ist, wo das Königreich Deutschland zu dem Chalifat von Cordova etwa in dem Verhältnisse stand wie heutzutage Rußland zu Frankreich.

Omar war im J. 23 (644) noch kaum an der Schwelle des Greisenalters angelangt;[1]) seine kräftige Natur hatte zudem besser als die Mohammeds und Abu Bekrs den Anstrengungen und Sorgen des gemeinsamen wechselvollen Lebens widerstanden: da raffte ihn mitten in dem großen Werke der Ausbreitung und Festigung des Islâms ein gewaltsamer Tod plötzlich dahin. Grade war er von der Wallfahrt nach Mekka, die er alljährlich selbst zu leiten pflegte, zurückgekehrt; wie häufig, mochten einige seiner Statthalter zu persönlicher Verhandlung mit dem Chalifen in der Residenz eingetroffen sein.[2])

1) Die Angaben über sein Alter schwanken zwischen 54 und 66 Jahren; da er bei seinem Anschluß an den Propheten noch ziemlich jung gewesen zu sein scheint, wird er jetzt nicht über 60 gezählt haben. 2) Es handelt sich im Folgenden um einen

Unter ihnen befand sich El-Mogira Ibn Schó'oba, seit kurzem Statthalter von Kufa. Er war ein energischer, aber gewissenloser und habsüchtiger Mensch; so war es kein Wunder, daß ein christlicher Perser, Namens Feróf, der als Kriegsgefangener sein Sklave geworden war und den er eben in Medina bei sich hatte, eines Tages, als der Chalife über den Marktplatz ging, an diesen herantrat, sich über seinen Herrn zu beschweren: „O Beherrscher der Gläubigen, hilf mir gegen den Mogira Ibn Schó'oba, denn ich habe schwere Abgabe zu entrichten!" Jener antwortete: „Und wie hoch ist deine Abgabe?" Er sprach: „Zwei Dirhems täglich." „Was ist dein Handwerk?" „Ich bin Zimmermann, Steinhauer und Schmied." Der Chalife meinte: „Ich halte deine Abgabe nicht für schwer im Verhältniß zu dem, was du verstehst; übrigens habe ich gehört, daß du zu sagen pflegst, wenn du wolltest, könntest du eine Mühle machen, die mit Wind mahlt?"[1]) „Ja," sagte Jener. Sprach Jener: „So mache mir so eine Mühle." „Wenn ich gesund bleibe, so werde ich dir eine Mühle machen, von welcher die Leute in Ost und West reden sollen!" Damit drehte er dem Chalifen den Rücken; der sprach ruhig zu seinen Begleitern: „Ich glaube, der Sklave hat mir da drohen wollen" — und ging nach Hause. Als er aber am nächsten Morgen in die Moschee kam, den Leuten vorzubeten, drängte Feróf sich mitten durch die Haufen der Gläubigen auf ihn zu und versetzte ihm mit einem zweispitzigen Dolche, dessen Griff in der Mitte war, sechs Stiche, darunter einen unbedingt tödtlichen in den Unterleib. Dann hieb er mit dem Dolche rechts und links um sich, bahnte sich einen Weg durch die entsetzte Menge und verschwand. Obeidallah, einer von Omars Söhnen, traf ihn ein paar Tage später und tödtete ihn, wie es heißt, mit Frau und Tochter, die er bei sich hatte; ebenso den Hormusán (S. 244) auf den vermuthlich unbegründeten Verdacht hin, daß er um die That gewußt habe.

Indessen lag Omar auf seinem Schmerzenslager, dessen Qualen er mit gelassener Standhaftigkeit trug. Er wußte, daß er sterben müsse, und freute sich, als er hörte, daß es eines Ungläubigen Stahl sei, der ihn getroffen. Seine einzige Sorge war die Lage, in welche der Islám durch sein Abscheiden gerieth, und die Wahl des Nachfolgers, auf dessen Fähigkeit zur Leitung des Staatswesens bei den mit dem Umfange immer wachsenden Schwierigkeiten der Regierung mehr als je Alles ankam. Omar kannte die Gefahren,

---

Sklaven des Mogíra, der nur in der Begleitung seines Herrn nach der Hauptstadt gekommen sein kann. Das Verhältniß zwischen beiden ist in unserem Falle so zu denken, daß Mogíra den Sklaven selber Arbeit suchen ließ, von deren Ertrage er die erwähnte Summe abzuliefern hatte. Man darf dabei nicht vergessen, daß die Herren durchaus freies Verfügungsrecht über ihre Sklaven haben, aber verpflichtet sind, dieselben gut zu behandeln (oben S. 206). Es handelt sich also hier nicht um die Kopfsteuer, sondern um eine private Rechtsfrage.

1) Bei allen Erfolgen draußen war Medina doch eine Kleinstadt, in welcher die Anwesenheit eines kunstfertigen Persers leicht Gesprächsgegenstand werden konnte. — Windmühlen kannte man in Arabien nicht; der obere, bewegliche Mühlstein wird dort noch heute mit der Hand gedreht.

welche der Gemeinde drohten, sehr genau: das hatte sein energisches Auftreten seinen Statthaltern gegenüber gezeigt. Er war überzeugt, daß nur das Festhalten an den Traditionen Mohammeds und Abu Bekrs diese Gefahren beschwören könne, und bot daher die Nachfolge dem Abderrachmán[1]) Ibn Auf an, einem der ältesten Gefährten des Propheten, dem er die für die höchste Würde vor Allem nothwendige Selbstlosigkeit zugetraut zu haben scheint. Abderrachmán hatte sich in den Kriegen des Propheten als ein tapferer Mann gezeigt; von seinen sonstigen Eigenschaften wissen wir nicht viel. Daß er uneigennützig dachte, zeigte er sofort, indem er vor der ihm zugemutheten Verantwortung zurückschrak und das Chalifat ablehnte. Einen anderen an seiner Statt zu bestimmen, wollte Omar sich nicht entschließen;[2]) vielmehr versammelte er zu Abderrachmán noch vier andere der bewährtesten Genossen Mohammeds, den Ali, Othmán, Sobeir und Ssá'ad Ibn Abi Wakkáß um sein Lager und gab ihnen auf, binnen drei Tagen einen Herrscher zu wählen; wenn Talcha, der eben von Medina abwesend war, bis dahin zurückkehre, solle er ebenfalls zugezogen, sonst aber ohne ihn vorgegangen werden. Dann traf er die letzten Verfügungen für seine Familie, ließ sich von der Áïscha zusichern, daß er in ihrem Hause neben dem Propheten und Abu Bekr begraben würde, und starb, der Barmherzigkeit seines Herrn vertrauend, am 26. Dhu'l-Hiddsche 23 (3. Nov. 644).

Von den drei Gründern des Islâms, dem religiös-begeisterten Mohammed, dem kindlich gläubigen Abu Bekr und dem thatkräftigen Omar, zeigt der Letztere die, menschlich genommen, mächtigste und ausdrucksvollste Gestalt. Wie er vom ersten Augenblicke seines Beitrittes zu der kleinen Schaar der Gläubigen durch sein männliches und ungescheutes Auftreten vor allem Volk dem Islâm die rechte äußere Haltung giebt und den Respect der Gegner erzwingt, so ist er bis an sein Ende stets der Mann der That gewesen, der Mohammeds Gedanken und Worte nach Außen zur Geltung gebracht hat. Würde man daher Unrecht thun, wollte man das Verdienst des lebendigen Erfassens und der glücklichen Anpassung der religiösen Idee an die Bedürfnisse des Volkes dem Mohammed absprechen, so wird man ebensowenig bestreiten dürfen, daß ohne Omar der Islâm vielleicht in Arabien für den Augenblick siegreich, aber niemals die Religion einer halben Welt und die Grundlage einer mächtigen Staatenbildung geworden wäre. Es ist im Obigen mehrfach hervorgehoben, daß Omar auch als Organisator des Reiches eigene schöpferische Gedanken wenig hervorgebracht, meist nur die Folgerungen aus den Grund-

1) Der Name bedeutet „Knecht des Erbarmers“ wie Abdallah „Knecht Gottes“, Obeidallah „Knechtchen (d. h. demüthiger Knecht) Gottes“. 2) Weshalb, ist uns nicht bekannt. Ich vermuthe, daß er die Beiden, welche die nächsten Ansprüche zu haben schienen, Alí und Othmán, für ungeeignet hielt und es doch für unberechtigt oder mit Rücksicht auf die Stimmung der Gläubigen für gefährlich ansah, die Häupter der beiden ansehnlichsten Familien zu übergehen, nachdem sein Versuch, in Abderrachmán einen nach beiden Seiten unparteiischen Mann zu ernennen, gescheitert war.

sätzen Mohammeds gezogen hat: aber die Weise, wie er das gethan, zeigt nicht blos die Macht eines ungewöhnlich kräftigen Willens, sondern auch den sicheren Instinct, dem häufiger als einer umfassenden Bildung oder methodischem Nachdenken die Bedürfnisse der Zeit sich offenbaren, und der in Folge dessen eigentlich den wahren Staatsmann erst macht. Dazu besaß er die seltenen Herrschertugenden einer strengen und unparteiischen Gerechtigkeit, eines scharfen Blickes und einer glücklichen Hand bei der Auswahl seiner Werkzeuge[1]), endlich einer seltenen Fähigkeit der Selbstverleugnung, wo es galt, persönliche Empfindungen dem Wohle des Ganzen unterzuordnen. Auf weltlichen Glanz oder Genuß hat er so wenig Werth gelegt wie Abu Bekr. Die Einfachheit seines Auftretens und seines Verkehrs mit den Gläubigen war ebenfalls noch echt patriarchalisch. Er war ein geborener Herrscher, dessen Energie, wie bei solchen Männern unvermeidlich ist, bis zur Rücksichtslosigkeit ging und einen Zug der Härte nicht verleugnen konnte. Am fühlbarsten wurde sie natürlich den Schutzgenossen, und die Geschichte seines Mörders ist ein deutliches Beispiel der kühlen Nichtachtung, welcher die Interessen dieser Ungläubigen bei ihm begegneten: das aber ist die Anschauung seines ganzen Volkes, ich möchte sagen der ganzen Zeit, welche auch im Abendlande zahlreiche und bisweilen mit weit größerer Rohheit ausgeführte Völkermißhandlungen kennt. Allerdings fragte er auch nach Leben und Wohlbefinden der Gläubigen nichts, wenn es darauf ankam, bestimmte Ziele zu erreichen; aber niemals ist es mit ihm bis zur Empfindungslosigkeit oder gar zur Freude am vergossenen Blute gekommen. Vielmehr hat die Ueberlieferung neben einer ganzen Menge von Anekdoten, welche besonders die Einfachheit seiner Lebensweise ins Licht zu setzen bestimmt sind, uns mehrere Züge aufbewahrt, die uns den gewaltigen Herrscher auch menschlich näher bringen.

Es ist eine bekannte Geschichte, wie er mit seinem Freigelassenen Aslam eines Abends nach dem Dunkelwerden in einer einsamen Gegend vor der Stadt ein Feuer in der Ferne leuchten sieht, an welchem sie beim Näherkommen eine Frau mit weinenden kleinen Kindern um einen über dem Feuer hängenden Topf kauernd finden. „Friede sei mit euch, ihr bei dem Feuer," sprach der Chalife. „Auch über dir Frieden," erwiderte das Weib. „Soll ich herzutreten?" „Tritt heran, wenn du es recht meinst, sonst lass' es." Da trat er neben sie und fragte: „Was beginnt ihr hier?" „Nacht und Kälte halten uns fest." — „Und was jammern diese Kindlein?" „Hunger." — „Und was ist in diesem Topfe?" „Ich habe nichts sie zu beschwich-

1) Natürlich finden sich unter seinen Officieren und Statthaltern auch ein Paar recht bedenkliche Gesellen, wie der oben erwähnte Mogíra. Aber in den schweren Kriegszeiten kam es auf die Tauglichkeit, nicht auf die Tugendhaftigkeit der Leute an; auch Abu Bekr, dessen Gerechtigkeitsliebe einen noch viel humaneren Charakter zeigt, hat den Chálid trotz seiner wilden Grausamkeit nicht entbehren zu können geglaubt. — Fehlerhaft ist Omar, so weit wir es beurtheilen können, nur einmal im J. 21 verfahren, als er den Ssá'ad absetzte; s. darüber unten S. 291.

tigen, daß sie in Schlaf kommen; so halte ich sie hin und mache sie glauben, daß ich ihnen etwas koche, damit sie einschlafen. Richte Gott zwischen uns und Omar!" Der Chalife sprach: „Ja gute Frau, wie soll Omar von euch wissen?" „Meinen Mann hat er in den Krieg geschickt, da ist er umgekommen, und nun habe ich mit den Kleinen nichts zu essen. Er aber, der mit dem Regimente über uns betraut ist, kümmert sich nicht um uns." Da wandte sich, so erzählte Aslam später, Omar zu mir: „Komm mit!" sagte er. Eilenden Fußes gingen wir nach der Stadt in das Vorrathshaus; dort zog er selbst einen Sack mit Mehl heraus, steckte einen Klumpen Fett mit hinein und sprach: „Hilf mir das auf den Rücken!" Ich sprach: „Ich will das gerne zwei, drei Mal für dich tragen!" Er aber erwiderte: „Wirst du auch statt meiner meine Last tragen am Tage der Auferstehung[1]), du Thor?" So lud ich ihm den Sack auf, und eilenden Fußes gingen wir zurück, bis wir bei der Frau wieder ankamen. Er warf die Last neben ihr auf den Boden, nahm von dem Mehl und Fett heraus, indem er dabei immer zu ihr sagte: „Laß mich nur, das ist meine Sache; ich werde es schon ordentlich machen." Und gab sich daran, das Feuer unter dem Topfe anzublasen, daß ich zwischen den Strähnen seines langen Bartes hindurch den Rauch aufwirbeln sah, bis er mit dem Kochen fertig war. Darauf nahm er den Topf vom Feuer, ließ die Frau ihre Schüssel daneben halten und schüttete von dem Brei hinein, indem er sprach: „Jetzt gieb ihnen zu essen, ich werde nachfüllen;" und so ließ er nicht ab, bis sie satt geworden waren. Dann überließ er ihr den Rest und stand auf, und ich mit ihm. Nun begann sie ihm Gottes Lohn zu wünschen, daß er sich ihrer so anders angenommen, als der Beherrscher der Gläubigen; er aber sagte nur: „Wünsche ihm nichts Schlechtes, denn wenn du zum Beherrscher der Gläubigen kommst, findest du mich auch da." Hierauf trat er zur Seite, blieb aber ihr zugewandt und hockte so, ohne ein Wort mit ihr zu reden, bis er sah, wie die Kinder erst lachten und spielten, dann sich hinlegten und ruhig einschliefen; da stand er mit einem „Gott Lob!" auf und sprach: „Aslam, der Hunger hatte sie wach gehalten und weinen machen, darum mochte ich nicht weggehen, bis ich diesen Anblick gehabt."

Mag das Volk seines Helden Bild immer aus dankbarer Erinnerung verschönt haben, als Leiter der muslimischen Gemeinde hatte er seine Pflicht auf das Vollständigste erfüllt. So harrte eine schwere Aufgabe des Nachfolgers, der seiner würdig bleiben wollte, und groß war die Verantwortung der fünf Männer[2]), deren Huldigung dem Herrscher ihrer Wahl nach des verstorbenen Chalifen wie ihrem eigenen persönlichen Ansehen die Anerkennung des Volkes ohne Zweifel sicherte. Aber mit Ausnahme des Abderrachmán strebte jeder von den Wählern selbst nach dem Chalifate; kein Wunder, daß die

---

1) „Nicht wird eine (mit Sünden) belastete (Seele) die Last einer andern tragen" heißt es im Koran Sure 6 V. 164 u. ö.; d. h. am jüngsten Tage hat jeder für seine eigenen Werke aufzukommen. 2) Talcha traf in der That erst nach der Wahl wieder in Medina ein.

beiden ersten Tage mit vergeblichem Hin- und Herreden vergingen. Am dritten mußte ein Ende gemacht werden; Abderrachmán schlug also vor, man möge ihm, da er selbst keinen Anspruch erhebe, die schließliche Entscheidung, vor welcher er noch Rücksprache mit Allen nehmen werde, anheimgeben. Da keiner der Viere Aussicht hatte, auf andere Weise seinen Zweck zu erreichen, stimmten sie zu. Nun verhandelte Abderrachmán mit jedem einzelnen; dabei ergab sich, daß von den beiden Schwiegersöhnen des Propheten, Ali und Othmán, welche vermöge dieser Verwandtschaft ohnedies in erster Reihe standen, jeder für den andern stimmen wollte, falls er selbst keine Aussicht hätte. Dadurch waren sie von vornherein für die engere Wahl bezeichnet, und da sich von den beiden Übrigen Sobeir unbedingt für Ali erklärte, während Ssá'ad sich unbestimmt äußerte, aber doch auch lieber Ali als Othmán zu wollen schien, so stand die Sache für letzteren ziemlich schlecht. Abderrachmán aber in seiner frommen Gewissenhaftigkeit wollte möglichst sicher gehen; so legte er Jedem allein die feierliche Frage vor, ob er im Falle seiner Wahl unter den Muslimen wandeln wolle nach dem Buche Gottes und der Weise des Propheten und dem Wandel Abu Bekrs und Omars. Das war Othmán bereit zu versprechen; Ali aber sagte nur: „Ich will unter euch wandeln nach dem Buche Gottes und der Weise des Propheten so gut ich's vermag", und als Abderrachmán wiederholt in ihn drang, sich auch auf das Muster Abu Bekrs und Omars zu verpflichten, sprach er: „Neben dem Buche Gottes und der Weise des Propheten bedarf es nicht der Grundsätze eines Andern;[1]) du willst damit nur mich von der Sache ausschließen!" Da nahm Abderrachmán nochmals den Othmán bei Seite, und als der von Neuem die geforderte Verpflichtung auf sich nahm, huldigte jener ihm, wie man gewohnt war, durch Handschlag; am nächsten Tage wurde die Wahl der Gemeinde angekündigt, und selbst Ali weigerte sich nicht, den neuen Herrscher anzuerkennen, da er ja wie die Anderen versprochen hatte, sich durch Abderrachmáns Entscheidung binden zu lassen.

Es wird aus dem Verlaufe unserer Darstellung mit genügender Klarheit hervorgegangen sein, daß von allen möglichen Fehlern, mit welchen der neue Chalife behaftet sein konnte, keiner unheilvoller zu wirken im Stande war, als gutmüthige Schwäche: und gutmüthige Schwäche vor Allem war der Grundzug im Wesen Othmáns. Es dünkt uns heute unbegreiflich, daß Abderrachmán, den Omar doch für einen verständigen Mann gehalten, so wenig Menschenkenntniß besessen haben sollte. Ueber dreißig Jahre hatte der Schwiegersohn des Propheten in der unmittelbarsten Umgebung erst Mohammeds selbst, dann seiner Nachfolger gelebt, niemals aber bei irgend einer Gelegenheit sich durch etwas Anderes ausgezeichnet, als daß er ein schöner Mann war. Abderrachmán

1) Es ist nicht unmöglich, daß wenigstens dieser letzte Ausspruch eine von späteren Anhängern des Ali vorgenommene Ergänzung des Vorhergehenden darstellt. Daß aber die Weigerung Alis, sich unbedingt an das Beispiel seiner Vorgänger zu binden, seine Wahl vereitelt hat, dürfte als sicher zu betrachten sein.

hatte aber den frommen Glauben des echten Muslims; er lebte in der Ueberzeugung, daß es vor Allem darauf ankomme, in den Pfaden weiter zu wandeln, auf denen Allah die Muslime bisher sichtbarlich gesegnet hatte. Geschah das, so war man des Wohlgefallens Gottes und weiteren Erfolges sicher; andernfalls war von dem Zorne des Himmels das Schlimmste zu befürchten — Grund genug, den Othmán vorzuziehen, der in jenem Hauptpuncte bindende Verpflichtungen eingegangen war; was ihm an eigener Kraft fehlte, würde der göttliche Beistand ersetzen. Mohammed hatte solche Grundsätze den Seinigen oft genug vorgepredigt, wenngleich er selbst wie seine Nachfolger sich wohl hüteten, ihnen Einfluß auf die Behandlung politischer Dinge einzuräumen; nun man auch auf diesem Gebiete damit Ernst machte, zeigte sich freilich, daß sich mit theologischen Lehrsätzen schlecht Politik treiben läßt. Nicht die Abweichungen von der Weise Abu Bekrs und Omars, zu welchen Othmán sich allerdings auch verleiten ließ, wohl aber die Unfähigkeit, die einander widerstrebenden Richtungen und Persönlichkeiten innerhalb des Isláms zu einheitlichem Wirken bei einander zu halten, ist an dem Untergange des Chalifen und der Umkehrung aller staatlichen Verhältnisse Schuld, welche das Ende dieser Regierung bilden.

Die ersten Jahre von Othmáns Herrschaft, welche im Ganzen vom 1. Moharram 24 (7. Nov. 644) bis 18. Dhu'l-Hiddscha 35 (17. Juni 656) gedauert hat, deuteten im Allgemeinen nicht auf das Bevorstehen rascher oder gar gewaltsamer Umwälzungen im Innern, und nach Außen hin wurden grade jetzt die schnellsten und glänzendsten Eroberungen in Ostpersien wie in Nordafrika vollendet. Aber im Stillen prägten sich die überall vorhandenen Gegensätze immer schärfer aus. Es war vor Allem die alte Abneigung zwischen den wirklich frommen Gläubigen und den weltlich Gesinnten, die in stetem Zunehmen begriffen war. Sie bestand seit dem Tage, wo Mohammed, seiner überwundenen mekkanischen Feinde „Herzen zu gewinnen", seine Getreuen bei der Vertheilung der Beute geschädigt hatte (S. 158), und war von Abu Bekr und Omar nur durch die strenge Unparteilichkeit in Schranken gehalten worden, mit welcher Fromme und Weltliche gleichmäßig bei der Vertheilung der Führerstellen wie der Jahresgehälter berücksichtigt und in der Erfüllung ihrer Amtspflichten controlirt wurden. Weder Amr noch Ssá'ad waren vor strengen Verweisen Omars oder sogar vor der Entfernung von ihren Posten sicher, und wer so alle Hände voll zu thun hatte, den Anforderungen des Chalifen zu genügen, mochte wenig Lust spüren, sich über den Nebenmenschen aufzuhalten. Auch lag dazu nicht eben viel Grund vor; denn sobald es ruchbar wurde, daß irgend ein Statthalter sei es mit Recht oder Unrecht beschuldigt wurde sich persönlich zu bereichern, so ruhte Omar nicht, bis er jeden Dirhem herausbekommen hatte, dessen gesetzmäßige Erwerbung ein Chálid oder Amr nicht darzuthun vermochte. Trotzdem bestand der Gegensatz, und daß er gefühlt wurde, zeigt eine merkwürdige Aeußerung, die uns von Chálid überliefert ist. Als er nach seiner Abberufung vom Oberbefehl

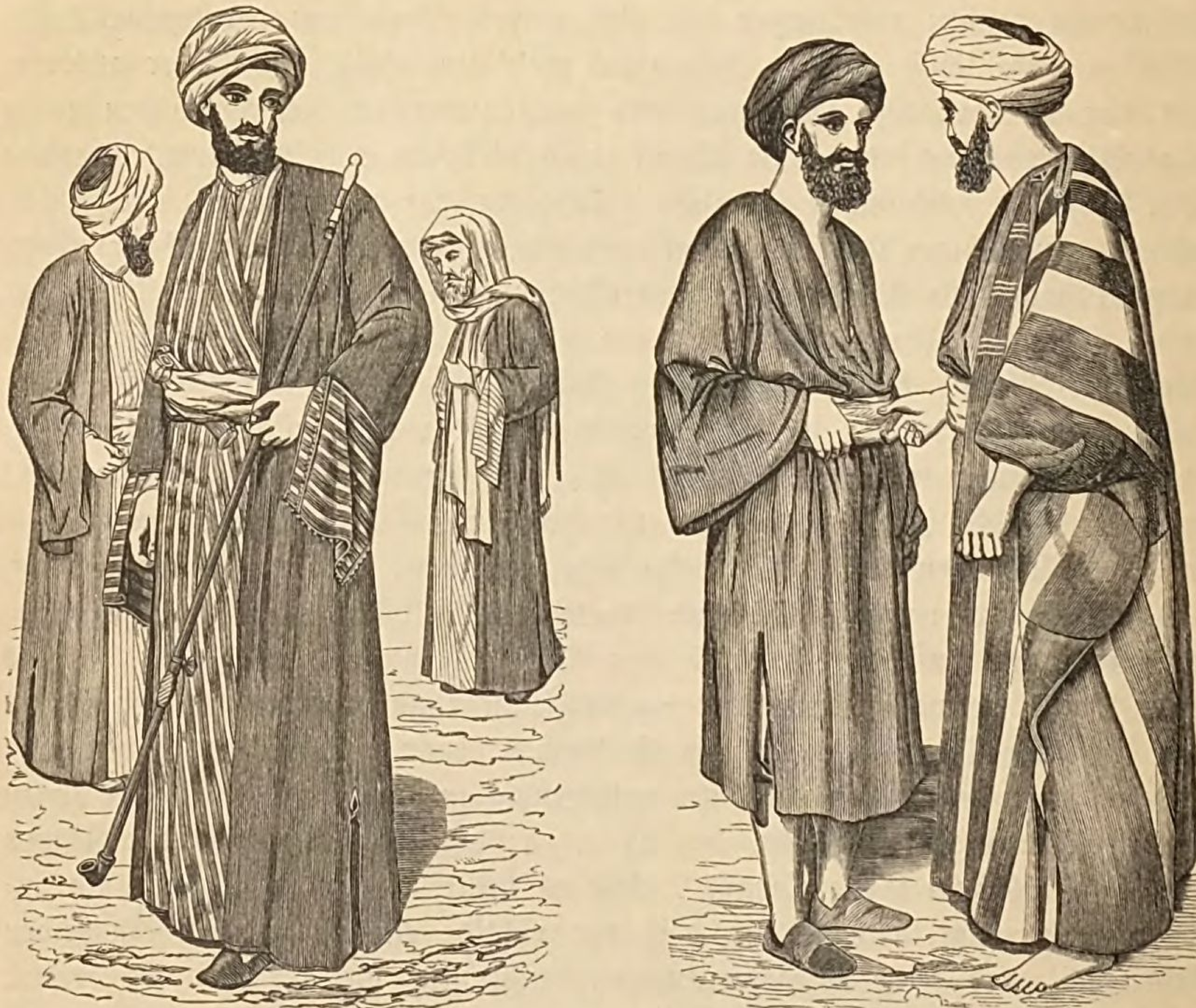
in Syrien die S. 256 angeführte unwillige Aeußerung gethan, rief einer der Anwesenden: „Das ist ja Aufruhr!“ „Nein,“ sagte Chálid, „nicht bei Lebzeiten des Sohnes Chattâb, aber nachher mag sich einer auf diese, der andere auf jene Seite stellen!“ Chálid hatte vor Omar dahingehen müssen, aber der Zeitpunct war nun eingetreten, den er vorausgesehen hatte. Und gleichzeitig war jetzt durch die großen Eroberungen eine Aenderung aller in Arabien hergebrachten Lebensverhältnisse eingetreten, welche nur zu sehr geeignet war, den Widerwillen beider Parteien gegen einander zu steigern. Selbst wenn Alles beim Einsammeln der Steuern und bei der Vertheilung der Jahrgehälter ehrlich zuging, sah jeder Muslim seit der Eroberung des Irák sich im Besitze eines jährlichen Einkommens, wie es früher kaum die reichsten Leute in Mekka gewohnt waren; ebenso aber lernten die Söhne der Wüste in den unterworfenen Provinzen, den Sitzen alter, ja raffinirter Civilisation, in Kurzem eine Menge von Genüssen kennen, welche der Mehrzahl naturgemäß rasch zu Bedürfnissen wurden. Mit Kummer und Unwillen bemerkten schon in Omars letzten Jahren Männer von strenger Religiosität und asketischen Neigungen, daß insbesondere in den Städten Luxus und Ueppigkeit anfingen, heimisch zu werden und sich bald zu wahrem Aergerniß zu steigern. Vor Allem nach Mekka selbst, dem Orte, aus dem ja alle die Inhaber der großen Statthalterposten stammten und in welchem ihre Verwandten großentheils noch hausten, nahmen die Reichthümer und mit ihnen die üblen Sitten Persiens rasch ihren Weg und fanden bei dem weltlichen Sinne der Bevölkerung eine bereite Stätte; und Scham und Entrüstung mußte sich der frommen Theilnehmer an der Pilgerfahrt bemächtigen, wenn sie dicht neben den heiligsten Erinnerungen an das Wirken und Leiden des Propheten Leichtsinn und Laster in jedem Jahre schamloser ihr Wesen treiben sahen. Selbst Omars Strenge hätte auf die Dauer diese natürliche Entwicklung nicht zu unterbinden vermocht; wie viel weniger Othmáns wohlgemeinte Verordnungen, oder das Beispiel einer einfachen und frugalen Lebensweise, welches er nicht minder als seine beiden Vorgänger der Gemeinde in ehrenwerthester Genügsamkeit zu geben fortfuhr.

Zu den beiden Parteien der Frommen und Weltlichen kam nun aber bald noch eine dritte, die in voller Selbständigkeit allerdings erst später auftritt, deren erste Regungen indessen bereits jetzt zur weiteren Verwicklung der Verhältnisse in unheilvoller Weise beitrugen. Vom ersten Augenblicke ihrer Gründung an erscheinen die beiden Lagerstädte der irákisch-persischen Provinz, Baßra und Kúfa, als Sitz einer unruhigen, launenhaften und aufrührerischen Bevölkerung. Den Kern der Einwohnerschaft von Baßra bildeten alte Beduinen des Chalid, Stammgenossen Mothanna's von den Bekr von Wáïl, dazu Temimiten und Andere, endlich auch einige Mediner; in Kúfa, dem Hauptquartiere des Ssá'ad, finden wir dagegen die nach der Brückenschlacht angerückten Hilfstruppen aus Südarabien, die Landsleute des Amr Ibn Má'adikárib und Asch'ath Ibn Keis, in der Mehrzahl. Es war viel unbändiges Volk darunter. Schon bei Kadesia, wo Ssá'ad durch Krankheit verhindert wurde, im

Handgemenge mitzukämpfen, und sich begnügen mußte, die Schlacht von ferne zu leiten, hatten sie Spottverse auf ihn gemacht, und nach der Gründung von Kûfa hatten sie bald dies, bald jenes an ihm auszusetzen. Einem war er bei der Beutevertheilung unbillig verfahren, dem Anderen paßte sein Richterspruch nicht, und ein Dritter erklärte, er bete nicht vor, wie sich's gehöre — was bei einem der ältesten Gefährten des Propheten, welcher das Gebetsexercitium von Anfang selber mitgemacht, ganz unglaublich ist. Omar, der immer auf seine Statthalter argwöhnisch war, ließ sich beschwatzen, ihn im J. 21 (642) abzusetzen: sofern grade damals auf allen Seiten die Heere des Islâms im raschen Vordringen begriffen waren, schien ihm der Verwaltungsposten in Kûfa selbst für den Augenblick wohl unwichtig, und da er andererseits der im dortigen Hauptquartiere noch stehenden Reservetruppen jeden Augenblick benöthigt sein konnte, scheute er sich vielleicht, ernstliche Unzufriedenheit unter denselben aufkommen zu lassen. Trotzdem war es entschieden ein Fehler, daß er den unruhigen Köpfen nachgab, und jedenfalls hatte er sich stark verrechnet, wenn er dachte, sie überhaupt zufriedenstellen zu können. Den er ihnen jetzt sandte, Ammâr Ibn Jâßir, war ein sehr frommer und kluger, aber wenig energischer Mann; kaum war er ein Jahr dort, so kamen die Kufier schon wieder und erklärten, er sei ein Schwächling und verstehe nichts von der Verwaltung. Omar seufzte: „Wie soll ich's den Leuten von Kûfa nur recht machen? Schicke ich ihnen einen energischen Menschen, so erklären sie ihn für einen schlechten Kerl, und bekommen sie einen, der keinen Schneid hat, so finden sie ihn verächtlich!" Nun fragte er sie selbst, wen sie haben wollten, und gab ihnen auf ihren Wunsch den Abu Mûßa El-Âsch'ari, der bis dahin Baßra verwaltet hatte (22 = 643); aber nach einem weiteren Jahre hatte der auch einen ganzen Haufen Verbrechen begangen, die seine Abberufung in den Augen seiner Untergebenen nothwendig machten. Nun setzte er ihnen aber einen richtigen Schurken, den Mogîra; der hielt sich trotz der Klagen der Leute bis zum Tode Omars. Wie es heißt, hatte der Chalife sich inzwischen überzeugt, daß Ssá'ad doch der richtige Mann für den schwierigen Posten sei, und seine Wiederernennung beschlossen, als der Tod ihn ereilte. Othmân führte die Absicht seines Vorgängers aus, und Ssá'ad erhielt noch einmal die Verwaltung des Landes, welches er selbst erobert; aber nach einem oder zwei Jahren trat schon wieder ein Wechsel ein, über welchen gleich näher zu berichten sein wird.

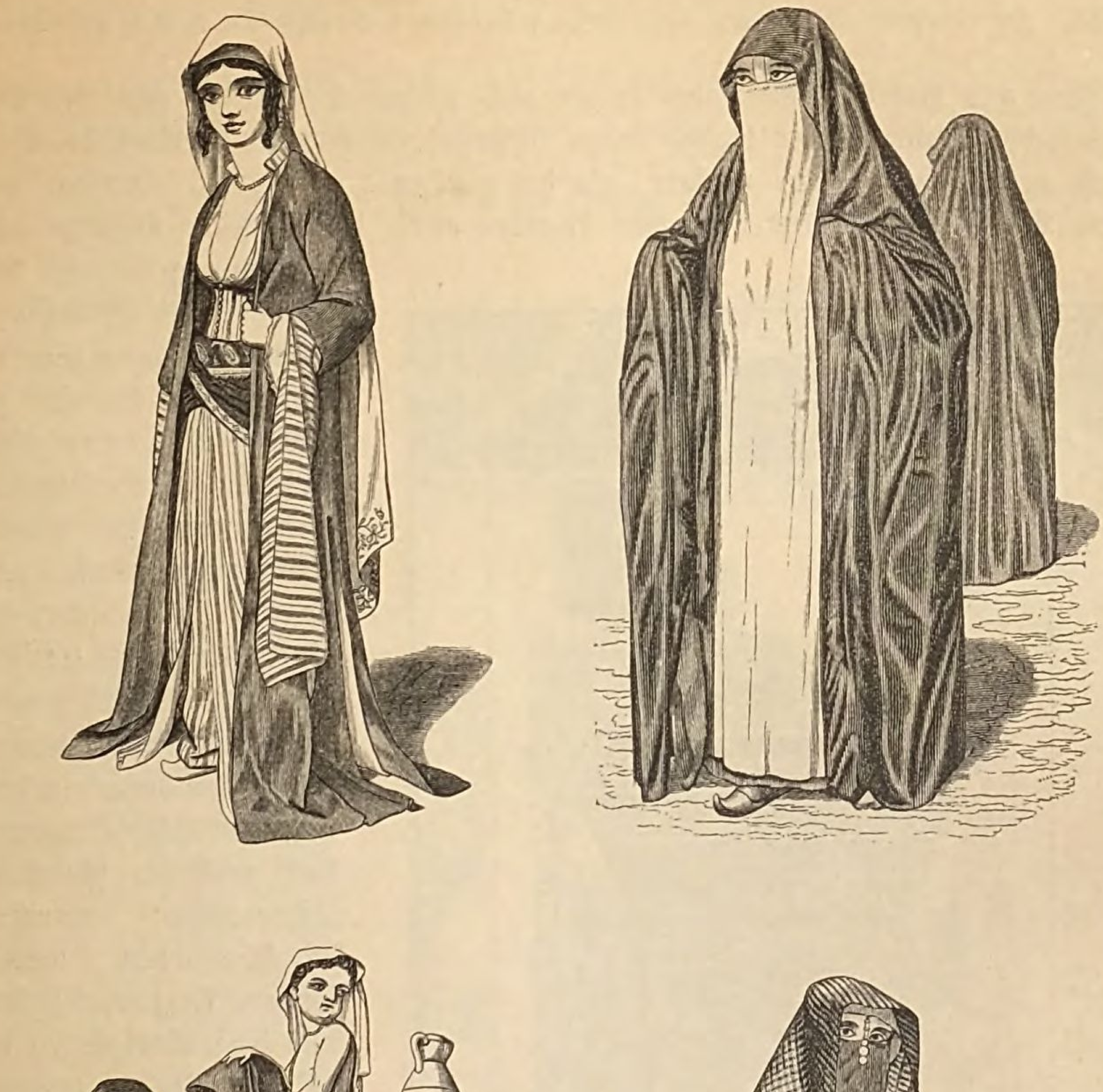
Ganz so ungeberdig wie die Kufier scheinen die Bewohner von Baßra in dieser ersten Zeit nicht gewesen zu sein; später aber finden wir sie von einem ähnlichen Geiste der Neuerungssucht und Unbotmäßigkeit beseelt. Ohne Zweifel hat das unruhige Beduinenblut reichlichen Antheil an dieser Gesinnung; aber allein daraus kann man sie doch nicht erklären — auch in Syrien bestand der größte Theil der Besatzungstruppen aus Beduinen, und dort waren solche Dinge von Anfang an ganz unerhört. Man muß also nach anderen Gründen suchen, und wird sie in der verschiedenen Umgebung

zu finden haben, in welche die Eroberer hier und dort hineingeriethen. Die Bevölkerung Syriens bestand in der Mehrzahl aus semitischen Verwandten der Araber, den gutmüthigen, geistig etwas langsamen und stumpfen Aramäern, die an Ruhe und Ordnung gewöhnt ihren neuen Herren niemals Veranlassung zur Unzufriedenheit, aber auch selten Anregung zu neuen Begriffen oder Anschauungen gaben; dort waren zudem die Hauptquartiere in alte und ausgebaute Provinzialstädte gelegt, welche durch die Auswanderung der griechischen hohen Beamten und sonstigen wohlhabenden Leute sehr verloren



Mohammedanische Trachten:
Männer aus den mittleren, höheren und niederen Volksklassen.

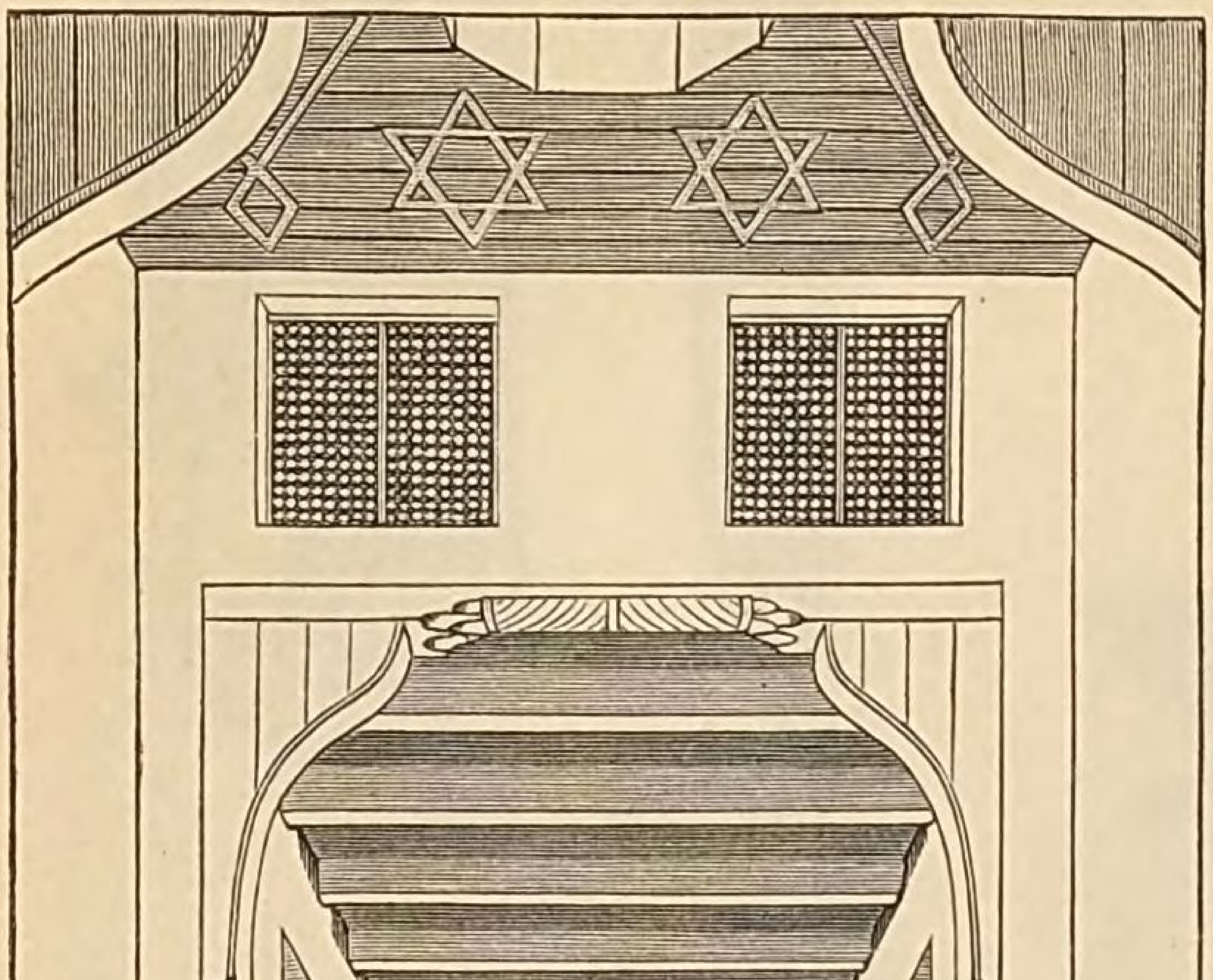
hatten und erst durch die mohammedanischen Garnisonen selbst wieder etwas lebhafter zu werden anfingen. Ganz anders in Baßra und Kûfa. Hier hatte sich erst zwischen den Zelten, dann zwischen den Lehmhütten, endlich zwischen den Ziegelhäusern, welche bald die ausschließliche Bauart der beiden Städte darstellten, vom ersten Augenblicke ein buntes Leben entwickelt. Persische Kaufleute und Handwerker waren in großen Schaaren herbeigeströmt, jeder Feldzug nach dem Osten hatte neue Beute, Haufen von Sklaven und Sklavinnen, dazu aber alles mögliche Neue und Fremdartige von Geräthen, Stoffen und Anderem herzugebracht, und im Verkehr mit dem oft betrüge-



Mohammedanische Trachten:

eine Dame im Hausanzug; Reit- und Promenadenkleidung der Damen; Frauen und Kinder der niederen Volksklassen; eine Frau im Ueberwurf.

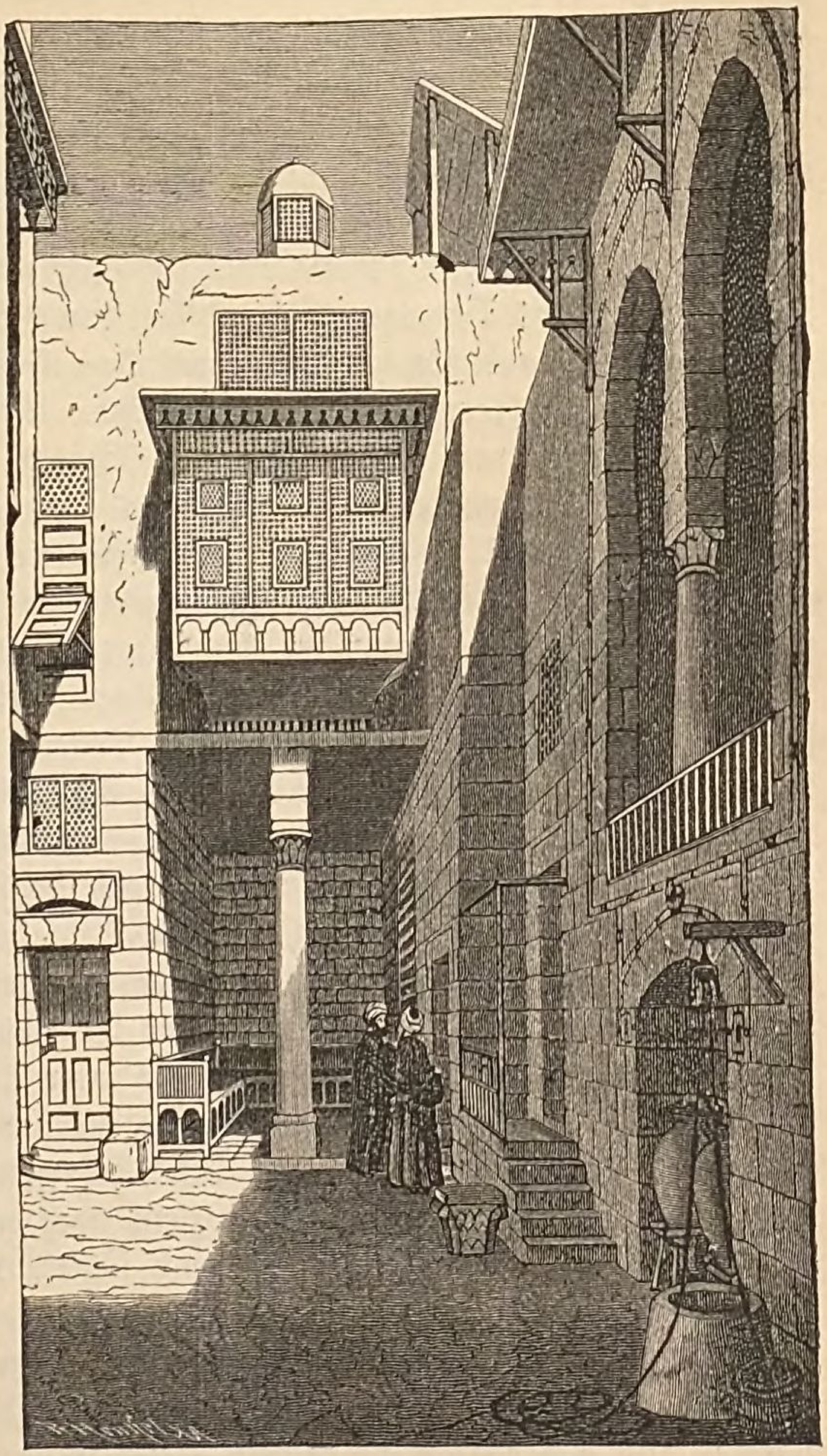
rischen und hinterhaltigen, aber klugen und listigen Perser sah auch der ungebildetste Wüstenaraber täglich seinen Gesichtskreis erweitert. Was Wunder, daß er sich bald klüger vorkam, als die zu Hause in Medina oder gar auf dem Lande Zurückgebliebenen; was Wunder auch, daß persische Begriffe und Anschauungen mit den Sklaven und Sklavinnen allmählich ihren Weg in die Häuser der Herren fanden, und wenn nicht diese, so doch die folgende Generation in hohem Grade zu beeinflussen anfingen? Um so mehr, als die Mütter dieser zweiten Generation der Mehrzahl nach Perserinnen waren, deren Nachkommen neben ungewöhnlichen Vorzügen doch auch die schlechten Eigenschaften mancher Mischlingsracen, insbesondere Unzuverlässigkeit und Charakterlosigkeit in hohem Grade zeigten. Schwerlich hätten sich diese Folgen durch politische Maßregeln überhaupt beseitigen lassen; die übel angebrachte Nachsicht Omars gegen die launenhaften Einfälle der Kufier aber hatte die natürliche Wirkung, daß den Bewohnern der beiden noch dazu mit reißender Schnelligkeit anwachsenden Städte[1]) der Kamm immer weiter schwoll, sie von ihrer Wichtigkeit und Ueberlegenheit immer überzeugter, schweigendem Gehorsam immer abgeneigter wurden. Allerdings haben sie die zahllosen Sünden, welche sie aus dieser Unbotmäßigkeit, ja Verkehrtheit ihres Sinnes heraus



Hauptzimmer eines Privathauses.

1) Nach mäßiger Schätzung hatte jede von ihnen ums Jahr 50 (670) mindestens 150—200 000 Einwohner.

begangen haben und die mehr als einmal zum größten Schaden des Staates und endlich zu ihrem eigenen Verderben ausgeschlagen sind, auf andere Weise gut gemacht. Wie der unruhigste, sind sie von Anfang der geistig regsamste Theil der arabischen Bevölkerung des Chalifenreiches gewesen. Während in Syrien kaum in einzelnen beschränkten Kreisen man über den Ideenvorrath des alten Araberthums hinaus kam, während in Medina alles und jegliches Nachdenken der frommen Leute in dem ängstlichen Bestreben aufging, genau aufzusammeln und weiterzuüberliefern, was der Gesandte Gottes jemals in seinem Leben gesagt oder gethan, bis aufs Räuspern und Spucken, ist in Kûfa und Baßra dem unter persischem Einfluß weiter und freier gewordenen Geiste des Volkes die arabisch-mohammedanische Wissenschaft entsprungen, hervorgerufen durch die Bedürfnisse des Wechselverkehrs zwischen Siegern und Besiegten, aber entwickelt und zur Blüthe gebracht doch grade durch die innere Beweglichkeit dieses stets auch im besseren Sinne neugierigen und schwer zu befriedigenden Geschlechtes. Sind aber die beiden irakischen Städte so die eigentlichen Heerde des geistigen Lebens dieser Zeit gewesen, so hat sich ihre politische Unbrauchbarkeit, ja Gefährlichkeit allerdings noch früher erwiesen: zwischen den Frommen und Weltlichen vorläufig unabhängig in der Mitte stehend sind sie doch die ersten gewesen, deren leichtsinnige Aufrührerei den Bann des Gehorsams gegen den Stellvertreter des Boten Gottes gebrochen hat.



Hof eines Privathauses.

Diesen Verhältnissen gegenüber bewegte sich nun der bereits 70jährige Chalife mit einer Harmlosigkeit und einem Mangel an politischem Verständniß, die man sich kaum vorzustellen im Stande ist. Obwohl an seiner persönlichen Frömmigkeit nicht der geringste Zweifel sein kann, war seine Religiosität doch von jener beschränkten Art, die einen weitergehenden Einfluß auf den natürlichen Menschen nicht ausübt, sondern in pünktlicher Erfüllung der gottesdienstlichen Ceremonien und einem tadellosen Privatleben aufgeht. Von einer Verpflichtung, den verschiedenartigen Richtungen innerhalb der Gemeinde sorglich gerecht zu werden, insbesondere aber gegen die übrigen Getreuen Mohammeds als die eigentlichen Träger seines Geistes achtungsvolle Rücksicht zu üben, hatte er keine Ahnung; wohl aber fühlte er sich auch jetzt als Mitglied der ersten Familie Mekkas, des Hauses Omaija, als Aristokrat dem Plebejervolke gegenüber, mit dem zu Mohammeds und Omars Zeiten auf dem Fuße der Gleichberechtigung zu verkehren ihm oft sauer geworden sein mochte. Wir haben gesehen (S. 75. 97), wie der Prophet vor Allem die alten Begriffe von der Unlöslichkeit des Familien- und Stammverbandes über Bord werfen mußte, um seiner Predigt freie Bahn unter allen Arabern zu schaffen: die Richtigkeit dieses Verfahrens muß dem Othmán immer verborgen geblieben sein. Denn als nun mit seiner Erhebung, wie natürlich, die ganze Verwandtschaft, den alten Abu Ssofján an der Spitze, sich an ihn drängte, mit gewohnter Gier Alles an sich zu raffen bestrebt, was irgend für Vettern und gute Freunde abfallen wollte, fand der schwächliche Herrscher in sich weder Einsicht noch Kraft, die Ansprüche seiner Familie auf ein halbwegs vernünftiges Maß zu beschränken. Statt also es einfach dabei zu belassen, daß sie in der syrischen Statthalterschaft Moáwijas einen reichlichen Antheil an den Ergebnissen der auswärtigen Kriege besaß, gab er in wenigen Jahren sämmtliche Obercommandos an Leute vom Hause Omaija: Kúfa, wo er 24 (645) vernünftiger Weise den Ssá'ad wieder eingesetzt hatte, wurde 25 oder 26 (646 oder 647) an El-Walíd Ibn Okba verliehen, Baßra erhielt statt des Abu Múßa im J. 29 (649/50) Ibn Ámir, was aber bei Weitem das Thörichteste war, sogar Amr Ibn El-Áßi ward nicht blos gleich nach dem Regierungswechsel seines ägyptischen Postens entsetzt, sondern auch später, als der alexandrinische Aufstand (S. 269) seine Rücksendung dorthin nöthig gemacht hatte, sofort nach Beseitigung der Gefahr auf eine nicht sehr schöne Weise zur Aufgabe seiner Stellung veranlaßt (oben S. 269), um dem Ibn Abi Ssarch Platz zu machen. An sich wären die meisten dieser Ernennungen nicht zu tadeln gewesen. Abgesehen von El-Walíd, der im J. 30 (650/51) abberufen und durch den tüchtigen Ssa'íd Ibn El-Áßi, auch einen Omaijaden, ersetzt werden mußte, waren die neuen Statthalter kräftige und intelligente Menschen: wir kennen bereits des Ibn Abi Ssarch Verdienste um die Gründung einer Flotte, Ibn Ámirs energische Weiterführung der persischen Eroberungen, und Moáwija war erst recht der richtige Mann an der richtigen Stelle. Aber die ungescheute Bevorzugung der eignen Verwandten mußte überall böses Blut

machen; was sollten nun erst die Frommen sagen, wenn sich darunter Menschen befanden, wie Ibn Abi Ssarch, welchen der Prophet eines todeswürdigen Verbrechens[1]) wegen nach der Einnahme von Mekka geächtet und erst später nicht ohne Bedenken wieder zu Gnaden angenommen hatte; oder El-Walîd, der Sohn jenes gottlosen Okba, der nach der Schlacht von Bedr hatte hingerichtet werden müssen (S. 114), und der selber ein so schlechter Muslim war, daß er schließlich sogar eines Freitags betrunken zum Gottesdienste in die Moschee kam. Daraufhin hatte ihn Othmân freilich sofort abgesetzt und ihm derbe Züchtigung angedeihen lassen: aber sein Nachfolger Ssa'îd war doch wieder ein Omaijade, und diese Leute wurden in allen Provinzen immer unverschämter in der Plünderung der Staatscassen, in der schamlosen Begünstigung ihrer Verwandten und sonstigen Anhänger bei der Verleihung von Aemtern und ungesetzlichen Schenkungen, ja der ebenerwähnte Ssa'îd hatte sich nicht gescheut, das Ssawâd, die reichste Provinz des Chalifates, als „den Garten der Koreisch"[2]) zu bezeichnen. Dazu kamen die Abweichungen von Omars Vorschriften hinsichtlich des Grundbesitzes und der Jahrgehälter (S. 279 f.), durch welche ebenfalls die Omaijaden und ihre Freunde bevorzugt, die Frommen und insbesondere die nächsten Verwandten und ältesten Gefährten des Propheten selbst benachtheiligt wurden — kurzum, abgesehen von der Partei der mekkanischen Aristokraten selbst war alle Welt unzufrieden, und der Haß der Frommen gegen jene nahm täglich zu. Bald konnte der Chalife auch wirklich zweckmäßige Anordnungen nicht mehr treffen, ohne daß Alles schrie. Er gestattete dem Ibn Abi Ssarch, eine Flotte zu bauen — welches gottlose Abweichen von Omars Weise (S. 260)! — Er wollte die Baulichkeiten um die Kâ'aba erweitern und würdiger gestalten: dazu mußten die umstehenden Häuser abgebrochen werden. Als nun einzelne der Besitzer sich weigerten, die ihrigen zu einem angemessenen Preise abzutreten, und in Folge dessen expropriirt wurden, begann der Lärm von Neuem über die Willkürherrschaft, so daß Othmân in einem Anfalle von Selbsterkenntniß ausrief: „Das läßt euch nur meine Milde wagen! Gleiches hat Omar auch gethan, ohne daß ihr geschrien habt!" — Bei dem Kriege gegen Armenien im J. 32 (653; vgl. S. 261), zu welchem syrische und irakische Truppen zusammenwirken mußten, hatten sich Unterschiede zwischen den Fassungen des Korâns herausgestellt, denen man in beiden Heerlagern folgte: es war ja bei der größtentheils mündlichen Ueberlieferung des Wortes Gottes und bei der Unvoll-

1) Ibn Abi Ssarch war einer der wenigen Mekkaner, die schreiben konnten, und Mohammed hatte ihm daher in Medina mehrfach Offenbarungen dictirt, auf deren schriftliche Aufzeichnung es ankam. Dabei hatte Ibn Abi Ssarch bemerkt, daß dem Propheten hie und da kleine Ungenauigkeiten entgingen, wie wenn er z. B. „allwissend, weise" schrieb statt des dictirten „hörend, allwissend". Hieraus hatte er den für einen glaubensschwachen Menschen allerdings naheliegenden Schluß gezogen, daß es mit der göttlichen Inspiration Mohammeds doch nicht weit her sein könne, und war vom Islâm abgefallen. 2) D. h. eben der Omaijaden und ihrer mekkanischen Freunde (S. 33).

kommenheit der arabischen Schrift gar nicht anders möglich, als daß kleine Abweichungen sich hie und da allmählich einschlichen. Die Stimmung zwischen Kufiern und Syrern war ohnehin keine allzu sympathische (vgl. S. 292), und so hätte es hier beinahe schon wegen einiger abweichender Lesarten blutige Köpfe gegeben. Othmán sah ganz richtig ein, daß solche Vorgänge, die sich leicht wiederholen konnten, bedenkliche Folgen nach sich ziehen mußten; so beschloß er, eine Sammlung und Aufzeichnung sämmtlicher Offenbarungen herstellen zu lassen, der allein officielle Geltung zugesprochen werden sollte. Schon unter Abu Bekrs Chalifat hatte Omar, nachdem in den Kämpfen gegen Moßeilima viele der besten Koránkenner gefallen waren, aus Besorgniß vor dem möglichen Untergange einzelner Offenbarungen die Herstellung eines solchen Gesammtexemplars angeregt. Dieselbe war dem Seid Ibn Thábit übertragen worden, einem verständigen und zuverlässigen Manne, welcher zudem noch dem Mohammed selbst als Secretär gedient hatte; seine Arbeit war indeß nur für den Privatgebrauch des Chalifen bestimmt gewesen. Seid wurde nun von Othmán angewiesen, von Neuem und unter Anwendung aller Vorsichtsmaßregeln sein Werk in Angriff zu nehmen. Er that es und stellte eine Sammlung her, die in der That vermöge der Verwerthung der glaubwürdigsten mündlichen und schriftlichen Zeugnisse den Charakter vollkommener Echtheit und Zuverlässigkeit erhielt. Von diesem Urexemplare, welches in Medina verblieb, wurden dann einige genaue Abschriften genommen und in die Hauptstädte der Provinzen, vor Allem nach Damaskus, Kúfa und Baßra geschickt mit der Weisung, sie daselbst für den Gebrauch der Muslime vervielfältigen, die bisher etwa vorhandenen Privatexemplare aber sammeln und verbrennen zu lassen. Es werden deren nicht viele gewesen sein; lesen konnten von den Arabern die wenigsten, bei den wirklich Gläubigen war es Ehrensache, möglichst viele Offenbarungen auswendig zu wissen, den Weltkindern aber vertrat ohnehin der Säbel die Stelle der heiligen Schrift. Jedenfalls wurde die Maßregel fast überall ohne Widerspruch durchgeführt — das beste Zeugniß dafür, daß Seid seines Amtes mit Gewissenhaftigkeit gewaltet hatte, und daß wir in dem Korane Othmáns, der aller späteren Ueberlieferung zu Grunde liegt, wirklich die Worte Mohammeds in einer so gut wie ursprünglichen Gestalt vor uns haben. Aber die Leute von Kúfa mußten es natürlich wieder besser wissen. Sie hatten unter sich den Abdallah Ibn Mas'úd, einen der ersten, die sich in Mekka zum Islám bekannt; der hatte immer für einen guten Kenner der Offenbarung gegolten und hielt sich selber natürlich für den besten, war zudem beleidigt, daß man dem jüngeren Seid und nicht ihm die Arbeit übertragen hatte. Daß schon Omar ebenso verfahren war, verschlug nichts, es verstand sich für die Kufier von selbst, daß ihr Mann der einzige Sachkenner war; so wurde denn eifrig die Beschuldigung colportirt, Othmáns Text sei gefälscht, es fehlten Offenbarungen, welche ihrer Zeit gegen Mohammeds Feinde unter den Omaijaden erschienen und nun jetzt aus Parteilichkeit für die Familie des Chalifen unterdrückt seien, und dergleichen mehr. Es unter-

liegt keinem Zweifel, daß alle diese Anklagen jeder Begründung entbehren. Die ältesten und zuverlässigsten Genossen des Propheten, Leute wie Ali, Talcha, Sobeir, Ssá'ad und Andere, die bereits schlecht auf den Chalifen zu sprechen waren, haben gegen seinen Korân nicht die geringste Einwendung erhoben, und was wir von den abweichenden Lesarten des Ibn Mas'ûd wissen, zeigt, daß sie so gut wie überall auf die kleinlichste Buchstabenklauberei hinauskamen. Später haben sich denn auch alle orthodoxen Muslime,[1]) die Kufier nicht ausgenommen, vollständig bei Othmâns Texte beruhigt; aber im Augenblicke wurde über die Verfälschung des Wortes Gottes ein Gezeter erhoben, welches für die spätere mohammedanische Theologie die besten Aussichten eröffnete, und allmählich auch außerhalb Kûfas an vielen Orten die Abneigung gegen den Chalifen steigern half.

Im Jahre 31 (651/2) starb zu Medina Abu Ssofjân in dem hohen Alter von 88 Jahren. Er durfte mit dem ihn selber jedenfalls befriedigenden Bewußtsein diese Welt verlassen, daß es ihm gelungen war, sich und seinen Verwandten und Freunden mit Voraussicht und Klugheit durch die schwierigsten Zeiten durchzuhelfen, bis sie, noch mehr als früher in Mekka, jetzt in dem großen Chalifenreiche überall die ersten Stellen einnahmen und die reichsten Leute waren. Als Othmân dem abgeschiedenen Oheime[2]) das Todtengebet sprach, war aber die minder befestigte als glänzende Macht des Hauses Omaija bereits an mehr als einer Stelle im Wanken begriffen. Die Empörung der Frommen über das ärgerliche Ueberhandnehmen von Ueppigkeit und Sittenlosigkeit hatte schon im Jahre 30 (650/1) einen wegen seiner strengen Frömmigkeit hochgeehrten Gefährten Mohammeds, den Abu Dharr, veranlaßt, in Damaskus öffentlich gegen solche Gottlosigkeit aufzutreten, die Rückkehr zu frommem Lebenswandel, die Verwendung der erworbenen Reichthümer zu gottgefälligen Zwecken statt zu sündlichem Luxus zu predigen. Schließlich griff er den Statthalter selbst in seinen Reden an; der aber verstand keinen Spaß, ließ ihn aufgreifen und schickte ihn kurzer Hand nach Medina. Der eifrige Mann konnte auch dort nicht aufhören, seine asketischen Grundsätze zu verkünden; am Thore der Moschee des Propheten stehend donnerte er gegen die Gottlosen, und Jeder wußte, daß die zürnenden Worte Niemand mehr galten als El-Hakam, dem Oheime des Chalifen, der bei des Propheten Lebzeiten und noch später bis Omars Tode wegen seiner Feindschaft gegen den Islâm nach einem kleinen Orte verbannt gewesen war, nun aber sich in der Umgebung des Chalifen mit neuerworbenen Reichthümern blähte, während sein Sohn Merwân als der vertrauteste Rathgeber des Herrschers verderblichen Einfluß übte. Schließlich hetzte Abu Dharr aber gegen Othmân selbst, indem er die Gemeinde aufforderte, „vorgehen zu lassen, der bei Gott vorgehe, und dahinten zu lassen, den Gott dahinten lasse, und

---

1) Ueber die Schuten s. Bd. 2 dieses Werkes. 2) Abu Ssofjân war der Vetter von Othmân's Vater Affân gewesen.

die Herrschaft und das Erbe in der Familie des Propheten ständig zu halten", d. h. also den Alí statt des Othmán zum Chalifen zu erheben. Da riß diesem endlich die Geduld; er ließ den Abu Dharr kommen, kündigte ihm die Verbannung nach dem nahegelegenen kleinen Orte Rábadha an und fuhr zu dem anwesenden Merwán gewendet fort: „Bringe ihn aus der Stadt und laß Niemand mit ihm reden, bis er draußen ist!" So brachte er ihn, heißt es weiter, hinaus auf einem Kamel, mit Frau und Tochter. Zufällig kam er an Alí vorbei, der gerade seine beiden Söhne El-Haßan und El-Hußein und den Ammár Ibn Jáßir (S. 291) um sich hatte; dem küßte er die Hand und begann ein Gespräch, in welches Alí sich ohne Weiteres einließ. Als nun Merwán bemerkte: „Der Beherrscher der Gläubigen hat verboten, daß irgend Jemand mit ihm rede," hieb Alí mit seiner Peitsche dem Kamele Merwáns über die Schnauze, daß es zurückscheute, mit den Worten: „Entferne dich, du, den Gott ins Höllenfeuer entfernen wolle!" Dann begleitete er den Abu Dharr ruhig weiter, indem er nun erst recht den Abschied in die Länge zog. Abu Dharr starb bald darauf in Rábadha; aber das Gefühl der Empörung gegen die Weltlichkeit der herrschenden Partei, welchem er Ausdruck gegeben hatte, lebte unter den Gläubigen fort und richtete ganz naturgemäß die Blicke Aller, welche es mit der Religion ernst meinten, immer mehr auf das Haus des Propheten: war es doch von denselben Omaijaden zu Unrecht in den Hintergrund gedrängt, deren Väter einst den Boten Gottes selbst während der Leidenszeit in Mekka so gepeinigt hatten. Mehr und mehr verbreitete sich schon in weiteren Kreisen Arabiens die Ansicht, das Chalifat gebühre von Rechtswegen dem Alí, als im Jahre 32 (652/3) auf einmal auch an einem ganz anderen Punkte des Reiches dieselbe Meinung in einer höchst merkwürdigen Art und Weise geradezu dogmatisch formulirt wurde. Abdallah Ibn Ssába, ein Südaraber jüdischer Abstammung[1]), der aber zum Islám übergetreten war, hatte sich bereits durch Wühlereien in Baßra und Kúfa unmöglich gemacht; nun tauchte er in Aegypten auf und predigte dort eine Lehre, welche durch Berufung auf einen Koránvers[2]) den Schein der Rechtgläubigkeit erhielt: wie nach christlicher Meinung der Heiland, so werde in Wahrheit der Prophet Mohammed am Ende der Tage wiederkehren, inzwischen aber habe ihn der zu vertreten, welcher bei seinen Lebzeiten sein Gehilfe gewesen sei — wie denn jeder Prophet seinen Gehilfen gehabt[3]) — und das sei niemand anders als Alí,

1) Vgl. über das Judenthum in Südarabien S. 28. 2) Ssure 28 V. 85: „Siehe, der dir den Korán verordnet hat, ist der dich bringt zu dem Orte der Rückkehr" d. h. nach Mekka, welches für den von den Ungläubigen verjagten Propheten als Ziel einer späteren Rückkehr bezeichnet wird. Das Wort, welches eigentlich „Ort der Rückkehr" heißt, bedeutet dann aber auch die Auferstehung der Todten, und kann natürlich überhaupt für jede Art der Rückkehr genommen werden. 3) Diese Anschauung ist schon älter und stützt sich in erster Linie auf Verhältnisse wie das zwischen Mose und Aaron, Jeremia und Baruch, Daniel und seinen Genossen.

den also Abderrachmân um sein Recht betrogen habe. Diese Sätze, in welchen bereits ein Keim des späteren Schiitenthumes liegt, fanden unter den ägyptischen Arabern um so mehr Anklang, als dort die Unzufriedenheit ohnehin bereits allgemein war: Mohammed, ein Sohn Abu Bekrs, ein ebenso beschränkter Fanatiker, wie sein Vater ein verständiger und ruhiger Mann gewesen war, declamirte dort seit längerer Zeit über die Verwerflichkeit des Statthalters Ibn Abi Ssarch, über die Gottlosigkeit des Unterfangens, die Gläubigen in Schiffen auf dem Meere fahren zu lassen (S. 297), und Andere halfen diese und ähnliche Beschwerden eifrig verbreiten.

Noch schlimmer wurde inzwischen im Irâk gewühlt. Hier bedurfte es keiner theologischen Tifteleien: die ungeschickte Gier, mit welcher die Omaijaden und ihre Schützlinge das Land ausbeuteten, der Hochmuth, mit welchem sie den Siegern von Kadesia und Nihâwend entgegentraten, hatten in Kûfa wie in Baßra den empfindlichen Araberstolz längst aufs Aeußerste gereizt. So ergriff man nicht allein mit dem größten Eifer die Handhabe, welche Othmâns Korânsammlung gegen ihn bot, sondern erging sich überall in offnen Schmähungen gegen die Statthalter und ihre Anhänger, ja hie und da kam es bereits zu Thätlichkeiten. Othmân, dem hiervon im Jahre 33 (653/4) Bericht erstattet wurde, ermannte sich zu dem Befehl, die Haupträdelsführer zu verhaften und nach Syrien zu schicken, wo Moâwijas kräftige Regierung und die Loyalität der gegen die Irâkier ohnehin nicht eben wohlgesinnten (S. 298) Truppen mit unruhigen Köpfen leicht fertig werden ließ. Das geschah; Moâwija sperrte sie ein und behandelte sie mit solcher Nichtachtung und Härte, daß sie bald mürbe wurden und Besserung versprachen. Dann wurden sie losgelassen, einstweilen aber noch in Syrien behalten; nur einem, und grade dem gefährlichsten, Mâlik El-Áschtar, gelang es, sich zuerst nach Medina, dann nach Kûfa zurückzustehlen. Dort begann er sofort, seine bedenkliche Rolle weiter zu spielen. Othmâns Statthalter Ssa'îd Ibn El-Áßi hatte sich die fortdauernde Gefahr der Lage nicht verhehlt und war zu persönlicher Rücksprache mit dem Chalifen nach Medina gegangen; seine Abwesenheit benutzten Mâlik und einige Andere — wie es in einem Berichte heißt, aus Medina von Talcha und Sobeir mit Geldsendungen unterstützt — die Truppen aufzuwiegeln, so daß ein großer Theil derselben bei der Nachricht von der bevorstehenden Rückkehr des Ssa'îd vor die Stadt hinauszog und, wie er mit geringer Begleitung sich näherte, ihm erklärte, sie könnten ihn nicht mehr als Statthalter gebrauchen und würden ihn nicht einlassen. So blieb ihm nichts übrig, als nach Medina zurückzukehren; Othmâns geringe Energie aber war erschöpft: vor dem Entschlusse, die Unbotmäßigkeit mit Waffengewalt niederzuwerfen, schreckte er zurück, und willigte ein, den Kufiern einen andern Statthalter in der Person des von ihnen selbst gewünschten Abu Mûßa El-Ásch'ari zu geben, welcher seine Amtsführung allerdings damit begann, daß er die Leute zum Gehorsam gegen den Chalifen ermahnte, denselben zu erzwingen aber weder Neigung noch Kraft besaß.

Man kann es für sehr fraglich halten, ob es auch bei größerer Entschlossenheit des nun achtzigjährigen Herrschers noch möglich gewesen wäre die Autorität der Regierung wieder herzustellen. Jetzt aber, wo er selber sie aufgab, wuchs der Geist des Aufruhrs überall mit unheimlicher Schnelle empor. Die Geschichte Abu Dharrs zeigt, wie feindselig schon vor zwei Jahren in Medina selbst die alten Gefährten des Mohammed dem Chalifen gegenüberstanden, jetzt wurde ihre Haltung eine gradezu drohende. Daß sie ein Recht hatten, sich zurückgesetzt und benachtheiligt zu fühlen, haben wir gesehen; die Art, wie sie ihre Verstimmung zum Ausdrucke brachten, zeigt aber, daß sie schließlich doch nicht die Sache des Glaubens, sondern in erster Linie egoistische Interessen im Auge hatten. Bei ruhiger, von selbstsüchtigen Beweggründen freier Ueberlegung hätten sie einsehen müssen, daß bei der Ungeberdigkeit der Araber besonders in Kûfa und Baßra einerseits, der festen Stellung Moáwijas in Syrien andrerseits vor allen Dingen die Autorität des Stellvertreters Mohammeds erhalten bleiben mußte, die einzige, welche es im Reiche überhaupt gab, und an deren Stelle eine andere zu setzen Niemand im Stande war. Allerdings mochten Leute von gleichzeitig frommer und freiheitsliebender Gesinnung leicht zu der Ansicht kommen, daß der im Grunde doch nur durch freiwillige Anerkennung seitens der Gemeinde erkorene Herrscher durch Verstöße gegen das Wort Gottes sein Amt verwirken könne: aber nur ein Blinder hätte sich einzubilden vermocht, die weltliche Partei, welche über so beträchtliche Machtmittel verfügte, würde ohne einen erbitterten Kampf sich aus ihrer bevorzugten Stellung verdrängen lassen. Ein solcher aber mußte für immer der Möglichkeit, die verschiedenen Richtungen in der Gemeinde zu einträchtigem Wirken für den Islám zusammenzuhalten, ein Ende machen. Und wer durfte denn in Zukunft als Chalife auf den Gehorsam der Unterthanen rechnen, sobald das Beispiel gegeben war, daß eine beliebige Empörerrotte dem Stellvertreter Mohammeds, der noch dazu sein Schwiegersohn war, Gesetze vorschrieb? Von einem Fanatiker wie Mohammed Ibn Abi Bekr oder unruhigen Geistern wie Málik durfte man solche Ueberlegungen nicht verlangen; aber die Genossen und nächsten Verwandten des Propheten, wie Ali, Talcha, Sobeir, hätten sie anstellen und sich dabei klar machen müssen, daß es um so unweiser war, aufrührerischen Bewegungen Vorschub zu leisten, als seit den Berathungen des Wahlcollegiums nach Omars Tode jeder von ihnen wußte, daß seine eigenen Ansprüche im Falle eines neuen Thronwechsels von den Andern bestritten wurden. Wenn nun diese Männer trotzdem sich verleiten lassen, durch sträfliche Connivenz, wenn nicht gar durch geheime Unterstützung der Aufständischen zur Erschütterung des Chalifenthrones beizutragen, so läßt sich das nur aus der Hoffnung erklären, es werde ihnen gelingen, den schwächlichen Othmán mit Hilfe der Aufständischen so weit ins Gedränge zu bringen, daß er sich gezwungen sähe, seine Verwandten fallen zu lassen und bei ihnen selbst eine Stütze zu suchen: so wäre der maßgebende Einfluß denen zurückgewonnen worden, welchen er gebührte. Wie falsch diese

Rechnung war, zeigte das Ergebniß; weder die frommen Eiferer, noch die persönlichen Feinde der Omaijaden waren gesonnen, sich mit halben Maßregeln zu begnügen. Wie dem aber auch war, jedenfalls begannen auch die maßgebenden Persönlichkeiten Medinas schon im Jahre 34 (654/5) dem Chalifen direct entgegenzutreten. Alí erschien eines Tages bei Othmán und machte seinem Schwager, wie er sagte im Namen des gläubigen Volkes, über die Bevorzugung seiner Verwandten heftige Vorwürfe. Dieser vertheidigte sich so gut er konnte und hielt gleich darauf beim Freitagsgottesdienst eine Rede an die versammelte Gemeinde, in welcher er sich darzuthun bemühte, daß er doch nichts gethan, was nicht auch Omar für erlaubt gehalten. Aber es gelang ihm nicht, die Unzufriedenheit zu beseitigen; täglich drangen, wenn er über die Straße ging, aufrührerische Rufe zu ihm, er solle die gottlosen Statthalter absetzen und den Merwán aus seiner Umgebung entfernen. Dazu wollte er sich nicht verstehen, ebensowenig aber traf er genügende Maßregeln zur Herstellung der Ordnung: daß er Ende 34 (Mitte 655) die Statthalter der verschiedenen Provinzen nach Medina zusammenberief, mit ihnen über die Lage des Reiches zu berathen, führte zu keinem Ergebniß, da Jeder etwas Anderes vorschlug und der Chalife den wachsenden Schwierigkeiten gegenüber nur immer unschlüssiger wurde. Er lehnte Moáwijas Anerbieten, ihn mit nach dem sicheren und ruhigen Syrien zu nehmen, oder aber mit einer größeren Abtheilung zuverlässiger Truppen Medina zu besetzen, ab in dem richtigen Gefühl, daß beides zu einem gewaltsamen Ausbruche führen müßte; aber er sah auch unthätig zu, daß seine persönlichen Feinde, wie Amr Ibn El-Áßi und die als „Mutter der Gläubigen“ bei den Frommen sehr einflußreiche Áïscha, welche er durch Verkürzung ihres Jahrgehaltes geärgert hatte, die Leute immer mehr gegen ihn aufhetzten.

Da kam plötzlich, etwas nach Anfang der zweiten Hälfte 35 (Anf. 656), eine Anzeige des Ibn Abi Sfarch nach Medina, eine Anzahl der Uebelgesinnten in Aegypten beabsichtigten, unter dem Vorwande einer „Besuchsfahrt“ (S. 201) nach Mekka sich auf den Weg nach Arabien zu machen, um dort den Chalifen in seiner Residenz zu überfallen und zur Abdankung zu zwingen. Sofort erhielt der Statthalter Befehl, das Unternehmen mit Gewalt zu verhindern; während er aber den unter der Führung des Mohammed Ibn Abi Bekr in Stärke von etwa 500 Mann bereits ausgezogenen Verschworenen nachsetzte, ohne sie zu erreichen, brach in seinem Rücken ein Aufstand aus, dem sich bald der größte Theil der ägyptischen Truppen anschloß. Ibn Abi Sfarch war nicht im Stande, sich auf dem von Othmáns Feinden und den Anhängern des Abdallah Ibn Sfába unterwühlten Boden zu halten, und mußte sich nach Syrien zurückziehen. Während aber die Rebellen nun ungehindert auf Medina marschirten, hatten sich in Folge vorgängiger Verabredungen auch aus Kúfa und Baßra Haufen von einigen hundert Unzufriedenen auf den Weg nach der Residenz gemacht, und im Schawwál 35 (April 656) lagerten die Aegypter mit Mohammed Ibn Abi Bekr, die Kufier

mit Málik El-Aschtar, und die Baßrier, zusammen etwa in der Zahl von 1000 Mann, fast gleichzeitig in drei kleinen Orten wenige Meilen von Medina, und schickten Vertrauensmänner nach der Stadt, die Aegypter an Alí, die Kufier an Sobeir, die Baßrier an Talcha, mit dem Ersuchen, ihnen den Eintritt in die Stadt zu vermitteln: sie beabsichtigten dem Chalifen Vorstellungen wegen seiner Regierungsweise zu machen und die Absetzung einiger Statthalter zu verlangen. So einverstanden indeß die drei genannten Männer damit sein mochten, daß ihre Freunde in den Provinzen Lärm genug machten, um den geängstigten Chalifen ihnen selbst in die Arme zu treiben: daß bewaffnete Schaaren von Empörern in die Hauptstadt selbst eindrangen, konnte nicht ihren Absichten entsprechen. Sie wollten selbst das Heft in die Hände bekommen, nicht es Leuten überlassen, unter denen sich mehr als nur einige Hitzköpfe und Fanatiker befanden. So wurde die Bewohnerschaft Medinas aufgeboten — zum ersten Male seit dem Aufstande der Araber nach dem Tode des Propheten — und das Gesuch der Empörer abgelehnt. Andererseits wandte sich angesichts der drohenden Gefahr Othmán nun wirklich an die Genossen des Propheten, und Alí ließ sich bereit finden, zur Beilegung der Sache Hilfe zu leihen.

Die folgenden Ereignisse sind uns in widerspruchsvoller und vielfach absichtlich entstellter Form überliefert: unsere frühesten Quellen stammen aus der Abbassidenzeit, wo man die Omaijaden allgemein verabscheute, und Alles glaubte, Manches erfand, was geeignet war, sie in zweifelhaften Fällen ins Unrecht zu setzen. In diesen Berichten erscheint Othmán als ein kindischer und thörichter Greis, der unter dem Drucke der Furcht vor den Rebellen alles Mögliche verspricht, was er dann, beeinflußt von seinem bösen Geiste Merwán, im nächsten Augenblicke widerruft, bis sogar die Engelsgeduld eines Alí sich erschöpft und dieser dem Schicksal seinen Lauf zu lassen genöthigt wird. Am dunkelsten aber ist die Geschichte eines Documentes, welchem bei den entscheidenden Vorgängen eine verhängnißvolle Rolle zugewiesen wird. Die officielle Darstellung besagt, die Aufständischen seien durch Othmáns Versprechen, die omaijadischen Statthalter absetzen und seine ganze Regierungsweise ändern zu wollen, befriedigt abgezogen, so daß Jedermann die Gefahr vorüber glaubte. Auf dem kaum begonnenen Heimwege nun sollen die Aegypter einen Boten mit einem amtlichen, das Siegel[1]) des Chalifen tragenden Schreiben an den Ibn Abi Ssarch aufgegriffen haben, welches diesem befahl, die Rädelsführer der Rebellen bei ihrer Rückkehr einzufangen und ihnen die Hände und Füße abhauen zu lassen. Entrüstet seien diese umgekehrt, und da sie nunmehr überzeugt sein mußten, daß auf kein Versprechen des Chalifen Verlaß sei, hätten sie die Abdankung desselben gefordert. Othmán habe jede Kenntniß von dem Schreiben abgeleugnet, und in der That habe

1) Noch heute werden im Oriente Regierungserlasse und ähnliche Documente nicht unterschrieben, sondern durch Beidrückung eines Siegels, welches den Namen des Beamten oder der Behörde trägt, vollzogen.

sich ergeben, daß es von Merwán hinter dem Rücken des Herrschers aufgesetzt und abgeschickt sei. Auch bei diesem Sachverhalt mußten die Aufständischen fortfahren, die Abdankung eines Regenten zu fordern, dessen Schwäche in solcher Weise mißbraucht werden konnte: da sich aber Othmán beharrlich weigerte, dem Thron zu entsagen, beschloß man ihn dazu mit Gewalt zu zwingen, und dabei haben denn ein paar gewissenlose Frevler den als Schwiegersohn des Gesandten Gottes unter allen Umständen ehrwürdigen und für jeden pflichttreuen Muslim unverletzlichen Herrscher ermordet.

So grundsätzlich alle Einzelheiten dieser Darstellung das Streben zeigen, die Leute von Medina der Mitschuld an dem Königsmorde zu entlasten und es begreiflich zu machen, daß die alten Gefährten des Propheten keinen Finger rührten, seinen nächsten Verwandten zu retten, so verfehlt sie einer unparteiischen Betrachtung gegenüber ihren Zweck vollständig. Sie bezeugt uns selbst ausdrücklich, daß Alí der Versicherung Othmáns, er habe um das Schreiben nicht gewußt, Glauben schenkte: dann war es aber unter allen Umständen seine Schuldigkeit, das Leben des Chalifen sichern zu helfen. Daß er sich dieser Verpflichtung entzogen hat, läßt sich unter keinen Umständen rechtfertigen, und so schwer die Buße gewesen ist, welche ihm eine gerechte Fügung später dafür auferlegt hat, er hat sie reichlich verdient. Um so mehr, als der Verdacht vorliegt, daß er nicht einmal an Merwáns Urheberschaft jenes Schreibens geglaubt hat. Uns muß dieselbe in jedem Falle äußerst zweifelhaft erscheinen. Die Empörer behaupteten, den Träger des Schreibens an einem Orte abgefaßt zu haben, welcher drei Tagereisen von Medina auf dem Wege nach Aegypten lag; trotzdem waren nicht blos die Aegypter, sondern gleich darauf auch die Kufier und Baßrier wieder vor Medina angelangt. Das wäre ohne eine vorangegangene Verabredung kaum möglich gewesen; dann war also auch das Schreiben verabredet, d. h. von den Aufständischen gefälscht. Man hat mit Recht betont, daß es schwerlich je gelingen kann, über diesen Punkt wirklich ins Klare zu kommen; wie aber die verschiedensten Einflüsse zusammenwirkten, den Untergang des unglücklichen Chalifen herbeizuführen, wie insbesondere gekränkter Eigennutz maßgebender Persönlichkeiten ungescheut die günstige Gelegenheit zu kleinlicher Rache wahrnahm, sehen wir aus einer Geschichte, die ein keineswegs für Othmán parteiisch eingenommener Schriftsteller berichtet. Während der Verhandlungen zwischen dem Chalifen und den Rebellen war in Medina auch Amr Ibn El-Áßi anwesend; den bat nun, wie es heißt, Othmán eines Tages, statt seiner die Kanzel zu besteigen und eine Rede an das Volk zu halten, in welcher seine Regierung möglichst entschuldigt würde. Amr entledigte sich dieses Auftrages, indem er den Propheten und Othmáns Vorgänger über den grünen Klee lobte, von Letzterem aber nichts zu sagen wußte, als daß ihn die Leute tadelten und er sich zu entschuldigen wünsche: „so habet nun,“ fuhr er fort, „Geduld mit ihm; wer klein ist, wird ja einmal groß, wer mager ist, fett; und vielleicht ist Aufschub einer zweckmäßigen Handlung besser als Uebereilung.“ Diese ziemlich

unverblümte Billigung der Empörerei begegnete natürlich der tiefsten Entrüstung des Chalifen: „Du hetzest die Leute ja nur noch mehr gegen mich auf!" rief er dem falschen Manne zu, und als dieser mit ruhiger Unverschämtheit erwiderte: „Ich habe von dir das Beste gesagt, was ich wußte" — ward ihm die bittere Entgegnung: „Ich weiß schon, immer, seit ich dich aus Aegypten entfernt habe, ist dein Rock voller Läuse gewesen!" —

Es rächte sich jetzt eben jeder Fehler, welchen der gutmüthige, schwache Fürst jemals begangen hatte. Das Ende zog sich noch eine Weile hinaus. In der letzten Unterredung zwischen Othmán und den von Ali als Vermittler eingeführten Häuptern des Aufstandes lehnte Jener die Aufforderung abzudanken mit den männlichen Worten ab: „Ich werde das Kleid nicht ausziehen, das Gott mir angelegt hat." Die Rebellen gingen zu den Ihren, offen mit nunmehriger Anwendung von Gewalt drohend; trotzdem geschah weder von Ali noch von Talcha oder Sobeir etwas, die Stadt von Neuem in Vertheidigungszustand zu setzen; es scheint, daß sie allerdings aus irgend welchen Gründen die Hoffnung aufgegeben hatten, auf dem Wege gütlicher Verhandlung Othmán zu dauernder Unterordnung unter ihren Einfluß zu gewinnen. Die Schaaren der Aufständischen drangen nun in die Stadt und begannen die zum größten Theile doch unverhüllter Empörung abgeneigte Einwohnerschaft zu terrorisiren. Othmán, dessen moralische Kraft in dem Bewußtsein des guten Rechtes seiner hohen Würde und in frommer Ergebenheit in den Willen Gottes mit jedem Tage für sein hohes Alter gradezu bewunderungswürdig wuchs, gab es nicht auf, täglich in der Moschee der Gemeinde vorzubeten, deren stille Andacht nun von dem wüsten Toben der fremden Rotten bei jedem Gottesdienste auf das Aergerlichste unterbrochen wurde; selbst körperliche Mißhandlung, welche der alte Mann zu erdulden hatte, schreckte ihn von der Erfüllung seiner Pflicht nicht ab. Endlich aber trieben die Frevler mit Steinwürfen und Hieben die Beter auseinander und zwangen den Chalifen, sich in sein Haus zurückzuziehen. Sein Leben vor directen Angriffen zu schützen fand sich doch eine kleine Anzahl treuer Männer zusammen, meist aus Verwandten und Dienern des Hauses bestehend; dazu kamen wenige Andere aus der Stadt. Daß Ali, Talcha und Sobeir jeder einen seiner Söhne zu dieser Schaar, welche nun die Zugänge zu Othmáns Hause bewachte, stoßen ließ, kann man nur als unwürdige Heuchelei betrachten: war es ihnen wirklich um die Vertheidigung ihres rechtmäßigen Herrschers zu thun, so hätten sie, die angesehensten Gefährten des Propheten, mit leichter Mühe kriegstüchtige Männer genug zusammenrufen können, um jede Gewaltthat zu verhindern.

Die Aufständischen, deren eigentlicher Führer Mohammed Ibn Abi Bekr war, wenngleich die äußere Leitung in den Händen eines Anderen lag, begannen nun den Chalifen in seinem Hause förmlich zu belagern. Vor offenem Blutvergießen scheuten sie sich einstweilen, da sie wohl meinten, durch Aushungern der kleinen Besatzung Othmán schließlich zu bedingungsloser

Uebergabe zu bringen. Vergeblich sprach der greise Fürst von dem Dache seines Hauses zum Volke, vergeblich unternahm er es noch einmal Alí zum rettenden Eingreifen zu bewegen; nicht einmal dazu konnte Die, welche sich die ersten unter den Gläubigen dünkten, ihr Gewissen vermögen, daß sie für die von der heißen Junisonne gequälten Bewohner des Chalifenhauses einen Trunk Wassers von den Belagerern erzwungen hätten. Wie auch das Ende werden mochte, sie verließen sich darauf, daß die Rebellen schließlich ohne die Autorität der ältesten Gefährten Mohammeds einen dauernden Erfolg bei der Gesammtheit der Muslime nicht zu erringen vermöchten, und vergaßen in ihrer kurzsichtigen Selbstsucht das Treugelöbniß, welches sie dem Beherrscher der Gläubigen geleistet. Klug waren nur Áïscha und der geriebene Amr: Erstere machte sich mit der eben jetzt nach Mekka aufbrechenden Pilgerkarawane unter dem Vorwande der heiligen Wallfahrt davon, und Amr ging mit seinen zwei Söhnen auf eine Besitzung, die er in Palästina hatte: wer nachher nicht dabei gewesen war, hatte ja freie Hand nach allen Seiten. — Zehn Wochen etwa nach dem ersten Erscheinen der Aufrührer brachte der 18. Dhu'l-Hiddscha 35 (17. Juni 656) die Katastrophe. Längst waren Boten in die Provinzen geeilt, die Statthalter zur Vertheidigung des Chalifen aufzurufen: Abu Múßa in Kúfa konnte oder wollte nichts für ihn thun, aber die Omaijaden Ibn Ámir in Baßra und Moáwija in Damaskus hatten sofort Truppen zum Entsatze marschiren lassen, und eben gelangte die Kunde nach Medina, daß beide Abtheilungen wenige Meilen vor der Stadt angelangt waren. Man hat hierbei insbesondere den Moáwija absichtlicher Langsamkeit beschuldigt, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß er, der seit längerer Zeit die Gefahr voraussah (vgl. S. 303), wenn er mit seiner sonstigen Energie auf selbständiges Vorgehen bedacht gewesen wäre und nicht erst directe Befehle abgewartet hätte, vielleicht zu rechter Zeit hätte kommen können. Dem kühlen Politiker wird hier wie immer der eigne Vortheil in erster Linie gestanden haben, und der ließ es wohl räthlich erscheinen, für den rettungslos unpopulär gewordenen Chalifen so wenig als möglich auf's Spiel zu setzen; in dem zuverlässigen Syrien ließ sich ja der Zeitpunkt in Ruhe abwarten, wo man in der unvermeidlichen Verwirrung der nächsten Zukunft im Trüben fischen konnte. Wenn aber die spätere Tradition den Moáwija gradezu beschuldigt, den Tod Othmáns gewollt zu haben, so ist das wieder eine der vielen Verleumdungen, welche systematisch gegen die Omaijaden ersonnen und verbreitet worden sind. Jedenfalls entschied die Nachricht von der Ankunft der syrischen und baßrischen Truppen das Verderben des Chalifen. Die Empörer drangen von allen Seiten gegen das Haus vor; der Haupteingang konnte von innen noch verbarrikadirt werden, aber von den Dächern der benachbarten Häuser fanden einzelne kleinere Schaaren den Weg in den Hof, griffen die Vertheidiger im Rücken an und zersprengten sie; dabei ward Merwán durch einen Schwerthieb in den Hals für todt niedergestreckt. Dann stürmten sie in das Haus, nach dem Zimmer, in welchem Othmán mit würdevoller Fassung seines

Schicksals harrte. Ungestört durch das Toben des Kampfes hatte er in dem Korán, welchen er vor sich hielt, weitergelesen und sich an dem Worte Gottes gestärkt: „Gott läßt nicht vergehen den Lohn der Gläubigen . . . solcher, zu denen die Menschen sagen: Sehet, Menschen haben sich wider euch zusammengethan, vor denen fürchtet euch — die aber solches nur im Glauben festigt, daß sie sagen: Unsere Hilfe ist Gott, bei ihm ist's wohl aufgehoben!" Als die Mörderbande hereindrang, wagte im ersten Augenblick doch Keiner, sich an dem greisen Haupte des Chalifen zu vergreifen. Mit ruhiger Milde wehrte er die vorwurfsvollen Fragen und Beschuldigungen ab, welche von allen Seiten auf ihn eindrangen, bis der rohe Mohammed, Abu Bekrs unähnlicher Sohn, ihn beim Barte zerrte und anschrie: „Nun hat dich Gott schimpfirt, alter Schwachkopf!"[1]) Fest antwortete der Chalife: „Ich bin kein Schwachkopf, sondern ich bin Othmán, der Beherrscher der Gläubigen!" „Nun hilft dir nicht dein Moáwija und der und jener!" — „Sohn meines Bruders, dein Vater wäre nicht der Mann gewesen, die Herrschaft an sich zu reißen." „Wenn mein Vater," erwiderte Mohammed, „dich solche Handlungen hätte begehen sehn, so hätte er dich der Herrschaft für unwürdig gehalten; was ich aber von dir will, ist noch ganz etwas Anderes, als die Herrschaft an mich reißen!" Da rief der Chalife: „Ich suche Beistand bei Gott wider dich und flehe um seine Hilfe!" Es waren seine letzten Worte. Zwar verließ Mohammed das Zimmer, aber Andere fielen jetzt über den Wehrlosen her; seinem Weibe Náïla, die sich über ihn warf, trennte ein Schwert, welches sie mit der Hand abzuwehren suchte, die Finger ab, und bald strömte das Blut des Schwiegersohnes und Vertreters des Propheten über die Blätter des heiligen Buches, das er noch im Sterben an sich gedrückt. Als die nach dem ersten Ueberfall wieder gesammelten Vertheidiger von Neuem in das Haus eindrangen, Rettung zu bringen, war Alles vorüber.

Kaum war das blutige Werk gethan, welches blinder Fanatismus und persönlicher Haß geplant und ausgeführt, schwächliche Beschränktheit und kurzsichtiger Egoismus geduldet hatten, als die unvermeidlichen schweren Folgen sich allen Betheiligten mit unheimlicher Deutlichkeit vor Augen stellten. Auch hier zeigte die vollbrachte That ein anderes Antlitz, als die ungeschehene. Jetzt auf einmal war es sowohl Alí, wie Talcha und Sobeir klar, daß in den Verdacht der Mitschuld kommen mußte, wer das Chalifat aus den Händen der Mörder entgegennahm; und diese selbst konnten sich nicht einbilden, daß irgend Jemand bei der Gemeinde Anerkennung finden würde, den sie etwa selbst auszurufen unternähmen. Nur wenn die ersten Männer von Medina selbst zu einmüthiger Wahl zu vermögen waren, schien es möglich, der eben in Staub und Blut getretenen Herrscherwürde wenigstens einen Theil ihres

1) So pflegten Othmáns Feinde ihn zu bezeichnen.

Ansehens zurückzugeben, die mit frevelhaftem Leichtsinn zerrissenen Bande der Legitimität nothdürftig zusammenzuflicken. Nur zu bald sollte sich die Aussichtslosigkeit eines solchen Versuches zeigen; gemacht mußte er aber werden, und weder Málik noch Abu Bekrs Sohn waren die Leute, denen es dazu an Energie gebrochen hätte. Während also Alí, welchen die durch Zahl und Leidenschaftlichkeit am meisten vermögenden Aegypter an der Spitze des Reiches zu sehen wünschten, gleichermaßen wie Talcha, der unter den Baßriern, und Sobeir, welcher bei den Kufiern den meisten Anhang besaß, sich weigerte, das Staatsruder zu ergreifen, drangen die Rebellen fortwährend in die zwischen Abscheu und Furcht vor den Mördern schwankenden Leute von Medina, die in jedem Falle nothwendige Wahl schleunigst vorzunehmen. Andererseits wurde Alí, der von jenen dreien doch als Vetter und Schwiegersohn des Propheten den ersten Anspruch und dazu auch den meisten persönlichen Anhang besaß, fortdauernd weiter bearbeitet, bis er sich endlich bereit erklärte, die Herrschaft anzutreten, wenn auch Sobeir und Talcha ihm zu huldigen sich herbeilassen wollten. Dazu hatten die nun aber nicht die geringste Lust; erst als auch die Kufier und Baßrier, weil man doch zu einem Ende kommen mußte, sich auf Alís Seite stellten, gaben sie nach, und so nahm acht Tage nach dem Tode Othmâns (25. Dhu'l-Hiddscha 35 = 24. Juni 656) endlich Alí als Chalife die Mediner und Fremden durch den üblichen Handschlag in Pflicht. Später behaupteten Talcha und Sobeir, sie hätten sich dazu nur unter dem Drucke des Zwanges verstanden, welchen der energische Málik durch seine Drohungen auf sie ausgeübt, und dem entsprechen auch einzelne Ueberlieferungen, nach welchen z. B. Talcha von Málik mit dem Schwerte wie ein widerspenstiges Kamel zur Huldigung herangetrieben worden sei. Das ist handgreiflich übertrieben, richtig wohl nur die Furcht, welche ganz Medina vor den Säbeln der Königsmörder zittern ließ. Man würde die klägliche Haltung der Leute, die als Hilfsgenossen des Propheten einst den Kampf mit ganz Arabien aufgenommen, von denen ein Talcha am Ochod den Boten Gottes mit seinem eigenen Leibe gegen Schaaren von Feinden gedeckt, nicht begreifen, wenn es nicht klar wäre, daß auch hier das Gewissen Feiglinge aus Allen gemacht hat.

So war also Alí Chalife; nur wenige von den Medinern weigerten ihm den Handschlag, wie Ssá'ad Ibn Abi Wakkâß, der Eroberer Persiens, der sich angeekelt, vielleicht nicht ohne Reue über die eigene Unthätigkeit während der Katastrophe, auf sein Gut in einem Winkel Arabiens zurückzog und seitdem von öffentlichen Angelegenheiten nichts hören wollte, bis die ganze Gemeinde wieder unter einem Imám vereinigt sei. Den Moáwija mochte er als solchen später nicht anerkennen; so starb er in seiner Einsamkeit fast vergessen im J. 50 (670). Die paar Freunde Othmâns und seine omaijadischen Verwandten waren gleich nach dem Morde geflohen, unter ihnen Merwân, der sich von seinem Scheintode bald erholt hatte, und No'mân Ibn El-Beschîr, welcher als Wahrzeichen des Todes Othmâns dessen blutiges Hemd und die

abgehauenen Finger der Náïla dem Moáwija nach Syrien brachte. So wurde es in Medina vorläufig still, denn auch die Rebellen machten sich nun auf den Rückweg in ihre Provinzen; aber es war die Stille vor dem Gewitter. Alí — die nominelle Dauer seiner Regierung ist vom 25. Dhu'l-Hiddscha 35 (24. Juni 656) bis 17. Ramadán 40 (24. Jan. 661) — begann seine Herrschaft mit einer Maßregel, deren Nothwendigkeit ebenso auf der Hand lag, wie ihre Unzweckmäßigkeit. Die omaijadischen Statthalter, deren Verwaltung den Hauptgrund zu den Beschwerden gegen Othmán geliefert, konnten unmöglich auf ihren Posten belassen werden; so erhielten sie Abberufungsschreiben, und gleichzeitig wurden neue Befehlshaber ernannt: Othmán Ibn Honeif für Baßra an Stelle des Ibn Ámir, Ammár Ibn Schiháb statt Abu Múßa für Kúfa, Keis Ibn Sfá'ad für Aegypten, und Obeidallah, ein Sohn des in den letzten Jahren Othmáns verstorbenen Oheims des Propheten Abbás, für Südarabien: das war bis dahin in den Händen des Já'ala Ibn Munja gewesen, eines gebornen Temimiten, welcher als Schutzgenosse einer den Haschimiten nahe verwandten Familie früher in Mekka gelebt, dann es mit den Omaijaden gehalten hatte. Ibn Ámir, der sich in Baßra nicht sicher fühlen konnte, trat seinen Posten dem Ibn Honeif ohne Weiteres ab. Já'ala versuchte keinen Widerstand, nahm aber die wohlgefüllte Staatscasse mit sich nach Mekka, wo er bald eine für Alí bedenkliche Rolle zu spielen anfing. Keis Ibn Sfá'ad fand bei den Aegyptern vorläufig Anerkennung bis auf eine Anzahl persönlicher Anhänger des Othmán, die sich in Charbitá, einem Orte in der Nähe von Alexandria, festsetzten: er ließ sie dort einstweilen unbehelligt, da seine Stellung durch den üblen Willen der Extremen unter Mohammed Ibn Abi Bekr, der selbst Statthalter zu werden gehofft hatte, ohnehin ziemlich schwierig wurde. Ammár aber paßte den Kufiern, die sich unter dem immer geschmeidigen, jedes energische Auftreten scheuenden Abu Múßa so recht in ihrem Elemente fühlten, gar nicht; als er mit Alís Ernennungsdecret ankam, bedeuteten sie ihn einfach, sich seiner Wege zu scheren. Am wenigsten war natürlich an eine Unterwerfung Moáwijas zu denken, welchem die syrischen Truppen blind ergeben waren. Erst einen Monat nach der Ankunft von Alís Schreiben sandte er durch Kabíßa, einen Beduinen von den Gatafán, einen Brief mit der lakonischen Aufschrift: „Von Moáwija an Alí" — als der Chalife aber den Umschlag öffnete, war er leer. Da sagte er zu dem Boten: „Was steckt dahinter?" Jener erwiderte: „Bin ich meines Lebens sicher?' und auf die Antwort: „Ja, Gesandte tödtet man nicht" fuhr er fort: „Dahinter steckt, daß ich Leute verlassen habe, die nur durch Rache zufrieden zu stellen sind." „Rache" — fragte Alí — „an wem?" Der Beduine rief: „An dem Marke deiner Wirbel! Ich habe sechzigtausend Mann verlassen, die unter dem Hemde Othmáns weinten, das vor ihnen ausgestellt ist und mit dem sie die Kanzel der Moschee von Damaskus umhüllt haben!" So war es in der That. Der alte Amr Ibn El-Áßi hatte nicht eben viel Religion; seine ganze Dogmatik bestand eigentlich nur in einem

Glaubenssatze, an welchem er aber dafür mit doppelter Zähigkeit hing, und der lautete: „Es giebt keinen Statthalter von Aegypten außer Amr.“ Das war sein Land, welches er sich erobert hatte und in welchem er sich so recht in der Fülle der von geduldigen Kopten einfließenden Steuern hätte wohl fühlen können, wenn ihm diese melkende Kuh nicht immer hartnäckig von den ketzerischen Chalifen vorenthalten wäre. Auch Alí hatte schon wieder die Provinz ihrem rechtmäßigen Inhaber entfremdet: so ging der zum Moáwija. Seit Othmáns Tode widerspruchslos an die Spitze des Hauses Omaija getreten, hatte der Statthalter Syriens jedenfalls bereits damals seine Augen auf ein höheres Ziel gerichtet. Sich dem Alí zu beugen, hätte die eben erst für die weltliche Partei der alten mekkanischen Aristokratie errungene Machtstellung an die frommen Mediner ausliefern heißen; natürlich war daran nicht zu denken. Zum Kampfe zwischen den entgegengesetzten Richtungen mußte es unter allen Umständen jetzt kommen; Moáwija war nicht der Mann, sich den wichtigen Beistand entgehen zu lassen, welchen die öffentliche Meinung dem Verfechter der Legitimität und dem Rächer eines abscheulichen Verbrechens sichern mußte. So hatte denn er, der mindestens keine besonderen Anstrengungen gemacht, das Haupt seiner Familie zu retten, sofort nach der Ermordung des Chalifen die Losung „Rache für Othmán!“ ausgegeben und direct gegen Alí gerichtet, dessen zweideutige Haltung während des Aufruhrs ja den Verdacht der Mitschuld schwerlich dem Moáwija selbst, der seine Leute kannte, wohl aber weniger scharfsichtigen Menschen nahe legen mochte. Natürlich geschah nun in Syrien Alles, den Verdacht zur Thatsache zu stempeln, und bald glaubte das Volk allgemein an die Wahrheit der Beschuldigung. Amr aber, der noch vor wenig Monaten durch seine Hetzereien die Unzufriedenheit der Mediner geschürt hatte, besaß jetzt die Stirn, um Rache an den Mördern des unglücklichen Chalifen eifrig mitzuschreien; und er, immer der Schlaueste der Schlauen, hatte auch den satanischen Einfall gehabt, das blutige Hemd und die abgehauenen Finger der Náïla in Damaskus ausstellen zu lassen, um die öffentliche Entrüstung, die unter den heißblütigen Arabern mehr zu bedeuten hat als vielfach anderswo, aufs Aeußerste zu reizen.

Und während so draußen Alles geschah, die Kraft der omaijadischen Partei zu stärken, versagten daheim dem Chalifen grade die Stützen, welche bis dahin als die Grundpfeiler des Reiches gegolten hatten. So sehr Alí sich hatte bitten lassen, ehe er die Huldigung annahm, die Thatsache, daß sie schließlich doch das Werk der Königsmörder war, konnte er nicht ungeschehen machen, und das unbehagliche Gefühl, sich treulos und feige benommen zu haben, setzte sich bei allen den Frommen, die nicht grade zu den Fanatikern gehörten, ganz natürlich in Widerwillen gegen den neuen Herrscher um. Man stand mit gesuchter Absichtlichkeit zur Seite, und wenn auch im Anfang nur Wenige dem Beispiel Sſá'ds folgend die Stadt überhaupt verließen, so fiel doch das Aufgebot zum Kampfe gegen Moáwija, das Alí auf die unverschämte Herausforderung erlassen mußte, platt auf die Erde: außer den persönlichen

Anhängern, welche der wegen seiner persönlichen Tapferkeit, seiner Wohlredenheit und poetischen Begabung immer hoch angesehene Vetter und Schwiegersohn des Propheten doch in einiger Anzahl besaß, wollte Niemand zu den Waffen greifen, obwohl doch Jedermann sich sagen mußte, daß es die Omaijaden nicht bei Drohungen würden bewenden lassen. Dem Ali aber war unter seinen mannigfachen Gaben die grade versagt, auf welche es in seiner schwierigen Lage vor Allem ankam: die Fähigkeit rascher Entschlüsse. Nach der Ernennung seiner Statthalter that er monatelang gar nichts, obwohl er nach den wohlbekannten Verhältnissen in den Provinzen an mehr als einem Punkte Veranlassung zu raschen Maßregeln gehabt hätte, und jetzt wieder wartete er nur allzu geduldig, ob nicht doch am Ende noch die Mediner sich zu dem syrischen Feldzuge bereit finden ließen, bis eine Hiobspost ihn endlich aus seiner Lethargie aufrüttelte.

Die Lauheit der Mediner hatte gezeigt, daß Alis Sache im Volke keine Wurzel mehr besaß: so waren in seinen unterlegenen Nebenbuhlern Talcha und Sobeir neue Hoffnungen aufgestiegen, daß es doch am Ende möglich sein werde, ihm die Herrschaft wieder zu entreißen. Othmán war von Aufrührern gestürzt, warum sollte Ali fester stehen? Treu und Glauben waren ja für dies Geschlecht doch einmal begraben. So gingen die Beiden nach Mekka, unter dem Schutze des mit Asylrecht begabten heiligen Gebietes eine Erhebung vorzubereiten. In Mekka fanden sie bereits Áïscha, welche nach der Katastrophe dort geblieben war, und Já'ala nebst seinen südarabischen Geldern. Er hatte gar nichts dagegen, mit diesen eine Rolle zu spielen; die „Mutter der Gläubigen" aber kannte keinen größeren Genuß, als auf ihren Todfeind Ali (vgl. oben S. 134) zu schimpfen und gegen ihn zu conspiriren.[1]) Das hatte sie früher auch gegen Othmán gethan; nun stellte sie, deren Frömmigkeit mit einem heillosen Hange zum Intrigiren sich nur zu wohl vertrug, sich ebenso entrüstet über das greuliche Verbrechen, wie Amr und Moáwija. Was aber das Merkwürdigste war, auch eine ganze Anzahl Omaijaden, Merwán an der Spitze, schlossen sich dieser Bewegung an. Wir können nicht sagen, aus welchem Grunde sie nach der Ermordung Othmáns statt zu Moáwija nach Mekka gingen: vielleicht glaubten sie in der heiligen Stadt, deren Weichbild durch ein strenge respectirtes Asylrecht ausgezeichnet war, schneller in Sicherheit zu kommen, als wenn sie die im Augenblick von den Rebellen gefährdete Straße nach Syrien einschlugen; vielleicht aber auch war es von Anfang ihre Absicht gewesen, an dem alten Sitze des Hauses Omaija Anhänger für ihre Sache zu sammeln. Jedenfalls hielten sie es, als Talcha und Sobeir in Mekka das Heft in die Hände bekamen, für nützlich, vorläufig die in dem Schoße der gläubigen Partei entstandene Spaltung möglichst erweitern zu helfen: je mehr Kräfte Ali im Kampfe mit diesen Gegnern verbrauchte, um

1) „Sie konnte nichts Gutes von ihm sagen, wenn sie nur einigermaßen im Stande war, es zu vermeiden", bezeugt ein Zeitgenosse.

so sicherer blieb der Sieg am Ende dem Moáwija. So thaten die Biederen denn, als glaubten sie an die Aufrichtigkeit der Versicherung, daß Othmáns Blut an Alí gerächt werden solle, und als die Beiden sammt der Áïscha mit ungefähr 1000 Mann sich nach dem Irák aufmachten, durch ihre dortigen Anhänger die zahlreiche Kriegsmacht dieser Provinz auf ihre Seite zu bringen, zogen die Omaijaden munter an der Spitze des seltsam gemischten Zuges einher. Der Einzige, der sich ehrlich zeigte, war Ssa'íd Ibn El-Áßi, Othmáns Statthalter von Kúfa; der höhnte seine Familiengenossen, als er sie vor Talcha und Sobeír herreiten sah, mit den Worten: „Wohin geht ihr denn und lasset eure Rache auf dem Rücken der Kamele hinter euch?" — indem er verständlich genug auf die Mitschuld jener Beiden an der Empörung gegen Othmán hinwies. Er selbst hatte ihre Heuchelei sofort erkannt, als sie auf seine Frage, wer denn von ihnen Beiden nach errungenem Siege Chalife werden solle, erwiderten: „Wen von uns die Gemeinde wählen wird", seiner Aufforderung aber, wenn es ihnen wirklich um Rache für das Blut Othmáns zu thun sei, doch einem seiner Söhne die Herrschaft zuzuwenden, zweideutig auswichen. Er zog sich mit ein paar Anderen, die seinem Beispiele folgten, von der Unternehmung zurück; daß auch nicht allen Theilnehmern recht wohl dabei war, zeigt das Benehmen der Áïscha, deren schlechtes Gewissen sie bei einem mitten auf dem Marsche ihr aufstoßenden üblen Vorzeichen beinahe zur Umkehr veranlaßt hätte. Doch ließ sie sich begütigen, und im Rabí II des J. 36 (Oct. 656) langte das Heer, welches sich unterwegs durch Zuzug von verschiedenen Seiten auf 3000 Mann verstärkt hatte, vor Baßra an. Die Stimmung war hier wie in Kúfa eine sehr getheilte. An beiden Orten fanden sich schon seit längerer Zeit (S. 301. 304) Manche, die persönlich an Talcha oder Sobeír hingen, und wenn auch grade die, welche sich an dem Zuge gegen Othmán betheiligt hatten, sich jetzt, wo jene um Rache für Othmán schrien, zu Alí halten mußten, so wuchs auf der andern Seite die Partei nach der Ankunft der Beiden unter der wetterwendischen Bevölkerung rasch genug. Alís Statthalter Othmán Ibn Honeif benahm sich trefflich: bei der Unzuverlässigkeit seiner Leute konnte er nicht verhindern, daß die Gegner einen Theil des Ortes besetzten, aber als sie von da aus durch öffentliche Reden, die sie auf dem Hauptplatze der Stadt vor dem Volke hielten, ihren Anhang auszubreiten trachteten, machte er ihnen den Boden mit Eifer und Erfolg streitig, wobei ihm einige andere Verständige kräftig beistanden. Die Verbündeten mußten unangenehme Wahrheiten einstecken: die „Mutter der Gläubigen" wurde auf die Verordnungen des Propheten hingewiesen, nach welchen sie hübsch zu Hause sitzen, nicht aber sich unter den Männern im Feldlager herumzutreiben hatte, und wenn Talcha und Sobeír gegen die Mörder Othmáns declamirten, fragte man sie wohl, ob man ihnen die Briefe zeigen solle, in denen sie selber gegen den unglücklichen Chalifen gehetzt hätten. In der Stadt war neben den Anhängern der Verbündeten und den Leuten Alís eine neutrale Partei, bei welcher schließlich die Entscheidung lag; die

forderte Einholung zuverlässiger Nachricht, ob wirklich Talcha und Sobeir, wie sie behaupteten, nur gezwungen dem Alí gehuldigt hätten. So gab es einen Augenblick Waffenstillstand; als aber die Boten aus Medina mit der Nachricht zurückkamen, daß auch dort die Ansichten über diesen Punkt getheilt waren, befand man sich auf dem alten Fleck. Da überfielen die Verbündeten eines Nachts, von Verräthern begünstigt, das Haus des Ibn Honeif und nahmen den Statthalter gefangen; ihres Führers beraubt, gaben sich die Freunde Alís doch nicht, wurden nun aber in dem nach weiteren ergebnißlosen Verhandlungen endlich ausbrechenden offen Kampfe besiegt. Baßra war nun in den Händen Talchas und Sobeirs: um die Welt endlich an die Aufrichtigkeit ihres Eifers für das Blut Othmáns glauben zu machen, begingen sie die Abscheulichkeit, eine ganze Anzahl der Anhänger Alís als Theilnehmer an dem Königsmorde hinrichten zu lassen, Leute, die schließlich doch nicht viel mehr als ihre eigenen Mitschuldigen waren. Die elende Handlung erwies sich bald als eine Thorheit, welche ihren Urhebern die gerechte Strafe zuzog. Es waren unter den Getödteten angesehene Leute, die in naher Verbindung zu einflußreichen Persönlichkeiten Kúfas gestanden hatten, und während bisher auch an dem letzteren Orte Alí durchaus nicht über allzu große Schaaren von Anhängern verfügte, schlug nun die Stimmung vollständig zu Ungunsten der Verbündeten um. Ka'aká, der Held von Kadesia, äußerte laut seine Entrüstung, und er wie andere angesehene Männer fingen an dem Abu Múßa El-Ásch'ari, der bis dahin als Statthalter fortdauernde Anerkennung gefunden hatte, entgegenzuwirken. Der war natürlich dem Alí, welcher ihn seines Postens hatte entsetzen wollen, feindlich gesinnt, und als nun ziemlich gleichzeitig Boten Alís und der Baßrier eintrafen, die Kufier zum Anschluß an ihre beiderseitigen Führer aufzufordern, suchte er seine Leute wenigstens zur Einnahme einer neutralen Stellung zu vermögen. Wiederholte Gesandtschaften Alís führten in der That nicht zum gewünschten Ziele, weil es dem Abu Múßa doch gelang, die Mohammed Ibn Abi Bekr, Málik Ibn Aschtar und Andere, welche Alí geschickt hatte, als Königsmörder zu discreditiren. Endlich aber erschien Alís Sohn El-Haßan in der Stadt: an sich ein unbedeutender und charakterloser Mensch genoß er doch als Enkel des Propheten eines gewissen Ansehens und war zudem von dem alten Ammár Ibn Jáßir begleitet, der von seiner mißglückten Verwaltung unter Omar (S. 291) her die Verhältnisse in der Stadt kannte. Die Aussicht, welche Alí eröffnet hatte, daß er Kúfa zum Sitze der Herrschaft machen werde — wie wenig Boden er in Medina hatte, war ja mehr als deutlich geworden — wirkte jetzt mit der geschickten Thätigkeit des Ammár und Haßans Persönlichkeit zusammen, Ka'aká und seine Gesinnungsgenossen sprachen sich offen für Alí aus, und so wurde Abu Múßa bei Seite gedrängt. Er mußte die Stadt verlassen und zog sich für eine Weile grollend zurück, bereit, in jedem Augenblicke seiner Verstimmung Ausdruck zu geben, wozu vorläufig allerdings die Gelegenheit mangelte.

Denn nun war das Aussehen der Dinge mit einem Schlage in sein

Gegentheil umgewandelt. Alí hatte, sobald er die Nachricht von dem Marsche Talchas und Sobeirs in Medina erhielt, die kümmerliche Schaar seiner Anhänger — mehr als 900 waren es nicht — eilig zusammenraffen müssen, um den Verbündeten, wenn möglich, im Irák zuvorzukommen. Aber es hatte immer noch so lange gedauert, bis er sich in Marsch setzen konnte, daß Baßra schon gefallen war, ehe er die Grenze des Irák erreichte; als er in Dhú Kár, wo einst die große Schlacht zwischen Benu Bekr und den Leuten von Hira stattgefunden (S. 22) anlangte, war Ibn Honeif, von den Verbündeten mit abgeschorenem Haar, Bart, Brauen und Lidern aus Baßra weggejagt, ihm schon mit der bösen Nachricht entgegen gekommen. Stand er aber damals mit seinem kleinen Haufen einer zehnfachen Mehrzahl gegenüber, so konnte man jetzt mit den 900 Kufiern, die sogleich in Begleitung des Haßan sich zu ihm auf den Weg gemacht hatten, und mit mehreren Tausenden baßrischer Flüchtlinge und anderer von hie und da allmählich zu ihm stoßender Hilfstruppen sein Heer doch auf 15—20 000 Mann schätzen, und viel mehr zählten die Verbündeten keinesfalls. Aber grade aus der eigenen Kraft schöpfte er die Hoffnung, vielleicht ohne Blutvergießen den Frieden wieder herzustellen. Er schickte den Ka'aká, während er selbst noch in Dhú Kár blieb, nach Baßra hinein, und wirklich fand dieser bei den Verbündeten mit seinen Vorschlägen Gehör. So blind persönlicher Ehrgeiz auch zu machen pflegt, man konnte sich selbst doch kaum verhehlen, daß es in jeder Weise, den äußeren Feinden wie der Gemeinde gegenüber, ein schwer zu verantwortendes Unterfangen war, die Waffen der Muslime gegeneinander zu kehren, statt sie zur Vertheidigung und weiteren Ausbreitung des Glaubens gegen Perser und Byzantiner vereint zu halten. Vielleicht ließ Alí auch andeuten, man könne ja einen Weg zu gemeinsamer Ausübung der Herrschaft suchen — jedenfalls brachte Ka'aká die Botschaft, daß die Verbündeten zu unterhandeln geneigt seien, wenn Alí sich bereit zeige, die in seinem Heere befindlichen Königsmörder aus demselben zu verweisen. Das mußten sie schon verlangen, nachdem sie die Rache für Othmán mit so großem Geräusch als Zweck des ganzen Kriegszuges ausposaunt hatten. Trotzdem war die Zumuthung stark; noch in den letzten Wochen hatten Mohammed Ibn Abi Bekr und Málik El-Aschtar sich die größte Mühe gegeben die Kufier für Alí gewinnen zu helfen; sie jetzt von sich zu stoßen hieß gröblichen Undankes schuldig werden. Trotzdem beschloß Alí, der sonst gegen seine Anhänger sich stets treu und zuverlässig bewies, in diesem Falle alle Rücksichten dem höheren Zwecke nachzustellen: indem er sich von Dhú Kár nach Baßra in Marsch setzte, schickte er Nachricht voraus, daß er die gestellte Bedingung annehme, gab auch sofort den Befehl, daß Alle, die an der Rebellion gegen Othmán theilgenommen hätten, sich vom Heere scheiden und zurückbleiben sollten. Denen aber war natürlich mit der neuen Wendung der Sache gar nicht gedient; sie konnten sich keinen Augenblick verhehlen, daß sie in Gefahr standen, zur Herstellung des allgemeinen Friedens geopfert zu werden. So traten sie denn, während

Ali mit dem Heere weiter zog, in Berathung, was zu thun war, und beschlossen nach längerem Hin- und Herreden, wenn es irgend möglich sei, durch einen unvermutheten Angriff gegen die Verbündeten die Eröffnung eines allgemeinen Kampfes herbeizuführen. So zogen sie, eine kleine, aber zum Aeußersten entschlossene Schaar[1]), hinter Alis Truppen her und lagerten sich, als dieser in einer Vorstadt von Baßra Quartier genommen, bei dem benachbarten Choreiba. Es entwickelte sich nun für einige Tage ein friedlicher Verkehr zwischen Ali und den Verbündeten, nicht minder aber zwischen den beiderseitigen Heeren. Schon glaubte man den Zwist beigelegt, Sobeir, heißt es, hatte dem Ali bereits das ausdrückliche Versprechen gegeben, nicht weiter gegen ihn zu kämpfen — wie vermuthet wird, weil es Ersterem gelungen, ihn gegen Talcha argwöhnisch zu machen und durch Versprechungen auf die eigne Seite zu ziehen: da fielen plötzlich in der Morgendämmerung eines Tages im Monate Dschumáda I 36 (Nov. 656)[2]) die Königsmörder über eine Abtheilung der Verbündeten, die in Choreiba stand, her, und wie sie gehofft hatten, gelang es ihnen, da man sofort auf beiden Seiten an muthwilligen Bruch des Waffenstillstandes glaubte, die beiden Hauptheere aneinander zu bringen. Aus den verwirrten Nachrichten, die wir über die Schlacht haben, scheint hervorzugehen, daß der Kampf, der erste, in welchem Muslime gegen Muslime standen, schwer und erbittert war. Die religiöse Einigung hatte bis zu einem gewissen Grade die alten Stammverbände gelöst, derselbe Stamm in manchen Fällen seine Angehörigen theils in Baßra theils in Kúfa angesiedelt: so standen nun „Rabí'a gegen Rabí'a, Modar gegen Modar"[3]), Helden der Perserkriege und fromme Koránleser fochten auf beiden Seiten gleichermaßen gegen einander. Wenig Lust zum Kampfe hatte freilich Sobeir gezeigt, der von dem friedlichen Abschluß mit Ali sich Vieles versprochen zu haben scheint; nun bedurfte es, sagt man, höhnender Worte seines eigenen Sohnes Abdallah (vgl. S. 270), ihn in den Kampf zu treiben. Er verließ ihn früh, nachdem er durch Bewährung der alten Tapferkeit seiner Ehre genug gethan, fand aber nicht weit vom Schlachtfelde einen unrühmlichen Tod von der Hand eines fremden Beduinen, welcher durch heimtückische Ermordung des eben im Gebet seiner Umgebung achtlosen Mannes die Gunst Alis zu erwerben meinte. Talcha erhielt im Streite eine schwere Wunde, an der er verblutete, bevor er noch die Stadt erreichen konnte; sein Tod

1) Nach einer Ueberlieferung wären es doch 2500—2600 Mann gewesen. Da bei Othmáns Tode nach den glaubwürdigsten Nachrichten die Zahl der Rebellen nur etwa 1000 betrug, so würde man anzunehmen haben, daß sich hier eine weitere Anzahl von Gleichgesinnten oder Stammverwandten den Königsmördern angeschlossen hatten.
2) Die verschiedentlich gemachten Versuche, den Tag zu bestimmen, halte ich für aussichtslos; dagegen dürfte feststehen, daß die auch mehrfach überlieferte Ansetzung der Schlacht auf den Dschumáda II (December 656) unrichtig ist.
3) Modar und Rabí'a sind die beiden Hauptabtheilungen der ismaelitischen (nordarabischen) Araber, jene die Gatafán, Hawásin, Ssoleím, Temím, Hodheil, Aßad, Koreisch u. s. w., diese u. A. die Bekr und Taglib umfassend.

und Sobeirs Entfernung minderten die Festigkeit des führerlos gewordenen Heeres. Als aber die beginnende Flucht seine Schaaren an dem Kamel vorbeidrängte, auf welchem in ihrer Sänfte Áïscha, „die Mutter der Gläubigen", saß, rief sie mit schriller Stimme ihre „Söhne" in den Kampf zurück; das heilige Buch Gottes hoch erhoben schritt einer ihrer Getreuen den nachdrängenden Feinden wieder entgegen, während immer wieder Áïschas Schrei ertönte: „Allah! Allah! Gedenket Allahs und der Rechenschaft!" So brandeten um die energische Gattin des Propheten von Neuem die Wogen des Streites; hoch ragte über den Kämpfenden ihre Kamelsänfte, die zuletzt mit Pfeilen gespickt war „wie ein Igel mit Stacheln". Selbst Málik, der sich eben mit Abdallah Ibn Sobeir tapfer herumgeschlagen und ihm eine erhebliche Wunde beigebracht, mußte es aufgeben, den Zügel des Kamels zu ergreifen, um welches vor Allen die Leute vom Stamme Dabba wie eine lebendige Mauer standen; als er etwas zurückweichend auf den mächtigen Ka'aká stieß und dessen Frage, ob er nicht umkehren wolle, nur durch Schweigen beantwortete, meinte dieser, man müsse die Sache einmal anders versuchen. Auch auf Alis Seite war einer von den Dabba, der rief seinen Volksgenossen zu, sie möchten ihn einmal heran lassen — als ob er mit ihnen irgendwie verhandeln wollte; statt jedes Wortes aber zertrennte er mit raschem Schnitte eine Beinsehne des Kamels, daß es zusammenbrach. Rasch drängte nun Ka'aká mit den Seinen nach, man hob die Sänfte mit der Áïscha herab, und nun wichen die muthigen Vertheidiger endlich zurück. Ali verbot jede Verfolgung, Tödtung der Verwundeten oder Plünderung der Stadt; auch die Áïscha, die nach ihrer Gefangennahme, keineswegs dem Mißgeschicke nachgebend, in zornigen Reden gegen ihren Bruder Mohammed Ibn Abi Bekr und Andere ihrem Unwillen Luft gemacht, wurde ungekränkt nach Mekka entlassen, von wo sie nach dem Ende der Wallfahrt des Jahres nach Medina zurückkehrte.

Der Tod seiner Nebenbuhler mehr als der Sieg in der „Kamelsschlacht" machte den Ali zum unbestrittenen Herrn des ganzen Irák, dessen Bevölkerung ihm nun ohne Widerstreben huldigte. Da in Arabien wenigstens an offene Empörung auch nicht mehr zu denken war, so blieb Moáwija als der Einzige übrig, welcher dem Chalifen noch den Gehorsam weigerte. So klein indessen dem äußeren Umfange nach seine Provinz im Vergleich mit Alis Ländergebiete war, in Wirklichkeit verfügte er wenn nicht über sehr viel mehr, so doch über weit sicherere Mittel als jener. Persien östlich des Tigris war bei der steten Nothwendigkeit, die kaum eroberten Gebiete straff im Zaume zu halten, gegenwärtig dem, welcher es besaß, eine Last, keine Hilfe; Aegypten hing mit den übrigen Provinzen kaum zusammen und mußte sofort an das davorliegende Syrien verloren gehen, wenn der geringste Mißerfolg eintrat: so waren es neben den Flucht- und Hilfsgenossen des Propheten, die zum Kampfe gegen den gottlosen Omaijaden nun doch zahlreicher herbeiströmten, eigentlich nur die Iraker, auf welche sich Ali stützen konnte, und deren wetterwendischer Geist versprach nicht grade viel zähe Ausdauer. Andererseits hatte Moáwija,

sobald Alis Aussichten sich zu bessern anfingen, alle seine Truppen, unter vorläufiger Aufgabe der unsicheren Grenzdistricte Armeniens, an sich gezogen; und wie sein Heer an Kopfzahl den Schaaren Alis, wenn auch nicht viel, überlegen war, so konnte er auf die Syrer, die er durch ein klug berechnetes System straffer Disciplin und persönlicher Rücksichtnahme, vor Allem aber geschickt angewendeter Freigebigkeit seit lange eng an sich gefesselt, unter allen Umständen wie auf sich selbst rechnen. Trotz alledem schwankte er einen Augenblick, als um die Mitte des Jahres 36 (Anfang 657) Ali, der nunmehr in Kûfa seine Residenz aufgeschlagen hatte, ihm die erneute Aufforderung zugehen ließ, er solle dem Beispiele der Genossen des Propheten folgend ihn als Chalifen anerkennen. Es lag deutlich am Tage, daß eine wiederholte Weigerung zu einem Kriege führen mußte, der den Islám in seinen Grundfesten erschüttern und das eigene Verderben Derjenigen herbeiführen konnte, welche die Sache des Glaubens ihrem Ehrgeize zu opfern wagten. Andererseits durften die Vertreter der mekkanischen Aristokratie sich nicht verhehlen, daß die ganze Arbeit, durch welche die demüthigende Niederlage des Stammes Koreisch gegen Mohammed zur Herrschaft der Führer eben dieses Stammes über das neue Weltreich umgeschaffen war, vergeblich gewesen wäre, hätte man sich unterworfen: so entschied sich Moáwija wie der alte Amr, den er wieder zu Rathe zog und der von da ab die Seele seiner Politik darstellte, für die Fortsetzung des Widerstandes, immer natürlich mit Beibehaltung des Aushängeschildes der Rache für Othmán. Klügere Leute glaubten an diesen Beweggrund freilich so wenig wie Moáwija selbst. Er hatte um diese Zeit dem Ssá'ad Ibn Abi Wakkâß einen verbindlichen Brief geschrieben, in welchem er seine Erwartung aussprach, daß vor Allen die ausgezeichneten Männer, die einst den Othmán gewählt, nun auch sein Blut rächen hülfen; so hätten Talcha, Sobeir und Âïscha schon gehandelt, und ihnen werde ja auch Ssá'ad nun sich anschließen. Ssá'ad antwortete trocken, daß Ali so gut, ja besser sei wie irgend ein anderer von den Wählern Othmáns; was Talcha und Sobeir angehe, so wäre es ihnen besser gewesen, wenn sie zu Hause geblieben wären, der „Mutter der Gläubigen" aber werde Allah Vergebung gewähren. Er verharrte ruhig in seiner Zurückgezogenheit.

Besser gelang dem Moáwija ein anderer Streich. Aegypten wurde von dem energischen, dabei aber verständigen Keis Ibn Ssá'ad für Ali verwaltet, der klug genug war, die in Charbitá stehenden Gegner des Chalifen (S. 310) unbehelligt zu lassen, da sie ihrerseits ebensowenig Miene machten, gewaltthätig aufzutreten. Der Mann war dem Moáwija ein Dorn im Auge. Auf einen Brief, in welchem dieser versucht hatte, ihn dem Ali abwendig zu machen, hatte Keis mehr wahr als höflich geantwortet: „Du bist nichts als ein mekkanischer Götze: ungern bist du in den Islám ein-, gern wieder ausgetreten." Bereitwillig hatte Moáwija dem Amr die Statthalterschaft von Aegypten versprochen und ihm selbst lag daran, die Mittel des einträglichen Landes in die Hand zu bekommen: dazu war es vor Allem nöthig, den Ali

zu bestimmen, daß er statt des Keis einen unbedachten Mann dahin schickte, der sich zu Thorheiten verleiten ließe. Zu diesem Zwecke wurde auf den Namen des Keis ein Brief gefälscht, welcher den Ausdruck seiner vorgeblichen Freundschaft für die Rächer Othmáns enthielt, und dieser mit Ostentation verbreitet, bis der Chalife Kunde davon erhielt. Die Begabung Alis für mancherlei Dinge erstreckte sich leider nicht auf die Politik, in welcher er ein reines Kind war; als der seinerseits in blindem Fanatismus befangene Mohammed Ibn Abi Bekr ihm den „Verrath" des Keis meldete, fiel er ohne Weiteres in die Schlinge und ließ den tüchtigen Mann eben durch Mohammed ablösen, der richtig binnen Kurzem ganz Aegypten in die äußerste Verwirrung brachte. Keis war großmüthig genug, seinem Fürsten die Thorheit nachzusehen; er stellte ihm sein Schwert für den Krieg mit Moáwija zur Verfügung, zu welchem eben jetzt Alis Heer in getrennten Abtheilungen durch Mesopotamien nach Syrien heranzog. Es waren Truppen aus verschiedenen Provinzen unter ihren Statthaltern, wie El-Asch'ath Ibn Keis von Adherbeidschán, Dscharír Ibn Abdallah von Hamadán, Abdallah Ibn Abbás von Baßra; den Kern des Heeres bildeten über 1000 von den alten Gefährten des Propheten, unter ihnen noch 70, die schon bei Bedr mitgefochten hatten, und die Männer von Kúfa, die Eroberer Persiens. Als man an den Euphrat kam, nahe der Stelle, wo er die große Biegung nach Südosten macht, erhielt der kühne und rücksichtslose, aber zuverlässige Málik, welcher die widerspenstigen Bewohner von Rakka zum schleunigen Bau einer Brücke zu nöthigen gewußt, den Oberbefehl über die Vortruppen, die am südlichen Ufer des Stromes bereits Fühlung mit den heranziehenden Truppen Moáwijas bekommen hatten. Trotzdem aber Alis Haufen bald sämmtlich die Brücke passirt hatten, gab er doch den Befehl aus, vorläufig nur etwaige Angriffe abzuwehren: auch hier, wie vor der Kamelschlacht, wollte er kein Mittel unversucht lassen, das Blutvergießen zwischen den Muslimen zu vermeiden. So gab es denn nur einzelne Vorpostengefechte, von denen eines allerdings ziemlich hitzig wurde. Beide Heere standen in Ssiffín, einem Landstriche, der im Wesentlichen das südliche Ufer des Euphrats zwischen der großen Biegung und Rakka umfaßt und noch heute diesen Namen führt; hier war es Moáwijas Vorhut unter Abu'l-Á'awar (S. 261) gelungen, die Gegner vom Euphrat wegzumanövriren, so daß sie an Wassermangel zu leiden anfingen. So mußte Alí die Erlaubniß zum Angriff geben, und es gelang dem Málik mit seinen Reitern, von den Fußtruppen des Asch'ath Ibn Keis unterstützt, sich den Weg zum Strome zu bahnen und nun die Leute Moáwijas von demselben abzudrängen (Anfang Dhu'l-Hiddscha 36 = Ende Mai 657). Da aber Alí die Entscheidungsschlacht noch aufzuschieben wünschte, gab er Befehl, jenen das Wasserholen ohne Einschränkung zu gestatten; gleichzeitig schickte er nochmals eine Gesandtschaft an den Moáwija, die abermals ergebnißlos verlief — denn daß Schábath Ibn Rib'i dem Omaijaden dabei ganz einfach ins Gesicht sagte, sein ewiges Geschrei um Rache für Othmán sei nur für die Dummen be-

rechnet, brachte natürlich so wenig Wirkung hervor, wie unangenehme Wahrheiten im Allgemeinen zu thun pflegen. Die Vorposten beider Heere begannen von Neuem zu scharmützeln, und unter solchen unbedeutenden Gefechten verging der letzte Monat des Jahres: „denn," so heißt es, „sie scheuten davor zurück, die irakischen und die syrischen Truppen in ihrer Gesammtheit auf einander stoßen zu lassen, weil sie davon gegenseitige Vernichtung und allgemeinen Untergang fürchteten." Die Besorgniß war keineswegs eitel; es waren die besten Kräfte des Islâms, die hier zu ringen sich anschickten, und der Preis des Sieges konnte auch dem Sieger leicht zu hoch werden. So begreift man, daß noch zu Anfang des Jahres 37 (Mitte Juni 657) ein förmlicher Waffenstillstand für die Dauer des Monats Moharram zu Stande kam, der zu weiteren Verhandlungen zwischen den Führern dienen sollte: und doch war es ein verhängnißvoller Fehler Alis, sich einen Aufschub gefallen zu lassen, der seiner Unentschlossenheit sehr willkommen, seinen wirklichen Interessen so schädlich wie möglich war. Es ist ein neuer Beweis seiner vollendeten Unkenntniß der Menschen, daß er sich einbildete, den Moáwija noch jetzt auf gütlichem Wege zur Nachgiebigkeit bewegen zu können, und daß er sich verhehlte, wie gefährlich auf manche Elemente seines Heeres die Unthätigkeit und ganz besonders der friedliche Verkehr mit den Gegnern wirken mußte. Im Allgemeinen war ja eine gewisse Abneigung zwischen Syrern und Irakiern (vgl. S. 301) ebenso deutlich vorhanden, wie der Haß der alten Gefährten Mohammeds gegen die weltliche Partei der Omaijaden in alter Stärke fortdauerte; aber die launische und eigenwillige Art der Kufier war seit Jahren nicht minder bekannt, und dazu sollte sich bald genug herausstellen, daß in ihren Reihen mehr als ein Verräther des Zeitpunktes harrte, wo es lohnte sich dem Moáwija zu verkaufen. Es ist freilich bei einer Natur, wie die Alis war, nicht verwunderlich, daß er, der seinen zuverlässigen Keis Ibn Ssá'ad auf eine bloße Denunziation hin aus der Ferne abgesetzt hatte, unter seinen eigenen Augen Untreue nicht für möglich hielt. So gingen den ganzen Monat die Gesandtschaften hin und her, scheinbar mit nichts beschäftigt als mit möglichstem Aufwand von Spitzfindigkeiten das leere Stroh der alten Frage zu dreschen, wer eigentlich an der Ermordung Othmâns schuld sei. Auf Moáwijas Forderung, aus seinem Heere vorab die Mörder Othmâns auszustoßen, ging Ali diesmal freilich nicht ein, so viel hatte er seit der Kamelschlacht doch gelernt; selbst aber that er die vier Wochen auch nichts weiter, während Moáwija und Amr keinen seiner Gesandten unversucht ließen, und durch ihre eigenen Boten in seinem Lager Schmeicheleien und Versprechungen aller Art aussäeten.

Als am letzten Moharram der Waffenstillstand ablief, sagte Ali den Syrern feierlich ab, und die Heere rüsteten sich zum Streit. Immer noch zögerte man aber auf beiden Seiten, Alles auf einen Wurf zu setzen, und so vergingen die ersten Tage (1.—7. Ssafar 37 = 19.—25. Juli 657) mit Gefechten einzelner Abtheilungen, bei denen es an den Zweikämpfen alter Art

nicht fehlte, die aber nirgends zu einem allgemeinen Handgemenge führten und weder für die Einen noch für die Andern erkennbare Vortheile brachten. Endlich am Abend des siebenten Tages entschloß sich Alí, seine volle Macht zu entfalten; beim Abendgottesdienst gab er den Befehl aus, und noch während der Nacht machte sich Alles fertig. Andern Morgens (Mittwoch den 8. = 26. Juli) rückte das ganze Heer den Syrern entgegen, die nun auch ihre gesammten Schaaren in Bereitschaft setzten. Alí verfolgte bei seiner Aufstellung das Bestreben, wo es ging, Stammverwandte gegen Stammverwandte kämpfen zu lassen, also die Asd von Baßra gegen die Asd von Syrien, die Chátham von Kúfa gegen die Chátham von Syrien und so überall, wo in beiden Heeren Angehörige desselben Stammes sich befanden: über diesen taktischen Anordnungen mochte der größte Theil des Tages vergangen sein, denn wir hören nur im Allgemeinen, daß an ihm bereits gekämpft worden sei. Jedenfalls entbrannte erst am folgenden Morgen (Donnerstag den 9. = 27. Juli) die Schlacht mit ganzer Heftigkeit. Alí selbst, umgeben von den Medinern, den alten Flucht- und Hilfsgenossen des Propheten, befehligte das Centrum, den rechten Flügel Ibn Budeil, den linken Abdallah Ibn Abbás, dessen Reiterei von Málik El-Aschtar geführt ward. Auch auf der Gegenseite hielt der Oberfeldherr die Mitte: dort hatte Moáwija sich ein großes Zelt errichten lassen, welches die Reiter von Damaskus unter Amr Ibn El-Áßi zu decken bestimmt waren; auf seinem linken Flügel commandirte Habíb Ibn Máslama, der Erorberer Armeniens, auf dem rechten der Himjarite Ibn Dhi'l-Kalá; die Vorhut stand unter Abu'l-Á'awar, das Fußvolk von Damaskus im Centrum unter Muslim Ibn Okba. Die Stärke der beiden Heere war keinesfalls sehr verschieden: den 70 000 Streitern Alís standen höchstens 80 000 Syrer gegenüber. Auch darin waren sie gleich, daß jedes einer besonderen Elitetruppe sich rühmen konnte: dem Moáwija hatte eine ausgewählte Schaar feierlich geschworen, zu siegen oder zu sterben, unter den Kufiern aber befand sich eine Anzahl eifriger Frommer, wegen ihres unabläfsigen Koránstudiums „die Leser“ genannt, die auch sonst zusammenhielten und nun hier in drei Haufen sich um Ibn Budeil, Keis Ibn Ssá'ad und den alten Ammár Ibn Jáßir schaarten, entschlossene Männer, manche von den Königsmördern darunter, die ihren Abscheu vor Othmán nun mit verdoppelter Stärke auf Moáwija übertragen hatten. Mit einem kräftigen Stoß auf den linken Flügel der Syrer eröffnete Ibn Budeil den Kampf; es gelang ihm den Habíb zurückzudrängen und sich mit seinen Lesern einen Weg bis in die Mitte des feindlichen Heeres zu bahnen, ja beinahe das Zelt Moáwijas selbst zu erreichen. Da aber traten die Eidgenossen ihnen entgegen und zwangen sie zum Weichen; auch die Mediner, welche Alí aus dem Centrum zu Hilfe schickte, und die überhaupt diesmal sich nicht besonders ausgezeichnet haben, vermochten sich nicht zu behaupten. Inzwischen ging es auf dem linken Flügel der Iraker auch nicht ganz nach Wunsch: dort hatten die Südaraber des Ibn Dhi'l-Kalá

bedenkliche Fortschritte gemacht, so daß nur die Tapferkeit einiger dort postirter Leute von den Rabî'astämmen noch aushielt. Da griff Alî selbst ein, sammelte die Flüchtigen und stellte die Schlacht wieder her; nach dem rechten Flügel sandte er den Mâlik mit seinen Reitern, dem es ebenfalls gelang, die beginnende Flucht aufzuhalten und den mit seinen Lesern in höchster Gefahr befindlichen Ibn Budeil herauszuhauen. Nun ging es rechts wieder vorwärts, bei dem erneuten Ansturm fiel Ibn Budeil, der „wie ein Widder" vor den Seinigen einhergedrängt hatte, aber Mâlik übernahm sofort das Commando und vermochte selbst die Eidgenossen bis an das Zelt Moâwijas von Neuem zurückzudrängen. Vier Reihen der Tapferen hatte er bereits niedergeworfen: da rief Moâwija nach seinem Pferde, und hatte es bereits zur Flucht bestiegen, als ihm ein alter männlicher Spruch, der ihm zufällig einfiel, das Ehrgefühl schärfte, daß er blieb. Amr hatte ihm zugesehen: „Heute Kriegestanz, morgen Herrscherglanz", meinte er ruhig. Die Eidgenossen thaten ihre Schuldigkeit. Einmal noch gelang es von der andern Seite her einer Schaar von Lesern unter Ammâr dicht heranzukommen: „Da bist du ja, Amr; hast dein Gewissen für Aegypten verkauft, mag's dir Verderben bringen!" rief der trotz seines hohen Greisenalters wie ein Löwe kämpfende Gefährte des Propheten dem Feinde zu, aber selbst das Opfer seines Lebens vermochte den Sieg nicht zu entscheiden. Immer weiter rangen die beiden Heere, ohne daß ein Ende sich absehen ließ; da rief Alî, der von fern den Moâwija erblickte, dem Gegner zu: „Weshalb lassen wir sich die Leute zwischen uns tödten? Her mit dir, ich lade dich vor Gottes Urtheil! Wer von uns den Andern tödtet, behält die Herrschaft!" Amr redete dem Moâwija zu, die Herausforderung anzunehmen, der aber bedankte sich: „Du weißt doch," sagte er, „daß noch Keiner sich ihm gestellt hat, den er nicht getödtet hätte"; und als Amr meinte, es sei doch nicht recht anständig, sich zu drücken, fuhr er ihn ärgerlich an: „Du hast wohl Lust, an meiner Stelle zu herrschen?" In der That war Alîs Tapferkeit und Waffenführung allzu bekannt, als daß sich Moâwija von solchem Gange viel Gutes hätte versprechen dürfen; so kann man es ihm kaum verargen, wenn er den ungleichen Zweikampf mied. Selbst die Nacht trennte jetzt die Streiter nicht: ununterbrochen wurde bis zum Morgen an verschiedenen Stellen des Feldes weiter gekämpft — die zweite „Nacht des Getöses"[1]), welche die Sieger von Kadesia zu erleben hatten. Endlich am Morgen des dritten Tages (10. Ssafar = 28. Jan. 657) schien die Entscheidung zu nahen. Mâlik, dem inzwischen der Oberbefehl über den rechten Flügel bestätigt war, faßte Alles, was er von Reitern unter der Hand hatte, zu einem letzten großen Angriff zusammen: er warf die ihm gegenüberstehenden Syrer weit, bis auf ihr Lager zurück; Alî im Centrum, das siegreiche Vorschreiten seines Lieutenants wahrnehmend, drängte mit seinem Fußvolk gegen Moâwija an, und dieser gerieth in die höchste Gefahr, nach der

1) Vgl. oben S. 239.

Zersprengung seines linken Flügels von zwei Seiten umfaßt zu werden. Aber „Krieg ist ein Betrugsspiel“ hatte schon der Prophet gesagt. Vielleicht war bereits früher für diesen Fall eine der unwürdigsten Komödien der ganzen Weltgeschichte vorbereitet worden, die erdacht zu haben wieder Amrs Verdienst ist: so viele Koráne, als sich grade auftreiben ließen, wurden an den Lanzen in die Höhe gehalten und den Irakiern entgegengerufen, hier im Buche Gottes sei der Ausgleich für den Zwist unter den Gläubigen zu suchen, nicht in gegenseitiger Ausrottung; man solle den Kampf abbrechen und ein Schiedsgericht einsetzen, welches die Ansprüche Alîs und Moáwijas nach dem Worte des Höchsten prüfen und Alles schlichten werde. So lächerlich ein solcher Vorschlag grade im Augenblicke des bereits entschiedenen Sieges im Grunde war, so nahe der Einwand lag, weshalb er denn nicht vor all' dem Blutvergießen[1]) gemacht worden sei, verfehlte er doch seine Wirkung nicht. Das Ansehen, in welchem die heilige Schrift bei den wirklich frommen Muslimen stand, war ein so gewaltiges, daß auf solche der Gedanke, aus dieser untrüglichen Quelle die Entscheidung zu schöpfen, unter allen Umständen Eindruck machen mußte: hier kam nun hinzu, daß die Leser nicht blos fromme, sondern auch von dem alten arabischen Unabhängigkeitsgefühl durchdrungene Leute waren, deren demokratischem Sinne der Gedanke, die besten Kenner der Offenbarung als Vertreter der Gemeinde über das Chalifat selbst entscheiden zu sehen, etwas äußerst Ansprechendes haben mußte. So hielten diese Leute denn im Kampfe ein; ihrem Beispiele aber folgten eine ganze Menge von Andern, deren Beweggründe ganz verschiedener Art gewesen sein müssen: Verräther, die während des Waffenstillstandes den Einflüsterungen von Moáwijas Boten Gehör geschenkt, vielleicht gradezu die Rolle übernommen hatten, welche zu spielen sie jetzt sich nicht schämten. An ihrer Spitze stand Niemand anders, als El-Ásch'ath Ibn Keis der Kindite, der Verräther seines eignen Volkes (S. 182 f.). Er hatte den Frommen Medinas niemals vergeben, daß er von ihnen seines südarabischen Königthums entkleidet worden war: nun ergriff er die Gelegenheit, ihnen den Sieg stehlen zu helfen und sich an später Rache zu letzen. Er machte den Sprecher und drang in Alî, schleunigst den Aschtar, der auf der anderen Seite weiter kämpfte, zurückzuberufen, ihn selbst aber zu Moáwija zu schicken, damit ein Vertrag über das Schiedsgericht zu Stande käme. Vergeblich hatte der Chalife vom ersten Augenblicke an den Lesern vorgehalten, daß man Leute wie Moáwija, Amr, Ibn Abi Ssarch und ihre Genossen doch als Feinde des Glaubens und des Koráns selbst genugsam kenne, um ihren Vorschlag als reinen Trug zu durchschauen: die blinden Fanatiker und das verrätherische Gesindel drängten sich immer drohender um ihn, schon wurden Rufe laut, man werde ihm das Schicksal Othmáns bereiten, wenn er länger zögere — so mußte er sich entschließen, den Boten an Málik abzusenden.

1) Wir haben keine glaubwürdigen Nachrichten über die Zahl der in diesen Kämpfen Gefallenen; doch ergiebt sich aus allen Beschreibungen der Schlacht, daß die Verluste auf beiden Seiten ziemlich bedeutend gewesen sein müssen.

Der kühne Reiterführer war außer sich und wollte den Gehorsam weigern; erst als auch ihm gedroht wurde, man werde den Alí tödten, wenn er die Schlacht nicht abbreche, gab er schweren Herzens nach. Als er der Leser ansichtig wurde, fuhr er sie ob ihrer Thorheit hart an: der Sieg sei zudem bereits errungen, sie sollten ihn nur auf einen Augenblick zu seinen Truppen zurückkehren lassen, so sei das Verderben der Gottlosen, die nie etwas nach dem Korán gefragt, vollendet. Vergebens; von den Verräthern in ihrem frommen Eigensinn bestärkt, verharrten sie bei ihrem Verlangen, und Alí, durch die Schaaren der Unbotmäßigen von seinen persönlichen Anhängern getrennt, bei aller seiner vielbewährten Unerschrockenheit in der Schlacht doch vor der Drohung des Mordes zurückschreckend, eines kräftigen Entschlusses hier wie leider immer unfähig, ließ sich dazu bringen, den Áschʼath zu den Syrern abzusenden — das heißt, sich und seine Sache verloren zu geben.

Denn hatte er sich dabei vielleicht noch eingebildet, daß er wenigstens eine unparteiische Zusammensetzung des Schiedsgerichtes erwirken könne, so ward er schleunigst enttäuscht. Áschʼath kam bald mit der Nachricht zurück, man sei einig, daß jede von beiden Parteien einen Schiedsrichter bezeichnen und diese nach dem Korán entscheiden sollten, ob dem Alí oder dem Moáwija die Herrschaft zukomme. Von den Syrern war natürlich Amr ernannt worden: die aufsätzigen Irakier, welche immer noch den Alí in ihrer Gewalt hatten, forderten auf Anstiften des Áschʼath, daß er den Abu Múßa el-Áschʼari wähle, jenen früheren Statthalter des Irák, der bei dem Uebergange der Kufier zu Alí seines Postens verlustig gegangen war. Er hatte erklärt, daß er sich an dem Kriege nicht betheiligen werde; doch liegt der Verdacht vor, daß er mit Moáwija und Áschʼath unter einer Decke gesteckt hat — wovon die frommen Leser, die in ihm einen der ältesten Genossen des Propheten verehrten, natürlich nichts ahnen konnten. Jedenfalls war er — bei der Hand: er wartete in einem etwas südlich von Sſiffín gelegenen kleinen Orte ab, wie die Dinge sich entwickeln würden. Natürlich wußte Alí, daß er sich zu dem Manne nicht eben einer besonders warmen Vertretung seiner Interessen zu versehen hatte; aber wiederum nutzte seine Weigerung nichts, sein Vorschlag, den Málik abzuordnen, ward mit Hohn zurückgewiesen. Allerdings waren die Truppen Máliks inzwischen zurück, aber wieder scheute der unentschlossene Chalife, das Signal zu einem bewaffneten Zusammenstoß zwischen seinen eigenen Anhängern zu geben und fügte sich abermals wider besseres Wissen. Abu Múßa wurde geholt und ein paar Tage später der schriftliche Vertrag abgeschlossen, nach welchem die beiden Schiedsrichter im Monat Ramadán desselben Jahres in Dúmat El-Dschandal, der in der Mitte zwischen Syrien und dem Irák liegenden Oase in der syrischen Wüste, zur Fällung ihres Spruches zusammentreten, die beiderseitigen Heere aber inzwischen in ihre Quartiere zurückkehren sollten.[1])

1) Die obige Darstellung entspricht der, welche bei den arabischen Geschichtschreibern gäng und gebe ist. Daneben findet sich in der erst kürzlich veröffent-

Wenn man den heillosen Unsinn bedenkt, welcher darin liegt, daß ein Heer von 70000 unter den Waffen ergrauter Krieger, die doch auch in ihrer großen Mehrzahl keine Dummköpfe waren, auf einen weiten Feldzug auszieht, um eine Partei von bekannten irreligiösen Tendenzen zu unterdrücken, dann aber in demselben Augenblicke, wo durch unerhörte Anstrengungen und Opfer der Sieg errungen ist, sich einfach wieder nach Hause begiebt, auf die bloße Versicherung der Gegner hin, daß sie eigentlich ganz fromme Leute seien — wenn man diesen Unsinn bedenkt, so begreift man, daß beim Eintreten ruhiger Ueberlegung die Unzufriedenheit im Heere Alís allgemein war. Die nächsten seiner persönlichen Anhänger, wie Málik, Ibn Abbás und Keis, entzogen ihm, wenngleich sie über den Verlauf der Sache am meisten erbittert sein mußten, ihre Unterstützung deswegen nicht; aber bedenklich war die Stimmung der übrigen Leute von Kúfa und Baßra. Diejenigen, in welchen vor Allem der Stolz des freien Arabers mächtig war, fanden es elend, daß der Stellvertreter des Propheten sich vor einem Haufen aufrührerischer Gesellen hatte ducken können, weil ihm mit dem Tode gedroht wurde; diejenigen aber, deren unzeitiger Frömmigkeitsanfall die Hauptschuld an dem kläglichen Ausgange des Feldzuges trug, die kufischen Leser, kamen allmählich doch auch dahinter, daß Abu Múßa, wenngleich Gefährte des Propheten, doch ein recht unsicherer Schiedsrichter war, und daß sie selber am Ende doch von Moáwija und Ásch'ath sich hatten hinter's Licht führen lassen. Statt aber hieraus den Schluß zu ziehen, daß sie eine große Thorheit begangen hatten, und für die Zukunft sich bessere Disciplin vorzunehmen, kamen sie nur so weit in der Erkenntniß, daß sie jetzt die beiden Schiedsrichter verwarfen und von Alí die Aufhebung des Vertrages verlangten. Dazu konnte dieser sich natürlich nicht verstehen; die Folge aber war, daß nun ein Haufen von etwa 12000 Mann sich von ihm lossagte und den Rückmarsch nach Kúfa getrennt von dem Hauptheere fortsetzte. Es waren sehr verschiedene Elemente, die sich zu dieser Secession zusammenfanden: neben einer Anzahl zweideutiger Persönlichkeiten, denen es eben nur um Unordnung und Gelegenheit zu Raub und Plünderung zu thun war, begegnen wir doch vielen aufrichtigen Anhängern Alís, die an ihm irre geworden waren, seit er sein Leben der Aufrechterhaltung seiner

---

lichten Chronik des Ja'akúbi eine andere, die besonders deswegen Anspruch auf Beachtung hat, weil sie die bei so vielen Spaltungen in der Gemeinde mitwirkende Stammeseifersucht in Thätigkeit zeigt, und die spätere Haltung der Koránleser in weniger auffallendem Lichte erscheinen läßt. Danach wären die letzteren überhaupt bei den Vorgängen bis zur Wahl der Schiedsrichter wenigstens nicht in erster Linie betheiligt gewesen, sondern Ásch'ath hätte die Empfindlichkeit seiner südarabischen Landsleute im Heere gegen die in Alís Umgebung zahlreicheren Nordaraber, insbesondere den Málik, aufgereizt. Dann wären also jene einfach im Gefolge ihres Stammgenossen gegen Alí und Málik auf den Vorschlag des Schiedsgerichts eingegangen. Indeß kann man der Einstimmigkeit der sonstigen Ueberlieferung gegenüber nicht ohne Weiteres dieser abweichenden Auffassung beipflichten, sondern muß, bis etwa neues Material bekannt wird, auf Lichtung des Dunkels verzichten, welches über diesen Vorgängen liegt.

Würde als Chalife vorgezogen hatte — unter ihnen z. B. jenem Schábath, den wir als einen der heftigsten Gegner Moáwijas kennen gelernt haben (S. 319); ferner einer Menge von Beduinen, alten Mitstreitern aus den Perserkriegen, die wenigstens einen kräftigen Herrscher verlangten, wenn denn schon einmal einer sein mußte, und denen er durch seine schwächliche Haltung verächtlich geworden war; endlich aber die Leser selbst, welche den früher gegen Othmán praktisch durchgeführten Grundsatz, daß der Chalife durch ungöttlichen Wandel und durch Verstöße gegen das Schriftwort sein Amt verwirke, nun zum zweiten Male geltend zu machen, bald auch theoretisch als Glaubenssatz aufzustellen begannen. Da es in der Natur der Sache lag, daß unter den zu gemeinsamem Handeln Verbundenen sich allmählich eine gewisse Ausgleichung der Ansichten vollzog, da außerdem sowohl den Lesern als den Vertretern des kriegerisch-freiheitsliebenden Beduinenthums dieselbe demokratische Grundanschauung, im Gegensatze zu dem Anspruche des Chalifen auf unbedingten Gehorsam, eigen war, so dürfen wir uns nicht wundern, daß diese Leute bald dazu kamen, sich zu einigen klar formulirten Sätzen zu bekennen, welche sie als eine religiös-politische Secte puritanischer Richtung charakterisiren. „Die Herrschaft soll Gegenstand der Berathung nach dem Siege sein, die Huldigung ist nur Gott selbst darzubringen, befohlen wird gut zu handeln, verboten Unrecht zu thun" das sollte die Richtschnur für diese folgerichtigen Anhänger der Gemeindesouveränetät sein, „keine Entscheidung außer bei Gott"[1]) war ihr Feldgeschrei. Vorläufig warteten sie indeß noch ab, wie sich Ali ferner zu dem Worte des HErren verhalten würde: er stand ihnen immer unendlich viel näher als der weltliche Moáwija und konnte sich vielleicht noch auf den Pfad Gottes zurückfinden. Als die irakischen Truppen Kúfa erreicht hatten, lagerten sich die Mißvergnügten in Harurá, einem benachbarten Dorfe: man hörte sie mit koranischem Ausdrucke sagen, sie hätten sich von den Ungläubigen durch „Ausziehen auf Gottes Weg" getrennt, daher nannte man sie dann Chàridschiten, „Auszüglinge"[2]).

Hat man in den Chàridschiten die Vertreter des arabisch-islamischen Geistes in seiner ich möchte sagen abstracten Reinheit zu erblicken, so war der natürliche Gegensatz, in welchen sie zu den persönlichen Anhängern Alis traten, bestimmt, auch diese zu einer festen Partei zusammenwachsen zu lassen, in welcher bald persisch-pantheistische Vorstellungen mächtig werden und auf dem kaum unterworfenen Boden des Irák und Ostpersiens ganz neue religiöse und nationale Entwicklungen vorbereiten sollten. „Die Partei Alis", schí'at Alí, nannte man ganz einfach Diejenigen, welche die kräftige Ausübung der Herrschaft durch den einmal erwählten Chalifen, nicht die Unterwerfung desselben unter die Gemeindecontrole der Puritaner, verlangten. Dazu gehörten zunächst die eigentlichen Getreuen, wie Málik und Keis, dann Solche, welche

1) Also insbesondere kein Schiedsgericht weltlich gesinnter Menschen. 2) cháridsch ist arabisch und bedeutet „herausgehend, ausziehend," cháridschí „ein zu den Ausziehenden Gehöriger".

dem Ali als Vertreter der Familie des Propheten anhingen, wie dessen Vetter Ibn Abbás und seine Angehörigen, ferner aber die Bekenner der Lehre Abdallahs des Sohnes Ssába (oben S. 300), welche ja in einer besonderen Werthschätzung der Person Alis gipfelte, und endlich eine Anzahl Irakier, die aus Abneigung gegen die Syrer und Moáwija sich zu deren Hauptgegner hielten. Es ist begreiflich, daß diese schí'a des Chalifen nach Argumenten gegen Diejenigen auswar, welche aus irgend einem Grunde von Ali nichts wissen wollten. Nun waren die Perser, in deren Lande man ja lebte und die, auch abgesehen von Sklaven und Sklavinnen, jedenfalls die Mehrzahl der Civilbevölkerung in den Städten bildeten,[1]) aus der Zeit ihrer Selbständigkeit her gewohnt, unter einer alten und festgewurzelten Dynastie zu stehen, und lange vor dem Islám hatte man sich unter dem Einflusse pantheistischer Ideen, welche von Indien her eindrangen, in weiten Kreisen der Ansicht zugeneigt, der Schâhanschâh, der mächtige Großkönig des Reiches, sei eine Verkörperung des göttlichen Geistes,[2]) welcher vom Vater auf den Sohn übergehend den Herrscherstamm beseele. So war für einen Perser ein gewähltes Staatsoberhaupt ein Unsinn, und er konnte sich, auch nachdem er Muslim geworden, nicht gut vorstellen, daß er seinen legitimen Fürsten außerhalb der Nachkommen des Propheten zu suchen habe. Man bemerkt auf den ersten Blick, wie sehr diese Anschauung sich denjenigen Arabern empfehlen mußte, welche ihrerseits aus anderen Motiven zu Ali standen, und wie leicht bei gegebener Gelegenheit Perserthum und Schî'a mit einander verschmelzen konnten. Vorläufig standen beide nur mittelbar in Verbindung, waren die Mitglieder der Schî'a, die Schiiten („Parteiler"), nichts weiter als eben „die Partei Alis".

Im Augenblick war der Gegensatz zwischen Chàridschiten und Schiiten noch kaum sichtbar; befanden sich doch unter den Ersteren einige der bisher leidenschaftlichsten Anhänger Alis, und noch hatte auch der Chalife die Hoffnung nicht aufgegeben, die Abtrünnigen zurückzugewinnen. Er scheint ihnen versprochen zu haben, daß er in kurzer Frist — über den Verlauf des Schiedsgerichtes machte er sich gewiß längst keine Illusionen mehr — den Vertrag zerreißen und wieder gegen Moáwija ziehen werde; jedenfalls kehrten sie nach einiger Zeit in ihre zuständigen Quartiere nach Kúfa zurück. Aber die geheimen Verabredungen müssen, vermuthlich durch unzeitige Offenheit der consequenten und allmählich immer rücksichtsloser werdenden Charidschiten, unter die Leute gekommen sein, und um böses Blut zu vermeiden, sah sich Ali genöthigt, sie öffentlich abzuleugnen. Die Mehrzahl blieb trotzdem; aber der eigentliche Kern der Partei, die ehrlichen Fanatiker der puritanischen

1) Wir haben ein positives Zeugniß, daß zu Alis Zeit auf dem Markte von Kúfa persisch gesprochen wurde. 2) Es ist bekannt, eine wie große Rolle die Lehre von der Incarnation, der Menschwerdung Gottes, in der buddhistischen Religion spielt. Der Lama, der Herrscher von Tibet, gilt ja noch heute für eine Verkörperung des Höchsten.

Grundsätze, schieden sich jetzt endgiltig von dem Unwürdigen, der nun einmal die Sache Gottes von unheiligen Winkelzügen nicht freizuhalten im Stande war, verließen Kúfa und zogen durch Mesopotamien über den Tigris nach Nachrawán, einem Orte etwas nördlich von dem späteren Bagdad, wo sie sich lagerten und sogar einen eigenen Chalifen in der Person des Abdallah Ibn Wachb erwählten (10. Schawwál 37 = 21. März 658). Da sie indeß vorläufig sich dort still verhielten, so ließ sie der Chalife gewähren, der eben jetzt auch den Spruch des Schiedsgerichtes zu erwarten hatte. Dem Vertrage gemäß waren Amr und Abu Múßa in Dúmat El-Dschandal im Ramadán 37 (Februar 658) eingetroffen und hatten ihre Verhandlungen inmitten eines Kreises angesehener Persönlichkeiten wie des Ibn Abbás, Abdallahs des Sohnes Omars, Abderrachmáns des Sohnes Abu Bekrs, und Anderer begonnen, welche vielleicht an die Möglichkeit dachten, bei der Sache irgend eine Rolle zu spielen, nach dem Rechten zu sehen oder für sich einen Vortheil zu erhaschen — eine Vertretung der muslimischen Gemeinde, deren Qualität bedenklich gegen den Kreis der alten Mediner abstach: die hielten sich zumeist bei Seite in dem richtigen Gefühl, daß seit Othmáns Tode über sie zur Tagesordnung übergegangen war. Die Gespräche zwischen Amr und Abu Múßa müssen sehr ergötzlicher Natur gewesen sein; unter dem höflichen Vorwande: „Du bist älter als ich, gehörst zu den nächsten Gefährten des Propheten, sprich doch zuerst deine Meinung aus" brachte der Schlaukopf seinen minder listigen Collegen zum Reden, jeden Augenblick bereit, einzuhaken, wo jener sich eine Blöße gab. Es ist nicht recht glaublich, daß Abu Múßa in die Falle, die ihm Amr nachher stellte, wissentlich, etwa durch Moáwija bestochen, hineingegangen sei: dem widerspricht seine spätere Handlungsweise. Er wollte vor allen Dingen dem Ali heimzahlen, daß er ihn aus seinem hohen Posten in Kúfa verdrängt hatte; darum hatte er sich gern bereit finden lassen, den Schiedsrichter zu spielen. Ebensowenig aber war es in seinem Sinne, wenn Moáwija Alleinherrscher wurde, dessen weltlich-gottloses Wesen dem alten Genossen des Propheten doch auch ärgerlich sein mußte. So redete er denn mit dem Amr in's Blaue hinein über alle möglichen und unmöglichen Candidaten, die man etwa an die Stelle der beiden Gegner setzen könnte; natürlich lag dem Amr nichts an einer Einigung hierüber, wohl aber brachte er den alten Schwätzer endlich dahin, daß er als seine endgiltige Ansicht aussprach, man müsse sowohl Ali als Moáwija für des Chalifates unwürdig erklären, die Wahl eines Nachfolgers aber der Gemeinde überlassen. Vermuthlich hoffte er dabei wieder einen Einfluß auszuüben, welchen seine Eitelkeit als selbstverständlich voraussetzte. Aber die Sache kam anders. Amr war von der Weisheit des Gefährten Mohammeds äußerst entzückt, und ersuchte ihn, Namens des Schiedsgerichtes solche dem versammelten Volke vorzutragen. Das that er denn: nach einer schönen Rede über die Noth der Gemeinde sprach er es als den einstimmigen Beschluß der Schiedsrichter aus, daß beider Prätendenten Ansprüche als nichtig zu

betrachten seien, und schloß dann feierlich: „So erkläre ich denn Alí und Moáwija für der Herrschaft verlustig; ihr aber nehmet eurer Befugniß wahr und machet zum Herrscher über euch, wen ihr für würdig haltet." Hierauf bestieg Amr die Kanzel und sprach: „Ihr habt gehört, was er gesagt hat und wie er seinen Mann der Herrschaft verlustig erklärt hat; den erkläre auch ich für abgesetzt, wie er ihn für abgesetzt erklärt hat, und bestätige in seiner Würde meinen Mann, den Moáwija, weil er der Verwandte des Othmán und sein Bluträcher und der seiner Nachfolge Würdigste ist." Man kann sich die Verblüffung der Zuhörer, den Unwillen der Freunde Alís und ganz besonders die Empörung des düpirten Abu Múßa denken; er brach in laute Scheltworte über Amrs Hinterlist aus und warf ihm den Koránvers (7, 175) an den Kopf: „Du bist einem Hunde vergleichbar, dem die Zunge heraushängt, wenn man auf ihn losfährt, und heraushängt, wenn man ihn in Ruhe läßt."[1]) Amr kannte seinen Korán auch, wenn er sich gleich nicht viel nach ihm richtete, und erwiederte schlagfertig wie immer (Sure 62, 5): „Und du bist einem Esel vergleichbar, welcher Bücher trägt."[2]) Leider hatten sie Beide Recht. Dem Abu Múßa wäre es noch beinahe schlecht gegangen; die Syrer wollten sich seiner Person versichern, damit er nicht etwa des an ihm geübten Betruges wegen das ganze Schiedsgericht in Verruf brächte, und mit Mühe nur gelang es ihm, sich nach Mekka in Sicherheit zu bringen. Damit war er abgethan, in die Oeffentlichkeit ist er nicht wieder getreten.

Ernst genommen wurde das Gaukelspiel von Dúmat, abgesehen von den officiellen Aeußerungen der Syrer, in der That nirgends; höchstens benutzten es die Leute von Medina als Vorwand, sich neutral zu verhalten. Während aber Moáwija sich an allen Orten seiner Provinz als Chalifen huldigen ließ, blieb Alí nichts übrig, als den Feldzug nach Syrien von vorn zu beginnen. Noch einmal suchte er die Charidschiten zurückzugewinnen, indem er ihnen schrieb, die Schiedsrichter hätten ihres Amtes nicht nach dem Worte Gottes gewaltet, darum sei nun Alles in den früheren Stand zurückgekehrt und er bereite sich vor, gegen den gemeinsamen Feind auszurücken: so möchten sie zur Theilnahme an dem Kriege sich wieder einstellen. Es war zu spät; sie hatten schon ihren eigenen Chalifen gewählt, und antworteten, von ihrem Standpunkte aus ganz richtig, Alís Eifer gelte nur der eigenen, nicht aber Gottes Sache, und wenn er nicht selbst bezeuge, daß er in Unglauben verfallen gewesen, und wahre Reue kundgebe, müßten sie ihn auch ferner verwerfen. Damit war natürlich die Sache aus; selbst wenn Alí sich zu solchem kläglichen Geständniß hätte herbeilassen wollen, durfte er es seiner Schí'a wegen nicht, bei denen er sich damit mehr geschadet hätte, als ihm die Cha=

1) Vergleichung für einen Menschen, der in Unglauben und Weltlichkeit versunken sich um die Offenbarung so wenig kümmert, wie ein Hund, dem vor Mattigkeit und Durst die Zunge zum Halse heraushängt, um seine Umgebung. 2) Die Wendung ist ursprünglich auf die Juden gemünzt, welche in den Büchern Mosis eine göttliche Offenbarung haben, aber sich um deren wirklichen Sinn nicht kümmern.

ridschiten je nützen konnten. So wollte er sich denn ohne sie nach Syrien aufmachen, aber seine Leute weigerten sich ihm zu folgen: man könne nicht das Land verlassen, so lange die Empörer ihr Wesen darin trieben, die nach dem Abzug der Truppen ungestraft jeden Unfug begehen könnten. Wenn wir als Sprecher derjenigen, welche diese Ansicht geltend machten, wieder den Ásch'ath Ibn Keis finden, so möchte uns die Sache verdächtig vorkommen: immerhin aber stimmen alle Nachrichten darin überein, daß in der That die Charidschiten eben versuchten, in der Umgegend von Nachrawán sich weiter auszubreiten und für ihre Lehre Propaganda zu machen. Consequente Fanatiker die sie waren, zeigten sie vom ersten Augenblicke an sich zu jeder Gewaltthat bereit: wer ihnen in den Weg kam, wurde gezwungen, Othmán und Alí feierlich zu verleugnen und zu verfluchen, oder, weigerte er sich dessen, einfach getödtet. Derartiges konnte freilich nicht länger geduldet werden; das bereits zu dem syrischen Feldzuge gerüstete Heer bog zur Seite ab und lag bald den Empörern bei Nachrawán gegenüber. Die friedlichen Verhandlungen, mit denen Alí es hier wiederum versuchte, mehr noch der Eindruck seiner Uebermacht hatten allerdings zur Folge, daß die Mehrzahl sich davon machte und in die nächsten Bezirke Persiens und des Irák sich zerstreute; nur 1800 blieben hartnäckig und wurden nach kurzem Kampfe bis auf den letzten Mann vernichtet (9. Ssafar 38 = 17. Juli 658).

So geringfügig das Ereigniß vom rein militärischen Standpunkte war, es hat für Alí die bedenklichsten Folgen gehabt. Denjenigen Charidschiten, welche sich in die benachbarten Provinzen geflüchtet, war der Märtyrertod ihrer fanatischen Genossen ein Sporn zu neuen Anstrengungen „auf dem Wege Gottes"; sie wühlten nun im Stillen, besonders unter der Landbevölkerung von Chúsistán und Fars,[1]) die unter dem Drucke des arabischen Steuersystems ohnehin unzufrieden war, und bereiteten eine Entwicklung der Secte vor, welche für ein Jahrhundert und darüber fast jeder Regierung zu schaffen gemacht hat und schon im Winter 658/9 (38) auch dem Alí durch eine Reihe von kleineren Aufständen im südlichen Irák, Chúsistán und Fars lästig geworden ist. Zwar gelang es seinen Streifschaaren, die Empörer überall zu Paaren zu treiben, und Sijád, der Sohn der Ssumaija,[2]) wußte als Statthalter von Fars mit großer Klugheit die verschiedenen Anführer gegen einander zu hetzen, zum Theil durch Versprechungen zu ködern, kurz die Ruhe in verhältnißmäßig kurzer Frist herzustellen (39 = 659) — aber diese Vorgänge trugen doch reichlich dazu bei, die Kräfte des Chalifen zu zersplittern, deren Zusammenfassung es mehr bedurft hätte als je. Denn noch ein verhängnißvolles Nachspiel hatte der Feldzug von Nachrawán gehabt. Die Leute von Kúfa, in der Mitsommerhitze vor den langen Marsch vom östlichen Tigris-

1) Fars ist die Persis, das alte Stammland der Achämeniden, Chúsistán liegt zwischen Fars und dem südlichen Irák (vgl. oben S. 243). 2) Von ihm wird später noch ausführlich die Rede sein müssen.

ufer bis nach Syrien gestellt, erklärten, das Jahr genug gethan zu haben, und waren durch keine Vorstellungen zum Ausharren bei dem festgeplanten und dazu unumgänglich nothwendigen Unternehmen zu bewegen. Vielleicht haben auch hier verrätherische Umtriebe mitgewirkt: der Hauptgrund der Unbotmäßigkeit lag doch in der tiefen Erschütterung von Alis Autorität durch alles Vorhergegangene. So wenig, wie einst in den Kriegen gegen den Propheten, überlegten sich die bei aller Kriegstüchtigkeit in politischer Beziehung stets naiven und gedankenlosen Beduinen, daß einem so folgerichtig vorgehenden Feinde wie Moáwija gegenüber eine rasche und gewaltige Anstrengung nöthig sei, um nicht jeden Erfolg zu verscherzen; dem Befehle des Chalifen ohne Widerrede zu gehorchen waren sie noch weniger gesonnen als früher, also unterblieb die letzte That, welche den Alí noch hätte retten können.

Denn schon hatte ein anderer großer Verlust auch das Gleichgewicht der äußeren Machtmittel zu seinen Ungunsten verschoben. Mohammed Ibn Abi Bekr war bei der Uebernahme der Verwaltung von Aegypten (36 = 656) durch seinen Vorgänger Keis Ibn Ssá'ad noch besonders auf die Unsicherheit der Verhältnisse und auf die Nothwendigkeit behutsamer Schonung der Leute von Charbitá (S. 318) hingewiesen: trotzdem hatte der tapfere und energische, aber beschränkte und eigensinnige Mann ein paar Tausend Mann ihnen auf den Hals geschickt, die aber gründlich geschlagen wurden. Dieser Mißerfolg von Alis Statthalter war für Alle, welche in Aegypten heimlich noch zu Amr oder Moáwija hielten, das Signal zu offner Erhebung, durch welche Mohammed arg ins Gedränge kam. Der Chalife sah, daß jener seiner Aufgabe nicht gewachsen war, und schickte einige Zeit nach der Schlacht von Ssiffín (37 = 657/8) seinen besten Mann, den Málik El-Aschtar, nach Aegypten. Unglücklicher Weise bekam Moáwija Wind von der Sache; er ließ durch seine Anhänger in Aegypten den Steuereinnehmer von Kolsum[1]) durch die Zusage, daß er Zeit seines Lebens die Einkünfte des Ortes für sich behalten dürfe, bestechen, daß er dem Málik bei seiner Ankunft in dem Orte mit einem Honigtranke Gift einflößte, an welchem der tapfere Krieger elend zu Grunde ging. Gleichzeitig drang Amr von Syrien her in das Land ein, Mohammed wurde nach einer Niederlage seines Unterfeldherrn von den meisten seiner Anhänger verlassen, auf der Flucht ergriffen und getödtet (38 = 658), nachdem Amr bereits als Sieger in Fostát eingezogen war. Der alte Fuchs hatte nun sein Lebensziel erreicht; der Verabredung mit Moáwija gemäß richtete er sich häuslich in seiner Lieblingsprovinz ein, deren Verwaltung er ohne besondere Zwischenfälle bis an sein Lebensende führte. Seine letzten Jahre wollte er in Ruhe verleben; so ließ er sich, auch nachdem Moáwija überall anerkannt war, auf kriegerische Unternehmungen nach dem Westen nicht mehr ein. Er starb den 1. Schawwál 43 (6. Jan. 664), wie die Ueberlieferung besagt, mit einem schlechten Gewissen, das ihm seine Zukunft im

1) Es ist das alte Klysma, das jetzige Suez.

Jenseits in sehr zweifelhaftem Lichte erscheinen ließ. Reichlich verdient hatte er es: ein begabter, witziger und unendlich verschlagener Mensch, dabei als Feldherr wenn nicht genial, doch tüchtig und erfolgreich, war er mit allen Hunden gehetzt, hatte nie ein anderes Ziel im Auge als seinen persönlichen Vortheil. Ist somit die Geschichte seines Lebens voll der amüsantesten Episoden, weiß man bei allen Gelegenheiten, wo seine schlauen Einfälle gegen jede Wahrscheinlichkeit das Aussehen der Dinge mit einem Schlage veränderten, seinen erfinderischen Geist und seine tiefe Menschenkenntniß nicht genug zu bewundern, so bleibt doch sein gradezu cynischer Egoismus, seine gänzliche Unfähigkeit, das Edle und Wahre auf sich wirken zu lassen, in hohem Grade anstößig. Bei alledem ist er ein so merkwürdiges, in seiner Art classisches Exemplar eines echten Arabers, daß man sich doch fast wie ein Philister vorkommt, wenn man sich verpflichtet glaubt ihn abscheulich zu finden.

Der Verlust Aegyptens war ein schwerer Schlag für Alí. Abgesehen von den Einnahmen aus dem reichen Lande hatte Moáwija nun seine rechte Flanke frei, und konnte ohne Bedenken selbst zum Angriffe übergehen. Bald erschienen syrische Streifschaaren an allen Ecken und Enden, in Mesopotamien, Medina und Mekka; ja sogar Südarabien wurde bereits von den Truppen Moáwijas belästigt. Ueber zwei Jahre lang (38—40 = 658—660) schlug man sich in allen Provinzen herum, Mekka und Medina, deren Bewohner sich gegen beide Prätendenten gleichgiltig verhielten, wechselten mehr als einmal den Herrn, und die Grenzdistricte litten aufs Schwerste. Bei alledem hielt Ali sich gut; soweit seine Kufier irgend auf die Beine zu bringen waren, ermüdete er nicht, immer neue Expeditionen auszusenden, und machte in der letzten Zeit in Arabien sogar nicht unwesentliche Fortschritte. Da fielen eines Freitags, den 15. Ramadán 40 (22. Jan. 661), als der Chalife grade auf dem Wege zum Gottesdienste in der Moschee von Kúfa war, drei Charidschiten[1])

1) Auf Grund einer Aeußerung in dem Trauergedichte eines der treuesten Anhänger Alís in Verbindung mit der Notiz eines gleichzeitigen syrischen Chronisten scheint Ranke (Weltgesch. V, 1, 170) zweifelhaft zu sein, ob nicht Moáwija den Mörder gedungen haben möge. Ich glaube doch nicht: natürlich freuten sich die Omaijaden ganz offen über die That, und so mochte ein Dichter leicht in seiner Erbitterung von Mitschuld sprechen, wo er dieselbe vielleicht nur argwöhnte. Der Syrer stand den Ereignissen aber fern. Zuzutrauen wäre der Mord dem Moáwija schon; hätte er ihn aber, wie den Aschtars, wirklich auf dem Gewissen, so würde die Ueberlieferung, die ihm alles mögliche Schlechte nachzusagen weiß, ganz gewiß ihm die Schuld beigemessen haben. Nun aber bezeichnet sie ohne jede Widerrede den Ibn Muldscham als einen Charidschiten; das muß er also notorisch gewesen sein. Sagenhafte Ausschmückung wird es dagegen allerdings sein, wenn berichtet wird, daß Ibn Muldscham sich mit zwei Andern verschworen habe, die Bösewichter Alí, Moáwija und Amr, deren Ehrgeiz die islamische Gemeinde zerrütte, alle drei an demselben Tage umzubringen, ein Anschlag, welchem die beiden Andern durch Zufälle entronnen sein sollen.

mit Schwertern über ihn her, und einer von ihnen, Ibn Muldscham, brachte ihm eine tödtliche Schädelwunde bei, an welcher er zwei Tage später (Sonntag, 17. Ramadán 40 = 24. Jan. 661) starb, ein Opfer seines Herrscheramtes, wie seine beiden Vorgänger.

Alí ist in Allem das grade Gegentheil seiner beiden Feinde Amr und Moáwija gewesen. Ein aufrichtiger Muslim, ein Anhänger und Freund von nie wankender Treue für den Propheten, eine ehrliche, wie es scheint enthusiastische Natur, ein begabter Dichter und Redner, ein Krieger von gefürchteter Tapferkeit hat er grade das nicht besessen, was seine Zeit von ihm forderte: kräftiges Herrschertalent und politische Einsicht. Was aber das Schlimmste war: dem kühnen Degen, der ein Thurm war in der Schlacht, fehlte an jedem andern Orte selbst das gewöhnliche Maß von Entschlossenheit, und wie er, so lange sie lebte, dem Einflusse seiner Gemahlin Fátime, der Tochter des Propheten, untergeben war, so hat er es auch später zu keiner inneren Selbständigkeit gebracht. So ist es gekommen, daß er den verhängnißvollen Fehler seines Lebens, der einen Schatten auf seine übrigens durchaus anständige Gesinnung wirft, die Zulassung der Ermordung Othmáns, bitter hat büßen müssen. Indem er die Pflicht der Treue gegen seinen unglücklichen Schwager, der ein schlechter Regent, aber seit empfangener Huldigung immer sein legitimer Oberherr war, zu wahren unterließ, begab er sich auf das unreine und schlüpfrige Feld der weltlichen Politik, auf welchem seine einfache Poeten- und Soldatennatur Leuten wie Amr und Moáwija gegenüber nicht Stand halten konnte. Da war er nur ein halber Mensch, und nichts als Halbheiten hat er seitdem ausgeführt. Aber es ist, als hätte er durch seinen traurigen Untergang seine Schuld gesühnt. Die folgende Entwicklung der islamischen Geschichte hat es gefügt, daß seine Gestalt bis auf den heutigen Tag für jeden Muslim wie von einem sonnigen Schimmer verklärt dasteht. Wie Niemand an sein unschönes Aeußere[1]) mehr denkt, so ist sein Antheil an dem Unglück Othmáns längst vergessen. In allen mohammedanischen Landen preist man ihn als Helden, Dichter und Weisen; da seine eigenen Gedichte und Sprüche meist verschollen sind, hat man ihm neue in großer Zahl beigelegt, die sich der größten Beliebtheit erfreuen — ja die eine Hälfte der islamischen Gemeinde verehrt in ihm, fast mehr noch als in dem Propheten selbst, den heiligen Märtyrer von fleckenloser Reinheit und höchstem Seelenadel, den grade idealistisch veranlagte Völker als sozusagen sinnlichen Träger ihrer höchsten religiösen Empfindungen sich zu schaffen pflegen. Sein glücklicher Nebenbuhler hat mit List und Klugheit ein großes Weltreich sich unterthan gemacht und es mit bewußter Herrschermacht und überlegenem Verstande weit besser regiert, als Alí jemals im Stande gewesen wäre: aber in den Augen der von Moáwijas Arabern zertretenen Perser ist

1) Er war, wie merkwürdiger Weise sein Gegner Moáwija auch, trotz seiner kriegerischen Gewandtheit fast unförmlich dick.

eben dadurch sein Gegner zum edelsten der Menschen verklärt, sein eigner Name zum Fluch geworden. So bleibt der letzte der legitimen Chalifen, mit welchem die patriarchalische Epoche des Islâms schließt, doch als Alles beherrschende Gestalt im Vordergrunde des neuen Zeitalters stehen, welches bestimmt ist, Volk und Religion der Araber durch die Wechselwirkungen äußeren Zusammentreffens mit fremden, insbesondere persischen Elementen und innerer Strömungen in ungeahnter Weise fortzuentwickeln.

Drittes Buch.

Die Omaijaden.

Erstes Capitel.

Moáwija.

Alis Tod fuhr zwischen die Krieger des Irák wie ein Blitzstrahl, der mit einem Schlage die ganze Umgebung erleuchtet und zu den Füßen der Schauenden einen Abgrund enthüllt. Die längst vorhandene, aber der Lässigkeit und dem Unbedacht wie in weiter Ferne erscheinende Gefahr der Unterwerfung unter die verhaßten Syrer erschien jetzt auf einmal den Männern von Kúfa in unheimlicher Nähe, und nicht ohne Reue konnten sie der Unbotmäßigkeit und des Eigensinns gedenken, durch welche sie den tapferen Chalifen um den Erfolg seiner Anstrengungen gebracht, seinem Todfeinde ungewollte, aber wirksame Unterstützung geliehen. Nun waren sie mit einem Male da: die ganzen 40 000, die Alí im Augenblicke seines Todes unter seinem getreuen Keis Ibn Ssá'ad zusammengebracht hatte, brannten vor Kriegslust, um so mehr, als neue Heerhaufen Moáwijas bereits in Mesopotamien einzufallen drohten, und diese aufzuhalten in der That die höchste Zeit war. Hatten aber früher dem Herrscher die Truppen sich versagt, so fehlte jetzt den Truppen der Herrscher. Alí hatte zwei Söhne von der Tochter des Propheten, El-Haßan und El-Hußein, dazu noch eine ganze Anzahl Kinder von anderen Frauen hinterlassen. Haßan war der älteste, ihm huldigte das Heer sofort nach dem Heimgange seines Vaters. Aber er war ein charakterloser Mensch von der Sorte, bei welcher eine übertriebene Frömmigkeit mit Trägheit und vor Allem Sinnlichkeit Hand in Hand geht: El-Mitlák „der Ehescheider" war sein Spitzname, weil er mit den gesetzlichen vier Frauen nur auskam, indem er sich alle Augenblicke von einer oder der anderen schied und eine neue heirathete. Er soll es auf diese Weise im Ganzen auf etwa 70 Frauen gebracht haben; jedenfalls waren Gebet und Harem die einzigen Dinge, welche für ihn Wichtigkeit besaßen. So ist es sehr wahrscheinlich, daß er gleich, nachdem er die Huldigung empfangen, Verhandlungen mit Moáwija angeknüpft hat: es heißt, daß er ihm einen Brief mit Angabe der Bedingungen, unter welchen er auf das Chalifat zu seinen Gunsten zu verzichten

bereit war, gesandt habe, während Moáwija gleichzeitig ein im Voraus mit seiner Unterschrift versehenes weißes Blatt ihm zustellen ließ, auf welchem er seine Forderungen nach Belieben verzeichnen sollte. Beide Schriftstücke erreichten ihre Adresse; während aber Haßan nicht zögerte, den Blancowechsel mit dem dreifachen Betrage seiner ersten Ansprüche auszufüllen, weigerte sich Moáwija nachher, mehr zu geben, als jener anfänglich verlangt hatte. Haßan mußte sich beruhigen, konnte es auch, da er fünf Millionen Dirhems und dazu noch ein stattliches Jahrgeld, nebenbei auch Sicherheit für Leben und Eigenthum der Seinigen erhielt. Noch im Laufe dieser Verhandlungen waren die Syrer in das Irák eingerückt, während Haßan gleich im Anfang mit den Truppen Kúfa verlassen, den Euphrat und Tigris überschritten und sich bis Madáïn zurückgezogen hatte; um das Heer nicht zu früh argwöhnisch zu machen, schickte er nun den Keis mit 12 000 Mann den herannahenden Syrern entgegen, zögerte aber selbst mit dem größeren Theile des Heeres nachzurücken, so daß jener bei Meskin, etwa zehn Meilen nordwestlich von Madáïn, allein gegen die unverhältnißmäßige Uebermacht der Gegner das Feld nicht halten konnte. Inzwischen verbreitete sich im Lager das Gerücht, er sei geschlagen und getödtet; der Unwille der Krieger wandte sich gegen den unmännlichen Scheinherrscher, man plünderte sein Zelt und er mußte eilends in die Stadt fliehen. Das führerlose Heer zerstreute sich, Keis mußte bald darauf (Anfang 41 = 661) ebenfalls den Widerstand aufgeben — wofür sich der Tapfere aber trotz glänzender Anerbietungen Moáwijas nicht bezahlen ließ — und so befand sich nach einem kurzen und unblutigen Feldzuge das ganze Irák in den Händen der Syrer. Haßan und Hußein gingen von Kúfa, wo sie durch ihre Gegenwart die ihres Vaters Todfeinde widerwillig dargebrachte Huldigung des Volkes hatten bestätigen müssen, nach Medina zurück, wo Haßan bis zu seinem wahrscheinlich im J. 49 (669) erfolgten Tode[1]) ein beschauliches und abgesehen von der Entfaltung einer vielgerühmten Wohlthätigkeit zweckloses Dasein geführt hat, während sein Bruder, von Natur thatkräftiger und unternehmender, immerhin auch nichts weiter thun konnte als abzuwarten, ob noch einmal auch seine Zeit zu kommen bestimmt sei.

Danach sah es nun freilich für lange Jahre nicht aus. Moáwija (reg. 41—60 = 661—680), der jetzt überall ohne Widerstand als Chalife anerkannt wurde, wußte mit Festigkeit und Klugheit bald seine Herrschaft sicher zu begründen. Sein Grundsatz war, für seine Freunde Alles zu thun, was in seinen Kräften stand, seine Feinde, wenn es gehen wollte, gütlich für

---

1) Es ist eine weit verbreitete Ueberlieferung, daß ihn Moáwija habe vergiften lassen; aber sie ist jedenfalls unrichtig und entstammt wieder nur dem Bestreben, den Omaijaden alles mögliche Böse nachzusagen. Nicht allein, daß Moáwija von dem Tode des gänzlich bedeutungslosen Haßan keinerlei Gewinn erwarten konnte, im Gegentheil, er mußte ihm höchst unangenehm sein, da nun die Führung in der Familie des Propheten auf den Hußein überging, von dem Moáwija, wie seine spätere Handlungsweise zeigt, ganz genau wußte, wie wenig Gutes er sich von ihm zu versehen hatte.

sich zu gewinnen, im andern Falle rücksichtslos und mit allen Mitteln zu bekämpfen bis zur Vernichtung. Er ist ein classischer Vertreter jener Regierungsmethode, deren Verfahren man mit den Worten „Zuckerbrod und Peitsche" charakterisirt hat, einer Methode, mit welcher man unter Umständen schon im Abendlande recht hübsche Resultate erzielt, die aber im Orient nach den bisherigen Erfahrungen die einzig wirksame ist. Zunächst baute er nach Möglichkeit allen Leuten goldene Brücken, die ihrer irgend bedurften. Alis Vetter und langjähriger, wenn auch zuletzt verstimmt gewesener Freund Ibn Abbás wurde unbehelligt im Besitze erheblicher Staatsgelder gelassen, die er sich kurz vor Alis Tode angeeignet; Mogíra Ibn Schó'oba, der seit Othmáns Ermordung abseits gestanden hatte, nahm jetzt gern die Statthalterschaft von Kúfa; und sogar Alis Statthalter von Fars, Sijád, wurde bald nachher für den neuen Chalifen gewonnen. Er hatte anfänglich die Huldigung geweigert und sogar durch einige seiner Söhne mit Hilfe der Charidschiten in Baßra einen Aufstand erregen lassen; der war indeß von Moáwijas Feldherrn Busr Ibn Artá niedergeschlagen und Sijáds Söhne dabei gefangen genommen worden. Der kluge Chalife hielt dies für eine gute Gelegenheit auf Sijád zu wirken; er verbot dem Busr, jene zu tödten, und beauftragte den Mogíra im J. 42 (662), persönlich mit ihrem Vater zu verhandeln und durch einige Concessionen seinen Uebertritt zu erreichen. Mogíra war längst mit dem Sijád befreundet, der ihn schon im J. 17 (638) unter Omar bei einem sehr üblen Skandalproceß durch ein zweideutiges Zeugniß vor harter Strafe bewahrt hatte; sie waren Einer wie der Andere Menschen von zweifelhafter Moral, aber schlau und in der Verwaltung ungewöhnlich brauchbar. Sie besprachen sich zunächst in Fars, wohin Mogíra sich begeben hatte; dann aber machte Sijád sich auf den Weg nach Damaskus, und während Moáwija bisher von der Weise, wie der Statthalter unter Ali mit den Staatsgeldern verfahren war, sich wenig erbaut gezeigt hatte, bestätigte er jetzt die Rechnungen, welche ihm vorgelegt wurden, mit dem Complimente: „Du bist der zuverlässigste aller unserer Stellvertreter." Was aber eigentlich zwischen dem listigen Chalifen und dem womöglich noch listigeren Sijád verabredet worden war, das wird uns nicht berichtet, läßt sich freilich mit Leichtigkeit aus den folgenden Ereignissen schließen. Im J. 45 (665) erhielt Sijád zu Fars die Verwaltung Baßras, der persischen Ostprovinzen und der arabischen Küste des persischen Meerbusens hinzu, im J. 50 (670) auch noch die von Kúfa, d. h. die oberste Leitung sämmtlicher Gebiete östlich der syrischen Wüste, und endlich im J. 53 durfte der Statthalter dem Chalifen sogar schreiben: „In meiner Rechten halte ich für dich das Irák, aber meine Linke ist leer; gieb ihr auch zu thun mit dem Hidscháf" — ohne daß Moáwija Bedenken trug, auch dies zu gewähren. Noch auffallender ist es, daß schon im J. 44 (664) Sijád officiell als Bruder Moáwijas anerkannt wurde. Das ist eine sehr dunkle Geschichte. Sijád's Mutter Ssumaija war eine Sklavin gewesen, nach Einigen mit einem Sklaven Obeid verheirathet, nach Anderen ledig; jedenfalls pflegte

man ihn nicht Sijád Ibn Obeid zu nennen, sondern Sijád Ibn Ssumaija oder Sijád Ibn Abíhi, d. h. „Sijád seines Vaters Sohn". Jetzt fanden sich auf einmal ein Kneipwirth aus Taïf und einige andere Leute mäßiger Respectabilität, welche bezeugten, daß Abu Ssofján sein Vater sei. Da er jedenfalls nicht in dessen Hause geboren war, so blieb nach dem koranischen Gesetze die Anerkennung der Vaterschaft unter allen Umständen unmöglich; obwohl aber Moáwija des lieben Volkes wegen alle Tage sein Capitel im heiligen Buche las, Freitags in der großen Moschee von Damaskus vorbetete und auch als Chalife einmal die Wallfahrt nach Mekka vollzog, kehrte er sich doch an den Wortlaut der Schrift wenig, und so kam es ihm nicht darauf an, auch gegen das Gesetz sich diesen neuen Bruder zuzulegen. Fragen wir aber nach dem Sinne einer so ungewöhnlichen verspäteten Anerkennung, so kann darin, wie längst vermuthet worden ist, kaum etwas Anderes, als die Absicht Moáwijas liegen, in einer oder der andern Form dem Sijád die Anwartschaft auf die Nachfolge im Chalifat, mindestens auf eine dauernde Mitregierung zu geben. Da Sijád bereits im J. 53 (673), also lange vor Moáwija, starb, so ist der Fall, welchem das Versprechen gegolten haben kann, nicht eingetreten, und es ist natürlich überflüssig, sich den Kopf darüber zu zerbrechen, ob der Chalife es damit ernst gemeint, oder wie er sich die Ausführung gedacht hat.

In jedem Falle überließ Moáwija seinem sogenannten Bruder seit dem J. 50 (670) die ganze Osthälfte des Reiches zu vollkommen unabhängiger Verwaltung, nachdem er sich vorher schon in Baßra auf das Glänzendste bewährt hatte. Der Posten war bei Weitem der schwierigste des ganzen Reiches. In Kúfa hatte man von den zahlreichen Anhängern Alis vorläufig doch nicht viel zu befürchten, so lange Haßan, das officielle Haupt der Familie des Propheten, in Frieden mit der Regierung lebte; aber in Baßra, dem ganzen südlichen Irák und Chúsistán trieben die Charidschiten ihr Wesen, welchen Moáwija mit seiner entschieden weltlichen Gesinnung natürlich noch bei Weitem ärgerlicher war als früher Alí. Die ersten beiden Statthalter, die zwischen 41 und 45 (Mai 661 — März 665) dort regierten, vermochten den rebellischen Geist nicht zu dämpfen; die einzelnen Aufstände der Puritaner wurden zwar niedergeschlagen, aber sie wiederholten sich alle Augenblicke und drohten besonders im J. 43 (663) einen bedenklichen Umfang anzunehmen. Sijád, der im J. 45 (665) nach Baßra kam, beschloß sofort durchzugreifen. Eine Reihe strenger Verordnungen, zu deren Durchführung ein besonderes Corps von 4000 Polizeisoldaten geschaffen wurde, sollten zunächst die sogar in der Stadt selbst arg gefährdete öffentliche Sicherheit wieder herstellen. Zum ersten Mal sah der freie Araber sich durch Maßregeln beschränkt, wie das Verbot, überhaupt nach Sonnenuntergang noch sich auf den Straßen blicken zu lassen: es stand der Tod darauf, und mit solcher Rücksichtslosigkeit führte Sijád seine Maßregeln durch, daß er einen armen Beduinen, der in Unkenntniß des Gesetzes eines Abends spät mit Schlachtvieh in die Stadt getrieben kam, ruhig köpfen ließ: er glaube ihm, daß er die Wahrheit rede, aber in seiner Hin-

richtung beruhe die Sicherheit des ganzen Volkes. Wo sich die Charidschiten auf dem Lande blicken ließen, wurde sofort auf das Energischste eingegriffen, jeder Widerstand mit der äußersten Härte unterdrückt. Wir dürfen nun freilich nicht Alles unbesehen glauben, was die späteren Geschichtschreiber von Sijád, aus dem sie einen wahren Teufel in Menschengestalt gemacht haben, zu erzählen wissen: auch hier liegt das Bestreben auf der Hand, Alles was durch und für die Omaijaden geschieht, in möglichst ungünstigem Lichte darzustellen, und umgekehrt Jeden, der sich gegen ihre Herrschaft empört, als unschuldigen Märtyrer zu feiern. Keine Regierung konnte in der That die offene Verkündigung von Grundsätzen dulden, welche jede feste Staatsordnung zu untergraben geeignet waren; und wenn die Mittel, deren Sijád sich bediente, oder vielmehr das eine unablässig angewandte Mittel des Köpfens in einer Ausdehnung angewandt wurde, wie man sie vorher nicht gewohnt gewesen war, so lag das schließlich hauptsächlich doch darin, daß seit dem Untergange Alis und dem Siege der weltlichen Partei die patriarchalische Regierungsweise der ersten Chalifen unmöglich geworden war. Eine von beiden Richtungen mußte jetzt herrschen, die andere sich unterordnen oder der Vernichtung anheimfallen. Während also Moáwija inmitten seiner Syrer die alte cordiale Art des Umganges mit den Häuptlingen seiner Getreuen beibehalten konnte, mußte überall da, wo die Anhänger der Omaijaden sich in der Minderheit befanden, an die Stelle des freiwilligen Gehorsams gläubiger Muslime die erzwungene Unterordnung unter die weltliche Macht der Staatsregierung treten. Die Muster der hierfür zu treffenden Einrichtungen hatte Sijád als Statthalter von Fars bei den Persern kennen zu lernen Gelegenheit gefunden. Die arabischen Schriftsteller heben es besonders hervor, daß er der Erste gewesen ist, der vor sich Trabanten mit Spießen und Sceptern einhermarschiren und sich von einer Leibwache umgeben ließ: das ist das Auftreten einer beginnenden Nachahmung des alten asiatischen Despotismus, dessen Gewohnheiten in den persischen Stammlanden noch wohlbekannt, zum Theil auch nach dem Einfall der Araber kaum jemals außer Uebung gekommen waren. Es wiederholt sich das in der Geschichte so häufige Schauspiel, daß uncivilisirte Eroberer sich unvermeidlich einer höheren Cultur der von ihnen Besiegten anzubequemen, sie mit ihren Vorzügen und Schattenseiten allmählich aufzunehmen haben: um eine von den Streitigkeiten der Parteien unberührte staatliche Ordnung zu gewinnen, fand man keinen Rath, als in der Entlehnung persischer Einrichtungen, welchen das kostbarste Gut des Arabers, die Freiheit, geopfert werden mußte. Wir kennen die Art der Beduinen, das bei den Leuten von Baßra und Kúfa noch zu weiterer Höhe gesteigerte Selbstgefühl des unabhängigen Kriegers, und dürfen keinen Augenblick verkennen, daß, wenn einmal die, ich möchte sagen mechanische, Ordnung eines nicht historisch entwickelten, sondern aus Gründen politischer Nothwendigkeit von Außen entlehnten Staatswesens hier durchgeführt werden sollte, dies nur durch ein Regiment rücksichtsloser Strenge geschehen konnte. Freilich

verstand es sich von selbst, daß unter einem solchen die Erbitterung der Irakier gegen den staatlichen Zwang zu einer Stärke anwuchs, die bei jeder Gelegenheit zu den gefährlichsten Ausbrüchen führte; aber zu beklagen waren aus diesem Grunde die Leute doch kaum, welche seit Omars Zeiten täglich bewiesen hatten, daß sie einer patriarchalischen Regierung zu gehorchen nicht gesonnen waren, und die obendrein soeben nach dem unvernünftigen Grundsatze verfahren zu sein schienen, daß es dem Alí ganz recht war, wenn sie unter syrische Herrschaft kamen: warum verstand er es nicht, ihnen Disciplin beizubringen? Wenn also die späteren Berichte voll sind von allerhand Geschichten, welche die Grausamkeit und den Blutdurst des Sijád Jedermann zum abscheulichen Exempel abzuschildern bestimmt sind, so thun wir gut, uns an die Wirkungen seiner Herrschaft zu halten, welche dieselben Schriftsteller doch gleichzeitig nicht verschwiegen haben. „Er war der Erste," heißt es, „der die Regierungsgewalt festigte, dem Moáwija die Herrschaft sicherte und die Leute zum Gehorsam zwang, indem er Strafen anordnete, das Schwert entblößte, nach Argwohn zupackte und auf Verdacht hin strafte; so fürchteten ihn die Leute in seiner Regierung auf's Aeußerste, bis Jeder vor dem Andern in dem Grade sicher war, daß, wenn irgend ein Mann oder eine Frau etwas verlor, Niemand es anrührte, bis der Besitzer wieder dazu kam und es aufhob, und daß einzelne Frauen die Nacht zubringen konnten, ohne die Thüre hinter sich zu verschließen." Und er selbst, heißt es, berühmte sich später: „Wenn zwischen hier und Choraßán ein Strick verloren geht, so weiß ich's, wenn einer ihn aufhebt." Er war eben ein Mann der Ordnung um jeden Preis: als eines Tages die beiden Befehlshaber seiner Polizeimannschaften, mit ihren Spießen vor ihm einhergehend, sich im Scherz zu zerren anfingen, mußte der eine sofort seine Waffe abliefern und blieb seines Amtes entsetzt. — In Folge des Ueberganges der ganzen irakischen Provinzen in seine Verwaltung verlegte er im J. 50 (670) seine Residenz nach Kúfa. Gleich nach seiner Ankunft versammelte er, so wird erzählt, die Gemeinde in der Moschee, wie das in solchem Falle üblich war, bestieg die Kanzel und sprach nach dem gebührenden Preise Gottes folgendermaßen: „Diese Sache ist an mich gekommen, während ich in Baßra war, und ich gedachte mich zu euch in der Mitte von 2000 baßrischen Polizeisoldaten zu begeben; dann aber besann ich mich, daß ihr ordentliche Leute seid, und daß die Ordnung bei euch längst alles Ungehörige beseitigt hat; so bin ich denn zu euch nur mit meinen Hausleuten gekommen und danke Gott, daß er mich hat aufheben wollen, während die Menschen mich bei Seite thaten, und mich hat behalten wollen, während sie mich vernachlässigten" und so ging es weiter bis zum Ende der Predigt: da warfen einige Mißvergnügte mit Steinen gegen die Kanzel. Er setzte sich nieder, bis sie abließen; dann rief er einige von seinen Leuten, die mußten die Thüren der Moschee besetzen, während er der Gemeinde zurief: „Ein Jeder von euch faßt jetzt seinen Nebenmann während des Gebetes bei der Hand, und Keiner sagt mir „ich weiß nicht, wer mein Nebenmann gewesen ist!""

Auf seinen Befehl wurde nun ein Sessel für ihn an die Thüre der Moschee gestellt, und je vier und vier mußten herantreten und bei Allah schwören, daß Keiner von ihnen mitgeworfen habe. Wer das that, konnte gehen, wer nicht, wurde gefesselt und auf die Seite gestellt, bis ihrer dreißig etwa beisammen waren: denen ließ er auf der Stelle die Hände abschlagen. „Ja, bei Gott," fügt der Augenzeuge, auf welchen diese Erzählung zurückgeht, hinzu, „wir wagten ihm nie mit einer Lüge zu kommen, und nie hat er uns etwas angekündigt, sei es Gutes oder Böses, das er nicht gethan hätte." Man sieht, es war ein ganzer Mann, dieser Sijâd, der wußte was er wollte und seine ganze Persönlichkeit einsetzte, durchzuführen, was er begonnen hatte. Wie in Baßra die Charidschiten, so wurden nun in Kûfa die Schiiten unschädlich gemacht, deren Zunahme allmählich doch Bedenken erregen mußte: wer in den Verdacht der heimlichen Anhängerschaft an die Familie Alis kam, wurde verhaftet und hatte nur die Wahl, den Ali zu verfluchen oder zu sterben. — Ausdrücklich wird indeß überliefert, daß er an den beiden Orten, welche den Schauplatz solcher Verfolgungen bildeten, erst zur Strenge griff, wenn gütliche Ueberredung fruchtlos blieb. Wir wissen, daß er diejenigen Charidschiten, welche in ihren Ueberzeugungen gemäßigt blieben und sich der Omaijadenherrschaft gutwillig unterordneten, durchweg unbehelligt ließ, ja sogar kein Bedenken trug, ihnen Verwaltungsposten zu übertragen; und ebenso steht es fest, daß er gegen die Schiiten in Kûfa erst vorging, als sie trotz seiner Warnung und freundlichen Ermahnung von ihren Conventikeln, in denen gegen die bestehende Ordnung gehetzt wurde, nicht lassen wollten.

In jedem Falle waren die Ergebnisse seiner Regierung ganz ausgezeichnet. Es ist nicht blos die musterhafte Ordnung und Sicherheit in den Hauptstädten wie in den Provinzen, welche erfreulich gegen die frühere Zuchtlosigkeit absticht; auch die Finanzverwaltung, die unter Ali in arge Verwirrung gerathen war, stellte er her, und daß seine Herrscherkunst nicht im Säbel aufging, zeigen die von sehr weitsichtiger politischer Ueberlegung eingegebenen Versuche, durch Begünstigung aller gemäßigten Elemente zwischen den extremen Parteien eine mittlere Richtung in Fluß zu bringen, deren Anhänger sich allmählich zu einer festen Stütze für die Regierung einigen konnten. Zunächst gingen unter dem kräftigen Drucke seiner Polizeimaßregeln die Charidschiten in zwei Bruchtheile auseinander: neben den folgerichtigen Fanatikern, welchen alle nicht zu der Secte gehörigen Muslime schlimmere und verdammenswerthere Ungläubige waren als Juden oder Christen, und die nur der Gewalt zu weichen entschlossen waren, fingen doch allmählich an, verständigere Leute sich zu finden, die zwar an der puritanischen Lehre von der Absetzbarkeit eines gottlosen Chalifen festhielten, aber doch zugaben, daß nicht jeder im übrigen rechtgläubige Muslim schon durch die Leugnung dieses Satzes der Verdammniß anheimfalle und als Götzendiener im heiligen Kriege bekämpft werden müsse. Solche Mildergesinnten konnten sich dazu verstehen, friedlich unter den übrigen Muslimen fortzuleben und mit ihnen zu verkehren, was die Extremen auf

das Nachdrücklichste verwarfen. Noch wichtiger, als die Herbeiführung dieser Meinungsverschiedenheit unter den Charidschiten und die nachsichtige Duldung der Gemäßigten, war es aber, daß Sijád ernstliche Anstalten machte, die in den anderen Provinzen den Omaijaden feindlichen Altgläubigen von der Art der Mediner hier für die Regierung zu gewinnen. Was von Gefährten des Propheten und sonstigen Frommen außer Charidschiten und Schiiten in Baßra und Kúfa noch lebte, war sicher, bei dem Statthalter nicht blos den äußersten Respect, sondern auch die bereitwilligste Förderung aller persönlichen Interessen zu finden. Charakteristisch ist in dieser Beziehung folgende Geschichte. Sijád befahl eines Tages seinem Kämmerer: „Rufe mir den Hakam" — er meinte den Hakam Ibn Abi 'l-Áßi, den Bruder eines vom Propheten sehr bevorzugten Mannes von den Thakîf, der früher Unterstatthalter in Táïf gewesen, dann nach Baßra gezogen war. Der Kämmerer aber glaubte, daß es sich um Hakam Ibn Amr vom Stamme Gifár handele, einen noch angeseheneren Gefährten des Gesandten Gottes, der bei Lebzeiten desselben fast immer in seiner Umgebung gewesen war, und brachte diesen zu Sijád hinein. Der empfing ihn mit verbindlichem Compliment als „ansehnlichen und durch die Genossenschaft des Boten Gottes ausgezeichneten Mann" und verlieh ihm den seinem Namensvetter zugedacht gewesenen bedeutenden Posten des Statthalters von Choraßán mit den Worten „Ich hatte dich nicht gemeint, aber Allah hat dich gemeint." Auch sonst vergab er die höheren Beamtenstellen mit Vorliebe an die Gefährten des Propheten, und wir hören nirgends, daß er Grund gehabt hätte, mit ihrer Thätigkeit unzufrieden zu sein. Freilich konnten selbst den Omaijaden abgeneigte Männer hier auf persischem Boden einsehen lernen, daß es unter allen Umständen eine Thorheit blieb, Arabiens Kräfte im Bürgerkriege zu verzetteln, so lange die Perser noch mit Ungeduld das Joch der Eroberer trugen. So kam es, daß in Baßra und Kúfa die Altgläubigen besonders im Gegensatze zu Alis Schi'a allmählich anfingen, sich der syrischen Centralregierung weniger entfremdet zu fühlen, und umgekehrt veranlaßte ihre Stellung als Hauptvertreter der arabischen Herrschaft auf dem persischen Boden wieder den Hof von Damaskus, sie mit möglichster Schonung zu behandeln. Als daher in den späteren Bürgerkriegen der tiefgewurzelte Haß zwischen Syrien und Medina schließlich zur gewaltsamen Erstürmung der Stadt des Propheten und zur Vernichtung ihrer Einwohnerschaft führte, war im Irák bereits ein neuer Mittelpunkt für die frommen Männer gewonnen, welche durch die Sammlung und Fortpflanzung der Nachrichten über Leben und Aeußerungen des Propheten die Anfänge der theologischen und überhaupt der wissenschaftlichen Bestrebungen im Islám vorbereiteten: damit aber wurde eine geistige Entwicklung möglich, die aus den uns schon bekannten Gründen (S. 295) grade hier einen besonders günstigen Boden fand und sich zur eigentlichen Blüthe des mittelalterlichen Geistes im Oriente überhaupt entfaltet hat.

Erscheint uns somit die Regierungsthätigkeit des Sijád bei genauerem Zusehen doch in einem ganz anderen Lichte, als die späteren Geschichtschreiber

ihr zu gönnen pflegen, so ist ihre Dauer freilich allzu kurz gewesen, um ihren Wirkungen überall die wünschenswerthe Nachhaltigkeit zu sichern. Wie wenig die charidschitischen Fanatiker noch daran dachten sich besiegt zu geben, zeigte sich schon bei Lebzeiten des gefürchteten Statthalters: als er im J. 50 (670) nach Kûfa übersiedelte, brachen in Baßra sofort ein paar der schlimmsten Fanatiker los und zogen mordend in der Stadt umher. Allerdings war sein Stellvertreter Ssámura Ibn Dschundab nicht weniger energisch als er selbst: der Aufstand wurde mit blutiger Strenge unterdrückt, eine große Anzahl bekannter Charidschiten hingerichtet, eine noch größere eingesperrt. Als aber einige Zeit nach Sijâds Tode (53 = 673) Ssámura von seinem Posten abberufen ward, und bald nachher (55 = Dec. 674) Obeidallah, Sijâds Sohn, Statthalter von Baßra wurde, beging er den Fehler, die gefangenen Charidschiten sämmtlich in Freiheit setzen zu lassen. Es scheint, daß er gehofft hatte, sie durch diesen Beweis von Milde für seine Regierung zu gewinnen; da es aber natürlich grade die Eifrigsten von den Extremen waren, die man festgesetzt hatte, so fiel es ihnen nicht ein, ihm dankbar zu sein, vielmehr begannen sie augenblicklich überall gegen ihn zu wühlen und bei jeder Gelegenheit Empörungen anzuzetteln. Er sah sich in Folge dessen gezwungen, seinen Vater nun in Strenge fast noch zu überbieten. Die zunehmende Heftigkeit der Verfolgung reizte die Sectirer zu immer größerer Erbitterung: sie fingen an, dem Henkerschwerte den Dolch des Mörders entgegenzusetzen, und bald fand Obeidallah kaum noch Jemand, der es gewagt hätte einen Charidschiten zu tödten — denn nach jeder Hinrichtung fand man anderen Tages irgendwo die Leiche dessen, der sich dazu verstanden hatte, das Todesurtheil zu vollstrecken. Die Späteren sind voller Bewunderung für die standhafte und männliche Haltung der Charidschiten in dieser Zeit schwerer Bedrängniß. Berühmt ist die Geschichte des Abu Bilál Mirdás Ibn Odaija, der mit einem Haufen Gesinnungsgenossen gefangen gesetzt war. Seine Frömmigkeit und sein Anhalten im Gebet machte Eindruck auf den Kerkermeister, und er fühlte sich bewogen ihm zu gestatten, daß er mit Einbruch der Nacht das Gefängniß verließ, heimlich zu seiner Familie ging und erst mit Tagesanbruch zurückkehrte. Nun hatte Mirdás einen Freund, welcher öfter zu dem Kreise des Obeidallah Zutritt erhielt; der hörte eines Abends, wie der Statthalter über die gefangenen Charidschiten sprach und den Entschluß kundgab, sie am nächsten Morgen tödten zu lassen. Der Freund begab sich mit möglichster Eile in die Wohnung des Mirdás, theilte die Nachricht den Angehörigen mit und sagte: „Schicket zu Abu Bilál ins Gefängniß, er soll sein Testament machen, er ist ein todter Mann." Mirdás vernahm seines Bekannten Worte im Nebengemache; ebenso aber gelangte die Kunde zu dem Kerkermeister, der eine üble Nacht verbrachte in der Furcht, daß Mirdás auch davon hören und nicht zurückkehren werde. Als aber die Zeit herankam, wo er sich einzustellen pflegte, war er pünktlich wieder da. Auf die Frage des Kerkermeisters: „Hast du denn nicht erfahren, was der Emir beschlossen hat?"

antwortete er einfach „Ja", und als jener verwundert weiter sprach: „Und doch bist du gekommen?" erwiderte er: „Ja, es durfte doch nicht der Lohn für deine Gutthat sein, daß du um meinetwillen bestraft wurdest!" Als nun Obeidallah am Morgen die Charidschiten holen und einen nach dem andern hinrichten ließ, warf sich der Kerkermeister, der ein alter Hausdiener des Sijád war und den Obeidallah hatte aufziehen helfen, zu den Füßen des Statthalters mit den Worten: „Schenke mir diesen!" und erzählte ihm seine Geschichte. Die Bitte wurde gewährt und Mirdás begnadigt. Kaum sah er sich aber auf freiem Fuß, als er Baßra verließ und in Chúsistán einen neuen Aufstand erregte; es mußten Truppen gegen ihn ausgesandt werden, welche seine Schaar zerstreuten, ihn selbst in einem kleinen Orte der Provinz eine Zuflucht zu suchen zwangen (58 = 678). Dort lebte er einige Jahre ruhig, kam aber im J. 61 (680/1) abermals in Conflict mit den Behörden und wurde bei einem wiederholten Empörungsversuche erschlagen.

Versprach die Starrheit, mit welcher solche Männer an ihren Grundsätzen festhielten, und die Furchtlosigkeit, mit der sie dieselben verfochten, für die Zukunft nichts Gutes, so konnten solche auf einen verhältnißmäßig kleinen Landstrich beschränkten, an sich meistens geringfügigen und stets ebenso schnell wie kräftig unterdrückten Unruhen doch neben dem blühenden Gesammtzustande des Reiches während der Regierung Moáwijas kaum in Betracht kommen. Wenn schon Perser und Irakier unter Sijád und Obeidallah wohl oder übel Frieden halten mußten, so hatte in den westlichen Provinzen der Chalife selbst leichteres Spiel, und er war ganz der Mann, die Gunst der Verhältnisse mit Umsicht und Klugheit zur Befestigung seiner usurpirten Herrschaft zu benutzen. Ein arabischer Geschichtschreiber charakterisirt ihn folgendermaßen: „Moáwija war besonnen, schlau und wo er sich Freunde zu machen wünschte freigebig neben großer Sparsamkeit in Allem, was die eigene Person anging. Man hörte ihn sagen: Ich gebrauche nicht mein Schwert, wo meine Peitsche ausreicht, und nicht meine Peitsche, wo meine Zunge ausreicht; und wenn zwischen mir und einem Anderen auch nur ein Fädchen ist, lasse ich es nicht zerreißen. Auf die Frage, wie er das meine, fuhr er fort: Wenn der Andere es anzieht, lasse ich nach, läßt er nach, ziehe ich an. Wenn er hörte, daß Jemand sich abfällig über ihn äußerte, so brachte er ihn entweder durch Geschenke zum Schweigen, oder er stellte ihm eine Falle, indem er ihn in den Krieg schickte und zur Vorhut commandiren ließ; überhaupt war der Grundzug seines Handelns Trug und List." Ebenso bezeichnend ist eine andere Aeußerung, welche ihm beigelegt wird. Eines Tages fragte ihn sein Genosse bei so vielen Unternehmungen, Amr Ibn El-Áßi: „Wenn ich nur herausbekommen könnte, ob du feige oder tapfer bist. Ich sehe dich vorwärts gehen, daß ich mir sage: er will den Kampf — dann gehst du wieder zurück, daß ich mir sage: er sinnt auf Flucht." Moáwija antwortete: „Bei Gott, ich gehe nicht vor, wenn ich das Vorgehen nicht für nützlich halte, und ich gehe nicht zurück, wenn ich das Zurückgehen nicht für klug halte; wie der

Dichter sagt: Tapfer, wenn die Gelegenheit es mir ermöglicht, wenn mir aber kein Erfolg winkt, feige." Es ist schade, daß uns das Bild des merkwürdigen Mannes eben nur von dieser einen Seite deutlich sichtbar wird; die andere, welche uns in der Zeichnung der abbassidischen Historiker einen gewissenlosen, vor keinem Mittel zurückscheuenden tückischen Bösewicht zeigt, der mit Gift und Dolch stets zur Hand ist, wo ihm Widerspruch entgegentritt, muß mindestens für eine starke Caricatur gelten. Es wird richtig sein, daß er den Málik hat vergiften lassen (S. 331), und vielleicht wird ihm auch der plötzliche Tod des Abderrachmán (unten S. 350), der ihm sehr gelegen kam, nicht ohne Grund angerechnet; aber in anderen Fällen liegt die Grundlosigkeit ähnlicher Beschuldigungen auf der Hand, und die Darstellung, nach welcher sein christlicher Arzt immer eine förmliche Giftapotheke für die Feinde des Chalifen bereit gehabt hätte, ist gewiß arg übertrieben. Er muß ein kühler Politiker gewesen sein, der zur Erreichung des als nothwendig erkannten Zweckes nicht leicht ein Mittel scheute, aber leidenschaftlichem Dreinfahren oder gar zweckloser Grausamkeit durchaus abgeneigt war. Das, was wir von ihm wissen, erinnert merkwürdig an Richelieu, besonders aus dem Grunde, weil es in dem verschlagenen Diplomaten auch einen bedeutenden Staatsmann zeigt.

Im Westen des Reiches lagen die Sachen etwas anders als im Irák, die unversöhnlichen Gegensätze waren hier in den Altgläubigen von Medina und dem weltlichen Hofe von Damaskus verkörpert. Leute wie Alis Sohn Hußein, Abdallah der Sohn des Sobeir, überhaupt alle Diejenigen, welche durch ihre Zugehörigkeit zu den Familien des Propheten, der legitimen Chalifen oder der früheren Prätendenten selbst Ansprüche auf den Thron zu haben glaubten, konnten niemals auf die Hoffnung verzichten, die Ursupation der Herrschaft durch die alten Feinde des Propheten mit Hilfe der Frommen Medinas noch einmal rückgängig zu machen, und die Frommen selbst befestigten sich unter dem Einflusse dieser angesehenen Kreise immer mehr in ihrem alten Widerwillen gegen die Partei der mekkanischen Aristokraten. Mit den Medinern also war nichts anzufangen, so gab Moáwija sich keinerlei Mühe sie zu gewinnen; er setzte ihnen zu ihrem besonderen Aerger den Merwán Ibn El-Hakam zum Statthalter, den die Königsmörder seiner Zeit für todt hatten liegen lassen, der aber nachher zu sich gekommen war und von Mekka aus an der Kamelschlacht Theil genommen hatte, um dem Ali zu schaden (S. 312f.): nachher aber hatte er natürlich die Orthodoxen im Stiche gelassen, die ihn nun an der Spitze einer ganzen Schaar omaijadischer Familienglieder und Anhänger einziehen und sein noch von Othmáns Zeiten her verhaßtes Regiment von Neuem ausüben sahen. Was aber Moáwija sehr wünschte, das war, den Einfluß der frommen Hilfsgenossen auf die Gesammtheit der muslimischen Gemeinde zu mindern, ja, wenn es sich ermöglichen ließe, auf das Haus Omaija überzuleiten. Wir haben bereits oben (S. 183) ausgeführt, daß selbst die Weltlichsten der Weltlichen nicht daran denken konnten, etwa das Bekenntniß der Araber zum Islám rückgängig zu machen. Wenig

genug war es freilich, was die biederen Männer aus dem Volke in Syrien von Glaubenssachen verstanden: im Irâk sagte man ihnen später nach, auch die Unterrichteteren hätten den Alí für einen im Bürgerkriege groß gewordenen Räuberhauptmann gehalten und ihre Gebete an Mohammed statt an Allah gerichtet — aber selbst wenn dem so war, als Muslime fühlten sich solche Leute auch, und es lag entschieden im Interesse der Regierung, das religiöse Gefühl, wo es überhaupt vorhanden war, für sich nutzbar zu machen. Moáwija beobachtete deshalb nicht allein selbst die religiösen Pflichten (oben S. 338) nach Gebühr, sondern benutzte jede Gelegenheit, seinen Respect vor dem Heiligen zu beweisen, indem er beispielsweise der Kâ'aba zuerst kostbare seidene Vorhänge verehrte und Sklaven zu ihrem Dienste kaufte; ja er machte im J. 50 (570) sogar den Versuch, die Kanzel des Propheten aus der Moschee von Medina nach Damaskus überführen zu lassen, um seine Residenz in den Augen der Gläubigen auch zum religiösen Mittelpunct des Islâms zu machen. Schließlich wagte er es doch nicht, seine Absicht durchzuführen, wie die Frommen behaupten, weil er durch wunderbare Zeichen göttlichen Unwillens abgeschreckt wurde; und auch seine Nachfolger Abdelmélik und Walîd, die auf den Plan zurückkamen, haben sich am Ende wieder davon abbringen lassen, weil sie sich nicht verhehlen konnten, daß die Religion nun einmal auf dem unbegrenzten Respect vor Allem beruhte, was der Prophet gesagt und gethan hatte, eine willkürliche Antastung der von ihm selbst errichteten Moschee daher unfehlbar als ein abscheuliches Attentat auf alles Heilige und Erhabene verschrien werden und mehr schaden als nützen würde.

Ließ sich aber so die Absicht, die weltliche Hauptstadt des Reiches auch zur geistlichen zu machen, nicht verwirklichen, außerhalb Medinas gewöhnten sich doch wenigstens die Massen im Laufe der Jahre immer mehr daran, in dem omaijadischen Chalifen wirklich das Oberhaupt der gläubigen Gemeinde zu erblicken. Bei diesen war es nicht mangelnde Anhänglichkeit, welche der Regierung Schwierigkeiten bereitete — schon zu Anfang des Bürgerkrieges gingen die Syrer für ihren klugen und freigebigen Emir durch's Feuer — sondern die alten Sitten des arabischen Heidenthums, die ja hier weniger als irgendwo durch die Macht der religiösen Begeisterung in den Hintergrund gedrängt waren, vor Allem der Particularismus und die gegenseitige Eifersucht, ja Feindseligkeit der Stämme und die von Mohammed mit solcher Strenge (vgl. S. 127) unterdrückte Gewohnheit der Blutrache. Der gefährlichste Gegensatz fand sich hier zwischen den Stämmen ma'additischer (nordarabischer)[1]) und jemenitischer (südarabischer) Abkunft, die ja seit den großen Wanderungen vor Mohammed (S. 26) fast überall durch die arabische Halbinsel hin auf einander saßen und seit Jahrhunderten einander mit tödtlichem Hasse verfolgten (S. 27). In Syrien waren die Jemeniten

1) Ma'ádd ist der gemeinsame Stammvater, auf den fast alle ismaelitischen Araber ihre Herkunft zurückführen, wie die ursprünglich in Südarabien hausenden jemenitischen die ihrige auf Kachtân, den Joktan des Alten Testamentes (oben S. 22 f.).

in der Mehrzahl, meist der großen Stammgruppe der Kodá'a angehörig, unter welchen wiederum die Benu Kelb voranstanden; die immerhin auch nicht spärlichen Ma'additen aber gehörten zu den Keis von Ailán, den großen Beduinenstämmen Centralarabiens: in Kelb und Keis ist demgemäß der Widerstreit beider Parteien ähnlich personificirt, wie in Welf und Waiblingen. Moáwija verstand es ausgezeichnet, sie gegenseitig zu neutralisiren, durch kluge Vertheilung seiner Gunstbezeugungen die Waage zwischen ihnen immer gleich zu halten, ihren Eifersüchteleien zu steuern, so daß er nur einmal, als es die Thronfolge zu ordnen galt (unten S. 356), wirkliche Schwierigkeiten mit ihnen bekam; seine ganze Geschicklichkeit und Leidenschaftslosigkeit gehörte immerhin dazu, des Mißverhältnisses Herr zu bleiben. Er muß es überhaupt ganz ausgezeichnet verstanden haben, mit den Leuten umzugehen: obwohl bemerkt wird, daß auch er, wohl in Nachahmung des Verfahrens seines „Bruders" Sijád, allmählich Trabanten, Leibwächter und Polizeimannschaften einzuführen begann, so durfte sich der freie Araber doch stets ein selbstbewußtes Wort vor dem Beherrscher der Gläubigen erlauben, der auch einer Grobheit gegenüber „lieber mit der Zunge als mit der Peitsche" seine Würde zu wahren wußte, und als ein kluger Mekkaner selten um eine treffende Antwort verlegen war. Bis zur Unbotmäßigkeit oder Störung der öffentlichen Sicherheit durfte freilich die kecke Beduinenweise nicht entarten. Wir haben die Geschichte einer Fehde zwischen ein paar kleinen Stämmen, Ámir und Rakásch, beide zu den jemenitischen Kodá'a gehörig und ganz nahe verwandt, die sich trotzdem, natürlich wieder über einer unglücklichen Wette (vgl. S. 5 f.), arg verfeindet hatten; vor Allen Sijáda von den Rakásch und Hodba von den Ámir verfolgten einander mit Spottgedichten, bis es endlich zu Schlägen kam und Hodba den Sijáda tödtete. Die Verwandten brachten die Sache vor Ssa'íd Ibn El-Áßi, der gerade einmal den Merwán als Statthalter von Medina abgelöst hatte, und dieser setzte ein paar Verwandte des Hodba fest, sie für die ganze Familie verantwortlich zu machen. Um seine Angehörigen zu lösen, stellte sich der Mörder selbst, und Ssa'íd schickte ihn mit einem Bericht über die Geschichte an den Chalifen. Hodba war ein guter Dichter; er vermochte dem Moáwija die ganze Sache in Stegreifversen vorzutragen und den Moáwija, der wie jeder Araber Geschmack und Verständniß für poetische Begabung besaß und auch selbst gelegentlich seinen Vers machte, für sich zu interessiren. Aber freigesprochen wurde er deswegen nicht, Moáwija schickte ihn dem Statthalter mit der Weisung zurück, ihn gefangen zu halten, bis der unmündige Sohn des getödteten Sijáda herangewachsen sei und sich entscheiden könne, ob er das Blut seines Vaters durch den Tod des Mörders gerächt sehen oder sich mit dem Wergelde begnügen wolle. Wenn aber der Chalife gedacht hatte, dadurch vielleicht den Mann zu retten, so hatte er sich geirrt: als der junge Mensch nach fünf oder sechs Jahren das bezeichnete Alter erreicht hatte, verlangte er Hodbas Hinrichtung und beharrte darauf, obwohl die angesehensten Leute Medinas,

den Statthalter und die Söhne Omars und Alis an der Spitze, den Blutpreis zu verzehnfachen sich erboten, da die Redlichkeit und Begabung des Gefangenen ihm alle Herzen gewonnen hatte. Als er zur Hinrichtung herausgeführt ward, befahl er seine Seele Gott mit den Worten:[1])

„O Herr auf dem Thron, ich bin ein Moslem, und flüchte mich
Zu dir vor dem Feuer,[2]) ich, an Gram reich, ein Armer.
Verhaßt war das Unrecht mir, so lang es mich nicht betraf;
Doch störrisch durch Unrecht ward von Zorn ich ein Warmer.
Doch ich, was auch sagen mag der Zwingherr und sein Gefolg,
Und rings um die Pforten her der Schwarm Reich- und Armer:
Ich weiß: der Befehl ist dein Befehl; wo du strafst, bist du
Der Herr, und erbarmst du dich, bist du der Erbarmer.“

Aber auf dem Wege zum Tode sprach er:

„Ich war nicht ein Jauchzer, wann das Glück sich mir hold erwies,
Und war nicht ein Zager, wenn es wich auf die Seite.
Das Landübel wünscht' ich nicht, wo gehn mich das Uebel ließ;
Doch tummelt' ichs tapfer, wo es galt, daß ichs reite.
Es hat mich gereizt zum Streit mein Freund, bis ich ihn erschlug;
Und wo dich ein Oheimsohn zum Streit reizt, da streite!“

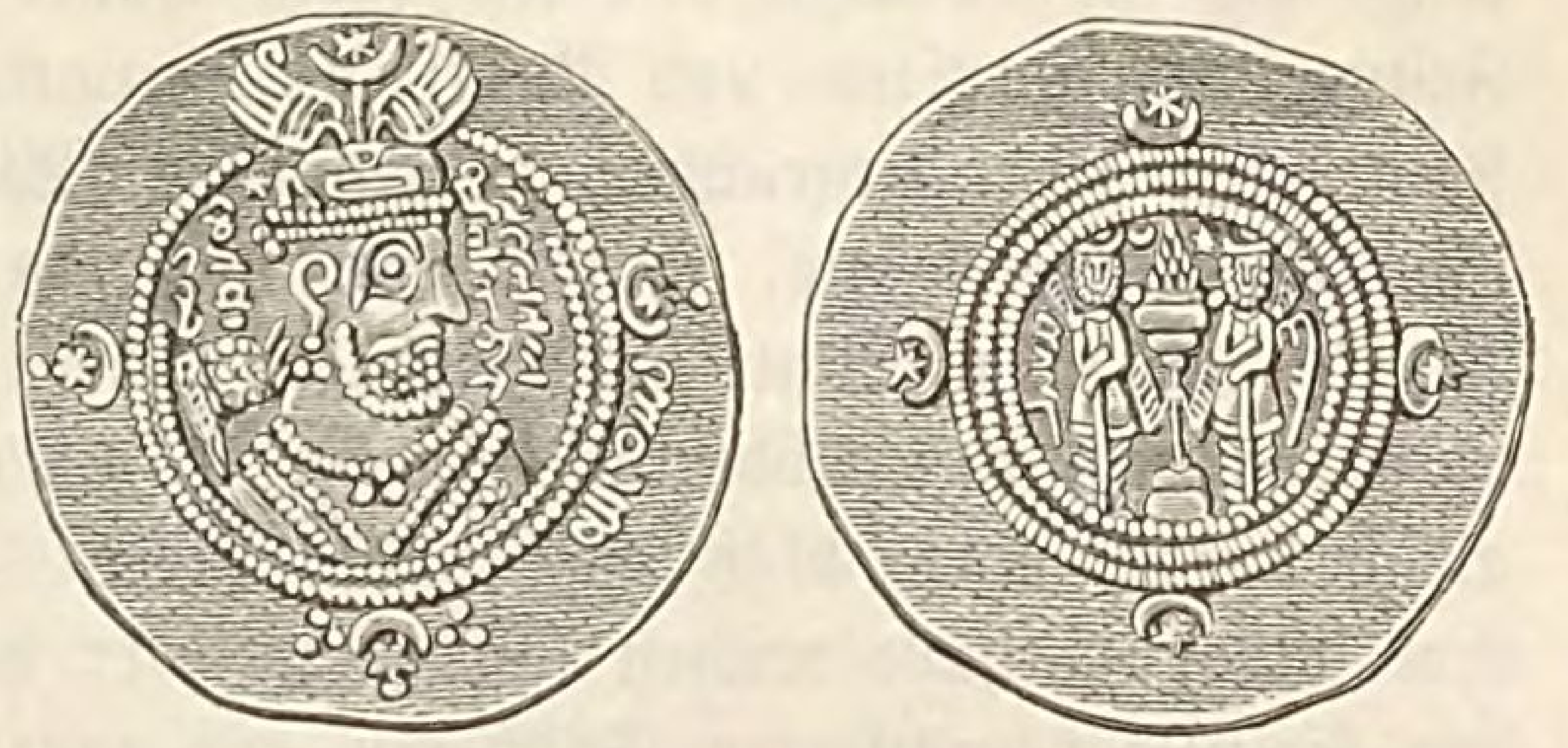
Die eigenthümliche Mischung des tröstenden Bekenntnisses zu der einfachen und großartigen Ergebungsidee des Islâms mit dem unausrottbaren alten Arabertrotze hat etwas Ergreifendes; aber sie zeigt auch, wie stark die Gefühle der individuellen Unabhängigkeit und des empfindlichen Stolzes grade in den Besten des Volkes geblieben waren. Es ist ein Beweis für die außerordentliche Regierungskunst Moáwijas, daß er damit fertig zu werden verstand; einem minder befähigten Herrscher mochte es leicht mißglücken, so harte Köpfe vom Aneinanderrennen abzuhalten.

Auch den eigentlichen Verwaltungsfächern hat Moáwija seine Aufmerksamkeit geschenkt. Er selbst arbeitete gern und viel und war überall auf Verbesserungen bedacht. In seiner religiösen Vorurtheilslosigkeit scheute er sich nicht, die mit den Landesverhältnissen besonders vertrauten Christen auch in höhere Aemter zu befördern. Das Münzwesen strebte er von der sklavischen Nachahmung der fremden Muster (S. 276) unabhängig zu machen, und ließ Gold- und Silbermünzen mit eigenen Stempeln prägen; es ist höchst charakteristisch für die in Geldsachen besonders mißtrauischen Araber, daß sie die neuen Stücke zu nehmen sich weigerten „weil kein Kreuz darauf war“. So ärgerlich das Symbol der christlichen Religion den Muslimen sonst war, sobald es die vollwichtige byzantinische Prägung zu verbürgen schien, blieb es noch überall willkommen. — Die Finanzen behandelte Moáwija mit besonderer Sorgfalt. Obwohl die Steuerzahler unter seiner Herrschaft nicht eben gedrückt wurden, benutzte er doch jede Gelegenheit Geld zu machen: als eines Tages (Juni 659 = 39) die Bischöfe der Jakobiten und Maroniten mit Streitigkeiten über ihre Glaubenssachen zu ihm kamen, ließ er die thörichten Eiferer, die sich

1) Rückert's Hamasa I, S. 174, wo die ganze Geschichte in voller Ausführlichkeit erzählt ist. 2) der Hölle.

wahrlich hätten schämen sollen, durch ihre theologischen Zänkereien das Christenthum vor dem muslimischen Emir bloszustellen, ruhig vor sich disputiren, bis sie genug hatten und die Jakobiten unterlegen zu sein schienen. Dann ermahnte er diese, künftig sich ruhig zu verhalten, übrigens aber jährlich 20 000 Golddinare an die Staatscasse zu bezahlen, als Entgelt für den trotz ihrer Niederlage fortzugewährenden Schutz vor weitergehenden Ansprüchen der Maroniten.

Die feste Zusammenfassung aller Kräfte des Islâms in Moâwijas Hand gestattete bald, sie zum großen Theile wieder nach Außen zu entfesseln. Sobald er sich stark genug fühlte, sagte er den Byzantinern den Waffenstillstand (S. 261) auf und es begann nun eine fast ununterbrochen über zwanzig Jahre sich erstreckende Reihe von Feld- und Raubzügen, durch welche das unglückliche Kleinasien auf das Schrecklichste verwüstet wurde. Mindestens einmal, oft aber zweimal im Jahre ergossen sich die Schaaren der Araber über die Grenzen, drangen vor, soweit sie eben kamen, nahmen Städte ein und plünderten das Land. Natürlich wehrten sich die Griechen, und so wechselvoll diese Kämpfe auch waren, so oft die Araber bis in die Nähe von Constantinopel gelangten, auf die Dauer vermochten sie es doch nicht, die Halbinsel sich zu unterwerfen. Hier waren die Byzantiner nicht, wie sie in Syrien und Aegypten gewesen, unwillig ertragene Herren einer stammfremden Bevölkerung; es war altes griechisches Land, in welches die Semiten als halb barbarische Räuber einfielen, und das selbst alle Kräfte aufbot, ihrer ledig zu werden. So haben die Araber schließlich alle Eroberungen auf diesem Boden immer nach kurzer Zeit wieder aufgeben müssen, haben sich neben einigen Siegen, vieler Beute und zahlreichen Gefangenen doch manche empfindliche Niederlage geholt, und ganz besonders an den Mauern von Constantinopel sich jedesmal die Köpfe eingerannt.



Silbermünze (Dirhem S. 100 Anm. 1) des Chalifen Moâwija nach persischem Typus.

Vorderseite: Brustbild des Sassaniden Chosroes II. in genauer Nachahmung; hinter seinem Kopf zwei noch nicht sicher gelesene persische Worte, die auf den späteren Münzen der Sassaniden zu stehen pflegen. Vor dem Kopf: „Moâwija, der Fürst der Gläubigen" (persisch).

Am Rande in arabischer Schrift „im Namen Allahs".

Rückseite: der Feueraltar zwischen zwei Priestern. Links davon „Dreiundvierzig", rechts „Da", der Anfang eines Stadtnamens.

Im Einzelnen ist die Geschichte dieses Krieges wieder sehr schwer auszumachen. Die arabischen Berichte darüber sind von mehr als lakonischer Kürze; die Erfolge waren doch zu sehr mit Schlappen gemischt und vor Allem zu vorübergehender Natur, als daß man viel Redens hätte darüber machen sollen; von den Byzantinern aber sind über diese ganzen Zeiten auch sonst nur sehr magere und dazu widerspruchsvolle Notizen auf uns gekommen, die sich mit den erstgenannten nur selten vereinigen lassen. Sicher scheint ein großer Doppelfeldzug in den Jahren 43 bis 45 (663—665), von Busr

Ibn Artá begonnen, der im J. 43 (663) in Kleinasien einfiel, dort überwinterte und im Sommer 44 (664) weiter bis in die Gegend von Constantinopel streifte. Ihm folgte im Herbst Abderrachmán, der Sohn Chálids, des Eroberers von Syrien, der wie sein Vater Unterstatthalter in Himß (Emesa, S. 256) war und von dort aus häufig die byzantinische Grenze überschritt: diesmal geschah es mit ungewöhnlich starken Kräften, und es gelang ihm in der That, nördlich vom Taurus die Halbinsel durchziehend die Festungen Amorium und Pessinus einzunehmen, ja bis Chalcedon, Constantinopel grade gegenüber, zu gelangen. Wohl mit Hilfe der Flotte, welche nun Busr befehligte, wurde auch Smyrna besetzt; dann aber muß im J. 45 (665) das Blatt sich gewendet haben, wir finden die Araber auf dem Rückzuge und den Abderrachmán im J. 46 (666) wieder in Himß, wo er gleich darauf eines plötzlichen Todes stirbt — wie es heißt an Gift, welches ihm Moáwija habe reichen lassen, weil er den Einfluß des glänzenden, von den Seinen vergötterten Feldherrn auf ganz Nordsyrien zu fürchten begann. Sein Ende bedeutet indeß nicht das Aufgeben des von ihm begonnenen Unternehmens. Einige Jahre später[1]) finden wir die Araber wiederum mit einem großen Heere unterwegs. Es galt diesmal Constantinopel selbst anzugreifen. Die Mißregierung Constans' II. hatte dem Schapur, einem in dem byzantinischen Heere dienenden Officier persischer Abstammung, den Gedanken nahegelegt, ihn durch einen Militäraufstand zu stürzen und selbst die Herrschaft an sich zu reißen: das Gelingen des Planes zu sichern hatte er es nicht verschmäht sich an den Landesfeind zu wenden, und Moáwija war natürlich gern bereit gewesen, eine so günstige Gelegenheit zu benützen. Das Heer ging diesmal von Westarmenien aus, welches seit Kurzem von Streifschaaren unter Fadála Ibn Obeid verwüstet wurde. Ueber Amorium, das von Neuem eingenommen ward, ging Fadála wieder nach Chalcedon; hier aber muß sich bald die unzureichende Anzahl seiner Truppen geltend gemacht haben. Es wurde nothwendig, ihm ein größeres Heer nachzuschicken. Den Befehl darüber führte dem Namen nach Jesíd, Moáwijas Sohn, welchem der Chalife längst die Nachfolge in der Herrschaft zuzuwenden trachtete, und der sich bei dieser Gelegenheit durch kriegerische Erfolge populär machen sollte; damit er kein Unheil anrichtete, war ihm in dem erfahrenen Ssofján Ibn Auf ein Mentor gesetzt. In Constantinopel aber hatten sich inzwischen die Verhältnisse gründlich geändert. Schapur war noch vor dem Entscheidungskampfe durch einen Sturz vom Pferde umgekommen, bald nachher (15. Juli 668 = 48) Constans II. ermordet worden. Sein Sohn und Nachfolger Constantin IV. mit dem Beinamen Pogonatas war ein anderer Mann: trotz der Unbotmäßigkeit des hauptstädtischen Pöbels gelang es ihm, die Araber, die unter Jesíd nun wirk-

1) Die Bestimmung des Datums stößt hier auf Schwierigkeiten; am wahrscheinlichsten ist das Jahr 48 oder 49 (668 od. 669); auch die Einzelheiten sind ziemlich unsicher. Die byzantinische Darstellung dieses und der folgenden Feldzüge findet man bei Hertzberg, Gesch. d. Byzantiner S. 57 f. und Ranke, Weltgesch. V, 1, 173 ff.

lich mit Hilfe ihrer Flotte auf das europäische Ufer übergesetzt waren und die Stadt zu belagern anfingen, abzuwehren. Die arabischen Berichte sagen nach ein paar kurzen Bemerkungen über den und jenen, welcher vor Constantinopel sich ausgezeichnet, trocken nichts weiter als „hierauf kehrte Jesîd mit dem Heere zurück". Sie verschweigen, daß, unzweifelhaft gereizt durch das Scheitern dieses Feldzuges, Moáwija bald nachher die gewaltigsten Anstrengungen gemacht haben muß, die Einnahme Constantinopels zu erzwingen; sie begnügen sich, unter dem J. 54 (674) kurz zu bemerken, es sei eine Insel dicht bei Constantinopel (will sagen die Halbinsel von Kyzikos im Marmorameer) erobert und „wie man sagt" sieben Jahre besetzt gehalten worden. Daneben steht alljährlich die stereotype Notiz „Feldzug gegen die Romäer". Unter solchen Umständen müssen wir der Darstellung der byzantinischen Schriftsteller Glauben schenken, derzufolge die Araber nach der Besetzung von Kyzikos sieben Jahre hintereinander[1]) jeden Sommer vor der Stadt erschienen und ebenso regelmäßig ohne Erfolg abgezogen sind: die Belagerung das ganze Jahr hindurch fortzusetzen verhinderte sie die ihnen ungewohnte Winterkälte und die Unsicherheit des Meeres um diese Jahreszeit. Sie scheiterten stets an den starken Befestigungswerken und an der furchtbaren Gewalt des griechischen Feuers, das grade in dieser Zeit erfunden und sofort für die Vertheidigung der Hauptstadt verwendet wurde, gegen diese Feinde um so wirksamer, als ihre eigenen Angriffswaffen ohnehin den Mauern der Stadt wenig anzuhaben vermochten. Gegen das Ende von Moáwijas Chalifat mußten die Unternehmungen gegen Constantinopel endgiltig aufgegeben werden; wie die Griechen erzählen, gingen auf dem Rückzuge auch noch Flotte wie Landheer zu Grunde, jene durch einen Sturm auf der Höhe von Pamphylien, dieses mitten in der Halbinsel unter den Schwertern der nachsetzenden Byzantiner. Und damit war das Mißgeschick noch lange nicht zu Ende. Wie es scheint, verfolgte Kaiser Constantin seinen Sieg weiter, indem er griechische Truppen in Syrien landen und einige Bezirke der phönicischen Küste, vorzugsweise aber den Libanon, dessen Bergvölker ja noch heute einen stark entwickelten Unabhängigkeitssinn bewähren, gegen die Araber revoltiren ließ. Da sich bei den Geschichtschreibern der letzteren auch nicht eine Zeile über diese bedenkliche Diversion findet, sind wir nicht in der Lage, Genaueres zu ermitteln; daß aber nicht Alles hier aus der Luft gegriffen ist, ergiebt sich einfach daraus, daß in den nächsten Jahren nach Moáwija bei den Arabern von den Byzantinern überhaupt keine Rede ist. Denn das läßt sich nicht anders erklären als durch einen formellen Friedensschluß zwischen ihnen und den Arabern; diesen aber zu bewilligen hätte die Niederlage vor Constantinopel allein den Moáwija kaum gezwungen. Denn die Armenier hatten sich ihm noch vor dem Tode Alîs, da Kaiser Constans II. weder

1) Nach Einigen 672—678 (52—59), nach Anderen aber schon 669—675 (49—56), was an sich wahrscheinlicher wäre, aber zu den arabischen Angaben absolut nicht paßt. S. Hertzberg und Ranke a. a. O.

gewillt noch in der Lage war, auf diesem entlegenen Kriegsschauplatze von Neuem aufzutreten, unter dem Einflusse der fortdauernd araberfreundlichen Reschtunier (oben S. 261) gutwillig unterworfen (39 = 658); daß die Byzantiner über die Tauruspässe in Nordsyrien eingefallen wären, hören wir nirgends, es muß also für den Chalifen noch ein besonderer Beweggrund vorhanden gewesen sein, der ihn friedlich stimmte, und diesen bietet ganz naturgemäß der Aufstand der Mardaïten,[1]) eben jener syrischen Rebellen, die im Anfang einen recht bedrohlichen Eindruck in Damaskus gemacht haben mögen. Natürlich war an eine wirkliche Gefahr für die muslimische Herrschaft in Syrien nicht zu denken; aber Moáwijas Tage neigten sich ihrem Ende zu, die Zukunft seiner Dynastie war zweifelhaft und erforderte seine ganze Sorge (vgl. unten S. 356), so mochte er sich entschließen, wie vor zwanzig Jahren während der Kämpfe mit Ali, einen (die Byzantiner sagen dreißigjährigen) Frieden mit dem Kaiser zu schließen (678 = 58/9?); wie immer in solchen Fällen hüben und drüben, gegen eine Tributzahlung, über deren wirkliche Bedeutung der kluge Omaijade sich keine Sorgen zu machen brauchte.

Besser gingen die Dinge, wenn auch nur so lange Moáwija lebte, in Afrika. Während der alte Amr Statthalter von Aegypten war, geschah freilich nichts zur Ausbreitung des Islâms (vgl. oben S. 331); aber bald nach seinem Tode (45 = 665) finden wir einen andern Moáwija, Sohn des Hodeidsch, auf dem Vormarsch nach dem Westen. Er scheint freilich auch keinen dauernderen Erfolg davongetragen zu haben, als die abermalige Plünderung des Landes westlich der kleinen Syrte: bis Karthago, das jetzt wiederum in festem Besitz der Byzantiner erscheint, ist er keinesfalls gekommen, soll aber doch bereits einen Versuch gemacht haben, nicht weit südlich von der Stadt ein Kairowân,[2]) d. h. ein festes Lager nach Art der Militärcolonien Baßra und Kûfa zu gründen. Das hat jedenfalls wieder aufgegeben werden müssen; seit aber im J. 47 (667) Máslama Ibn Mochállad Statthalter von Aegypten wurde, verging kein Jahr ohne einen Streifzug über Tripolis hinaus. Es ist der Koreischite Okba Ibn Nâfi, an dessen Namen diese Waffenthaten geknüpft sind; freilich hat die Ueberlieferung um sie einen Kranz von Legenden gewunden, durch welchen die wirklichen Ereignisse zum großen Theile verdeckt werden.[3]) Fest steht nur, daß Okbas Feldzüge sich zunächst gegen die zum Theil bereits früher (S. 269) überfallenen Oasen des Landes Fesân richteten, die jetzt gründlicher heimgesucht und bis Dscharma[4]) und Gadâmes tributpflichtig gemacht wurden; daß er dann in die südliche Hälfte

1) So heißen diese Empörer bei den Byzantinern, vielleicht nach einem arabischen Worte, welches „Aufständischer“ bedeutet. Man hat sie mit den Maroniten identificirt; wie es scheint, trotz des gleichen Schauplatzes ihres Auftretens nicht mit Recht.
2) Das Wort wird mit dem persischen Kárwán (wovon unser Karawane) zusammenhängen und bedeutet eigentlich den Gewalthaufen eines Heeres oder eine Schaar von Reisenden, dann auch den Lagerplatz derselben. 3) Eine sorgfältige und scharfsinnige Untersuchung gab Wilhelm Roth: Oqba Ibn Nafi el-Fihri. Göttingen 1859.
4) Das Garama der Alten; noch jetzt Dscharma westnordwestlich von Murzuk.

des jetzigen Tunis eindrang, die Hauptorte eroberte und endlich im J. 50 (570) von Neuem ein Keirowán in der Nähe von Moáwijas Waffenplatze abstecken ließ,[1]) welches schon bald nachher sich zu einer Stadt zu entwickeln anfing. Im J. 55 (675) wurde Okba seines Postens entsetzt, den Máslama einem seiner Günstlinge zuzuwenden beabsichtigte; von seinem Nachfolger schmählich behandelt und sogar eine Weile gefangen gesetzt, begab der Eroberer Afrikas sich an den Hof Moáwijas, Genugthuung für die schnöde Mißachtung seiner Verdienste zu erlangen. Moáwija versprach ihm Wiedereinsetzung in sein Amt; aber von den Sorgen der griechischen Feldzüge gefesselt, neuen Unternehmungen in Afrika unter solchen Verhältnissen abgeneigt, schob der Chalife die Erfüllung seines Versprechens auf, und erst sein Nachfolger Jesíd schickte den tapferen Feldherrn im J. 62 (682) nach Afrika zurück, welches gleichzeitig von der Oberherrlichkeit des ägyptischen Statthalters befreit und zu einer selbständigen Provinz erhoben worden zu sein scheint. Von hier ab wird die Ueberlieferung ganz sagenhaft. Einigermaßen glaublich ist noch, daß Okba die angrenzenden Bezirke dessen, was jetzt das östliche Algier ist, eingenommen und ein aus Griechen und Berbern gemischtes Heer geschlagen habe; auch kann man die Möglichkeit nicht leugnen, daß die Araber ihre Streifzüge schon damals weiter nach dem Westen und Süden auszudehnen anfingen. Wenn aber andererseits das Ende dieser Kämpfe sicher noch in das J. 63 (682/3) fällt, so ist das von den arabischen Historikern berichtete Vordringen Okbas bis in die Gegend von Tanger oder bis an den atlantischen Ocean in das Gebiet der Fabel zu verweisen, welche dem gefeierten Helden und Märtyrer auch die Thaten der Späteren wenigstens zum Theil beizulegen strebte. Leider verliert dabei eine sehr malerische Erzählung ihren geschichtlichen Werth: Als Okba, so heißt es, hinter Tanger mit seinen Reitern den atlantischen Ocean erreichte und weiteres Vorrücken sich versperrt sah, trieb er sein Pferd in das Meer hinein, bis ihm das Wasser an die Gurgel reichte. Dann rief er: „O Gott! Ich rufe dich zum Zeugen an, daß kein Durchgang da ist: fände ich einen, ich ginge sicher hindurch!" Auf dem Rückmarsche von diesem weiten Zuge soll er von abtrünnigen Berbern treulos überfallen und getödtet worden sein: wahrscheinlicher ist, daß er mit seinem allzu kleinen[2]) Heere in dem neueroberten Gebiete westlich von Keirowán den verbündeten Schaaren der empörten Berbern und karthagischen Byzantiner erlag (63 = 683). Mit ihm fiel die arabische Herrschaft in Nordafrika: Keirowán wurde von den Berbern erobert, auch Tripolis und Fesán warfen das muslimische Joch wieder ab, und bis zum Ende des inzwischen ausgebrochenen zweiten Bürgerkrieges war Barka wiederum die westlichste Grenzmark des Chalifenreiches.

Glänzend waren aber die Erfolge, welche die muslimischen Waffen unter

1) Dabei wird das Wunder berichtet, daß die in dem feuchten und von Dickicht überwucherten Thale hausenden Reptilien und reißenden Thiere auf den im Namen Allahs gegebenen Befehl des Okba sofort, ihre Jungen auf dem Rücken, abgezogen sind. 2) Er soll nur noch über 5000 Mann verfügt haben.

Moáwija im Osten davontrugen, sobald die kräftige Regierung Sijáds in Baßra und später in Kúfa es ermöglichte, die Streitmacht der persischen Provinzen nach Außen zu verwenden. Mit den Bergvölkern von Tabaristán ward man freilich auch jetzt nicht fertig: zweimal wurden arabische Heere, nachdem sie Theile des Landes erobert hatten, in den unwegsamen Gebirgsthälern abgeschnitten — vorn und hinten Feinde, von den Klippen auf beiden Seiten herabgeschleuderte Felsstücke, so gingen sie bis auf den letzten Mann zu Grunde, und man mußte am Ende zufrieden sein, wenn man die Pässe an der Grenze halten und die übrigen Provinzen vor den Einfällen der unbequemen Nachbarn hüten konnte. Aber nach Osten und Norden in die Türkenländer hinein wurden in den Jahren 50—56 (670—676) mächtige Vorstöße unternommen, nachdem bereits vorher Merw, „die Weltkönigin"[1], Balch und Herát, die während des Bürgerkrieges hatten aufgegeben werden müssen, wieder gewonnen waren. Schon Sijáds erster Statthalter von Choraßán, Hakam El-Gifári (S. 342) hatte Tocháristán, das Land südlich und südöstlich von Balch bis an den Hindu-Kusch, besetzt und sogar, wenn auch nur für einen Augenblick, als Erster den Oxus überschritten. Dann scheint der Osten sich wieder empört zu haben, denn als nach Hakams Tode im J. 51 (671) Rabí Ibn Sijád[2]) mit 25 000 Kufiern und 25 000 Kriegern von Baßra ankam, mußte er Balch und andere Orte von Neuem erobern. An seine Stelle trat im J. 54 (674) Obeidallah, der fünfundzwanzigjährige Sohn des eben gestorbenen Statthalters Sijád, welcher bereits weit über den Oxus in das Land Ssogd bis nach Peikend und Bochára vordrang und den Türken eine große Niederlage beibrachte. Wir hören, daß er 2000 Gefangene nach Baßra schickte: die ersten Türkensklaven, welche in den Westen des Chalifenreiches geschleppt wurden und denen bald jahraus, jahrein weitere folgten, bis einige Menschenalter später aus den Leibeigenen die Herren geworden waren. Als Obeidallah schon im J. 55 (674) in Baßra gebraucht wurde (S. 343), ging die Statthalterschaft von Choraßán, von welcher die neuen Eroberungen auch später abhängig blieben, auf den Ssa'íd über, einen Sohn des Chalifen Othmán, den Moáwija sich zu verbinden wünschte. Er gelangte schon bis Ssamarkand, das allerdings später, unter dem Chalifate des Jesíd, der von diesem ernannte Statthalter Sselm, ein Bruder Obeidallahs, von Neuem unterwerfen mußte (61 = 681): natürlich war die Anhänglichkeit der Türken an ihre neuen Oberherren nicht weit her, und nur zu leicht blieben, wenn das muslimische Heer außer Sicht war, auch die bedungenen Steuern aus, welche dann nur durch einen wiederholten Feldzug erzwungen werden konnten. Immerhin schritt der Einfluß des Islâms auch in diesen Gegenden, wenn nicht ohne Rückschläge, doch stetig und unaufhaltsam vor: jeder Vertrag mit einer Stadt oder einem Stamm, mochte er an sich

1) Scháh-i-dschán, der ständige persische Beiname des alten Antiochia Margiana. 2) Kein Sohn des Statthalters, sondern eines gleichnamigen Mannes vom Stamme Abs.

noch zweifelhaften Werthes sein, half doch den Besitz des Hinterlandes sichern und bildete gleichzeitig eine Vorbereitung auf künftiges gründlicheres Durchgreifen, und so war es auch nicht unwesentlich, daß ebenderselbe Sselm schon ein gütliches Abkommen auf Tributzahlung mit Chwarism (jetzt Chiwa) treffen konnte. Uebrigens gebührte das Hauptverdienst dieser Erfolge vielfach nicht den wechselnden Statthaltern, sondern den unter ihnen stehenden Generälen, welche ihre Commandostellen dauernd innezuhaben pflegten, mit den Truppen also vertraut, des Landes und seiner Bevölkerung kundig waren. Bei Weitem die erste Stelle unter diesen nimmt Mohallab ein, der Sohn des Abu Ssofra, ein Jemenide vom Stamme Asd, der besonders unter Ssa'id Ibn Othmân und Sselm bei den Feldzügen nach Ssamarkand sich ausgezeichnet hat, und bald eine noch größere Rolle zu spielen berufen war. Er hatte schon in den ersten Jahren des Moâwija auf einem anderen Kriegsschauplatze Hervorragendes geleistet. Aus Streifzügen vom südlichen Choraßân her gegen die Türken des jetzigen Afghanistan (schon 38 oder 39 = 659) hatte sich ein Grenzkrieg entwickelt, welcher die Araber nach der Besiegung des türkischen Fürsten von Kâbul und der Einnahme seiner Stadt im J. 42 (662) bis in das Pendschab führte, schließlich aber mit einer empfindlichen Niederlage endete. Hier kam im J. 44 (664) bereits Mohallabs Feldherrntalent zur Geltung: von Kâbul aus, welches inzwischen nach wiederholter Empörung endgiltig bezwungen war, ging er die seit Alexanders Zeiten bis auf unser Jahrhundert von den Heeren aller großen asiatischen Eroberer betretene Straße längs des Kabulflusses hinab in das Fünfstromland Indiens. Doch beschränkten sich er wie seine Nachfolger auf häufige Raubzüge in die Ebene, dauernd hielt man nur die Gebirgsübergänge, bis zu denen gleichzeitig auch Mekrân und die übrigen Theile des heutigen Belutschistan sowie das Gebiet von Kandahar dem Reiche hinzugefügt wurden. Damit mußte man sich um so mehr begnügen, als der seit dem J. 61 (681) entbrannte Bürgerkrieg allmählich auch in diesen Grenzprovinzen Zerwürfnisse zwischen den Arabern selbst hervorrief, durch welche der Abfall der Türkenländer jenseits des Oxus sowie Aufstände in Kabul und anderen Orten möglich wurden.

Trotz der Mißerfolge und Verluste im Kriege gegen Byzanz konnte Moâwija doch in seinen letzten Jahren als Fürst eines im Innern befestigten und wohlgeordneten, nach Außen erweiterten und machtvollen Reiches mit Befriedigung auf das Werk seines Lebens zurückschauen. Eins aber fehlte noch, diesem Werke die erwünschte Dauer zu verbürgen: die Sicherheit einer festen Thronfolge, und Moâwija war ein viel zu guter Omaijade, als daß er nicht alle Mittel aufgeboten hätte, die mit so vielem Aufwand von Mühe und List und mit mehr als einer schweren Verschuldung begründete Herrschaft seiner Familie zu erhalten. Das wäre nun bei der vielerprobten Anhänglichkeit der Syrer nicht eben schwer zu erreichen gewesen, hätte sein ältester Sohn Jesid nicht mancherlei gegen sich gehabt. Daß er sich aus dem Korân noch weit weniger machte, als sein Vater, dagegen dem Wein, der Jagd und

dem Spiel ergeben war, schadete ihm in den Augen der Syrer freilich nichts, eher, daß er gleichzeitig eine für dieses streitbare Geschlecht ungehörige Abneigung gegen die Strapazen des Krieges empfand. Der Feigheit wird er nirgends beschuldigt; als ihm Moáwija aber die Führung des zu Fadálas Unterstützung nach Chalcedon aufbrechenden Heeres zudachte, drückte er in ein paar spöttischen Versen seine Meinung sehr unverblümt dahin aus, daß es ihm ganz egal sei, ob die Leute in Chalcedon von Fieber oder Rheumatismus geplagt würden, wenn er nur im Kloster von Murrán[1]) in der Gesellschaft seiner jungen Frau auf dem Sopha sitzen könne. Dasmal half es ihm nun freilich nichts, er mußte das Heer begleiten (oben S. 350), scheint sich auch tapfer gehalten zu haben. Persönlich war er wegen seiner Leutseligkeit, seiner poetischen Begabung und seiner Freigebigkeit sonst beliebt; was aber einen Theil der Syrer entschieden gegen ihn einnahm, war seine Abstammung: seine Mutter war die Tochter des Bachdal, eines Häuptlings der Benu Kelb, Grund genug, die Keißiten mit Mißtrauen gegen den jungen Fürsten zu erfüllen. Immerhin kam es zu keinem offenen Widerspruch, als im J. 56 (676) der Koreischite Dachák Ibn Keis, einer von Moáwijas nächsten Vertrauten, öffentlich die Bitte aussprach, der Chalife möge zur Vermeidung neuer Bürgerkriege bei seinem Ableben schon jetzt dem Jesíd als Thronfolger huldigen lassen. Anders standen aber die Dinge in den Provinzen. Unter Führung des Statthalters von Baßra Obeidallah wurden Vertreter des Irák nach Damaskus zu kommen veranlaßt und um ihre Meinung befragt: El-Achnaf Ibn Keis, der Häuptling der Benu Temím in Baßra, gab die berühmte Antwort: „Wir fürchten dich, wenn wir die Wahrheit sagen, aber wir fürchten Gott, wenn wir lügen“ — und rieth entschieden ab. Schließlich gelang es doch, die Irakier, theils durch Geschenke, theils durch Drohungen zur Huldigung zu bewegen. Am bedenklichsten war aber die Haltung der Mediner. In der heiligen Stadt befanden sich, wie wir gesehen haben (S. 345), mehrere angesehene Männer, die vermöge ihrer Abstammung selbst Ansprüche auf das Chalifat erheben konnten: Hußein und Abdallah Ibn Sobeir, ferner je ein Sohn Abu Bekrs und Omars — Othmáns Erbe war soeben mit der Statthalterschaft von Choraßán (S. 354) abgefunden worden. Dazu kam, daß Jesíds Persönlichkeit hier den allergrößten Anstoß erregte. „Wir sollen“, sagte Abdallah Ibn Omar, „einem huldigen, der mit Affen und Hunden spielt, Wein trinkt und offen alles Schändliche begeht? Wie könnten wir das vor Gott verantworten?“ Das war die allgemeine Stimmung in Medina, und so schrieb denn Merwán, als Moáwija ihn von seiner Absicht unterrichtete, ganz entsetzt zurück und beschwor den Chalifen, den Plan aufzugeben. Dieser war vielleicht der Ansicht, Merwáns Rath sei nicht ganz uneigennützig; einer der ältesten noch lebenden Omaijaden, mochte der Vetter Othmáns sich selbst für die höchste Würde geeignet halten.

1) Dicht bei Damaskus; im Christenkloster kann man unbeachtet Wein trinken (S. 204).

Er enthob ihn der Statthalterschaft von Medina und begab sich selbst mit tausend ausgewählten Reitern nach der Stadt des Propheten; kaum war er aber angekommen, als jene Vier, die mit Recht fürchteten vergewaltigt zu werden, sich nach Mekka davon machten, wo sie im Schutze des heiligen Bezirkes Sicherheit zu finden hofften. Moáwija dachte nicht daran, sich durch Glaubensrücksichten von der Erreichung seines Zieles abhalten zu lassen: er zog ihnen nach, und da seine Versuche, sie durch Geschenke und Versprechungen zu gewinnen, vergeblich blieben, so erklärte er ihnen schließlich, er werde jetzt den Huldigungsact bei der Kâ'aba vornehmen lassen und während desselben neben jedem von ihnen zwei Mann mit entblößten Schwertern aufstellen; wer da noch widerspreche, werde sofort niedergehauen. So bestieg er in der Moschee die Kanzel, forderte die versammelte Gemeinde auf, dem Jesîd Treue zu geloben, und fügte dann hinzu: „Diese Männer, die Fürsten und Besten unter den Gläubigen, ohne welche keine Sache behandelt und ohne deren Rath nichts entschieden werden kann, haben bereits beigestimmt und Jesîd Treue gelobt; also gelobet ihr sie auch auf den Namen Gottes." Als die Vier darauf schwiegen, weil sie die nackten Schwerter sahen und nicht zweifeln konnten, daß Moáwija unbekümmert um die Heiligkeit des Ortes seine Drohung wahr zu machen im Stande war, fügten sich auch die Mekkaner, und ebenso wenig wagten es, als er bei dem Rückmarsch noch einmal in Medina Halt machte, die Frommen dort, noch weiter sich zu sträuben. So hatte Jesîd, da in dem längst ganz ruhig gewordenen Aegypten Alles ohne Widerspruch abging, in sämmtlichen Provinzen als rechtmäßiger Thronfolger officielle Anerkennung gefunden: die Zukunft mußte lehren, ob die erzwungene Huldigung mehr Werth als den einer bloßen Formalität besaß.

Moáwija starb im Radschab 60 (April 680[1]), alt und lebenssatt. Wir haben eine Art politisches Testament von ihm, das, wenn es echt wäre,[2]) an mehr als einer Stelle einem Seherblick in die Zukunft gliche. Auch einem weniger scharfblickenden Manne freilich, als der sterbende Chalife war, konnte die Mahnung beifallen, die mit dem größten Nachdruck darin auftritt: es warnt den künftigen Herrscher vor den zwei Männern, die in der That bestimmt waren, die Fahne der Empörung gegen ihn zu erheben und durch Entzündung eines neuen dreizehnjährigen Bürgerkrieges das arabische Weltreich abermals an den Rand des Verderbens zu bringen: Hußein, dem Sohne des Ali, und Abdallah Ibn Es-Sobeir.

---

1) Das genauere Datum steht nicht ganz fest. Die besten Auctoritäten sind zwischen dem 1. und 15. (7. und 21. April) getheilt; ersteres ist aber wahrscheinlicher. Auch das Alter, welches Moáwija erreicht hat, ist nicht sicher, doch scheint es, daß er bei seinem Tode zwischen 70 und 80 Jahre zählte. 2) Ich bezweifle die Authentie, weil der Satz darin vorkommt: „Sei rücksichtsvoll gegen die Männer des Irâk, und wenn sie von dir verlangen, daß du ihnen alle Tage einen neuen Statthalter schickst, so thu es; ein Wechsel in der Verwaltung ist leichter zu tragen, als wenn sich 100 000 Schwerter entblößen." Das ist nicht im Geiste des Moáwija, der nie daran gedacht hat, seinen Sijâd oder Obeidallah abzuberufen, weil sie den Irakiern nicht gefielen. Der Satz, wie vermuthlich das ganze Testament, ist eine Prophezeiung ex eventu.

Zweites Capitel.

Der zweite Bürgerkrieg.

Als Jesid (Radschab 60 — 14. Rabi I 64 = April 680 — 10. Nov. 683) am Todestage seines Vaters in Damaskus die Regierung antrat, konnte er auf eine Stütze sicher bauen: die Syrer, seit Jahrzehnten dem Moáwija treu ergeben, wußten, daß ihre eigene bevorzugte Stellung unter den Stämmen des Reiches mit der Omaijadenherrschaft unlöslich verknüpft war; zudem gefiel ihnen der neue Chalife persönlich noch besser als sein Vater. Sohn einer Beduinin, die aus Heimweh mit Erlaubniß ihres Mannes zu den Ihrigen zurückgekehrt war, hatte er seine Jugend bei der Mutter in der Wüste zugebracht; mit den Gewohnheiten und Anschauungen eines Beduinen, der mit jedem freien Araber wie mit Seinesgleichen verkehrte, verband er die Abneigung gegen alles frömmelnde Wesen, die in Syrien damals allgemein war, bei ihm freilich sich zur unverhohlenen Feindseligkeit gegen die Vorschriften der Religion steigerte. Er muß, wenn wir die handgreiflichen Verunglimpfungen seines Andenkens bei den Späteren auf das richtige Maß zurückführen, ein lebensfroher, keinem Genusse abholder, liebenswürdiger und begabter Mann gewesen sein: ob solchen Eigenschaften der ernstere Hintergrund eines festen Charakters und der sonstigen Herrschertugenden nicht gefehlt hat, deren die Zeit nicht wohl entbehren konnte, müssen wir dahingestellt sein lassen, da die Kürze seiner Regierungsdauer ein sicheres Urtheil darüber nicht ermöglicht. Abgesehen von den Maßregeln, welche die nächsten Ereignisse nothwendig machten, und in denen auch ein unbedeutender Fürst kaum fehlgreifen konnte, ist von ihm nur eine tiefer einschneidende Verordnung auf uns gekommen: er hat die von Omar den syrischen Christen bewilligte Freiheit vom Charádsch (S. 272) aufgehoben und damit die Lage dieser Classe seiner Unterthanen wesentlich verschlimmert. Aber es ist sehr möglich, daß nach dem Ausbruche des Aufstandes in Arabien die Lage des Reiches zur Vermehrung der Einnahmen drängte und die Beseitigung des Vorzugsrechtes zu erfordern schien; so läßt sich auch das ihm vielleicht kaum als Unbilligkeit zur Last legen. Jedenfalls stand Alles, was in Syrien arabischer Abkunft war, treu zu ihm, als aus den anderen Provinzen mehr und mehr bedrohliche Nachrichten einliefen. Gleich nach seinem Regierungsantritte hatte er ein Rundschreiben an sämmtliche Statthalter gesandt, mit dem Befehle, überall die Bevölkerung ihm als Chalifen huldigen zu lassen. Im Irák geschah das wenigstens officiell ohne lauten Widerspruch; als aber Jesids Schreiben nach Medina kam, versäumte

der Statthalter El-Walid Ibn Otba sich rechtzeitig der Personen Hußeins und Abdallahs, des Sohnes Sobeirs, zu versichern, und es gelang ihnen, aus der Stadt zu entkommen, bevor sie zur Huldigung gezwungen waren. Sie eilten wiederum nach Mekka, da sie in dem heiligen Gebiete bis auf Weiteres wenigstens sicherer waren als in Medina, wo die Omaijaden immerhin über eine stattliche Anzahl von unbedingten Anhängern geboten. Von den anderen möglichen Nebenbuhlern des Jesid war der Sohn Abu Bekrs inzwischen gestorben, Abdallah Ibn Omar lediglich frommer Askese ergeben, so daß man ihn nicht weiter zu belästigen brauchte; aber jene Beiden in Mekka drohten in der That unbequem zu werden. So schickte denn Jesid im Ramadán 60 (Juni 680) statt des Walid den Amr Ibn Ssa'id mit dem Beinamen El-Aschdak[1]) nach Medina mit dem Befehl, Maßregeln zur Gefangennahme des Abdallah Ibn Sobeir zu treffen: Hußein schien vielleicht weniger gefährlich, und außerdem wünschte er vermuthlich den Enkel des Propheten möglichst zu schonen. Ibn Ssa'id schickte einen andern Amr, einen Bruder des Abdallah, der mit diesem arg verfeindet war, mit 2000 Mann nach Mekka, vielleicht nicht sowohl um mit Waffengewalt in den heiligen Bezirk einzudringen, als um den Abdallah herauszulocken. Der aber ließ die in einiger Entfernung von der Stadt lagernde Schaar durch seine mekkanischen Anhänger überfallen, wobei Amr selbst gefangen genommen und mit Zulassung seines Bruders von einer Anzahl persönlicher Feinde zu Tode gegeißelt wurde. Von da ab änderte Ibn Ssa'id sein Verfahren: er umstellte Mekka mit Spionen, die ihm von Abdallahs Thun und Treiben Nachricht gaben, indem er hoffte, auf diese Weise eine günstige Gelegenheit zur Aufhebung des gefährlichen Mannes zu gewinnen. Der aber sah sich vor und that keinen Schritt außerhalb des Weichbildes von Mekka.

Inzwischen hatte sich im Irák seit dem Regierungsantritte Jesids die Schi'a wieder zu regen begonnen. Der Statthalter von Kúfa No'mán Ibn Beschir war ein wohlmeinender Mann: als er davon hörte, daß hier und dort in der Stadt der Name Hußeins, des Sohnes Alis, als des rechtmäßigen Chalifen genannt zu werden anfing, hielt er am nächsten Freitag eine Predigt mit sehr richtigen Gedanken über das Verwerfliche von Bürgerkriegen im Allgemeinen, that aber sonst nichts, der Ausbreitung des aufrührerischen Geistes Einhalt zu thun. Die Schiiten hatten heimlich bereits vier Boten nach einander an den Hußein geschickt und ihn aufgefordert, sich inmitten seiner Getreuen zu zeigen, die bereit seien ihn als Chalifen anzuerkennen und für seine Ansprüche das Schwert zu ergreifen, und Hußein hatte eine günstige Antwort durch seinen Vetter Muslim Ibn Akil gesandt, der gleichzeitig den Auftrag erhielt, über die Verhältnisse in Kúfa Bericht zu erstatten. Andere Briefe waren an einzelne angesehene Persönlichkeiten in Baßra abgegangen: dort aber, unter den Augen des gestrengen Obeidallah Ibn

---

1) „Das Breitmaul“, d. h. im übertragenen Sinne „Der Redegewandte“.

Sijád, wagte Niemand sich zu rühren, während in Kúfa allerdings Muslim mit offenen Armen aufgenommen wurde und im Stillen fortwerbend bald über 12 000 Anhänger gebot. Bald indeß ging von Anhängern der Regierung dem Jesid ein Bericht über die wachsende Bewegung und die Unthätigkeit des Statthalters zu. Der Chalife traf die richtige Maßregel: Obeidallah erhielt Befehl, Baßra einem seiner Brüder zu übergeben und selbst die Verschwörung in Kúfa zu unterdrücken. Mit gewohnter Energie griff er die gefährliche Aufgabe an: nur von wenigen Begleitern umgeben traf er eines Abends in Kúfa ein, verhüllten Angesichts, damit die um ihn her ausgesprengte Nachricht Glauben fände, es sei Hußein, der hier erscheine, um sich an die Spitze der Seinen zu stellen. So gelang es ihm, ungestört zu dem festen Regierungsgebäude durchzukommen, wo No'mán ihn ohne Weiteres aufnahm und als Nachfolger im Amte anerkannte, froh, daß er selbst der schweren Verantwortung enthoben wurde, der zwischen dem Chalifen und dem Enkel des Propheten nicht mehr aus dem Wege zu gehen war. So stark die Schaaren Muslims angewachsen waren, sie bildeten noch lange nicht die Mehrheit der in der Stadt anwesenden Mannschaften; auch war Mancher darunter, der bereit war mit dem Strome zu schwimmen, aber nicht ohne die Wahrscheinlichkeit eines entschiedenen Erfolges den Hals zu wagen. Als daher andern Tages der neue Statthalter sich mit einer Rede voll kräftiger Drohungen im Stile Sijáds einführte, lichteten sich auf einmal die Reihen der Schiiten; man fing an, einen Aufschub des Unternehmens räthlich zu finden, und bald sah Muslim sich genöthigt, bei einem zuverlässigen Manne, dem Háni Ibn Orwa, einen sicheren Versteck zu suchen. Obeidallah, der sofort seine Polizisten und Spione in Thätigkeit gesetzt hatte, kam dahinter und ließ den Háni gefangen setzen. Muslims Versuch, seinen Freund zu befreien, scheiterte an der Unzuverlässigkeit der Volkshaufen, die sich um ihn gesammelt hatten und eine Weile um das Residenzschloß des Statthalters herumtobten: sie wagten doch keinen gewaltsamen Angriff und zerstreuten sich schließlich auf das Zureden angesehener Männer der Ordnungspartei. Nun war Muslim verloren, er ward aufgegriffen und mit Háni zusammen hingerichtet (Dhu'l-Hiddscha 60 = Sept. 680). Ziemlich gleichzeitig aber, dicht nach dem Wallfahrtsfeste (10.—12. Dhu'l-Hiddscha = 11.—13. Sept.) desselben Jahres, hatte Hußein auf die von Muslim gesandte Nachricht von der Gewinnung der 12 000 Mann bereits Mekka verlassen und sich mit seiner ganzen Familie und einer Anzahl persönlicher Anhänger in einer Gesammtzahl von etwa 200 Köpfen auf den Weg nach Kúfa gemacht. Es war auf alle Fälle ein tollkühnes Unternehmen. Was für ein Verlaß auf die Iraker war, das hatte Hußein doch bei Lebzeiten seines Vaters mehr als genügend zu erkennen Gelegenheit gehabt. Und damals war Ali im Irák der einzige Herr gewesen, während jetzt in Kúfa der Statthalter des Omaijaden residirte, und Niemand wissen konnte, wie sich die Mehrzahl seiner Untergebenen zu der Sache stellen würde. Kluge Leute sahen das Bedenkliche des Wagnisses auch voraus: Abdallah Ibn Abbás, der zwar mit den

Omaijaden seinen Frieden gemacht, aber doch für das ihm so nahe verwandte Haus des Ali eine gewisse Theilnahme sich bewahrt hatte, versuchte wiederholt, seinem Neffen den abenteuerlichen Zug auszureden. Auch an sonstigen Warnungen fehlte es nicht: El-Farasdak, der berühmteste Dichter der Omaijadenzeit, der gerade zur Wallfahrt von Baßra nach Mekka gekommen war und von Hußein nach der Stimmung im Irák gefragt wurde, antwortete deutlich genug: „Die Herzen der Leute sind mit dir, ihre Schwerter mit den Söhnen Omaijas, die Entscheidung in Gottes Hand: Gott thut was er will.“ Vergeblich. Der ritterliche Sinn und die mangelnde Fähigkeit, politische Verhältnisse richtig aufzufassen, beides ein verhängnißvolles Erbtheil seines Vaters, wurden Hußeins Verderben, nicht ohne die Mitschuld eines falschen Freundes, dessen Einflüsterungen seinen unbedachten Ehrgeiz immer von Neuem aufreizten: Abdallahs, des Sohnes Sobeir. Ein Mann von unbezweifelter persönlicher Tapferkeit, aber noch größeren Ansprüchen, dabei einer von den Leuten, welche den Mangel an Charakter durch bramarbasirendes Wesen und Paradeeitelkeit ersetzen, hielt dieser seine ziemlich gewöhnliche Bauernpfiffigkeit für hohe Diplomatie und sich selber Manns genug, in dem sicheren Mekka den Moáwija zu spielen, durch Aneinanderhetzen von Syrern und Irakiern sich in die am Ende ausschlaggebende Stellung zu bringen. Dazu schien Hußein ein passendes Werkzeug; auch war ihm der Enkel des Propheten in Mekka unbequem, weil er sich mit ihm in den Einfluß auf die Bevölkerung theilen mußte: so bestärkte er den Hitzkopf in seinen abenteuerlichen Hoffnungen, indem er sich gleichzeitig als seinen ergebensten Diener hinstellte, und brachte ihn wirklich dahin, auf die bloßen schönen Worte der Kufier sich in so unzureichender Begleitung in die Höhle Obeidallahs zu wagen. Ibn Abbás gratulirte dem Ibn Sobeir ironisch, als Hußein Mekka verließ, und in der That hatte der große Politiker die in solchen Fällen häufige Genugthuung, seine nächste Absicht verwirklicht zu sehn.

Hußein legte den Weg von Mekka bis in die Nähe von Kúfa ungehindert zurück; Ibn Ssa'íd, der Statthalter von Medina, begnügte sich, dem in friedlicher Haltung das Hidscháś durchziehenden Chalifensohne ein von unbedachten Unternehmungen abrathendes Schreiben zugehen zu lassen, das ausweichend beantwortet wurde, hielt sich aber zu Gewaltmaßregeln nicht befugt. In Kúfa dagegen hatte sich Obeidallah auf Hußeins Empfang gründlich vorbereitet: zuverlässige Truppen waren zwischen der Wüste und dem Euphrat staffelweise aufgestellt, um ihn sofort beim Herannahen abzufangen. In den letzten Tagen des J. 60 (Ende Sept. 680) stießen die fahrenden Ritter, denen unterwegs hie und da von einzelnen persönlichen Anhängern Alis und abenteuernden Beduinen noch mäßiger Zuzug geworden war, nicht weit von Kadesia auf eine kufische Abtheilung von etwa 1000 Mann unter dem Temimiten El-Horr Ibn Jesíd: sie hatte den Auftrag, im Falle des Zusammentreffens mit Hußein einen Angriff zu vermeiden, ihm aber unausgesetzt bis Kúfa zur Seite zu bleiben. El-Horr war begreiflicherweise geneigt, dem

Sohne Alis in jeder Weise schonend zu begegnen: er forderte ihn auf, von seinem Unternehmen abzulassen, das ja unmöglich von Erfolg sein könne. Hußein ließ ihm die Briefe vorlegen, durch welche die kufischen Schiiten ihn zum Erscheinen in ihrer Mitte aufgefordert hatten: zwei Säcke voll Papier mit unzähligen Unterschriften. Kopfschüttelnd meinte der Temimite, jedenfalls gehörten er und seine Soldaten nicht zu denen, welche die Petitionen unterschrieben hätten; er habe keinen Befehl feindlich aufzutreten, aber zum Obeidallah müsse er ihn bringen, wenn er sich nicht zurückziehe. Das Klügste wäre es gewesen, jetzt noch von dem übel angelegten Plane abzustehen: war doch gleichzeitig die Nachricht von dem Mißlingen der Bewegung in Kúfa, dem Tode Muslims und Hánis dem Hußein zugegangen, jede Hoffnung auf eine siegreiche Erhebung der Schiiten in der Stadt abgeschnitten. Aber Hußein besaß mit allen Fehlern auch die adlige Natur seines Vaters: ein feiger Rückzug, nachdem das Blut seiner Getreuen vom Schwerte des Henkers vergossen war, dazu konnte er sich nicht entschließen, und seine Vettern, die Brüder Muslims, erklärten „Bei Gott, wir kehren nicht um, bevor wir Rache für unseren Bruder genommen oder gekostet haben, was er gekostet hat."[1]) Er stellte seine Sache Gott anheim, entschlossen, nur durch einen ehrenvollen Vertrag oder durch den Tod in der Schlacht das verzweifelte Unternehmen zu enden. Einstweilen gab er den Vormarsch nach Kúfa, der unter den veränderten Umständen keinen Sinn mehr hatte, auf und zog sich mehr nördlich nach dem Euphrat hin, immer den Horr mit seinen Beduinen zur Seite; Alle, welche nicht zu seinen nächsten Verwandten und Freunden gehörten, insbesondere die, welche unterwegs zu ihm gestoßen waren, entließ er, im schlimmsten Falle die Zahl der Opfer nicht nutzlos zu mehren. Inzwischen hatte Obeidallah zu mehrerer Sicherheit einen seiner angesehensten Offiziere, den Omar, Sohn Sa'ads Ibn Abi Wakkáß, des Siegers von Kadesia, der eben mit 4000 Mann gegen das Bergvolk der Deilem am Kaspischen Meere aufgebrochen war, zurückholen lassen, und ihm aufgegeben, dem Hußein entgegenzuziehen. Nach einigem Widerstreben übernahm dieser das Commando, und bekam am 3. Moharram 61 (3. October 680) Hußeins kleines Häuflein in Sicht. Auch für ihn schlossen Obeidallahs Weisungen ein friedliches Abkommen nicht aus; Sohn eines der ältesten Gefährten Mohammeds mochte er trotz der Ueberzeugung von der Verwerflichkeit eines neuen Bürgerkrieges doch dem Enkel des Propheten nicht den Untergang bereiten, so lange noch ein anderer Ausweg übrig blieb. So verhandelte er mehrere Tage persönlich mit ihm, und endlich ließ sich Hußein auf seine dringenden Vorstellungen doch bereit finden, auf eine von den drei Bedingungen zu capituliren, daß er entweder nach Mekka zurückkehre, oder sich unter Geleit zu Jesid begebe, ihm zu huldigen, oder an eine der Reichsgrenzen gebracht würde, dort mit den anderen Muslimen gegen die Ungläubigen zu kämpfen. Ein Bote brachte die

---

1) „Jede Seele muß den Tod kosten" — Korán Sure 3, 182 u. ö.

Botschaft dem Obeidallah, und einen Augenblick war dieser geneigt, in dem Vorschlage eine willkommene Lösung der Schwierigkeiten zu finden. Auch kann es für uns, die wir den Ausgang kennen, keine Frage sein, daß er unter allen Umständen klug daran gethan hätte, dem Hußein wenigstens die Wahl zwischen der zweiten und dritten Clausel freizustellen: ihm jetzt noch die einfache Rückkehr nach Mekka zu gestatten, konnte in der That bedenklich scheinen. Aber einer der Vertrauten des Statthalters, Schamir, der Sohn des Dhu'l-Dschauschan — sein Name ist noch heute der Abscheu der mohammedanischen Welt und wird von keinem Schiiten ohne den Beisatz „der Gottverfluchte" genannt — ein richtiger Heide, welcher das Haus des Propheten haßte und nur in dem Untergange des Prätendenten Sicherheit für den Thron der Omaijaden erblickte, wußte den Obeidallah umzustimmen, daß er den Vertrag ablehnte und bedingungslose Ergebung Hußeins und seiner Getreuen verlangte. Schamir selbst wurde beauftragt, mit einer Abtheilung Fußtruppen zu Omar zu stoßen mit dem Befehl, im Falle die Uebergabe verweigert würde, sofort anzugreifen und den Hußein lebendig oder todt nach Kúfa zu bringen; sollte er zögern, so war jener bevollmächtigt, ihn sofort niederzuhauen und selbst das Commando zu übernehmen. Es war am 9. des Monats, als der Unglücksbote das Heer erreichte. Omar war außer sich und überhäufte den Schamir mit Vorwürfen, wagte aber doch nicht, dem Gebote seines Emírs[1]) zuwider zu handeln; Hußein aber lehnte, wie zu erwarten, die Aufforderung sich zu ergeben ab und bereitete sich zum letzten Kampfe. Der Ausgang desselben konnte nicht zweifelhaft sein: 150 Mann standen gegen mindestens 5000, welche sie bei dem Orte Kerbelá von allen Seiten umschlossen hielten. Trotzdem verzögerte sich das Ende bis auf den Nachmittag des 10. Moharram 61 (10. Oct. 680). Omar wie der größte Theil seiner Leute hätten den Hußein gewiß lieber lebendig gefangen genommen; so verfloß der größte Theil des Tages unter Zweikämpfen, welche die Zahl der Vertheidiger allmählich verringerten, aber keine Entscheidung brachten. Endlich dauerte die Sache dem Schamir zu lange; mit einer Verwünschung jagte er seine Umgebung vorwärts, und tapfer kämpfend fiel der Enkel des Propheten unter den Schwertern und Lanzen derjenigen, welche den Glauben seines Großvaters zu bekennen vorgaben; mit ihm starben seine Vettern und Freunde den Heldentod bis auf den letzten Mann. Die Frauen und Kinder wurden geschont und nach Damaskus zu Jesîd geschickt; gleichzeitig brachte man dem Chalifen das abgeschnittene Haupt des Hußein. Er war auf's Peinlichste berührt, als er den Verlauf der Sache erfuhr: niemals, behauptete er, würde er in den Tod eines so theuren Mannes gewilligt haben.

Wir können dieser Versicherung Glauben schenken; er bekräftigte sie dadurch, daß er, sehr gegen seinen eigenen Vortheil, die Frauen und Kinder

1) Emír, Amír bedeutet ursprünglich ganz allgemein Befehlshaber, ist später aber der gewöhnliche Titel der Statthalter und aller Generäle, welche ein selbständiges Commando führen. Ueber Emír el-muminín s. oben S. 214.

unbehelligt und mit allen Zeichen des Respectes nach Medina sandte, wo ihre Schilderungen des Unterganges so vieler gottesfürchtiger Männer aus dem Blute und der nächsten Umgebung des Propheten den Unwillen und die Entrüstung gegen das Haus Omaija immer weiter steigerten. Wenn aber hier schon sich ein gefährlicher Rückschlag gegen eine Regierung vorbereitete, unter welcher solche gottlose Gewaltsamkeiten möglich waren, Folgen von noch größerer Tragweite sollte der Tag von Kerbelá für die ganze Osthälfte des Chalifenreiches nach sich ziehen. Alles, was sich im Irák zur Schi'a Alis zählte, mußte vor Scham und Zorn bei der Kunde entbrennen, der fürstliche Sohn des vergötterten Herrschers, das Haupt des Hauses des Propheten sei dem Schwerte ungläubiger Frevler zum Opfer gefallen. In diesen Kreisen war die Erbitterung gegen die omaijadische Partei bei Weitem größer, als nach dem Tode Alis, welcher ihr wenigstens direct nicht angerechnet werden konnte: „Rache für Hußein!" wurde die Losung der Schiiten, die sich der syrischen Dynastie einst so unheilvoll erweisen sollte, als ihr die zu Moáwijas Zeit ausgegebene „Rache für Othmán!" zu Gute gekommen war. Das war vorherzusehen gewesen: Obeidallah mochte sich zutrauen, diese Bewegung mit Säbel und Geißel niederzuhalten; was er nicht vorhersehen konnte, was aber die Tödtung Hußeins zu einem nie wieder gut zu machenden Fehler stempelte, war das beginnende Erstarken des persischen Volksgeistes, der mit dem sicheren Instincte des Hasses das Grab, welches mitleidige Bauern dem kopflosen Rumpfe Hußeins bei Kerbelá gönnten, zum Vereinigungspuncte alles Dessen machte, was in dem großen Lande sich heimlich nach der Befreiung vom arabischen Joche sehnte. Kaum drei Jahre später sehen wir die Schi'a Alis schon im offnen Bunde mit rein persischen Elementen, und im Besitze des Talismans, welchen die religiös-politische Forderung „die Herrschaft für das Haus des Propheten" für das Perserthum darstellte, ist es von da an trotz zahlloser Niederlagen unbesieglich geblieben, hat es kaum jemals wieder aufgehört, bald an diesem, bald an jenem Puncte mit den arabischen Herren einen ununterbrochenen Kampf zu führen, bis die Mongolen das große Leichentuch über ganz Vorderasien breiteten, unter dem Araber und Perser, Ssunniten und Schiiten nachher nur in kümmerlichen, für immer geschiedenen Resten wieder auferstanden sind. Neben die Omaijaden und Altgläubigen, die wenigstens in der Anerkennung des Chalifen als des absolut regierenden Vertreters Mohammeds einig waren, neben die arabisch-demokratischen Charidschiten, welche die höchste Souveränetät für die Gemeinde forderten, traten jetzt die Schiiten, „die Legitimisten des Isláms," ihr Dogma von der Berechtigung Alis und seines Hauses auf das Imamat (S. 215) allmählich zu einer wahren Vergötterung Alis, Haßans und Hußeins, damit folgerichtig zu der Verwerfung der ersten drei Chalifen und der gesammten nicht auf Alí zurückgehenden Ueberlieferung steigernd. In diesem Geiste wird schon im J. 65 (684) an Hußeins Grabe zu ihm als dem wahren Imám und Märtyrer gebetet, wie es noch heute von Tausenden

geschieht, die ihre Wallfahrt nach dem Meschhed Hussein („Märterorte Hußeins") als der heiligsten Stelle, der Kâ'aba der schiitischen Welt vollbringen.

Vorläufig war freilich die Schî'a unter dem harten Drucke Obeidallahs noch unfähig zu handeln. Dafür aber bereitete sich in den beiden heiligen Städten unter scheinbar ruhiger Oberfläche eine Bewegung vor, deren Ausbruch jeden Augenblick erfolgen konnte. In Medina war die Mißstimmung seit dem Tode Hußeins sehr bedrohlich, und in Mekka suchte Abdallah Ibn Sobeir aus dem traurigen Ereigniß für sich Capital zu schlagen, indem er auf's Heftigste gegen die gottlose Mörderbande declamirte, heimlich erfreut, den unbequemen Nebenbuhler los zu sein, und schon im engeren Kreise der Vertrauten den „Beherrscher der Gläubigen" spielend. Jesîd traute dem Frieden nicht und fand, daß die Methode des Ibn Ssa'îd (S. 359) doch nicht eben rasch zum Ziele führe. Er selbst versuchte es nach Omaijadenart nun mit der Einleitung von gütlichen Verhandlungen: den Abdallah mit Waffengewalt anzugreifen hieß ja den heiligen Bezirk seines Asylrechtes berauben und die ohnehin durch Hußeins Tod stark gereizten Altgläubigen auf's Aeußerste bringen. Im ersten Aerger hatte er früher geschworen, Ibn Sobeir solle zur Huldigung in Ketten vor ihm erscheinen; jetzt schickte er eine Gesandtschaft unter No'mân Ibn Beschîr an den Gegner, ihn durch Versprechungen zu gewinnen, daß er, Jesîds Eid zu lösen, mit einem niedlichen Silberkettchen unter dem Mantel, wo es Niemand sähe, nach Damaskus komme und dem Chalifen huldige. Abdallah hielt die Gesandten eine Weile hin, lehnte schließlich aber trotz der ihm gewordenen Warnung vor allzugroßem Verlaß auf die Unverletzlichkeit Mekkas die Anerbietungen des Chalifen ab. Als Jesîd aber darauf den Ssa'îd absetzte und den energischen El-Walîd Ibn Otba zum Statthalter von Medina ernannte, nahm Ibn Sobeir zum Scheine die Verhandlungen wieder auf, wußte den Walîd geschickt als Hinderniß einer friedlichen Einigung zu verdächtigen und bald seine Ablösung durch den Othmân Ibn Mohammed zu erreichen. Dies war ein Vetter des Chalifen, der sich weder durch Thatkraft noch durch Klugheit auszeichnete: er rief binnen Kurzem in Medina selbst einen Sturm hervor, welcher die Aufmerksamkeit der Regierung in Damaskus für längere Zeit von Mekka ablenken mußte. Der Mann kam nämlich auf den unglücklichen Gedanken, eine Versöhnung der Mediner mit der Dynastie anzubahnen, indem er neun der angesehensten von den alten Hilfsgenossen des Propheten nach Damaskus schickte, dort persönlich ihre Klagen über empfindliche Benachtheiligungen vorzubringen, welche sie bei Expropriation von Grundstücken unter Moâwija erlitten zu haben behaupteten: die Befriedigung ihrer Ansprüche und sonstige klingende Beweisgründe, wie sie die Omaijaden anzuwenden liebten, würden, so meinte der gute Othmân, ihre und ihrer Mitbürger Gesinnungen verbessern. Jesîd hatte in seinem Leben kaum einen Hilfsgenossen gesehen und wußte vermutlich nichts weiter von ihnen, als daß sie sonderbare alte Knaben waren, die sich früher in Gesellschaft des sogenannten Propheten mit den Arabern herum-

geschlagen hatten, sich darauf über die Gebühr viel einbildeten und in Folge dessen ziemlich störrisch und schwer zu behandeln waren. So zeigte er sich der Deputation finsterblickender und wortkarger Greise in schäbigen Röcken, welche sein Statthalter ihm zuschickte (62 = 682), charmanter denn je, lud sie zu allen Hoffestlichkeiten ein, bewilligte ihre Forderungen ohne Umstände und verehrte jedem von ihnen noch eine erhebliche Summe, 100 000 Dirhems ungefähr. Das Geld nahmen sie, dafür waren sie Araber; aber mit welcher sittlichen Entrüstung sie, die sie den Propheten in seiner Frömmigkeit und Einfachheit gesehen hatten und nachzuahmen beflissen waren, die frevelhafte Ueppigkeit erfüllte, in welcher sie den Stellvertreter eben dieses Gottesmannes schwelgen sahen, das läßt sich ihnen kaum nachfühlen. „Wir kommen von einem Manne ohne Religion," so zeterten sie nach der Rückkehr, „der Wein trinkt, auf der Zither klimpert, vor dem Sängerinnen harfen, der mit Hunden spielt, mit Kameldieben[1]) und lüderlichen Burschen die Nächte verpraßt" — und als eines Tages, zu Anfang des Jahres 63 (682), in der Moschee des Propheten wieder von Neuem der allgemeine Unwille sich Luft machte, rief auf einmal Abdallah Ibn Amr, einer von den Neun, indem er seinen Turban vom Haupte riß und auf die Erde warf: „Hierdurch entkleide ich den Jesid des Chalifates wie mein Haupt dieses Turbans!" Mit lauten Zurufen stimmten die versammelten Frommen ein, der warf seine Schuhe, jener seinen Rock dazu, und bald legte ein großer Haufen der verschiedensten Kleidungsstücke Zeugniß für den Glaubenseifer der Hilfsgenossen und ihre Verwerfung des gottlosen Herrschers ab.[2]) Es blieb aber nicht bei diesem symbolischen Ausdruck ihrer Gefühle: ganz Medina erhob sich wie ein Mann, und so überrascht waren der Statthalter und die sämmtlichen Omaijaden, welche mit Sklaven, Clienten und sonstigen persönlichen Anhängern doch über 1000 Mann zählten, daß sie nicht den geringsten Widerstand wagten und sich mit Schimpf und Schande aus der Stadt jagen ließen. Nur die Söhne Omars, Alis und Hußeins betheiligten sich nicht an der Vertreibung und der erstere verließ bald darauf sogar den Ort, der nunmehr der Schauplatz schrecklicher Ereignisse werden sollte.

Allerdings war Jesid im ersten Augenblicke mehr über die unmännliche Haltung seiner Familiengenossen als über die Empörung der Mediner entrüstet, und versuchte es abermals zunächst mit der Nachsicht. No'mân Ibn Beschîr, den wir eben als Gesandten an den Ibn Sobeir kennen lernten, war einer der wenigen alten Hilfsgenossen, die zu den Omaijaden hielten: so schien er sich besonders dafür zu eignen, daß er seinen Landsleuten die Hoffnungslosigkeit eines gewaltsamen Widerstandes gegen die ganze Macht Syriens klar machte. Obwohl er aber sein Bestes that, gelang es ihm doch

1) D. h. Beduinen mit den alten Wüstensitten. 2) Der eigenthümliche Vorgang bekundet die Vorliebe der Orientalen für symbolische Handlungen, der wir auch im Alten Testamente, insbesondere bei den Propheten, begegnen; s. z. B. Jes. 8, 1; Jer. 13, 1; 18, 1; 19, 1. 10; 24, 1; Ezech. 3, 1; 4, 1; 5, 1; 12, 3 u. s. w.

nicht, die Mediner zum Frieden zu bewegen: der ganze seit Jahrzehnten angesammelte Groll der alten Gefährten Mohammeds gegen die Partei der mekkanischen Aristokratie war einmal losgebrochen, und die greisen Bedrkämpfer und Gebetsgenossen des Propheten waren nicht die Leute, vor dem Tode auf dem Schlachtfelde zurückzuschrecken, der ihnen den Eingang in das Paradies bedeutete, oder sich vor weltlicher Uebermacht zu fürchten, die sie in den Schlachten des Gesandten Gottes verachten gelernt hatten. So blieb nichts übrig, als die für das Ansehen der Dynastie schon allzulange währende Unbotmäßigkeit der heiligen Städte mit Waffengewalt niederzuschlagen. Das war doch, man konnte es sich nicht verhehlen, ein Schlag ins Gesicht Derer, welche es mit dem Glauben nur irgend ernst nahmen: so mußte er wenigstens rasch und nachdrücklich geführt werden. Doppelte Löhnung sicherte bereitwillige Folge des 12000 Mann starken Heeres, das gegen Ende 63 (683) sich nach Arabien in Marsch setzte, die Persönlichkeit des Führers bürgte für die Rücksichtslosigkeit seines Vorgehens. Muslim Ibn Okba aus dem Stamm Morra war von demselben Hasse gegen den Islâm, insbesondere gegen die Altgläubigen beseelt, welcher den Schamir zum Verderber Hußeins gemacht hatte. Alt und krank, wie der in Moâwijas Kriegen bewährte Führer bereits war, gab ihm die willkommene Aussicht auf die lange umsonst ersehnte Züchtigung jener Todfeinde alles heidnischen Wesens für eine Weile seine Kräfte zurück; für den Fall, daß er das Ende des Feldzuges nicht erlebte, ward ihm als Nachfolger Hoßain Ibn Numeir mitgegeben, auch ein alter Offizier des Moâwija, der bis vor Kurzem Obeidallahs rechte Hand in Kûfa gewesen war und ebenfalls vor Prophetenmoschee und Kâ'aba ungefähr dieselbe Achtung empfand, wie vor zwei tauben Nüssen. Als das Heer im letzten Monat des Jahres Wâdi'l-Kora, etwa fünf Meilen nördlich von Medina, erreicht hatte, fand Muslim daselbst noch die ausgewiesenen Omaijaden vor: sie hatten, um bei der Vertreibung ihr Leben zu retten, schwören müssen, wenn ein Heer gegen die Stadt heranrücke, demselben in keiner Weise ihre Hilfe oder ihren Rath zu leihen. Muslim begriff nicht, wie man sich einer solchen Kleinigkeit wegen auch nur besinnen könne, und drohte den Leuten, die er als Memmen verachtete, daß er ihnen wie jedem Andern die Köpfe abhauen lassen werde, wenn sie ihm nicht über alle Verhältnisse von Stadt und Einwohnern genaue Auskunft gäben. Merwân Ibn El-Hakam fand Rath: er besann sich, daß sein Sohn Abdelmélik nicht persönlich vereidigt war, und schickte den zu dem grimmigen Feldherrn. Muslim war von den Auskünften und Rathschlägen, welche er von dem klugen und bereits gereiften Manne erhielt, sehr erbaut, und manövrirte nach Abdelméliks Angaben so geschickt, daß er in der Harra[1]) östlich von Medina eine günstige

1) Eine Harra ist eine mit schwarzen oder braunen verbrannten Steinen verschiedener Größe, den Ueberresten vorhistorischer vulkanischer Ausbrüche, bedeckte Ebene, wie sie in Arabien und Syrien, besonders zwischen Medina und dem Haurângebirge südlich von Damaskus, sich häufig genug vorfinden. Medina selbst ist in näherer oder

Stellung einnehmen konnte, bei welcher die Mediner unter allen Umständen die Sonne im Gesicht haben mußten. Nachdem die Frist von drei Tagen, welche dem Befehle Jesîds zufolge den frommen Eiferern noch gelassen wurde, ungenützt verstrichen war, befahl Muslim den Angriff (26. Dhu'l-Hiddscha 63 = 26. Aug. 683). Der Kampf war furchtbar erbittert, die Flucht- und Hilfsgenossen des Propheten fochten mit der ganzen fanatischen Begeisterung der alten Zeit, wo sie unter Mohammeds Augen selbst die Schaaren der Ungläubigen zersprengt, nach seinem Tode die Heiden ganz Arabiens zu Paaren getrieben hatten. Aber diese modernen Heiden, die falschen Muslime aus Syrien, hatten das Geheimniß der Disciplin den wahren Gottesverehrern auf den Schlachtfeldern Abu Bekrs und Omars abgesehen und in den Byzantinerkriegen ausgelernt: so mußte ihrer Ueberzahl der Sieg zufallen. Er war der Beginn einer selbst in den Kriegen gegen die Ungläubigen unerhörten Verwüstung der Stadt, Abschlachtung und Mißhandlung der Einwohner, die nicht schon in der Schlacht gefallen waren, Plünderung und Zerstörung alles Besitzes. Drei Tage lang wütheten die Syrer mit der ganzen Brutalität einer halbcivilisirten Soldateska, und als endlich dem wüsten Treiben, welches sogar die heilige Moschee Mohammeds durch viehische Roheiten schändete, ein Ziel gesetzt wurde, fand sich Muslims Rachgier immer noch nicht gesättigt. Stets von Neuem wurde noch ein frommer und um den Glauben hochverdienter Mann gefunden, den er unter Hohnreden tödten lassen mußte; es schien, daß mit dem Herannahen des eignen Endes, welches ihm die fortschreitende Krankheit täglich näher brachte, seine Lust am Morden sich noch steigern wollte. Als selbst er genug des Blutes hatte fließen sehen, waren 2400 Hilfsgenossen und 2300 Koreischiten hingeopfert, die Zierden der Religion, die Bewahrer der reinen Lehre des Islâms. Vielleicht eine gleiche Anzahl hatte nach der Schlacht sofort die Flucht ergriffen; die übrig blieben, wurden gezwungen, dem Jesîd als Sklaven zu huldigen, mit deren Personen, Familien, Besitzthum er nach Belieben schalten könnte. Ihr Schicksal war ebenfalls beklagenswerth: so oft und so lange die Omaijaden Medina in ihrem Besitz hatten, wurden diese Reste der alten Bevölkerung in jeder Weise bedrückt und gepeinigt, so daß auch ihnen allmählich nichts übrig blieb als die Flucht. Wie die aus der Schlacht auf der Harra Entkommenen nahmen sie ihren Weg nach Afrika, wo sie in den gegen die Berbern und später die Westgoten kämpfenden muslimischen Heeren Aufnahme fanden und sich in Spanien eine neue Heimath erkämpften.

Das furchtbare Strafgericht, dem Medina verfiel, war die Antwort des heidnischen Araberthums auf die blutige Niederwerfung des arabischen Aufstandes nach Mohammeds Tode: spät wie die Rache kam, war sie um so gründlicher gewesen. Medina als Sitz der alten Gefährten des Propheten,

---

weiterer Entfernung fast auf allen Seiten von einem großen Harra-Gebiet umschlossen; die hier gemeinte tritt östlich von der Stadt ziemlich nahe an dieselbe heran.

als geistiger Mittelpunkt des Islâms hatte aufgehört zu existiren: aber die Keime, welche von dort schon in früheren Jahren nach dem Irâk verpflanzt worden waren, hatten bereits sich zu entwickeln begonnen, und bald sollte es sich zeigen, daß der maßlose Haß der heidnisch Gesinnten die Moschee des Propheten entweihen konnte, aber den Wirkungen der in ihm offenbarten göttlichen Kraft ohnmächtig gegenüberstand. Bevor aber in Kûfa und Baßra die Sache des Glaubens einen neuen Aufschwung zu nehmen vermochte, sollten über das ganze weite Ländergebiet des Chalifates noch Stürme dahinbrausen, deren Toben die Vernichtung alles Bestehenden zu verkünden schien.

Es war der Tod des Chalifen Jesîd, welcher die nur äußerlich unterdrückten Kräfte der gegen einander erbitterten Parteien mit einem Male entfesselte. Noch in der Blüthe der Jahre stehend[1]) starb er am 14. oder 15. Rabî I 64 (10. 11. Nov. 683), wie es scheint, ganz unerwartet, jedenfalls bevor er hatte dafür sorgen können, daß seinem ältesten Sohne Moâwija die Nachfolge durch eine allgemeine Huldigung gesichert wurde. Es war also Niemand vorhanden, der einen legitimen Anspruch auf das Chalifat gehabt hätte, und das war um so schlimmer, als selbst in Syrien bei dem Gegensatz zwischen Keis und Kelb an eine Uebereinstimmung in dieser ersten Lebensfrage des Staates nicht zu denken war. Vielmehr brach der Streit zwischen Nord- und Südarabern, von den ersten beiden Omaijaden nicht ohne Mühe und mit Aufbietung aller Vorsicht und Klugheit hintangehalten, jetzt in voller Gewalt aus. Natürlich hatte das plötzliche Fehlen einer Centralregierung die weitere Folge, daß überall in den Provinzen die Parteien ihre Fahnen erhoben, und nun beginnt ein Ringen zwischen Keißiten, Kelbiten, Schiiten, Charidschiten, Altgläubigen, welches erst nach zehn Jahren wieder mit der Anerkennung eines Omaijaden als Beherrschers des gesammten Chalifenreiches endet, und dessen letzte, zum Teil noch sehr gefährliche Zuckungen ein weiteres Jahrzehnt andauern. Wir müssen jetzt diese verwickelten Kämpfe wenigstens in ihren Hauptzügen verfolgen.

Muslim Ibn Okba hatte die Befriedigung seiner Rachsucht nicht lange überlebt: auf dem Marsche von Medina nach Mekka, wo die Bezwingung des Ibn Sobeir den letzten Widerspruch gegen Jesîds Herrschaft verstummen machen sollte, war er seiner Krankheit erlegen, und der Bestimmung des Chalifen gemäß hatte Hoßain Ibn Numeir die Führung des Heeres übernommen. Am 27. Moharram 64 (25. Sept. 683) kam er vor Mekka an, umschloß die Stadt und begann sie regelrecht zu belagern; dabei scheute er sich nicht, durch seine Belagerungsmaschinen sogar die Kâ'aba, neben welcher Ibn Sobeir sein Quartier aufgeschlagen hatte, beschießen zu lassen, so daß

1) Die Angaben über sein Lebensalter sind wieder sehr verschieden und schwanken zwischen 32 und 39 Jahren; die erstere Ziffer ist aber jedenfalls zu niedrig, wahrscheinlich hat er es auf 38 oder 39 gebracht.

eines Tages durch einen Brandpfeil die Vorhänge derselben angezündet wurden und das heilige Haus vollkommen ausbrannte. Von der Hitze des Feuers barst der heilige Stein, und die stehen gebliebenen Mauern drohten den Einsturz, so daß Ibn Sobeir sie später niederlegen und die ganze Kâ'aba von Neuem aufbauen lassen mußte. Trotz der Heftigkeit des Angriffes hielt sich die Stadt, welcher von verschiedenen Seiten Zuzug frommer Männer geworden, hartnäckig, und Hoßain hatte noch keine großen Fortschritte gemacht, als plötzlich, gegen Ende des Monats Rabî I 64 (Nov. 683), die Nachricht von Jesîds Tode ihn veranlaßte, scheunigst die Feindseligkeiten einzustellen. Er kannte die Verhältnisse in der Heimath zu gut, um nicht zu vermuthen, daß es dort jetzt allgemeine Verwirrung geben werde. Er war Jemenite und die Gegenwart seines Heeres in Syrien für seine Stammesgenossen dringend nothwendig, sollten nicht die Keis von vornherein das Uebergewicht erhalten. Jesîds Söhne waren noch jung und konnten ernstlich für die Thronfolge kaum in Frage kommen: so entschloß er sich kurz und bot dem Abdallah Ibn Sobeir selbst, dem Einzigen, der im Augenblicke Ansprüche auf das Chalifat erhob, seine Unterstützung an gegen die unter den Umständen selbstverständliche Zusage, daß er für das in den letzten Kämpfen vergossene Blut auch später keine Rache nehmen wolle. Es war ja eine starke Zumuthung an den Hauptvertreter der Altgläubigen, über die Verwüstung Medinas den Schleier der Vergessenheit zu decken; eine wirklich überlegene Herrschernatur hätte trotzdem die Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, sich auf den Thron zu schwingen, die Begründung einer über allen Parteien stehenden und sie in gegenseitigem Schach haltenden Regierung zu versuchen. Abdallah war nicht aus solchem Holze geschnitzt, er lehnte den Vertrag ab und begab sich damit selbst des Erfolges, den ihm ein beispielloses Glück im Augenblicke der größten Bedrängniß hatte gewähren wollen. Hoßain blieb nichts übrig, als sein Heer einfach nach Syrien zurückzuführen, um wenigstens dort bei der Entscheidung nicht zu fehlen.

In Damaskus hatten die Kelbiten nach Jesîds Tode den Versuch doch nicht unterlassen, den ältesten Sohn des Verstorbenen zur Anerkennung zu bringen. Seine Mutter war eine Kelbitin, wie es die Großmutter gewesen war (S. 356), ein Neffe der letzteren, Hassân, Sohn des Mâlik Ibn Bachdal, commandirte in der Jordanprovinz (Galiläa). In der That wird der jugendliche Prinz[1]) als Moâwija II. (64 = 683) in der Liste der Chalifen geführt, und es steht fest, daß ihm wenigstens in Damaskus gehuldigt worden ist; aber die Keißiten erklärten sich gegen ihn, der Statthalter von Kinnesrîn (Nordsyrien), Sofar Ibn El-Harith, empörte sich geradezu und ließ in seinem Bezirke dem Ibn Sobeir huldigen, und die Aussichten Moâwijas waren nicht eben günstig, als er, wie es heißt, nur 40 Tage

1) Er zählte nach der gewöhnlichen Ueberlieferung 21, nach einer andern Notiz aber erst 13 Jahre.

nach seinem Vater starb. Seine ganze Persönlichkeit ist wie sein Schicksal in Dunkel gehüllt: der Argwohn liegt nicht fern, daß er von Anhängern der Keißiten auf die Seite geschafft worden ist, eine eigene Bedeutung hat er in den wenigen Wochen jedenfalls nicht erlangt, vielleicht kaum beansprucht. Nunmehr erklärten sich auch die Befehlshaber in den übrigen Theilen Syriens für Abdallah Ibn Sobeir, ausgenommen Hassân in der Jordanprovinz, welcher Jesîds zweiten Sohn Châlid auf den Schild hob, und Ed-Dachâk Ibn Keis in Damaskus, der als Koreischite zwischen Keis und Kelb vorläufig neutral blieb. Die Bevölkerung der Hauptstadt, in welcher die Omaijaden natürlich sehr beliebt waren, verlangte die Erhaltung der Dynastie, war aber vorläufig dem Militärchef gegenüber zum Schweigen verurtheilt; und den in Syrien anwesenden Mitgliedern des Herrscherhauses selbst schien die eigene Zukunft so aussichtslos, daß Merwân Ibn El-Hakam, im Augenblick der Aelteste und Angesehenste von ihnen, ernstlich mit der Absicht umging, sich nach Mekka zu begeben und dem Ibn Sobeir zu huldigen, nachdem seine Versuche, den Dachâk zum Eintreten für die Omaijaden zu bewegen, vergeblich gewesen waren. Davon brachte ihn aber Obeidallah Ibn Sijâd ab, den um diese Zeit eigenes Mißgeschick plötzlich aus dem Irâk vertrieben hatte. War nämlich schon Syrien durch Jesîds Tod in Verwirrung gebracht, so befand man sich im Irâk und den Ostprovinzen dem unerwarteten Ereigniß gegenüber in vollständiger Rathlosigkeit. Am Oxus schlug man sich mit den Türken, in Baßra und Kûfa mußte man erwarten, bei der geringsten Schwächung der Regierungsgewalt Charidschiten und Schiiten losbrechen zu sehen — so waren die Araber hier dringender als irgendwo auf Einigkeit den Fremden gegenüber angewiesen. Einen Augenblick hatte es geschienen, als ob man solchem Zwange der Umstände Rechnung tragen werde: nicht blos in Choraßân hatten die Truppen dem Statthalter Sselm als ihrem Anführer Treue für so lange gelobt, bis wieder ein allgemein anerkannter Chalife da sei, sondern auch der selbst bei den Arabern nicht eben populäre Obeidallah, der beim Eintreffen der Todesnachricht gerade in Baßra residirte, wurde in derselben Weise als vorläufiger Regent anerkannt. Was indeß vernünftig war, hatte im Irâk nie Aussicht auf längeren Bestand. Abdallah Ibn Sobeir durfte sich die Gelegenheit, auf den Osten Einfluß zu gewinnen, nicht entgehen lassen. Unter Jesîd hatte er dafür auf die Charidschiten gehofft, welchen der Beschirmer der heiligen Stadt schon durch den gemeinsamen Gegensatz gegen die gottlosen Omaijaden nahe stand: in der That hatten sich in der Zeit der Belagerung durch Hoßain außer einigen Schiiten aus Kûfa auch eine Anzahl von Charidschiten unter Führung des Nâfi Ibn Asrak heimlich nach Mekka begeben und bei der Vertheidigung tapfer geholfen. Als es aber nach dem Abzuge der Syrer zu einer grundsätzlichen Verständigung kommen sollte, war man sich auf beiden Seiten über die Unvereinbarkeit von Ibn Sobeirs Ansprüchen mit den Grundsätzen der Puritaner klar geworden und hatte sich unter gegenseitigen Beschimpfungen

getrennt. Nâfi bemühte sich vergeblich, Baßra in seine Gewalt zu bringen, und warf sich bald mit seinen Anhängern nach Chusistân, welches er mit Hilfe der überallher zu ihm stoßenden Gesinnungsgenossen vollständig in Besitz nahm, und wo wir ihm später wieder begegnen werden; Ibn Sobeir aber sandte einen Vertrauten nach Baßra, die Einwohner für sich zu gewinnen. Was in Syrien Keis und Kelb, waren im Irâk und bis an den Oxus Temîm und Afd: mit jenen, den Nordarabern, knüpfte Ibn Sobeirs Gesandter, selbst ein Temimite, an, und die Afd waren in Baßra nicht stark genug, um den Obeidallah gegen jene zu halten. Dazu kam, daß in Kûfa das Volk sich geweigert hatte, dem verhaßten Sohn des Sijâd nach Jesîds Tode noch zu gehorchen, und zur selbständigen Wahl eines Statthalters geschritten war: dieses Beispiel reizte zur Nachahmung und nachdem sich Afd und Temîm in den Straßen von Baßra vier Monate herumgeschlagen hatten, sah Obeidallah sich gezwungen, nach Syrien zu fliehen. (Dschumâda II 64 = Febr. 684.) Hier mußte er nun bald erfahren, daß die Baßrier, nachdem sie mit dem Manne ihrer Wahl nicht viel Seide gesponnen, sich definitiv dem Ibn Sobeir unterworfen und einen von ihm gesandten Statthalter in ihre Mauern aufgenommen hatten (Ramadân 64 = Mai 684). Um dieselbe Zeit hatte Kûfa, wo Altgläubige und Schiiten wenigstens im Hasse gegen die Omaijaden einig waren, ebenfalls dem Ibn Sobeir gehuldigt, und da Aegypten gleich nach dem Tode Jesîds auch für den mekkanischen Prätendenten gewonnen war, so lag mit Ausnahme der kleinen Jordanprovinz und der Bezirke, wo die Charidschiten ihr Wesen trieben, eigentlich das ganze Reich zu seinen Füßen. Aber der Gedanke, sich der Herrschaft der Altgläubigen beugen zu sollen, war dem Obeidallah unerträglich. In Tadmor, wo er den syrischen Boden betrat, fand er die meisten Omaijaden versammelt: „Was," fuhr er den Merwân an, „du bist der Aelteste der Koreisch und ihr Haupt, und lässest den Dachâk über dich verfügen?" Es gelang ihm wenigstens, den Omaijaden zu bewegen, daß er mit ihm die keißitischen Bezirke verließ und weiter nach Süden ging, wo jetzt eben Hoßain Ibn Numeir mit seinen Truppen aus Arabien angekommen war. Obschon Kelbite, wollte derselbe doch von dem jugendlichen Châlid als Chalifen nichts wissen, vermuthlich, weil er besorgte, derselbe würde nichts als eine Puppe in den Händen seines Oheims Hassân sein (S. 371); so trug er die Herrschaft dem Merwân an. Es läßt sich nicht leugnen, daß von allen lebenden Mitgliedern des Herrscherhauses Merwân nach arabischen Begriffen die nächste Anwartschaft hatte: er war jetzt der Aelteste, hatte dem von den Syrern vergötterten Othmân als Rathgeber zur Seite gestanden und später oftmals die Regierung in Medina geführt — es war Niemand vorhanden, für den mehr hätte angeführt werden können. Freilich gehörte Muth dazu, sich als Chalifen in einem Augenblicke huldigen zu lassen, wo fast das ganze Reich sich für einen andern erklärt hatte; aber Merwân, mochte er vor einem Jahre auch in der ersten Bestürzung sich von den Medinern haben aus der Stadt jagen lassen, hatte jetzt diesen Muth.

In Dschábija, wo einst Omar auf seiner Reise nach Syrien residirt hatte, wurden alle Hauptführer der Jemeniten versammelt, über die Ansprüche Chálids und Merwáns zu verhandeln und die unumgänglich nothwendige Einigung Aller, die zu den Kelb hielten, herbeizuführen. Vierzig Tage wurde hin- und hergeredet; endlich beschloß man dem Merwán zu huldigen, aber mit der Maßgabe, daß nach seinem Tode die Herrschaft auf Chálid überginge, dessen Mutter, die Wittwe Jesíds, Merwán zur Bekräftigung dieses Abkommens zu heirathen sich entschloß. Daraufhin gelobten ihm die jemenitischen Führer Treue (3. Dhu'l-Ká'ada 64 = 22. Juni 684), und es erübrigte jetzt nur, dem neuen Chalifen sein Chalifat auch zu erobern.

Merwán I. (64 — Ramadán 65 = 684 — April 685) hat während seiner kurzen Regierung mit schneller Thatkraft einen großen Schritt auf das Ziel der Wiedervereinigung des ganzen Reiches unter der Herrschaft seines Hauses gethan. Das Nächste, was erreicht wurden mußte, war die Unterwerfung der Keißiten; nach allem Vorangegangenen verstand es sich von selbst, daß sie nur durch Waffengewalt erfolgen konnte. Die Keis wußten so gut wie ihre Gegner, daß die Entscheidung bevorstand: sich den Beistand Dachâks zu sichern hatten sie, denen auf die Persönlichkeit des Ibn Sobeir schließlich nichts ankam, jenem selbst die höchste Würde angetragen und ihm als Chalifen gehuldigt. Er stand nun an der Spitze sämmtlicher keißitischen Truppen bei Merdsch Ráhit[1]), als Merwán mit den Jemeniten heranzog. Bereits auf dem Wege erhielt der Omaijade eine willkommene Nachricht: sobald Dachâk mit seinen Truppen Damaskus verlassen, hatten die in der Stadt befindlichen Freunde der Kelb im Einverständniß mit den treuen Bewohnern der Residenz den Statthalter des Usurpators vertrieben, Merwán als Chalifen ausgerufen und sich beeilt, ihm nach Kräften Geld und Mannschaften entgegenzuschicken, welche nun eine erwünschte Verstärkung seines Heeres bildeten. Zwanzig Tage balgte man sich auf der Wiese von Ráhit herum; zum wirklichen Kampfe kam es natürlich erst am Schluß. Er war hitzig und erbittert, entschied sich aber für Merwán und die Jemeniten: Dachâk selbst, No'mán Ibn Beschír, der Statthalter von Himß, und eine große Anzahl weiterer angesehener Keißiten kamen um. Damit war Syrien dem Omaijaden gesichert: zwar gelang es dem Sofar (S. 370), mit seinen Leuten sich nach Karkißia in Mesopotamien, dem alten Circesium, zu werfen, von wo er sieben Jahre lang durch Raubzüge gegen die in der syrischen Wüste zeltenden Kelbiten vielen Unfug stiftete, aber auf den großen Krieg hatten diese so gut wie keinen Einfluß. Schlimmer war es, daß die Erinnerung an die Wiese von Ráhit die alte Feindschaft zwischen Keis und Kelb von Neuem verbitterte: die ersteren konnten ihre Niederlage niemals verschmerzen und benutzten von jetzt ab jede Gelegenheit, die Stammfeinde zu schädigen. Da die ganze Herrschaft der

---

1) „Die Wiese von Ráhit" — R. war ein kleiner Ort nicht weit östlich von Damaskus.

Dynastie, wie die Hegemonie der Syrer auf das Zusammenwirken der beiden Volksgruppen gegründet war, mußte dies Wiederaufleben des alten arabischen Particularismus aus der Heidenzeit für beide im Laufe der Zeit sich immer verderblicher erweisen.

Vorläufig ging freilich dem Merwán Alles nach Wunsch: die meisten Keißiten fügten sich jetzt doch seiner Regierung und er konnte sofort dazu übergehen, seinen Einfluß über die Grenzen der Provinz auszudehnen. Ohne große Mühe machte er Aegypten, welches dem Streite um das Chalifat ziemlich theilnahmlos gegenüberstand, mit Hilfe des Amr Ibn Sſa'íd El-Aſchdak (S. 359 ff.) dem Ibn Sobeír wieder abwendig (Ende 64 = 684) und schlug auf dem Rückwege den Moß'ab, einen Bruder des Genannten, der auf die Nachricht von dem Zuge nach Aegypten mit einem Heere gegen Syrien marschirt war, zurück. Weitere Fortschritte nach Arabien hin zu machen wollte nicht gelingen, dagegen wurde in der Nähe des Euphrat noch ein Erfolg davon getragen. In Kúfa hatten seit Jesíds Tode die Schiiten eine außerordentliche Rührigkeit entwickelt. Nach der Katastrophe von Kerbelá, welche sie durch ihre Feigheit und Unfähigkeit dem Obeidallah gegenüber verschuldet hatten, nannten sie sich „die Reuigen“ und bereiteten sich vor, bei der ersten Gelegenheit ihre Losung „Rache für Hußein!“ wahr zu machen. Insofern diese gegen die Omaijaden gerichtet war, mußten Ibn Sobeír und sein Statthalter in Kúfa die Reuigen als werthvolle Bundesgenossen betrachten; so ließ man sie gewähren, als sie im J. 65 (684), nicht so zahlreich wie ihr Führer Sſuleimán Ibn Sſorad gehofft hatte, aber doch zwischen 5—10 000 Mann auszogen „gegen Obeidallah, den Mörder Hußeins“, d. h. gegen die Syrer, zu welchen er gegangen war. Sie marschirten zuerst nach Kerbelá, wo sie das Grab ihres Heiligen mit Reuethränen netzten (oben S. 364), dann über Karkißia, wo sie von Sofar und seinen Keißiten mancherlei Unterstützung erhielten, nach Mesopotamien hinein, bis sie bei Ein El-Warda (auch Rás El-Ein genannt) auf das syrische Heer unter Hoßain Ibn Numeir stießen. Nach mehrtägigem Kampfe wurden sie von der Uebermacht, welche die Ankunft Obeidallahs mit frischen Truppen den Feinden verschaffte, bewältigt und zersprengt, Sſuleimán und mehrere andere der Führer getödtet (Dschumáda I 65 = Jan. 685). Damit aber war der kaum genommene Aufschwung des Hauses Omaija auch schon wieder am Ende. Merwán hatte, wie es heißt, bedenkliche Aeußerungen des Amr Ibn Sſa'íd El-Aſchdak erfahren, welche darauf hinzuweisen schienen, daß dieser sein Neffe, der seit dem Siege über Moß'ab den Kopf etwas hoch trug, darauf hinarbeitete, sich für den Fall des Todes Merwáns die Nachfolge zu sichern. Er selbst hatte in Dschábija in die Wahl Chalids, des Sohnes Jesíds, gewilligt, beabsichtigte aber jetzt, wo er das Heft fest in Händen hatte, seinen eigenen Söhnen Abdelmélik[1]) und Abd El-Aſiſ[1]) als Thronerben

1) „Knecht des Königs“ und „Knecht des Starken“ (nämlich Gottes).

huldigen zu lassen. Vermuthlich gewitzigt durch die schlimmen Erfahrungen, die ganz Syrien durch die Streitigkeiten nach dem Ableben des Jesîd gemacht hatte, erklärte Hassân Ibn Bachdal sich bereit, seinen früher von ihm unterstützten Neffen Châlid fallen zu lassen, und so wurde Merwâns Söhnen ohne Widerspruch in ganz Syrien gehuldigt: aber die Mutter des bei Seite geschobenen Prinzen, eine stolze Beduinin, wollte das Unrecht nicht dulden, welches ihr zweite Gatte seinem Stiefsohn anthat, und erstickte den Merwân kurz nachher eines Nachts mit einem Kissen (Ramadân 65 = April-Mai 685). Freilich erreichte sie außer der Befriedigung ihrer Rachsucht nichts weiter dadurch: von Châlid war keine Rede weiter und Abdelmélik (Ram. 65—15. Schawwâl 86 = April/Mai 685—9. Oct. 705) bestieg ungehindert den Thron.

Es ist ist eine ungeheure Aufgabe gewesen, welche der ungefähr Vierzigjährige damals zu lösen erhielt. Grade um diese Zeit brachen in allen Provinzen von Arabien bis zum Oxus die Kriege zwischen den Secten und Stämmen mit der höchsten Wuth aus, zu welchen die bisherigen Unordnungen und Aufstände nur die Vorspiele gebildet hatten. Und um die Bedrängniß aufs Aeußerste zu erhöhen, bekam Syrien, wie wir gleich sehen werden, nun auch noch die Byzantiner auf den Hals. Das Chalifat bedurfte einer Herrschernatur ersten Ranges, sollte nicht das Reich, vielleicht der Islâm überhaupt, an den inneren und äußeren Kämpfen zu Grunde gehen. Eine solche Herrschernatur aber war Abdelmélik: nicht umsonst ist noch heute seine Regierung im Oriente sprichwörtlich für die eines weisen und kräftigen Herrschers, der seinen Unterthanen Ruhe und Ordnung schafft. Mit der auch in seiner Familie häufigen poetischen Begabung verband er reiches Wissen, eine für die damalige Zeit bemerkenswerthe Bildung und in seiner Jugend aufrichtige Frömmigkeit. Die Wirren des Bürgerkrieges waren freilich nicht der Boden, auf dem die seltene Blüthe eines wahrhaft gläubigen Sinnes einem Manne gedeihen konnte, der als ansehnliches Mitglied des Herrscherhauses mitten in dem Getriebe der politischen Bewegungen und Intriguen stand. Schon vor der Schlacht von Harra fanden wir ihn mindestens als gelehrigen Schüler seines Vaters in der Theorie, daß es Mittel giebt, sich mit dem Himmel abzufinden (S. 367), und binnen Kurzem werden wir ihm bei einer Handlung treulosesten Verrathes begegnen, die ihn von den Gesinnungen seiner Vergangenheit in seinen eigenen Augen endgiltig scheidet. Trotzdem ist er als Mensch um einen Grad sympathischer als Moâwija, dem er in der Herrschertüchtigkeit ähnelt: so viel wir wissen, hat er sich nie bis zum Giftmorde erniedrigt, und von dem einen schlimmen Falle abgesehen in seinem Handeln etwas Grades und Kräftiges gehabt, was der hinterhaltigen Natur seines bedeutenden Vorgängers fehlte. So muß er uns als der größte der Omaijaden gelten; die glänzende Herrschaft seines tüchtigen Sohnes Walîd ist doch nur die Fortsetzung des Werkes, welches der Vater unter den schwierigsten Verhältnissen angegriffen und durchgeführt hat.

Die ersten zwei Jahre erschiene uns freilich der, welchen die Folgezeit als einen so großartig angelegten Fürsten zeigt, in einem sonderbaren Zustande der Unthätigkeit, wenn wir uns an die arabischen Berichte allein halten wollten. Sie wissen über Syrien in den Jahren 65 und 66 (685—6) so gut wie nichts zu sagen, und es bliebe geradezu räthselhaft, wie der Chalife den später zu behandelnden Vorgängen im Irâk mit verschränkten Armen habe zusehen können, vermöchten wir nicht aus byzantinischen Nachrichten zu erschließen, daß er in seiner unmittelbaren Nachbarschaft mehr als genug zu thun bekommen hatte.[1]) Wie es scheint, haben mit dem Tode Merwâns ziemlich gleichzeitig die vermuthlich während des Krieges zwischen Keis und Kelb wieder losgebrochenen Mardaiten in bedrohlicher Weise um sich gegriffen, und als kurz nachher (Sept. 685 = Ssafar 66) in Constantinopel Constantin Pogonatas starb und mit Justinian II. ein bei seiner Jugend auf allerhand hochfliegende Unternehmungen erpichter Fürst zur Regierung kam, muß der seiner Zeit von Merwân ausdrücklich erneuerte Friede Moâwijas dabei in die Brüche gegangen sein. Wir finden jedenfalls etwas später Cypern im theilweisen Besitz der Byzantiner, schon im J. 686 (66—67) aber den kaiserlichen General Leontius in Armenien eingefallen. Diese Provinz hatte bis dahin ruhig nach Damaskus gesteuert; nun wurden die im Lande anwesenden Muslime verjagt oder getödtet und alles armenische Gebiet mit dem angrenzenden Adherbeidschân bis an das Kaspische Meer von den Byzantinern wieder erobert. So lange das Irâk in den Händen des Ibn Sobeir oder der Sectierer war, konnte Abdelmelik nicht daran denken sich in das für die Araber mehr als einmal verderblich gewesene Bergland hineinzuwagen. Das Irâk war es also auch aus diesem Grunde, wohin er sich zu wenden hatte, als er im Frühjahr 66 (686) sich wieder in der Lage befand, Truppen außerhalb Syriens zu verwenden; die Mardaiten mochten

---

1) Die folgenden Sätze sind das Ergebniß einer Combination der byzantinischen und der arabischen Berichte über die Berührungen Abdelmeliks mit Byzantinern und Mardaiten. Die Araber setzen den Frieden zwischen dem Chalifen und dem Kaiser ins J. 70 (689/90), die Griechen drei Jahre früher (686). Da beide Quellengruppen die Hauptereignisse — Zug Abdelmeliks nach Râs El-Ein, Revolte des Amr El-Aschdak, Frieden mit den Griechen und Beseitigung der Mardaiten — genau in derselben Reihenfolge haben, so kann man nicht auf den Gedanken kommen sie zu trennen. Andererseits ist es klar, daß Abdelmelik nicht nur in den Jahren 69 und 70 (689. 690), sondern auch bereits 65 und 66 (685. 686) verhindert gewesen ist, sich um das Irâk und Arabien zu kümmern; ich vermuthe daher, daß der Krieg des Leontius in Armenien allerdings schon 686 begonnen, gleichzeitig aber die Byzantiner sich auf Cypern festgesetzt haben und die Mardaiten im Libanon besonders gefährlich aufgetreten sein werden. Die großen Zusammenhänge hat Ranke (Weltgesch. V, 1, 187 ff.) mit durchsichtiger Klarheit dargestellt; im Einzelnen muß ich nicht blos in der Datirung des Friedens, sondern auch in der Auffassung von Leontius' Zuge von ihm abweichen. Ich halte es für ganz unmöglich, daß die Byzantiner nach Abschluß des Friedensvertrages in Armenien die dort zurückgebliebenen Saracenen auch nur zum Theil umgebracht hätten.

im Laufe des J. 65—66 (685) für den Augenblick in ihre Berge zurückgedrängt sein, den Leontius mußte man vorläufig eben gewähren lassen.

Es ist demgemäß an der Zeit, unsere Aufmerksamkeit auf die Verhältnisse in den Ostprovinzen zu lenken. Wir hatten sie (S. 372) bereits in recht unsicherem Zustande verlassen: Baßra und Kufa allerdings in nomineller Verwaltung der Beamten Ibn Sobeirs, aber jenes mit den immer drohenden Charidschiten vor den Thoren, dieses von den Schiiten unterwühlt — in den entfernteren Gebieten Choraßán und Ssedschestán aber tobte schon seit 64 (683) ein erbitterter Bürgerkrieg, welcher, durch die Unbotmäßigkeit des Ibn Cháśim, eines Unterbefehlshabers des Sselm (S. 371) entzündet, nicht blos die Jemeniten gegen die Nordaraber hetzte, sondern gar auch die letzteren noch in sich durch einen Zwist unter den beiden Hauptgruppen der Modar- und der Rabí'a-Stämme gespalten hatte; natürlich hatten die Türken des Kabulgebietes wie Transoxaniens sofort das arabische Joch wieder abgeworfen, und es ging dort jetzt Alles drunter und drüber. Das war nun für das Reich im Ganzen von geringerer Bedeutung, weil die Grenzprovinzen mit ihren dünnen arabischen Besatzungen leicht wieder beruhigt werden konnten, sobald die Kernländer des Isláms wieder einer kräftigen Regierung gehorchten: aber im Irák und den benachbarten persischen Gebieten sollte eben jetzt die eigentliche Verwirrung erst recht angehen, Charidschiten um Baßra, Schiiten in Kúfa für eine Weile das Uebergewicht erhalten.

In Baßra hatten allerdings unter dem Drucke der Furcht vor den Charidschiten, die man in Chusistan dicht vor den Thoren hatte und die mehr als einmal in die Stadt selbst eindrangen, die Zwistigkeiten zwischen Asd und Temím (S. 372) aufgehört, Ibn Sobeirs Statthalter allseitige Anerkennung gefunden (Ramadán 64 = Mai 684); aber die Kämpfe mit den Sectirern verliefen bei der militärischen Unbrauchbarkeit der in der großen Stadt allmählich etwas verweichlichten Mannschaften, deren kriegstüchtigste Elemente eben den Kern der Charidschiten bildeten, regelmäßig zum Vortheile der letzteren, und man konnte voraussehen, daß binnen Kurzem die Empörer sich endgiltig der Stadt bemächtigen würden. Da brachten ziemlich gleichzeitig ein paar Glücksfälle den bedrängten Einwohnern Hilfe. Mit den wachsenden Erfolgen stellten sich Meinungsverschiedenheiten unter den Charidschiten ein; die consequentesten dieser Fanatiker, an ihrer Spitze Náfi Ibn Asrak, waren in der zunehmenden Kampfeswuth allmählich zu der Ueberzeugung gekommen, daß auch die unmündigen Kinder der falschen Muslime als ungläubig zu betrachten und daher mit ihren Eltern zu tödten seien. Dem gegenüber behauptete eine milder gesinnte Minderzahl unter Nedschda Ibn Amir vom Stamme Hanifa, die Kleinen dürften für die Sünden ihrer Väter nicht verantwortlich gemacht werden, man habe sie zu schonen, bis sie herangewachsen seien und selbst die Entscheidung über ihren Glauben treffen könnten. Da Ibn Asraks Anhänger, die nach ihm die Asrakiten genannt werden, die Nedschditen nun auch als Ketzer verdammten, verließen diese das

Land und begaben sich in die Heimath der Hanifa in Centralarabien, wo sie ihren demokratischen Grundsätzen zufolge rasch unter den Beduinen großen Anhang fanden und bald als selbständige Macht neben Ibn Sobeir auftraten, ihm nicht grade feindlich begegnend, aber doch auch nicht sich unterordnend, im Gegentheil seinen Einfluß auf die Mitte und den Süden der Halbinsel immer weiter einschränkend. Kurz nach der Spaltung fiel Nâfi selbst in einem der Kämpfe mit den Baßriern (65 = 685), und seinem Nachfolger Ibn Mâchûs erwuchs bald ein ebenbürtiger Gegner in der Person des Mohallab Ibn Abi Ssofra. Aus dem in Chorâßân wüthenden Bürgerkriege hatte der berühmte Feldherr (S. 355) sich zeitweilig nach Baßra, dem Sitze seiner Familie, zurückgezogen; nun entschloß er sich auf das flehentliche Bitten seiner Landsleute, die schließlich sogar eine (später übrigens bestätigte) Ernennungsurkunde des Ibn Sobeir für ihn fälschten, eine Art Dictatur in der Stadt zu übernehmen, um die Kräfte derselben fest zu einen und endlich Ruhe vor den Sectirern zu schaffen. Er hat die schwere Aufgabe, aus den beweglichen aber der Strapazen entwöhnten und vielfach feigen Städtern eine brauchbare Feldarmee zu bilden, mit Energie und Geschick gelöst; und als er den Leuten erst wieder Disciplin beigebracht hatte, blieben auch die Erfolge nicht aus. Nachdem er mit seiner überlegenen Kriegskunst die Charidschiten aus der Ebene von Chusistan in das Hügelland hineinmanövrirt hatte, schlug er sie gründlich bei Ssillâbra, in der Nähe von Gondêschapûr (Schawwâl 66 = Mai 686), und zwang sie, nach Osten zu fliehen, wo sie in den Provinzen Fars, Kirmân und dem südlichen Medien allerdings ihren Unfug weiter trieben. Jedenfalls aber waren Baßra und Chusistan vorläufig frei, und der bald darauf (Anfang 67 = Spätsommer 686) als Statthalter seines Bruders dort eintreffende Moß'ab Ibn Sobeir war im Stande, ohne Sorgen von dieser Seite her seine Aufmerksamkeit auf Kûfa zu lenken, wo inzwischen Vorgänge der bedenklichsten Art die arabische Herrschaft im Irâk überhaupt in Frage gestellt hatten.

Schon im J. 64 (15. Ramadân = 6. Mai 684) war in Kûfa ein Mann eingetroffen, der unter den vielen Vertretern orgineller Gewissenlosigkeit in dieser Zeit der originellste und der gewissenloseste ist. El-Mochtâr war ein Sohn des Abu Obeid, des tapfern aber unglücklichen Führers der Araber gegen die Perser in der Brückenschlacht (S. 233). Die Kühnheit des Vaters paarte sich bei dem Sohne mit einer seltenen Schlauheit und der Geriebenheit des gelernten Intriganten; und so gefährliche Eigenschaften gehorchten bei dem merkwürdigen Manne nur der einen Triebfeder des persönlichen Egoismus. Er gehörte zu den Leuten, die um jeden Preis Carriere machen wollen, und es läßt sich nicht leugnen, daß es ihm mit staunenswerther Gewandtheit gelungen ist, sich von einem unbeachteten scheinbaren Durchschnittsmenschen zum gefürchteten Herrn einer großen Provinz aufzuschwingen. Aber um dieses Ziel zu erreichen, mußte er seine Volksgenossen an die Perser verrathen: das brach ihm den Hals, und mit Recht. In Kûfa gab es damals

fünf Gruppen der Bevölkerung: Nationalperser, die an ihrem alten Glauben festhielten, als Kaufleute, Handwerker u. dergl. aber geduldet wurden oder den Arabern als Sklaven dienten; persische Muslime, die größtentheils auch früher Sklaven gewesen waren, sich nach dem Uebertritt die Freiheit erkauft hatten und naturgemäß (S. 327) Schiiten waren; arabische Anhänger der Schi'a Alis; Altgläubige, die sich zum Statthalter des Ibn Sobeir hielten; endlich Freunde der Omaijaden, ehemalige Genossen Obeidallahs, die in einiger Anzahl doch immer noch in der Stadt vorhanden waren, jetzt freilich alle Veranlassung hatten, sich ruhig zu verhalten. Natürlich waren, abgesehen von den Persern, diese Gruppen nicht streng geschieden: jede umfaßte vielleicht ein paar hundert energische Männer, denen es je nachdem gelingen konnte, die nach augenblicklichen Impulsen hin- und herfluthende Menge um sich zu sammeln, jedenfalls aber nicht, sie zu einträchtlichem und folgerichtigem Handeln auf die Dauer zusammenzuhalten: das hatte ja im Irák noch kein Mensch fertig gebracht. Aber für eine Persönlichkeit von dem Schlage des Mochtár war dieser Boden günstig, wie kein anderer. Er versuchte es mit einer Partei nach der anderen: unter Obeidallah im J. 60 (680) war er in Muslims Verschwörung für Hußein (S. 360) verwickelt gewesen, 64 (683) war er mit einigen Anhängern nach Mekka gezogen, dem Ibn Sobeir bei der Vertheidigung der heiligen Stadt gegen die Syrer zu helfen. Er meinte durch solches Verdienst um den Prätendenten sich die Statthalterschaft von Kúfa zu sichern; als aber dieser, der auch nicht eben blind war, dem zweideutigen und gefährlichen Manne den einflußreichen Posten verweigerte, hatte er sich um die angegebene Zeit nach Kúfa begeben und sofort angefangen, unter den extremsten arabischen, besonders aber unter den persischen Schiiten sich eine Partei zu bilden: die Gemäßigteren hielten sich damals zu Ssuleimán Ibn Ssorad (oben S. 374). Als dieser und andere angesehene Führer der Schiiten auf dem Zuge der „Reuigen" umgekommen waren, trat an die Spitze der Partei Ibrahim, der Sohn von Alis treuem Lieutenant Málik El-Aschtar: ihn zu gewinnen mußte das nächste Ziel Mochtárs sein, wollte er Kúfa in die Hand bekommen. Nun waren die Schiiten seit dem Tode Hußeins nicht ganz einig über die Person desjenigen, auf welchen das Imamat übergegangen sei. Die persischen Anhänger der Secte konnten nach ihren Anschauungen (S. 327) Niemand anders, als die Nachkommen von Mohámmeds Tochter Fátime, d. h. einen von den unmündigen Söhnen Haßans oder Hußeins, für berechtigt halten; die arabischen Schiiten dagegen, denen an der Person der Fátime Nichts, an der Alis Alles lag, verehrten als Imám den Mohammed, Sohn einer anderen Gattin Alis aus den Benu Hanifa, der wegen dieser Abstammung Mohammed Ibn El-Hanafije, d. h. M. Sohn der Hanifitin, genannt wurde. Er war entweder ein sehr verständiger oder ein sehr unbedeutender Mensch, der vor Allem wünschte, ruhig in Mekka leben zu können, und daher dem Ibn Sobeir nicht direct in den Weg trat, wenn er ihm auch als Sohn Alis keinen Anspruch

auf das Chalifat zuerkennen mochte. Um nun die arabischen Mitglieder der Schi'a für sich zu gewinnen, erklärte sich Mochtár im Besitz einer Vollmacht eben dieses Mohammed, die er sich schließlich sogar durch einen gefälschten Brief bestätigen ließ, und erreichte damit in der That, daß Ibrahím mit seinen sämmtlichen Anhängern sich unter seine Befehle stellte. Mohammed aber fand es zweckmäßig, den Abenteurer nicht zu desavouiren, ja schließlich wirklich als seinen Vertreter anzuerkennen, weil Ibn Sobeír es zur Stärkung seiner Autorität in Mekka für nöthig hielt, ihn fortwährend zur Huldigung zu drängen, deren er sich ebenso hartnäckig weigerte, und die zwangsweise herbeizuführen jener Bedenken tragen mußte, wenn die Schiiten in Kúfa ihr Haupt erhoben. Das geschah nun sofort, als Mochtár auf Ibrahím rechnen konnte: am 14. Rabí I 66 (9. Oct. 685) wurden Ibn Sobeírs Truppen in Kúfa überfallen und bewältigt, sein Statthalter vertrieben, und Mochtár war Gebieter der Hauptstadt, bald des Gebietes der ganzen Provinz bis an die Grenze von Baßra; ein Versuch, auch dorthin die Bewegung zu übertragen, wurde in demselben Jahre unternommen, blieb aber erfolglos.

Die Geschichte des folgenden Jahres gleicht nun dem berühmten Duell zu Dreien, bei welchem jeder auf den Nachbar schießt. Mochtár hatte in Kúfa nichts Eiligeres zu thun, als einmal die Mörder Hußeins, den Schamir, Omar, und was von ihren Leuten noch in der Stadt war, aufgreifen und tödten zu lassen; dann predigte er zum heiligen Kriege gegen die eigentlichen Anstifter des Mordes, Obeidallah und die Omaijaden. Mit der größten Schlauheit wurde Alles hervorgesucht, was den Fanatismus der Schiiten steigern konnte: da gab es für die Anhänger der Lehre des Ibn Ssaba (S. 327) einen echten Sessel, auf welchem Ali nachweislich gesessen hatte und der nun, wie bei den Juden die Bundeslade, auf einem Maulthier in feierlicher Procession mitgeführt wurde; da gab es Tauben, welche Engel vorstellten, und die man mitten in der Schlacht fliegen ließ, um die Einfältigen glauben zu machen, die himmlischen Heerschaaren kämen zum Beistande für die Gläubigen angeflogen; da gab es aber auch Geldvertheilungen, nach welchen die persischen Freigelassenen um so hungriger schnappten, als das sonst nur etwas für die arabischen Herren gewesen war. Naturgemäß kam die Erbitterung des unterjochten Volkes, das zum ersten Male seit fünfzig Jahren sein Müthchen an den fremden Bedrängern zu kühlen im Stande war, vielfach mit gefährlicher Wuth zum Ausbruch: „mit arabischer Tapferkeit und persischem Hasse" fielen diese Leute, welche in der Hauptsache doch den Pöbel der Stadt bildeten, über sämmtliche Araber her, die man als Mörder Hußeins anzusehen beliebte, und bald entwickelte sich eine wahre Schreckensherrschaft, vor welcher nur die Zugehörigkeit zur Schi'a, und bald nicht einmal die mehr sicherte. So begreiflich die Bösartigkeit dieses ersten Rückschlages des Perserthums gegen die arabische Herrschaft ist, es war nicht blos Landesverrath, sondern gleichzeitig ein Fehler von Seiten Mochtárs, das persische Element in solcher Ausdehnung zu entfesseln: bald lagen Tag für Tag in Baßra ge-

mißhandelte und geplünderte Flüchtlinge dem Móß'ab in den Ohren, und da es in der That von keinem Standpunkte aus zu dulden war, daß mitten im Reiche die Araber von Angehörigen der unterworfenen Völker vergewaltigt wurden, erhielt Mohallab den Befehl, das Commando gegen die Charidschiten einem Vertreter zu übertragen, und selbst sich nach Kúfa in Marsch zu setzen (Ramadán 67 = März 687).

Bevor aber dieses Unternehmen begann, war schon von anderer Seite der Versuch gemacht worden, der Wirthschaft Mochtárs ein Ende zu bereiten. Die Tödtung der Mörder Hußeins war vor Allem ein Schlag ins Gesicht der Omaijaden und ihres Obeidallah: selbst wenn man also nicht vernommen hätte, daß die Schiiten den Zug der „Reuigen" in Bälde zu wiederholen beabsichtigten, hätte Abdelmelik sobald wie möglich sich gegen Kúfa wenden müssen, und ebendahin trieb ihn, wie wir gesehen haben (S. 376), die Rücksicht auf das grade von den Byzantinern wieder besetzte Armenien. Daher sandte er gegen Ende 66 (Frühjahr 686) von Neuem den Hoßain Ibn Numeir und den Obeidallah mit einem starken Heere nach Mesopotamien. Der grade Weg den Euphrat hinab war noch von Sofar in Karkißia gesperrt, den es wegen der im Heere befindlichen Keißiten wohl gerathen schien noch in Ruhe zu lassen; so zogen die Syrer weiter nördlich auf Moßul, um von da am Tigris hinab nach Madáïn zu gelangen. Aber die Schiiten hatten rechtzeitig Nachricht und machten sich eilends auf, sie am Einrücken in das Irák zu hindern. Beide Heere trafen sich auf dem linken Tigrisufer unfern Moßul am Cháſir, einem von Norden her in den großen Sáb (Zab) mündenden Flusse. Die Syrer waren an Kriegstüchtigkeit den Sectirern bei Weitem überlegen und daher, als es im Moharram 67 (Aug. 686) zur Schlacht kam, bald entschieden im Vortheil. Aber als Mochtárs Tauben losgelassen wurden, ermannten sich die Schiiten im Vertrauen auf die göttliche Hilfe, und gleichzeitig schwenkte der aus Keißiten bestehende linke Flügel Obeidallahs mit dem Rufe: „Rache für die Wiese!"[1]) ab und sah kalten Blutes zu, wie die Jemeniten, welche durch die unerwartete Treulosigkeit ihrer Landsleute selbst in Verwirrung geriethen, von den Feinden abgeschlachtet wurden. Obeidallah und Hoßain wurden getödtet, ihre Truppen zersprengt — die Sühne für Kerbelá war vollendet.

Lange sollte Mochtár sich des Sieges aber nicht freuen; wenig über ein halbes Jahr später näherte sich Móß'abs Heer unter Mohallabs Commando dem kufischen Gebiete. Nach einigen einleitenden Gefechten fand der Entscheidungskampf in der Nähe von Kúfa bei Harurá statt, wo einst die ersten Charidschiten sich von Alí geschieden hatten (S. 326). Die Araber des Irák wollten, soweit sie nicht ganz fanatische Schiiten waren, von Mochtár längst nichts mehr wissen; Ibrahím Ibn Málik, der seit dem Siege vom Cháſir als Statthalter in Moßul weilte, ließ ihn jetzt ebenfalls im Stich,

1) Vgl. S. 373.

und so vermochte er nur mit ungleichen Kräften dem Mohallab entgegenzutreten. Die Perser, für die es sich um die eben mühsam wieder errungene nationale Existenz handelte, standen ihm tapfer zur Seite, doch mußte er in später Nachtstunde noch in die Stadt zurückgehen. Drinnen hielt er sich in dem befestigten Quartiere um den Regierungspalast noch mehrere Tage mit 6—7000 Mann, die bei ihm ausgeharrt hatten; als er sie aber, da seine Hoffnung auf Entsatz durch Ibrahím sich als trügerisch erwies, aufforderte, mit ihm sich durchzuschlagen oder doch ihr Leben theuer zu verkaufen, bebten sie vor dem Aeußersten zurück und ergaben sich, auf solche Weise Rettung zu finden meinend, auf Gnade und Ungnade. Mochtár selbst war nicht der Mann, so kläglich zu enden, konnte sich auch über das, was ihm bevorstand, keine Illusionen machen: mit neunzehn Tapferen stürzte er sich in die Reihen der Feinde und ward nach hartnäckiger Gegenwehr niedergemacht (14. Ramadán 67 = 3. April 687). Damit war der schiitische Aufstand zu Ende, und mit ihm der Versuch, dem persischen Volksthum neue Selbstständigkeit zu gewinnen. Die Rache der arabischen Herren war furchtbar: Móß'ab ließ die Gefangenen, die zum größten Theile Perser waren, auf das Drängen der wüthenden Kufier sämmtlich hinrichten. Der Schiitismus war damit nicht ausgerottet: aber für lange Zeit verschwindet er wenigstens von der Oberfläche, um vermittelst einer geheimen Propaganda, welche ohnehin dem lügnerischen Charakter der Perser besonders zusagt, die Lehre vom wahren Imám aus dem Hause Alis allmählich durch die ganzen Ostprovinzen hin fortzupflanzen.

Von den drei Duellanten war einer erlegen. Ibrahím machte seinen Frieden mit Móß'ab, der sich gern des einflußreichen Mannes versicherte, die Statthalterschaft von Moßul aber doch lieber seinem bewährten Mohallab übertrug, damit er an dem wichtigen Grenzorte nach den Syrern im Westen und den Byzantinern im Norden gleichzeitig ausschaute. Bald, so schien es, mußte es nun auch zur Entscheidung zwischen den beiden übrig gebliebenen Nebenbuhlern kommen, als sie auf einmal durch neue Zwischenfälle wiederum verschoben ward. Mohallabs Nachfolger im Charidschitenkriege besaß nicht das Geschick seines Vorgängers: er ließ sich von den Feinden ausmanövriren, die im J. 68 (687) auf einmal aus dem inneren Persien über Madáïn auf Kúfa vordrangen und beinahe die Stadt selbst erobert hätten; mit Mühe zurückgeschlagen verwüsteten sie nun Medien, nahmen Rei (Teheran), belagerten Ispahan, und kamen dann unter einem neuen Führer von besonderer Thatkraft und Kühnheit, Katarí Ibn El-Fodschá'a, von Neuem nach dem Irák heruntergefegt. Móß'ab sah ein, daß nur Mohallab mit ihnen fertig werden konnte; er stellte ihn von Neuem den Sectirern gegenüber und setzte Ibrahím wieder nach Moßul. Mohallab bekam sofort alle Hände voll zu thun, die Charidschiten von Baßra und Kúfa abzuhalten. Es scheint ihm nur mit Mühe gelungen zu sein, da wir von großen Siegen in den nächsten Jahren noch nichts hören; Móßab seinerseits mußte einen großen Theil seiner Kräfte

hier gebunden sehen und konnte nicht daran denken, über Moßul hinaus angriffsweise gegen die Syrer vorzugehen.

Aber auch in Damaskus war in den Jahren 67—70 (686—689) guter Rath theuer. Nach der Schlacht am Châsir hatte Abdelmelik zweifellos längere Zeit dazu gebraucht, daß er die Verbitterung zwischen den entrüsteten Jemeniten und den Keis einigermaßen stillte; auch die Mardaiten mögen ihm zu schaffen gemacht haben. Als[1]) er dann aber 69 (688/9) endlich mit einem neuen Heere nach Mesopotamien aufbrechen konnte, erreichte ihn bei Ein Warda (oben S. 374) die Nachricht, daß in seinem Rücken in Damaskus ein gefährlicher Aufstand ausgebrochen war: sein Vetter Amr Ibn Ssa'îd El-Aschdak hatte es für angezeigt gehalten, seine alten Prätensionen auf das Chalifat (S. 374) von Neuem geltend zu machen, und hatte damit bei einem Theile der Omaijaden, die mit dem energischen Abdelmelik nicht alle sehr zufrieden sein mochten, Beifall gefunden. Mit dem Heere zurückgekehrt, vermochte der Chalife doch die Uebergabe des Amr nur in Gestalt einer förmlichen Capitulation zu erlangen, in welcher er ihm Leben und Freiheit sichern mußte. Hier ist es gewesen, wo Abdelmelik, die in der That unerträgliche Unbotmäßigkeit innerhalb der eignen Familie für immer zu unterdrücken, das feierlich gegebene Wort brach: er ließ den Amr fesseln, und da er seinen Bruder Abd El-Asîs, den er mit der Tödtung des Gefangenen beauftragte, nicht willig fand, ließ er selbst sich Spieß und Schwert holen und schlachtete eigenhändig den wehrlos Daliegenden in der widerwärtigsten Weise ab. Als er an diesem Tage, so heißt es, nachher die Großen zur Audienz einließ, und diese ihn, der gerade den Korân vor sich aufgeschlagen liegen hatte, von Neuem ehrfurchtsvoll „Beherrscher der Gläubigen" anredeten, schloß er für immer das heilige Buch mit dem Ausruf: „Das ist es, was zwischen dir und mir scheidet." — Nachdem so die Ordnung in der Hauptstadt wiederhergestellt war, regten sich, vielleicht durch die Nachricht von den Unruhen ermuthigt, von Neuem die Mardaiten im Libanon, und gleichzeitig scheinen die Byzantiner, nachdem sie inzwischen sich auf Cypern ebenfalls festgesetzt hatten, von Armenien aus drohende Bewegungen gegen Nordsyrien vorgenommen zu haben. Jedenfalls entschloß sich Abdelmelik zu einem neuen Vertrage mit den Griechen, der allerdings, so demüthigend er aussah, ein Meisterstück seiner Diplomatie war. Der Kaiser erhielt Armenien und die Hälfte von Cypern[2]) zurück, und außerdem verpflichtete sich der Chalife zu erheblichen Tributzahlungen: dagegen gab Justinian nicht allein für die Zukunft jede Verbindung mit den Mardaiten auf, sondern übernahm es sogar, dieselben zum Verlassen des Landes und zur Uebersiedelung auf byzantinisches Gebiet zu vermögen. Es war ein für uns kaum begreiflicher Fehler, das kriegerische Bergvolk, welches seit Jahrzehnten ein Pfahl im Fleische der

1) Zu dem Folgenden vgl. Anm. 1 zu S. 376. 2) Vgl. Ranke, Weltgesch. V, 1, 188 Anm. 2.

Araber gewesen war und Byzanz die wichtigsten Dienste geleistet hatte, um eines augenblicklichen Vortheils willen aufzugeben: größer noch als die Kurzsichtigkeit war die echt griechische Treulosigkeit, mit welcher Leontius, der von Armenien aus die Ordnung dieser Angelegenheit zu besorgen hatte, den Hauptführer der Mardaiten ermorden ließ, um alsdann im Namen des Kaisers die große Mehrzahl der waffenfähigen Männer zusammenbringen und außer Landes schaffen zu können. Sie wurden an verschiedenen Punkten des byzantinischen Reiches angesiedelt (70 = 689); die wenigen Zurückgebliebenen vermochten Damaskus nicht mehr furchtbar zu werden, und nun endlich sah Abdelmelik sich im Stande, mit aller Macht sich gegen Abdallah Ibn Sobeir zu wenden.

Die Sache lag jetzt ähnlich, wie vor dreißig Jahren zwischen Ali und Moáwija. Die Omaijaden waren im sicheren Besitze von Syrien und Aegypten, der Gegenchalife verfügte zum Schein über Arabien und die sämmtlichen Ostprovinzen, deren Kräfte aber durch den Charidschitenkrieg und die inneren Zwistigkeiten in Chorassán getheilt wurden. Um so nothwendiger war es, daß Abdallah Alles, was er zur Verfügung hatte, zusammenfaßte und mit kräftigem Stoße dem Angriffe der Syrer zu begegnen, besser noch zuvorzukommen suchte. Daran hinderte ihn nun allerdings bis zu einem gewissen Grade das mißliche Verhältniß, welches zwischen ihm und den Nedschditen (S. 378) herrschte. Die anfängliche Neutralität dieser arabischen Charidschiten hatte einer feindlichen Haltung Platz gemacht, seit Móß'ab von Baßra aus im J. 69 (689) den vergeblichen Versuch gemacht hatte, sie aus dem Nordosten der Halbinsel zu verdrängen. Umgekehrt war aber auch Nedschda nicht im Stande gewesen, einen Anschlag auf Medina durchzuführen, und kurz nachher (etwa 71 = 690) hatten unzufriedene Angehörige seiner eigenen Secte ihn ermordet und einen andern Führer gewählt. In jedem Falle traten die Charidschiten in Arabien kaum so gefährlich auf, daß Ibn Sobeir, wenn er auch selbst in Mekka bleiben wollte, nicht wenigstens einige Truppen dem Móß'ab gegen die Syrer hätte zu Hilfe schicken können. Nun war freilich das Verhältniß zwischen den Brüdern kein gutes. Abdallah war fromm und geizig, Móß'ab lebenslustig und verschwenderisch; jener hatte bei allen großen Worten längst verlernt, die eigene werthe Person einzusetzen, dieser liebte es zwar auch nicht, sich überall um die Dinge selbst zu kümmern — dazu ließen ihm seine Gelage und Liebesabenteuer keine Zeit — pflegte aber doch mit Thatkraft, ja Rücksichtslosigkeit vorzugehen, wo Gefahr im Verzuge war. Seine Grausamkeit gegen die Schiiten von Kúfa, die in weiten Kreisen böses Blut gemacht hatte, zog ihm eine allerdings nur vorübergehende Entfernung von seinem Posten zu; als er später wieder eingesetzt war, hatte Abdallah den Eindruck, daß er für einen bloßen Statthalter sich viel zu selbstbewußt und eigenmächtig bewege — kurz, es fehlte niemals an Häkeleien zwischen dem ungleichen Brüderpaar. Das hätte nun aber jetzt vergessen werden müssen, wo es sich für Beide um die Existenz zu handeln anfing; wenn Abdallah trotzdem während

des Kampfes der Syrer gegen Môß'ab keinen Finger rührte und sich schließlich allein in Mekka stellen ließ, wie der Dachs im Bau, so ist das ein letzter, aber auch der stärkste Beleg dafür, daß ihm zum Herrscher nicht mehr wie Alles fehlte, daß er eben einer von den Menschen war, die niemals zu einem eigenen Entschlusse kommen, weil sie stets auf unvorhergesehene Ereignisse hoffen, die ohne ihr Zuthun die Gestaltung der Dinge ändern sollen. Einmal hatte ihm das Schicksal durch den Tod Jesîds eine so unberechenbare Gunst erwiesen: er hatte sie nicht zu benutzen verstanden, den Augenblick des Glückes ungenützt verstreichen lassen. Zum zweiten Male kehrte er nicht wieder; Abdelmelik dachte nicht daran, ihm zu Gefallen das Zeitliche zu segnen. Vielmehr war er in diesem Augenblick bereits eifrig am Werke, dem Nebenbuhler ein jämmerliches Ende zu bereiten. Das syrische Heer war im J. 71 (690) beisammen; gegen den Spätsommer setzte es sich von Nordsyrien aus in Bewegung. Diesmal ging es den Euphrat hinab; Sofar in Karkißia zeigte sich, nachdem er die Stadt gegen die gewaltige Uebermacht eine Weile tapfer vertheidigt, zum Nachgeben bereit, und der Omaijade wäre der Letzte gewesen, dem Feinde den Rückzug zu erschweren. Es kam ein für den Keißiten ehrenvoller und vortheilhafter Vertrag zu Stande, der freilich unangenehme Reibungen zwischen den meist jemenitischen Truppen des Chalifen und den Keißiten noch für einige Zeit nicht verhinderte, aber doch ernstlicheren Katastrophen nach Art der vom Châsir für Jahrzehnte ein Ziel setzte. Links vom Euphrat ging alsdann der Marsch weiter; auf die Kunde davon ließ Môß'ab seine Kufier ebenfalls über den Strom setzen. In der Gegend von Meskin am kleinen Tigris (Dudscheil, oben S. 336) lag das „Kloster des Katholikos"[1]): hier stießen die Heere des Omaijaden und des Sobeiriden zusammen. Aber vor dem ersteren her waren nach der Weise seines Hauses heimliche Boten gezogen, Gold und Versprechungen unter die Leute säend, auf Umwegen Briefe mit verführerischen Zusagen in die Hände der irakischen Offiziere spielend. Denen war schließlich, wenn es einmal kein Alide sein sollte, zwischen Sobeir und Omaija kein großer Unterschied. Ein Aufstand freilich, den ein Vertrauter Abdelmeliks in Baßra anzuzetteln versucht hatte, war mißglückt; aber er hatte es doch nöthig gemacht, eine starke Garnison in der Stadt zu lassen. Mohallab schlug sich in Persien mit den Charidschiten herum; so blieb Ibrahim, der Sohn des Aschtar, der Einzige, auf den Môß'ab mit Sicherheit rechnen konnte. Er bekam seinen Brief von Abdelmelik, wie die Anderen, aber er war der Einzige, der ihn dem verrathenen Feldherrn zeigte. Für beide war zu den Füßen des Omaijaden nicht der geeignete Platz; als es am Katholikoskloster zur Schlacht kam und die meisten Irakier sich feige zurückhielten, thaten sie mit ein paar tausend Anderen ihre Schuldigkeit und starben den Heldentod; neben Môß'ab sein Sohn Îßa, der

1) Deir El Gâthilîk. Gâthilîk (nach gewöhnlicher Aussprache Dschâthilîk) ist das griechische $\kappa\alpha\vartheta o\lambda\iota\kappa\acute{o}\varsigma$, Titel der Patriarchen der verschiedenen morgenländischen Christensecten.

sich geweigert, den Vater in der letzten Noth zu verlassen (13. Dschumâda II. 71 = 22. Nov. 690).

Als die Nachricht von dem Untergange seines bisherigen Oberhauptes den Mohallab erreichte, besann er sich nicht lange, was er zu thun hatte. Er fühlte sich als Vertreter der arabischen Herrschaft in Persien und als Todfeind der charidschitischen Sectirer: für beide Verhältnisse war es ganz unerheblich, ob Abdelmelik oder Ibn Sobeir fern im Westen den Chalifen spielte. So erklärte er ohne Weiteres, daß er bereit sei den Abdelmelik anzuerkennen; der bestätigte ihn dafür in seinem Commando, um so mehr, als er Jemenite war und somit zu der in Syrien herrschenden Richtung paßte. Allerdings wurde er im Jahre 72 (691) durch den neuen Statthalter, den Abdelmelik nach Baßra geschickt hatte, von seinem Posten ohne Vorwissen des Chalifen entfernt, aber schon 74 (693) wieder eingesetzt, da seine Nachfolger von dem unermüdlichen Katarî, der nach Art der alten Wüstenhelden mit Schwert und Lied für seine Sache kämpfte, sich allzu übel zurichten ließen. Wie er schließlich in Stand gesetzt wurde, seine Aufgabe endgiltig zu lösen, werden wir bald sehen; im Augenblick ließ Abdelmelik sich daran genügen, daß wenigstens Baßra nicht wieder in die Hände der Charidschiten fiel. Die nächste Sorge des Chalifen, nachdem die widerstandslose Huldigung von Kûfa ihn zum Herrn des Irâk gemacht hatte, war natürlich die Bewältigung der heiligen Städte und die Vernichtung des Abdallah Ibn Sobeir. Medina wurde ohne Schwierigkeit besetzt, da Ibn Sobeirs Statthalter sich bei Zeiten aus dem Staube machte; Mekka erforderte größere Umstände. Wenn auch Abdelmelik von seinem Korân Abschied genommen hatte, viele seiner Unterthanen hingen doch so oder so an dem heiligen Buche, und er mußte darauf bedacht sein, einen Muslim oder Ibn Numeir zu finden, den sein Gewissen nicht hinderte, im Nothfall das heilige Haus zu bombardiren. Die alten Getreuen, deren einzige Religion, sofern sie überhaupt eine hatten, in der Anhänglichkeit an die Omaijaden bestand, waren der Rache für Hußein zum Opfer gefallen; so kam es darauf an, einen Griff in's Gerathewohl zu thun. Die höheren Offiziere drängten sich nicht nach der heiklen Aufgabe; aber ein Oberst, der bis dahin nicht eben Gelegenheit gefunden sich erheblich auszuzeichnen, bot sich selbst an, unter dem Vorgeben, er habe geträumt, daß er dem Ibn Sobeir die Haut abziehe. Der Mann — er nannte sich El-Haddschâdsch Ibn Jûßuf vom Stamme Thakîf — träumte sonst nicht eben häufig. Er war ein armer Schulmeister in Tâïf gewesen, und hat das sein Leben hindurch oft genug hören müssen; aber jedenfalls war er einer von den immerhin nicht so häufigen Schulmeistern, welche große Kriege entscheiden. Abdelmelik, gleichviel auf welche Laune hin, gab ihm das Commando, und Haddschâdsch zeigte bald, wes Geistes Kind er war. Am 1. Dhu'l-Kâ'ada 72 (25. März 692) stand er vor Mekka. So wenig wie einst Ibn Numeir machte er sich aus der Heiligkeit des Ortes; er schloß die Stadt ein, ließ sie durch Wurfmaschinen auf das Heftigste beschießen und schlug die Ausfälle der Belagerten jedesmal

kräftig zurück. Sechs Monate hielten die Mekkaner die Belagerung aus, dann fing der Hunger an, die Reihen der Freunde des Ibn Sobeir zu lichten. Haddschádsch machte es den Leuten nicht schwer: Jeder, der die Waffen niederlegte, war in seinem Lager willkommen, und bald sah Abdallah sich von den meisten seiner Anhänger verlassen. Er hatte während der letzten Zeit wieder viel gepredigt; endlich aber trug doch der Araber über den geistlichen Herrn den Sieg davon. Wie es heißt, auf die Mahnung seiner hundertjährigen Mutter, entschloß er sich, sein verfehltes Leben durch einen ehrlichen Soldatentod zu enden, und fand ihn mit wenigen Getreuen den 14. (oder 17.) Dschumáda I. (1. 4. Oct. 692).

Einen Gegenchalifen hatte Abdelmelik jetzt nicht mehr zu bekämpfen; und doch war er immer noch nicht an dem Ziele angelangt, die Gebiete des Islâms von Neuem unter dem Scepter der Söhne Omaijas zu einen. Thatsächlich besaß er auch jetzt nur Syrien, Aegypten, Nordwestarabien und das Irák: der größte Theil von Arabien, Medien und Persien war den Charidschiten, Chorasán dem Stammhader zwischen Asd, Modar und Rabî'a verfallen. Aber hier zeigte sich wieder die Aehnlichkeit seiner Regierungsgrundsätze mit denen Moáwijas. Auch er wollte seinen Sijád haben, und er hatte ihn bereits gefunden in Haddschádsch, dem Schulmeister von Táïf. Im Jahre 75 (694) gelangten immer dringlicher zum Ohre des Chalifen die Klagen Mohallabs, der mit den Charidschiten nicht zu Ende zu kommen vermochte, weil die Leute von Kúfa und Baßra nach der Wiederherstellung des Friedens im Irák von dem unbequemen Kampfe gegen die Sectirer in den persischen und medischen Gebirgen nichts wissen wollten und einfach, wenn ihre Statthalter sie dem Feldherrn zugeschickt hatten, bei der ersten Gelegenheit ohne Urlaub zu nehmen nach Hause zurückkehrten. Haddschádsch war grade in Medina, wo er sich den Resten der Altgläubigen (S. 368) in ziemlich brutaler Weise lästig machte, als ihn die Ernennung zum Statthalter des ganzen Irák erreichte. Sofort machte er sich nach Kúfa auf den Weg; im Redscheb 75 (Nov. 694) betrat er die Stadt. Er war, wie Sijád, der richtigen Ansicht, daß man vor Allem mit den Leuten klares Arabisch reden müsse. So ging er denn, als er unvermuthet in der Morgenfrühe eintraf, gerades Weges in die Moschee und ließ die Gemeinde zusammenberufen. Die Kufier waren, seit sie den Obeidallah weggejagt hatten, in Bezug auf Statthalter wieder etwas verwöhnt. Abgesehen von der persischen Revolte unter Mochtár, die doch etwas ganz Anderes war, hatten sie die letzten zehn Jahre stets gethan, was sie, niemals, was die sogenannten Emire wollten. So strömten sie ohne den genügenden Ernst in der Moschee zusammen; man hatte gehört, es sei da ein Mensch mit verhülltem Gesicht angekommen, der zur Gemeinde reden wolle, und Mancher hoffte schon von Neuem auf irgend einen frischen, fröhlichen Aufstand. Sie wurden unangenehm enttäuscht. Als die Gemeinde beisammen war, erhob sich der fremde Mann auf der Kanzel. Statt des gewöhnlichen „Lob sei Gott", das jede Rede an der geweihten Stätte zu eröffnen hatte, rief der

Unbekannte, das hüllende Tuch vom Gesicht reißend, den Vers des heidnischen Dichters:[1])

„Ich bin der Sohn des „Er leuchtet",[2]) und der über den Bergen aufgeht — sobald ich den Schleier hebe, kennt ihr mich."

„Ist's nicht, bei Gott". — so fuhr er fort — „daß ich aufpacke dem Unheil seinen Packen und ihm anziehe seine Schuhe,[3]) und daß ich es mit Gleichem vergelten werde? Ja, ich sehe Köpfe, die reif sind, und daß die Zeit gekommen ist, sie abzumähen, und ich schaue auf Blut zwischen den Turbanen und den Bärten . . . ."

Und nach einigen weiteren Versen:

„Mich, o ihr Leute des Irák, drückt man nicht zusammen wie eine Feige, und trommelt mir nichts vor auf alten Schläuchen.[4]) Man hat nachgefühlt, daß mir Verstand zuzutrauen,[5]) und beim Wettrennen habe ich das Ziel erreicht. Der Beherrscher der Gläubigen, Abdelmelik, hat seinen Köcher ausgeschüttet und in die Hölzer desselben gebissen:[6]) da hat er mich erfunden als den härtesten Holzes und schwersten Zerbrechens. Deshalb hat er mich zu euch geschickt, denn ihr seid nur zu lange Galopp gelaufen in Empörungen und gewandelt den Weg der Verblendung: bei Gott, ich werde euch schälen, wie man Bäumen die Rinde abschält, und werde euch binden, wie man Mimosen bindet,[7]) und werde euch prügeln, wie man ein fremdes Kamel prügelt . . ."[8])

So ging es weiter; man kann sich denken, wie empört die Zuhörer über diese Sprache waren. Als daher am Schlusse der neue Statthalter, wie üblich, das amtliche Schreiben verlesen ließ, durch welches Abdelmelik die Ernennung des Haddschádsch den Irakiern kund und zu wissen that, und die einleitenden Worte erklangen: „Von Abdelmelik, dem Beherrscher der Gläubigen, den Gläubigen und Muslimen des Irák: Friede sei mit euch" — fand sich Niemand, welcher dem Gebrauche gemäß den feierlichen Gegengruß „Und Friede sei mit dem Beherrscher der Gläubigen!" gesprochen hätte. Da fuhr aber Haddschádsch

1) Des Ssocheím, der allerdings bis in die Zeit Othmáns lebte, aber seiner ganzen Art nach zu den alten Heidenpoeten gehört. 2) D. h. ich bin gleich dem ersten Schimmer des Morgens, bei dessen Anblick jeder ruft: da leuchtet er auf! — in übertragenem Sinne: Ich bin einer, der alle Schwierigkeiten überwindet, wie die Morgenröthe das Dunkel der Nacht zerstreut. Auch das folgende „der aufgeht über den Bergen" ist doppelsinnig und kann ebenso gut bedeuten „der Berge ersteigt" d. h. gefährliche Unternehmungen bewältigt. 3) D. h. es fertig mache, daß es sich auf den Weg von mir weg und auf euch zu begeben kann. 4) Wie einem furchtsamen Kamel, das man antreibt, indem man auf leeren, trockenen Schläuchen trommelnd es durch deren Geräusch erschreckt. 5) Wie man einem Pferde ins Maul fühlt, um sein Alter festzustellen. 6) Um die Härte der einzelnen Pfeile zu prüfen. 7) Die Blätter der Mimose werden zum Gerben gebraucht: da sie wegen der Dornen schwer zu pflücken sind, zieht man eine Anzahl von Zweigen zusammen und bindet einen Strick darum; dann schlägt man mit einem Stock auf das Zweigbündel, so daß die Blätter zur Erde fallen und gesammelt werden können. 8) Das sich mit den eigenen zum Wasser drängt und fortgejagt werden soll.

auf: „Halt!" rief er dem Leser zu, und zur Gemeinde gewendet: „Ihr Sklaven des Stockes![1]) Der Beherrscher der Gläubigen grüßt euch, und keiner von euch giebt den Gruß zurück? Das ist wohl die Höflichkeit des Ibn Nichja?[2]) Bei Gott, ich werde euch eine andere beibringen!" Und als der Vorleser auf den Wink des Emirs von Neuem begann, stimmte die ganze Versammlung einmüthig in das „Friede mit dem Beherrscher der Gläubigen!" ein.

Und den Worten entsprachen die Thaten. Drei Tage hatte Haddschâdsch den Kufiern Frist gewährt, dann mußten sie ins Feld. Ein paar hatten die unglückliche Idee, sich mehr oder weniger fadenscheinige Entschuldigungen auszusinnen, mit welchen sie ihr Daheimbleiben zu beschönigen dachten: die wurden ohne Weiteres geköpft. Von jetzt ab gebrach es dem Mohallab nie mehr an Soldaten. Am 20. Ramadân 75 (12. Jan. 695) schlug er den Katarí bei Kaserûn in Fars, und seitdem wurden die Charidschiten langsam aber stetig auf Kirmân zurückgedrängt. In dieser Provinz spalteten sich die Sectirer von Neuem, da viele von ihnen mit der Haltung Kataris unzufrieden waren; so konnte der Feldherr des Chalifen sie in einzelnen Haufen angreifen und um so sicherer allmählich vernichten. Katarí fiel 77 (696); mit ihm war den eigentlichen Asrakiten, den schlimmsten der charidschitischen Fanatiker, ein Ende gemacht. Unterdessen hatte es freilich in anderen Provinzen wieder neue Aufstände der Puritaner zu bekämpfen gegeben. In Arabien scheinen freilich erst Jahrzehnte später, nachdem schon 73 (692) die Nedschditen besiegt worden waren, neue Bewegungen stattgefunden zu haben. Ueber diese sind wir nicht genauer unterrichtet; gefährlicher waren auf jeden Fall die Nachwehen, welche die Charidschitenaufstände im Irâk und in Persien hatten. Während Mohallab den Katarí in Fars und Kirmân bekämpfte, waren Schaaren von weniger fanatischen und grausamen, aber gleich tapferen Sectirern unter Ssâlich Ibn Mußarrich[3]) bei Moßul aufgetaucht (76 = 695), und nach dessen Tode ward in den Jahren 76 und 77 (695—6) der ebenso thatkräftige wie gegen die friedlichen Einwohner des Landes humane Schebîb Ibn Jesîd sogar dem Haddschâdsch selber furchtbar. Vergeblich suchte der rücksichtslose Statthalter des Irâk dem begeisterten Verfechter der reinen Lehre von der ausschließlichen Souveränetät Allahs und der Gemeinde im Felde zu begegnen: wiederholte Niederlagen bezeichneten den Verlauf des Krieges, bis gegen Ende 77 (Anfang 697) Schebîb durch einen unglücklichen Zufall mit seinem Streitrosse von einer Brücke herab in den angeschwollenen Karûnfluß (in Chusistan) stürzte und ertrank. Damit war auch seine Sache verloren; zwar gaben sich die vielfach gegen die Strenge des Haddschâdsch erbitterten Araber in Persien wie im Irâk nicht gleich, und es erforderte noch manche Kämpfe, bis jeder Widerstand unterdrückt war, doch kam es in diesen Provinzen nirgend mehr zu einer allgemeinen Empörung, und im J. 78 (697)

1) D. h. die ihr verdient Stockprügel zu bekommen. 2) Der bis dahin Polizeimeister von Kûfa gewesen war. 3) Das ch ist rauh zu sprechen wie in auch.

durfte Abdelmelik sich in dem Glauben wiegen, daß in dem Umfange des ganzen Reiches nun jede Unbotmäßigkeit aufgehört habe.

Aber die Leute von Kúfa und Baßra, die immer Einwände zu machen hatten, wo eine wirklich ehrenwerthe Sache ihre Unterstützung forderte, immer bereit waren, auf die unwahrscheinlichsten Möglichkeiten hin sich in Abenteuer zu stürzen, hatten dem Chalifen und seinem Alter ego in Kúfa noch eine unangenehme Ueberraschung vorbehalten, zu deren nächstem Schauplatze sie freilich so vorsichtig waren, das entfernte Land von Kabul an der indischen Grenze zu wählen. Noch vor dem Tode des Ibn Sobeir hatte Abdelmelik den Ibn Cháṣim in Choraßán (S. 377) zur Huldigung auffordern lassen; als er sich weigerte, war sein Unterbefehlshaber in Merw gegen ihn aufgehetzt worden und hatte mit Hilfe anderer Gegner ihn besiegt und getödtet (72 oder 73 = 692. 693). Alsdann waren dorthin wie nach Ssedschestán neue Statthalter gesandt worden, die zwar leidlich Ordnung gestiftet, aber in anderen Beziehungen sich nicht bewährt hatten, so daß im Jahre 78 (697) nach Beendigung des Charidschitenkrieges es räthlicher schien, den Mohallab selbst wieder über das Land zu setzen, in welchem er vor zwanzig Jahren die ersten seiner zahlreichen Erfolge davongetragen hatte. Ihm ward Choraßán übertragen, von wo aus er bald wieder Streifzüge gegen das Gebiet von Bochára unternehmen konnte, ohne daß freilich dem Alternden noch dauernde Wiedergewinnung des transoxanischen Landes die ruhmreiche Laufbahn krönen wollte; Ssedschestán erhielt einer der angesehensten Führer der Kufier, Abd Er-Rachmán Ibn Mohammed, Enkel des Kinditen Asch'ath, des Verräthers Alis. Er war ein tüchtiger General, dem auch seine Leute anhingen: so gelang es ihm, von Ssedschestán aus durch ebenso vorsichtige als thatkräftige Kriegführung die Türken von Kabul, die während des Bürgerkrieges sich natürlich vom Islám losgesagt hatten (oben S. 377), allmählich zurückzudrängen und die schwierigen Bergländer des heutigen Afghanistan in seine Gewalt zu bringen. Dem Haddschádsch, der wie einst Sijád als Verwalter des ganzen Irák auch die Oberaufsicht über die gesammten Ostprovinzen in seiner Hand vereinigte, konnte aber nicht leicht einer genug thun; er schalt über die Langsamkeit des Vorrückens, und als Abderrachmán der Ansicht war, seine Leute hätten nun einstweilen genug geleistet und verdient, daß man ihnen gestatte, für einige Zeit zu den Ihrigen nach Kúfa zurückzukehren, kam ein kräftiger Verweis des Statthalters mit dem Befehl, sogleich den Feldzug nach der indischen Grenze hin fortzusetzen. Da regte sich das stolze Blut des Kinditen: ihm, dem Enkel südarabischer Könige, sollte der Schulmeister von Táïf Grobheiten sagen dürfen! Mit Jubel fielen ihm die Soldaten bei, als er sie aufforderte, sich von ihrem Tyrannen und seinem Chalifen loszusagen; rückwärts zog nun das Heer (81 = 700), aber mit der ausgesprochenen Absicht, jene Beiden zu verderben. Unterwegs kam von allen Seiten Zuzug. Mohallab zwar, hielt er es auch zu Haddschádsch' Zorne nicht für räthlich, dem Empörer in den Weg zu treten, weigerte sich

doch andererseits, mit ihm gemeinschaftliche Sache zu machen: aber was in ganz Persien von Schiiten, Charidschiten und sonstigen Unzufriedenen sich vorfand, strömte zu seinen Fahnen, und schon in Kirmán konnte er es wagen, selbst den Chalifentitel anzunehmen. Auf die Irakier konnte Haddschádsch diesem Aufstande gegenüber nicht rechnen (vgl. S. 395), Syrer hatte er nicht viele zur Verfügung, und auch mit den von Abdelmelik geschickten Verstärkungen war er dem Abderrachmán nicht gewachsen. In Chusistan erlitt er eine Niederlage (Ende 81 = Febr. 701); dann erfocht er durch das Verdienst seines Reitergenerals Ssofján Ibn El-Abrad vor Baßra einen Sieg (Moharram 82 = März 701), konnte aber trotzdem die Stadt nicht halten, da Abderrachmán sich auf Kúfa zog, wo er von seinen Landsleuten mit offenen Armen aufgenommen ward, und nun, bereits zwischen Haddschádsch und Mesopotamien stehend, den Statthalter vom Chalifen abzuschneiden drohte. Die Syrer mußten froh sein, daß es ihnen gelang, westlich vom Euphrat, am Rande der Wüste, noch bis Kúfa heranzukommen, wo sie ihre Verbindungen mit der Heimath wieder herzustellen vermochten. Dort war inzwischen Abdelmelik in der größten Verlegenheit. Der ungeahnte Erfolg des Rebellen, dem nun aus dem ganzen Irák täglich Schaaren von Anhängern zuströmten, machte ihn stutzig. Nach Omaijadenart wollte er versuchen, den gefährlichen Gegner auf gütlichem Wege zu gewinnen: trotz der Abmahnung des Haddschádsch, für den es auch in der höchsten Noth nur Biegen oder Brechen gab, schickte er seinen eigenen Bruder Mohammed Ibn Merwán zu Abderrachmán, ihm die Uebertragung eines beliebigen Statthalterpostens, den Irakiern die Absetzung des verhaßten Oberbefehlshabers zu versprechen. Abderrachmán hätte gern einen vortheilhaften Frieden geschlossen; aber seine Leute waren natürlich in Folge ihrer Siege allzusehr oben heraus, als daß sie mit weniger als der Absetzung des Chalifen sich begnügt hätten. So mußte das Schwert entscheiden; nachdem beide Heere mehrere Monate bei Deir El-Dschamádschim[1]) mit einander gescharmützelt hatten, kam es im Dschumáda II 83 (Juli 702) zur Schlacht, welche abermals durch einen kräftigen Reiterangriff des Ssofján für die Syrer gewonnen ward. Trotzdem setzten die Irakier mit ungewohnter Zähigkeit den Krieg fort; es bedurfte einer weiteren Niederlage bei Meskin (vgl. S. 385), wenigstens die große Mehrzahl von der Nutzlosigkeit fortgesetzten Widerstandes zu überzeugen. Haddschádsch war klug genug, durch eine Amnestie ihnen die Rückkehr zu ihrer Pflicht zu erleichtern, und so begleiteten nur wenige Tausend den Abderrachmán, als er den vor so kurzer Zeit verfolgten Siegespfad jetzt in umgekehrter Richtung flüchtend zurück eilte. In Chusistan nochmals geschlagen, hielt er sich doch in den für den kleinen Krieg so günstigen Gebirgsgegenden um Herát, zum Theil durch Einverständnisse mit den Türken in Kabul, längere Zeit. Endlich im Jahre 85 (704), schon

1) „Das Schädelkloster", etwas über fünf Meilen von Kúfa an der Straße nach Baßra.

gegen das Ende von Abdelmeliks Regierungszeit, ließ sich Jesîd, Sohn und Nachfolger des Ende 82 (Anf. 702) gestorbenen Mohallab, herbei, den Unruhen in der Nachbarprovinz ein Ende zu machen; bei diesen letzten Kämpfen fand auch Abderrachmán den Tod, nachdem er längst aufgehört hatte, dem Chalifen oder seinem Vicekönig in Kúfa gefährlich zu sein. Damit war der letzte Aufrührer aus dem weiten Reiche verschwunden, für welches nun durch die Thatkraft der beiden merkwürdigen Männer endlich wieder eine längere Zeit inneren Friedens und äußeren Glanzes gesichert war.

Drittes Capitel.

Die Blüthe der Dynastie und die zweite Periode der Eroberungen.

Es ist ein gänzlich unbegründetes, deswegen aber nicht weniger verbreitetes Vorurtheil, welches dem geistig beweglichen Abendlande den in die gravitätische Ruhe einer schwerfälligen Beständigkeit versunkenen Orient gegenüberstellt. Vor Allem die unter dem Türkenregimente der Gegenwart doch kaum für die Dauer in Vorderasien und Nordafrika herrschende geistige Oede hat diese Anschauung hervorgerufen, dazu der Eindruck der starren Massenhaftigkeit, der aus den Jahrtausende alten Denkmälern Aegyptens und Assyriens dem Beschauer entgegentritt. Und doch wußte schon Goethe, daß es eben nur die Sphinxe vor den Pyramiden sind, welche zu der Völker Hochgericht — Ueberschwemmung, Krieg und Frieden — kein Gesicht verziehen. Wenn aber das zunehmende Verständniß der auf jenen Denkmälern erhaltenen inschriftlichen Zeugnisse uns mehr und mehr den Einblick in ein buntes und lebhaftes Treiben selbst der entlegensten Zeiten eröffnet: mit dem Augenblicke, wo das unruhige Arabervolk die Schicksale dieser Länder zu bestimmen anfängt, erscheint der fortwährende Wechsel fast als das einzig Beständige in den weiten Bezirken von den Hochgebirgen Centralasiens bis an die Säulen des Herkules. Man begreift kaum, wie in einem Reiche von einer fortlaufenden Entwickelung die Rede sein konnte, dessen innerer Friede gänzlich ungestört nur einmal für die Dauer von 17, ein anderes Mal für 6 Jahre geblieben ist. So scheint es auf den ersten Blick auch kaum berechtigt, überhaupt von der Blüthe einer Dynastie zu sprechen, welche diese erste Vorbedingung staatlicher Existenz noch nicht für zwei Jahrzehnte hat erhalten können. Allerdings gewinnt die Sache scheinbar ein weniger bedenkliches Aussehen, wenn wir erfahren, daß es nur das Irák gewesen ist, das nach so kurzer Pause neuen Erschütterungen anheim fiel, während in Syrien 55, in Aegypten sogar 60 Jahre Ruhe und Ordnung geherrscht haben. Aber das Irák gerade fängt jetzt an den Mittelpunkt der geistigen Bestrebungen innerhalb des Islâms zu bilden, der Bestrebungen, die mehr und mehr auf eine friedliche Weiterbildung der vorhandenen Ansätze unter Ausschließung revolutionärer Neuerungen hinauslaufen: dafür erstaunt man den Raum auf einem Boden zu finden, der fast ununterbrochen von gewaltsamen Händen durchpflügt stilles Wachsthum gar nicht zuzulassen scheint. Nur jene überquellende Fruchtbarkeit des jugendfrischen Araberthums, deren wir bereits früher (S. 282) gedacht haben, vermochte für mehr als ein Jahrhundert immer von Neuem die edlen Kräfte zu ersetzen, welche in den unaufhörlichen Bürgerkriegen zu Grunde gingen. Es

ist fast unglaublich, welche Menge von begabten und schöpferischen Köpfen die Schwesterstädte Baßra und Kúfa bis tief in die Abbassidenzeit hinein hervorgebracht oder zu gedeihlichem Wirken in sich aufgenommen haben. Trotz alledem wird man nicht zweifeln können, daß wenigstens für eine beschränkte Frist auch hier feste Verhältnisse nöthig waren, um die Leute daran zu gewöhnen, daß sie nicht jede Verschiedenheit der theoretischen Ansicht in die Praxis der revolutionären Erhebung umsetzten, vielmehr die geistigen Dinge mit geistigen Mitteln zu behandeln und zu fördern anfingen. Diese Festigkeit der Verhältnisse immerhin für ein paar Jahrzehnte in den beiden Hauptorten des Irák hergestellt zu haben, ist das Verdienst des Haddschádsch, der so, schwerlich mit Absicht, aus dem Schulmeister von Táïf zwar nicht der praeceptor Arabiae, aber der erste Schützer der arabischen Wissenschaft geworden ist.

Schlecht genug freilich haben die arabischen Gelehrten es ihm gelohnt, daß er ihnen Platz für ihre Arbeit schuf. Der Belagerer von Mekka, der Verfolger der Frommen Medinas ist bei den Historikern der Abbassidenzeit schlecht angeschrieben; ihm wie seinem Vorgänger Sijád wird die Härte und Rücksichtslosigkeit, mit welcher das verwilderte Irák zur Ordnung gebracht werden mußte, als schonungslose Grausamkeit ausgelegt, während beide für die unparteiische Betrachtung wahre Schüler im Blutvergießen gegen die Abbassiden gewesen sind, von der raffinirten Scheußlichkeit der Martern ganz abgesehen, welche unter den letzteren nach persischem Muster in Gebrauch gekommen sind. Wir haben die Pflicht, den Haddschádsch zu rehabilitiren als einen strengen aber gerechten Beamten, der nach dem Brauche der Zeit schonungslos eingriff, wo es nöthig schien, aber durchaus nicht der Wütherich gewesen ist, zu dem ihn die spätere Geschichtsfälschung gemacht hat. Und selbst diese wagt nicht, die seltene Rechtlichkeit des Mannes zu verdächtigen, der bei seinem Tode, nachdem er zwanzig Jahre fast uneingeschränkt über das halbe Chalifenreich geboten, nichts als seine Waffen, seinen Korán und ein paar hundert Dirhems baaren Geldes hinterließ. Jedenfalls war es nur ihm zuzuschreiben, wenn bis einige Jahre nach seinem Ende vollständig und dann nach einigen kurzen Unterbrechungen unter dem tüchtigen Chálid El-Kasri wieder für anderthalb Jahrzehnte wenigstens annähernd Ruhe im Irák herrschte. Daß die Bewohner des Landes ihre allzu tief eingewurzelte Sinnesart ändern würden, konnte er nicht annehmen: so wählte er ein neues Mittel sie im Zaume zu halten. An dem großen Verbindungscanal zwischen Tigris und Euphrat, der von Norden nach Süden mitten durch Mesopotamien geht, und welchen Haddschádsch selbst graben oder vielmehr wiederherstellen ließ, baute er eine neue Stadt, die von Kúfa, Baßra und Achwás, dem Vororte Chusistans, des Hauptheerdes der Charidschiten, gleich weit entfernt lag, und deswegen Wáßit („Mittelburg") genannt wurde. Sie erhielt eine Garnison zuverlässiger Truppen, welche vermöge der centralen Lage der Festung mit gleicher Geschwindigkeit jeden der drei genannten Orte erreichen konnten, dessen Bevölkerung etwa Neigung zu Ausschreitungen zeigen mochte. Wie

er in die während des Bürgerkrieges verlotterten Kriegsmannschaften von Kûfa und Baßra von Neuem Disciplin zu bringen wußte, sahen wir oben (S. 389). Nicht minder wichtig aber, als die Herstellung der äußeren Ordnung, war die Reorganisation der Verwaltung, die gleichzeitig erfolgte. Die stete Verwirrung, die volle elf Jahre lang im ganzen Irâk geherrscht hatte, die ununterbrochenen Kreuz- und Querzüge omaijadischer, schiitischer, sobeiritischer, charidschitischer Heerhaufen hatten die ackerbauende Bevölkerung des Landes an den Rand des Unterganges gebracht: als Haddschâdsch die Regierung übernahm, war der Steuerertrag des reichen Landes von über 100 auf 40 Millionen Dirhems gesunken. Zum Theil war daran allerdings der allmählich abnehmende Ertrag der Kopfsteuer (vgl. S. 279) Schuld, hauptsächlich aber doch die Verwüstungen des Krieges. Die letzteren gut zu machen erließ der Statthalter mehrere auf die Hebung der ländlichen Verhältnisse abzweckende Verordnungen und bemühte sich, den Gutsbesitzern durch Vorschüsse aus der Staatscasse aufzuhelfen. Während aber diese Maßregeln nicht allein wohlgemeint, sondern auch wirksam genannt werden müssen, erregte es in weiten Kreisen die höchste Erbitterung, daß Haddschâdsch, um den Ausfällen in den Staatseinnahmen Einhalt zu thun, im Jahre 81 (700) die gesetzmäßige Befreiung der zum Islâm übergetretenen Schutzgenossen von der Zahlung der Kopfsteuer aufhob: den massenhaften Zuzug, welcher dem bald nachher in das Irâk einbrechenden Empörer Abderrachmân von allen Seiten wurde (S. 391), hatte er zweifellos dieser Verfügung zu danken, die somit auf ein Haar den Umsturz des kaum gefestigten Regierungssystems zur Folge gehabt hätte. Indeß blieb sie nach Bewältigung des Aufstandes selbstverständlich in Kraft und trug nun zur Vermehrung der Staatseinnahmen wesentlich bei.

Natürlich befand sich Haddschâdsch, dessen Verwaltung außer dem eigentlichen Irâk nach der bisherigen Gewohnheit auch die sämmtlichen Ostprovinzen unterstanden, bei seiner ordnenden Thätigkeit in engster Fühlung mit dem Chalifen selbst, der nicht weniger als sein Vicekönig auf neue und sichere Verankerung des Reichsgebäudes bedacht war, und dessen weitschauender Klugheit ebenfalls mehrere höchst zweckmäßige Einrichtungen verdankt wurden. Es galt, die stets auseinanderstrebenden einzelnen Glieder des Chalifates fester mit einander zu verbinden, die an Nationalität, Sprache und Gewohnheiten ungleichen Bewohner der schon räumlich allzuweit getrennten Provinzen zum Bewußtsein der Staatseinheit zu bringen. Bis dahin (vgl. S. 275) war die eigentliche Verwaltung in Persien von Persern, in Syrien und Aegypten von Christen geführt worden, persisches und griechisches Geld circulirte weiter und erhielt bei den Unterthanen die Illusion eigener nationaler Existenz, während die Unvollkommenheit der Verkehrsmittel dazu beitrug, die entlegneren Bezirke in einem bedrohlichen Sonderdasein zu bewahren und dem Einflusse der Centralregierung zu entziehen. Das wurde nun gründlich geändert. Die Ungläubigen wurden, mindestens für die nächste Zeit, aus dem Staatsdienste entfernt, die Führung sämmtlicher in dem Bereiche der Verwaltung vorkommender Rechnungen, Listen, Correspondenzen und sonstigen Schriftstücke in arabischer

Sprache anbefohlen, und statt der byzantinischen und persischen Münzen mit dem Kreuze Christi und dem Bilde des Chosroen (S. 276) wurden seit dem Jahre 75 (694)[1]) in allen Münzstätten des Reiches Gold- und Silberstücke geschlagen, denen außer dem muslimischen Glaubensbekenntnisse die classischen Koránstellen über den Sieg des Islâms und die Nichtigkeit christlicher und heidnischer Lehre aufgeprägt waren. Endlich aber wurde mit Hilfe von Relais auf den Hauptstraßen von Damaskus in die Provinzen ein Postdienst eingerichtet, der eine beschleunigte Beförderung von Nachrichten, in dringenden Fällen auch von Personen ermöglichte und so auch die Enden des weiten Ländergebietes mit der Hauptstadt enger verknüpfte.



Dirhem des Abdelmelik.
Aelteste rein arabische Silbermünze. Damaskus 698.



Kupfermünze des Abdelmelik.
Haleb, ohne Jahr.

Avers des Dirhems Mitte: Kein Gott außer | Allah allein | nicht hat er einen Genossen —
— Rand: Im Namen Allahs geschlagen ist dieser Dirhem in Damaskus im Jahre 79 —
Revers Mitte: Allah ist Einer Allah | ist der Ewige: nicht hat er gezeugt und | nicht ist er gezeugt und nicht ist | Seines Gleichen Einer*) —
— Rand: Mohammed (ist) der Gesandte Gottes Er hat durch ihn gesandt die Leitung und die wahre Religion daß er ihn (oder: sie) zum Herrscher mache über die Religion überhaupt möchten es auch die Götzendiener nicht leiden wollen**)
Vorderseite der Kupfermünze: der Chalif langbärtig und langhaarig mit einem großem Schwert —
am Rande: des Knechtes Gottes, Abdelmelik, des Fürsten der Gläubigen (auf diesem Exemplar fast ganz zerstört)
Rückseite: Umbildung des byzantinischen Stufenkreuzes, daneben rechts: Haleb, links: vollwichtig.
Am Rande: Es giebt keinen Gott außer Allah allein. Mohammed ist der Gesandte Allahs.

Wie diese neue Organisation der Verwaltung, so war Abdelmelik auch bestimmt, seinen Völkern eine ganze Reihe von Herrschern zu schenken. Zwar hatte Merwân mit ihm zugleich dem jüngeren Bruder, Abd El-Asis, als späterem Thronfolger huldigen lassen, und wohl scheint dieser, der seit dem Jahre 65 (685) als Statthalter von Aegypten eine wahrhaft mustergiltige und für das Wohl des Landes ungewöhnlich ersprießliche Thätigkeit entfaltete, der Herrschaft würdig gewesen zu sein. Abdelmelik indeß wünschte natürlich die Nachfolge seinen Söhnen zuzuwenden, und bedrängte gegen das Ende seines Lebens den Bruder unablässig, auf sein Recht zu verzichten. Dieser aber starb noch vor dem Chalifen (etwa 85 = 704), der nun ungehindert seine Absicht

1) Vgl. unten S. 413. — Nach einer alten Nachricht wäre auch diese Münzreform der Anregung des Haddschâdsch entsprungen.
*) Wortlaut der 112. Sure. **) Nach Sure 9, 33.

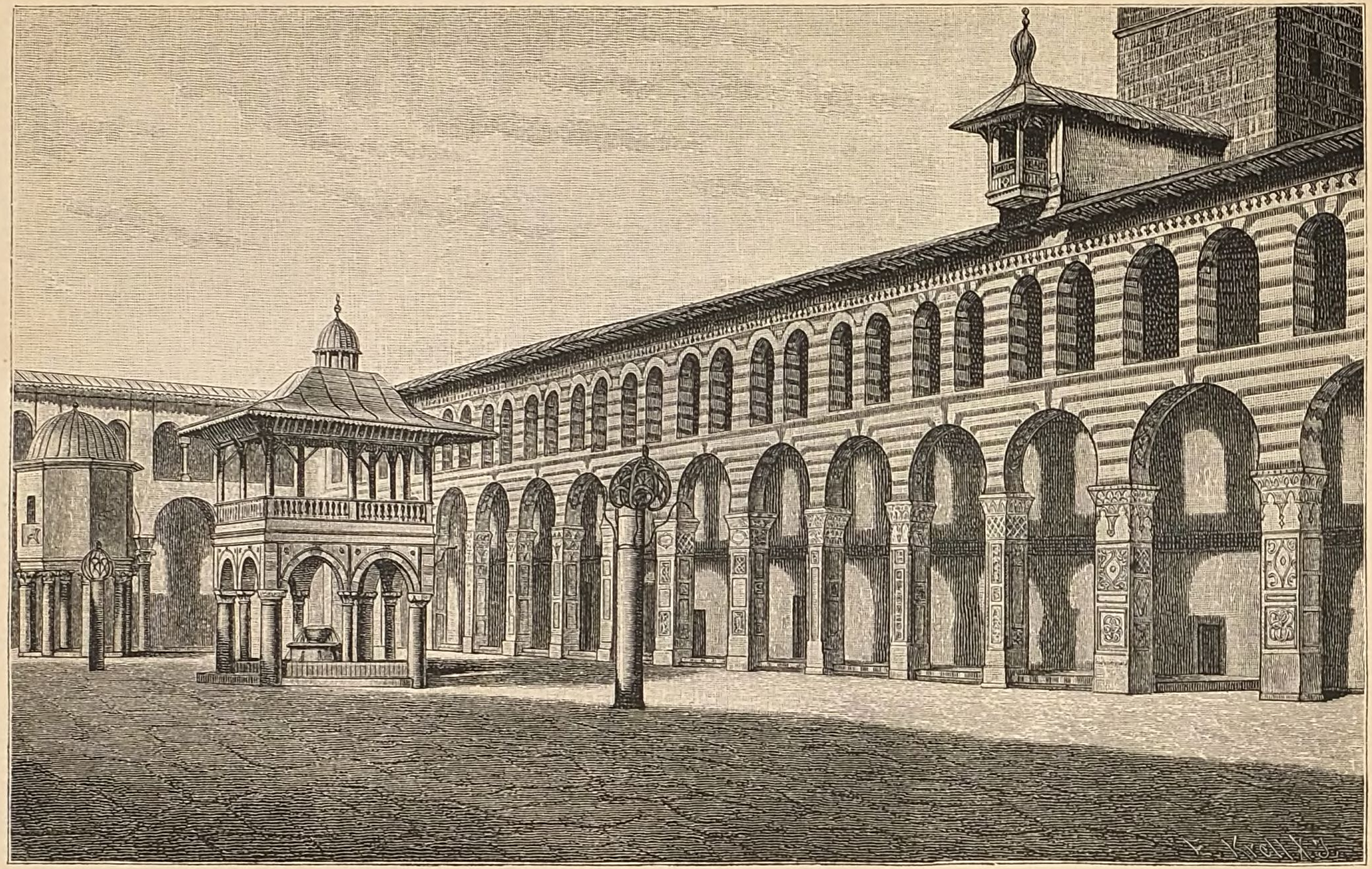
ins Werk setzen konnte. Vier seiner Söhne haben nach ihm den Thron bestiegen: El-Walîd (86—96 = 705—715), Ssuleimân (96—99 = 715—717), Jesîd II. (101—105 = 720—724) und Hischâm (105—125 = 724—743), zwei davon sich in verschiedenem Grade ihres Vaters werth gezeigt. Vor Allem Walîd war es im vollsten Maße. Ein thatkräftiger Herrscher, der nach der Weise Omars bis an die äußersten, tausend geographische Meilen von einander entfernten Enden seines Reiches seine Generäle und Statthalter mit fester Hand zu zügeln wußte, wie er seine Umgebung durch Freigebigkeit an sich fesselte, das Volk durch einsichtige, im Orient sonst nur zu seltene Unternehmungen zum gemeinen Nutzen förderte, durch Aufführung großer und prächtiger Bauten in staunende Bewunderung versetzte. Wegebauten, Brunnenanlagen, Krankenhäuser, Moscheen legten an den verschiedensten Orten für seine eifrige Sorge um die Volkswohlfahrt rühmliches Zeugniß ab, und sogar die Gründung von Schulen wird von ihm zuerst berichtet. Persönlich ließ er freilich so wenig mit sich spaßen, wie sein Vater. Als er Verdacht schöpfte, daß seine Gattin Umm el-Benîn heimliche Besuche des Dichters Waddâch annehme, überraschte er sie eines Tages, so daß ihr soeben anwesender Verehrer kaum Zeit fand, sich in eine hölzerne Truhe einschließen zu lassen, die schon öfter solchem Zwecke gedient hatte. Der Chalife setzte sich wie zufällig auf die Truhe und brachte in scheinbar harmlosem Gespräche die Rede auf die Vorliebe seiner Frau für dies Zimmer, die Geräthe darin und dergleichen, und fragte sie schließlich, ob sie ihm eine der herumstehenden Truhen schenken möchte. Sie mußte es wohl gewähren, und wagte auch nicht ernstlich zu widersprechen, als Walîd sich eben die, auf welcher er sitze, ausbat. Die ließ er dann von Sklaven in sein zu ebener Erde gelegenes Zimmer tragen, unter dem Boden desselben eine tiefe, bis unter das Grundwasser reichende Grube graben, und die Truhe mit den Worten hineinsenken: „Es ist mir etwas zu Ohren gekommen: wenn wahr, so ist das dein Leichentuch und wir begraben dich und dein Andenken für ewig; wenn irrig, so begraben wir ein werthloses Holz." Darauf wurde das Loch wieder zugeschüttet, und auf den über dem Fleck liegenden Teppichen nahm der Chalife ruhig seinen gewohnten Sitz ein. Von Waddâch hat man bis auf diesen Tag nichts mehr gehört; Umm el-Benîn aber las auf dem Antlitz ihres Mannes keine Erinnerung an den Vorfall, bis der Tod beide schied.

Der Mann, der so rücksichtslos und klug die Ehre seines Hause zu wahren verstand, ist mit nicht minderer Thatkraft und Weisheit an die Leitung der inneren und äußeren Politik seines großen Reiches herangetreten, überall den einsichtigen und großartigen Gesichtspunkten seines Vaters wie des Haddschâdsch weiter nachgehend, der unter ihm wie unter Abdelmelik als Vicekönig des Ostens das uneingeschränkte Vertrauen des Herrschers bis an sein Ende (95 = 714) genoß. Alle drei knüpften an die schon von Moâwija und Sijâd (S. 341. 346) gewonnene Erkenntniß an, daß es im Interesse der Dynastie lag, den auf den Umsturz der bestehenden Regierung unablässig hin-

arbeitenden Fanatikern der verschiedenen Secten gegenüber die Entwicklung einer gemäßigt orthodoxen Mittelpartei zu begünstigen, die im Irák und in Arabien allmählich zu einer ähnlichen Stütze des herrschenden Systems werden konnte, wie sie in Syrien die persönliche Anhänglichkeit der Bevölkerung darstellte. So ließ denn Abdelmelik den Haddschádsch gewähren, als er sich zu bemühen anfing, in der Osthälfte des Reiches die Frommen zu gewinnen. Wir hören, daß er eifrig bestrebt war, überallhin Abschriften des Koráns zu verbreiten, der allerdings in seinen Provinzen mehr noch als anderswo gleichzeitig das Symbol der arabischen Herrschaft war; und von Walíd wird berichtet, daß er mit ähnlicher Förderung des Koránstudiums die Gewohnheit verband, frommen Männern in jeder Weise seine Hochachtung zu bezeugen. Und einer ähnlichen Absicht diente die Herstellung der noch jetzt großentheils erhaltenen Hauptmoscheen in Jerusalem und Damaskus durch Abdelmelik und Walíd. Von letzterem ist bekannt, daß er bereits im ersten Jahre seiner Regierung (Ende 86 = Okt. 705) die Christen nöthigte, die ihnen von Omar noch gelassene Hälfte des großen Johannesdomes (S. 256) gegen reichliche Entschädigung abzutreten, und daß er die herrliche Kirche dann zu der Moschee umbauen ließ, die heute noch, freilich durch eine Feuersbrunst im Jahre 461 (1069) und die Verwüstungen der Mongolen unter Timur 803 (1401) arg beschädigt, als die Omaijadenmoschee die größte Sehenswürdigkeit von Damaskus bildet. Abdelmelik aber scheint aus gewichtigen Gründen als Erbauer des auf dem Berge Moria stehenden sogenannten Felsendomes angesehen werden zu müssen. Die beiden merkwürdigen Gebäude sind, abgesehen von der Ká'aba, die ältesten sicheren Denkmäler der arabischen Architektur, welche wir kennen, und die Entwicklung der letzteren verständlich zu machen in hohem Grade geeignet. Monumentaler Bauten hatte das Volk von Nomaden und Kleinstädtern bis auf die Zeit der großen Eroberungen kaum je bedurft; mit Zelten und Hütten war man fast überall ausgekommen. So traf die endlich jetzt sich einstellende Nothwendigkeit, dem Gottesdienste würdige Stätten zu bereiten, die Araber selbst ziemlich unvorbereitet. Mohammeds Moschee in Medina war unter solchen Verhältnissen ein auf den Scheunenstil hin vergrößertes Zelt geworden, und viel weiter wird man in Kúfa und den anderen Orten, wo man keine christlichen Kirchen oder sonstigen große Gebäude sich aneignen konnte, die ersten Jahrzehnte hindurch auch nicht gekommen sein. Allerdings soll schon Omar auf dem heiligen Berge in Jerusalem eine Moschee gebaut haben, und daher wird der Felsendom fälschlich oft als „Omar-Moschee" bezeichnet. Keinesfalls aber ist von dem wirklichen Baue des zweiten Chalifen noch etwas vorhanden, und wenn er je bestanden hat, muß er neben dem Werke Abdelmeliks sogleich vollkommen in den Hintergrund getreten sein. Wie nämlich die beiden klugen Omaijaden den Versuch Moáwijas, Mohammeds Kanzel aus Medina nach Syrien überzuführen, erneuern wollten, freilich auch diesmal ohne Erfolg (S. 346), so beabsichtigte Abdelmelik an der schon im Korán (17, 1) bezeichneten Stelle der wunderbaren



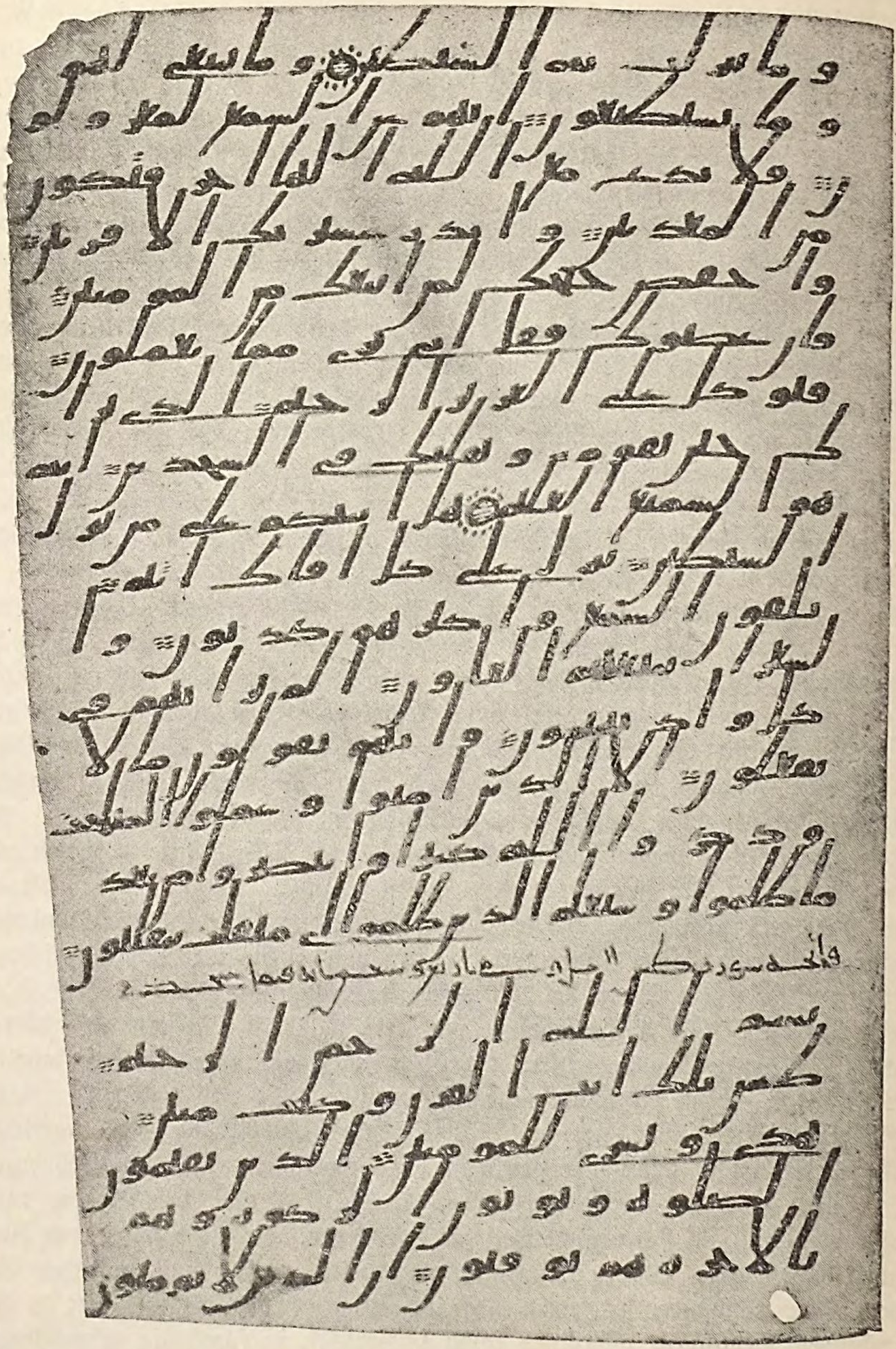
Die große Moschee zu Damaskus.



Hof der großen Moschee zu Damaskus.

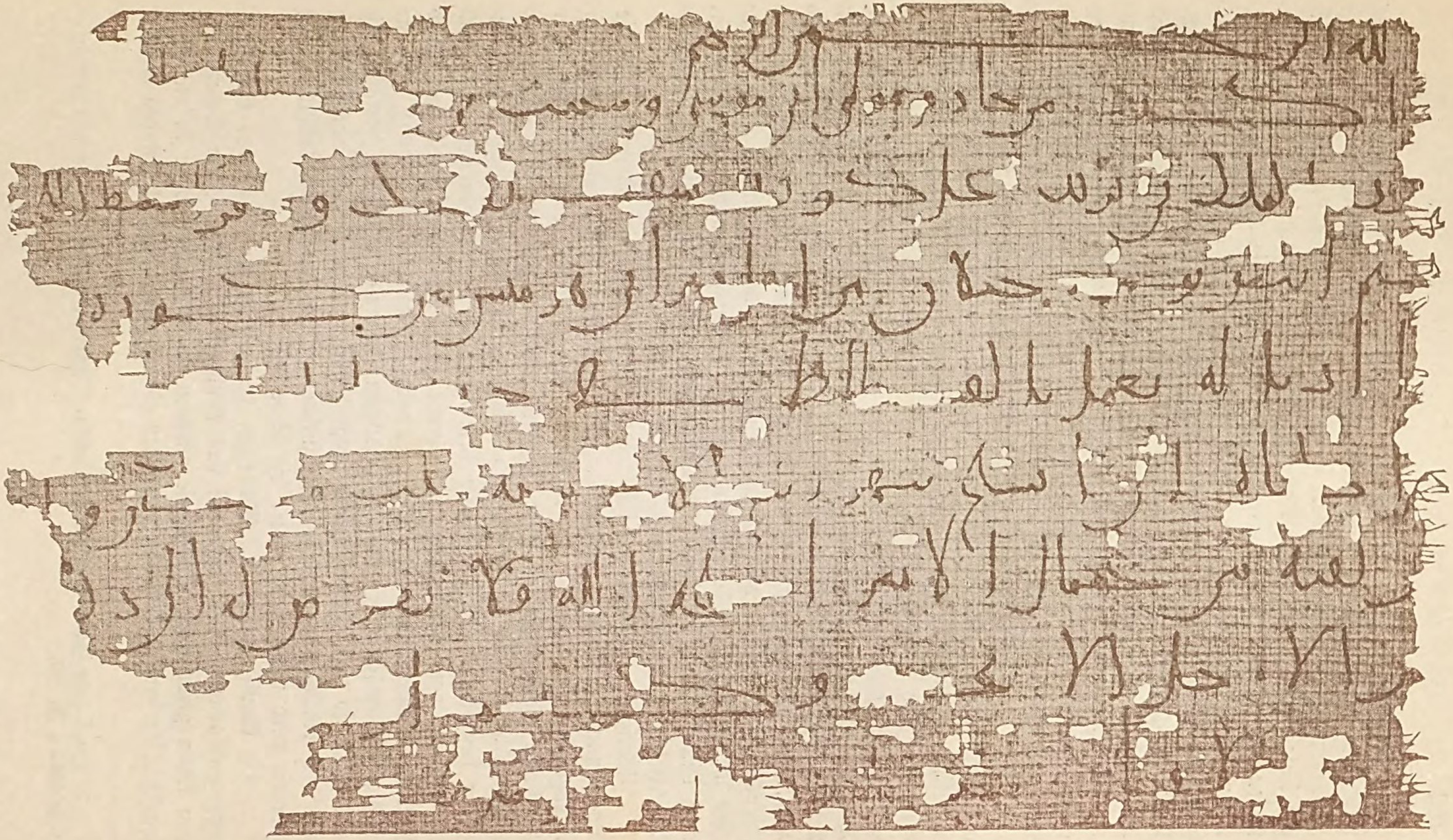
„nächtlichen Reise" des Propheten (S. 86) ein Heiligthum zu gründen, welches der Kâ'aba in den Augen der Gläubigen Concurrenz zu machen geeignet wäre; und als sich bald ergab, daß hierauf doch nicht wohl zu rechnen war, bemühte sich Walid, in seiner Hauptstadt wenigstens die Einheit des Glaubens und der Dynastie in einem noch größeren Prachtgebäude dem Volke vor Augen zu stellen. Da aber kein Araber von solchen Dingen etwas verstand, so wendete man sich natürlich an die Griechen. Der achteckige Kuppelbau des Felsendomes schließt sich auf das Engste an bekannte byzantinische Vorbilder an, und dem Walid schreiben die arabischen Geschichtschreiber selbst ausdrücklich die Heranziehung griechischer Bau- und Werkmeister zu. Einen Neubau hat er von diesen allerdings nicht aufführen lassen. Wie der Johannesdom Theile eines heidnischen Tempels einschloß, so verräth nach dem Urtheile eines Augenzeugen noch der heutige Anblick des Innern, daß Hauptschiff und Kuppel der Omaijadenmoschee aus der byzantinischen Kirche erhalten sind; und die außen wie innen erhaltenen Reste von Mosaiken erinnern aufs deutlichste an S. Marco in Venedig. Mehr als das aber wiegt das Zeugniß einer Inschrift: über einem jetzt vermauerten Seitenportale stehen griechisch die Worte: „Dein Reich, Christe, ist ein ewiges Reich, und Deine Herrschaft währet für und für" —[1]) welche die Muslime, vielleicht nicht ohne ironische Absicht, haben stehen lassen. Ist so alles Wesentliche an diesen ältesten Denkmälern christlich-byzantinisch, so erforderten doch Lehre und Ceremoniell des Islâms einige Aenderungen im Einzelnen, welche bei späteren Bauten allmählich auch auf den Gesammtstil einzuwirken begannen. Erstlich mußten aus dogmatischen Rücksichten (vgl. S. 204) alle Bildwerke und Malereien entfernt werden, welche Menschen oder sonstige lebende Wesen zur Darstellung brachten. Da aber die Muslime mehr Geschmack besaßen, als die Calvinisten, so traten zur Bekleidung und Ausschmückung der kahlen Wände, wie auf den Münzen (S. 396), an die Stelle der Bilder Inschriften mit dem Wortlaute des Glaubensbekenntnisses und passender Koränverse, später auch den Namen der vier legitimen Chalifen, die jetzt z. B. in der Aja Sofia zu Constantinopel sich so übermäßig hervordrängen. Im Gegensatze zu uns Abendländern, die wir fast Werth darauf zu legen scheinen, unsere Schrift so eckig und ungraziös wie möglich zu gestalten, haben die Muslime schon ziemlich früh, und bald mit immer gesteigerter Virtuosität, sich der kalligraphischen Ausbildung des arabischen Alphabetes um so liebevoller gewidmet, als wenigstens für den orthodoxen Sunniten hier die einzige Möglichkeit vorlag, den auch dem Araber nicht fehlenden Sinn für Formenschönheit zu befriedigen. Es ist bekannt, wie hierdurch die von den Syrern entlehnten ursprünglich steifen und häßlichen Gestalten der Buchstaben zu jenem eleganten Zuge fortgebildet sind, der in der arabischen Druckschrift allerdings kaum hervortritt, in sorgfältig geschriebenen Manuscripten späterer Zeit aber selbst auf den Laien fast bestrickend wirkt.

1) Nach Psalm 145, 13.



Koranfragment in Kufischer Schrift.

Wahrscheinlich a. d. 2. Jahrh. d. H. (8. Jahrh. n. Chr.) Original im Britischen Museum (London).



Bruchstück eines arabischen Passes a. d. J. 132 (750 n. Chr.) Original im Britischen Museum; London.

Diese Entwicklung nun hat sich auch die Architektur, beziehungsweise Ornamentik zu Nutze gemacht, und man weiß, wie die kunstvoll verschlungenen Züge jener Inschriften und der sie umrahmenden Linien und Ranken, die in der Folge nicht nur an den Gebäuden, sondern auch auf den kostbaren Geweben der mittelalterlichen orientalischen Textilindustrie überall uns entgegentreten, unter dem Namen von Arabesken auch für das Abendland vorbildlich geworden sind. Diese Technik ist es, die nicht zum Wenigsten den eigenthümlichen, fremdartig reizvollen Eindruck bestimmt, welchen manche Denkmäler der muslimischen Baukunst hervorrufen. Derselbe erscheint natürlich verstärkt, wo die Neigung zum Arabeskenwesen auch auf die constructiven Elemente übergreift, Säulen und Bogen verschnörkelt und umformt, worüber gelegentlich der Geschichte Spaniens und Indiens im Verlaufe dieses Werkes ein Mehreres zu sagen ist. — Von den übrigen Veränderungen, die an der christlichen Bauart vorgenommen werden mußten, um dem gottesdienstlichen Bedürfniß der Muslime zu genügen, hebe ich noch eine allgemein bekannte hervor. Damit der Gebetsruf der Muedhins (S. 195) auf weitere Entfernungen hörbar wird, müssen diese einen erhöhten Standort an der Außenseite der Moschee erhalten. Deshalb errichtete man unmittelbar neben den Moscheen eigene Thürme; weil sie keinem anderen Zwecke zu dienen hatten, wurden sie naturgemäß schlank und hoch, und erhielten von dieser Gestalt den Namen Minarets (menâret „Leuchtthurm"), unter dem sie im Abendlande ja bekannt sind.[1]) Der Felsendom, dessen Platform dem Muedhin einen bequemen Standort gewährte, hat noch kein Minaret, wohl aber die Omaijadenmoschee ihrer drei, von denen die Ueberlieferung wenigstens eines auf Walid selbst zurückführt.

Uebrigens beschränkten sich weder Walid noch die Späteren auf die Nachahmung griechischer Bauwerke. Wo die Pietät gebot, das Alte möglichst unangetastet zu lassen, z. B. in Mekka und Medina, oder wo man über griechische Sachverständige nicht verfügte, blieb es bei der von Säulen getragenen Halle, wie sie Mohammed selbst angelegt hatte (S. 99); vor derselben liegt dann aber meist nach dem Beispiele der Kâ'aba (S. 200) noch ein offener, von Säulenreihen umgebener Hof. In dieser Weise hat Walid selbst noch die Moschee von Medina ausbauen lassen (91 = 710); und sie ist die stehende Form des nationalarabischen Bethauses geworden, die aber erst viel später so weit architektonisch ausgeschmückt wurde, daß sie den Vergleich mit den Nachahmungen des byzantinischen Stiles aushalten konnte. Auch hiervon wird unten noch weiter die Rede sein.

Die Gunst, welche die Mächtigen dieser Zeit der Sache des Glaubens entgegenbrachten, blieb nicht auf das Aeußere beschränkt. Zum Schutze der von ihnen geförderten Orthodoxie mischten sie sich zuletzt sogar in die theologischen Verhandlungen ein, in welchen eben jetzt an zwei Stellen des Reiches


1) Im Orient sagt man vielfach Mâdinet, genauer mâ'dhanet „Gebetsrufsstätte" (von adhân S. 105.)

Facsimile der dritten Seite einer Koran-Handschrift der Kgl. Bibliothek zu Berlin: Ms. orient. fol. 36.

Text (aus der zweiten Hälfte von Ssure 1 — vgl. S. 193): ... erflehen wir Hilfe — führe uns auf dem graden Pfade — dem Pfade jener, welchen du Gnade schenkst — denen du nicht zürnst und die nicht in der Irre wandeln.

Facsimile der dritten Seite einer Koran-Handschrift der Kgl. Bibliothek zu Berlin: Ms. orient. fol. 36.

Text (aus der zweiten Hälfte von Sure 1 — vgl. S. 193): ... erflehen wir Hilfe — führe uns auf dem graden Pfade — dem Pfade jener, welchen du Gnade schenkst — denen du nicht zürnst und die nicht in der Irre wandeln.



LITHOGR. U. DRUCK W. GREVE.

G. GROTE'SCHE VERLAGSBUCHHANDLUNG IN BERLIN.

zugleich das geistige Leben dieser merkwürdigen Periode seinen ersten bewußten Ausdruck suchte; und so muß uns die Betrachtung des Wirkens der drei hervorragenden Staatsmänner selbst veranlassen, auf diese Anfänge wissenschaftlicher Thätigkeit einen kurzen Blick zu werfen.

Wer damals überhaupt eine geistige Kraft in sich verspürte, die nach Bethätigung rang, fand, sofern nicht dichterische Fähigkeiten ihm besondere Pfade wiesen, nur einen Gegenstand, welcher ihn beschäftigen konnte: das Wort Gottes und die mündlichen Ueberlieferungen vom Propheten, welche zu dessen nothwendiger Ergänzung dienten (S. 183 f.). So ist jetzt und noch für längere Zeit jede wissenschaftliche Thätigkeit der Erklärung des Koráns, der Sammlung und Weiterüberlieferung der Traditionen und der Formulirung der Glaubenslehren gewidmet, welche aus jenen beiden Quellen gewonnen werden können. Es war zu Anfang, insbesondere in der Zeit zwischen dem Tode Mohammeds und dem Ende des zweiten Bürgerkrieges, das praktische Bedürfniß des Vorbeters und des Richters, die zu solchen Beschäftigungen trieben: jener mußte ängstlich bedacht sein, der heiligen Schrift in ihrer authentischsten Gestalt mächtig zu werden, dieser sollte seine Entscheidungen genau denen des Propheten und seiner ersten Nachfolger anpassen. Beiden Erfordernissen aber war bei Weitem schwieriger zu genügen, als wir von vorn herein anzunehmen geneigt sind. Der Korán allerdings war seit Othmán (S. 298 f.) in zuverlässigen Abschriften vorhanden, auf deren Herstellung man im Laufe der Zeit immer größere Sorgfalt verwendete. Aber die arabische Schrift war noch unvollkommen und zweideutig. Einmal bestand sie nur aus einfachen Consonanten: wollten wir im Deutschen so schreiben, so würden wir z. B. bei der Lautgruppe Schf überall in Zweifel gerathen können, ob wir Schaf, schief, Schiff, Schaff, schuf zu lesen hätten. Dann aber sahen die Consonanten etwa zur Hälfte einander so ähnlich, daß weitere Lesemöglichkeiten entstanden — um bei unserem Beispiele zu bleiben, hätten wir noch die Wahl zwischen soff, Schick, Schock, Sack: man begreift ohne Mühe, daß hierbei das Lesen großentheils zum Rathen wird, um so mehr, als von Interpunktion oder großen Anfangsbuchstaben erst recht keine Rede ist. Machte das schon dem geborenen Araber Mühe, so verzehnfachte sich die Noth für die Neubekehrten fremder Zunge, die obendrein mit den Schwierigkeiten des außerordentlich verwickelten arabischen Sprachgebrauches zu kämpfen hatten. Man kam daher in Baßra darauf, diesen Uebelständen abzuhelfen, indem man die Vocalaussprache durch Punkte oder Strichelchen über und unter den Buchstaben markirte, und die ähnlichen Consonanten ebenfalls durch solche Zeichen unterschied: dazu hatten schon die Syrer, welchen die arabische Schrift ja überhaupt entlehnt ist, Anfänge gemacht. Haddschádsch selbst soll die Einführung dieser Zeichen veranlaßt haben, weniger wohl in der Erinnerung an seinen früheren Schulmeisterberuf, als zur Verhinderung von Streitigkeiten über die richtige Aussprache einzelner Koránstellen, beziehungsweise zur Unterstützung der von ihm begünstigten theologischen Richtung. Jedenfalls hat

das in der That unentbehrliche Hilfsmittel zu seiner Zeit allgemeinere Verbreitung gefunden. Natürlich erforderte die richtige Setzung dieser Punkte in der Schrift umfangreiche Sprachkenntnisse: diese aber zu erwerben und damit überhaupt das Studium des Wortes Gottes sich zu ermöglichen mußte allen Denen mehr als sauer werden, welche das Arabische nicht mit der Muttermilch eingesogen hatten, insbesondere also den neubekehrten Persern, die in Baßra selbst einen so großen Theil der muslimischen Bevölkerung bildeten. Diese waren darauf angewiesen, für die richtige Lesung des Wortes Gottes, so gut es gehen wollte, sich allerhand Regeln zu bilden: und so war mit der Koránlesekunst, die bei den mancherlei verschiedenen Möglichkeiten der Punktsetzung immer ein genaues Studium erforderte, ganz von selbst die Entstehung der arabischen Grammatik verbunden, deren erste Keime, meist unter der Pflege persischer Clienten, zu eben dieser Zeit in Baßra, gegen das Ende der Omaijadenherrschaft auch in Kúfa, zu treiben beginnen. — Andersartig waren die Schwierigkeiten, welche auf dem Gebiete der Tradition sich geltend machten. Daß letztere lange Zeit, und unter den Omaijaden noch ausschließlich, auf mündlichem Wege fortgepflanzt wurde, konnte allerdings einem Geschlechte nicht lästig sein, dessen Gedächtniß noch durch keine ausgedehntere Anwendung der Schrift verwöhnt war. Aber die bald nach Mohammeds Tode in der Gemeinde hervortretenden Spaltungen steigerten die immerhin unleugbare Unsicherheit dieser Art der Ueberlieferung. Jede der verschiedenen Richtungen — Altgläubige, Charidschiten, Schiiten — hielt sich für die orthodoxe; und während das bewußte oder unbewußte Streben, Mohammeds Prophetengestalt immer mehr mit dem Nimbus des Wunderbaren zu umgeben, ihnen allen gemein war, mußten die beginnenden Streitigkeiten über die richtige Auffassung wichtiger Koránstellen und erheblicher Lehrpunkte die Neigung verstärken, möglichst überall für die eigenen Ansichten Aussprüche des Gesandten Gottes selbst anzuführen, d. h. die überlieferten einseitig auszulegen, leise abzuändern, ja endlich geradezu neue Traditionen zu erfinden. Wie auf solche Weise der historische Theil der Ueberlieferung verfälscht worden ist, haben wir in der Darstellung des Lebens Mohammeds reichlich zu beobachten Gelegenheit gefunden. Während aber die Wundersucht der Frommen aller Parteien solche Entstellungen nicht blos duldete, sondern geradezu herausforderte, war es für jede der drei Lebensfrage, in Betreff des dogmatischen Theiles die andern scharf zu controliren. Das Wesen der Sache ergab unmittelbar die Form dieser Controle. A. kam und sagte: „Der Prophet hat da und da das und das gesagt". Natürlich fragte B.: „Woher weißt du das?" „Von C." „C. ist ein glaubwürdiger Mann, aber von wem hat es C. gehört?" „Der ist selbst dabei gewesen." Dann war die Sache vorläufig gut; meinte aber B., dem C. sei nicht recht zu trauen, so war die Ueberlieferung eine „schwache", die nur mit Vorsicht benutzt oder einfach abgelehnt werden mußte. Auf solchem Wege bildeten sich im Laufe der Zeit immer längere Ketten der Tradition; und wie mit jedem neuen Gliede einer solchen Kette

Erläuterung zu dem Facsimile einer Seite aus der Koranhandschrift der Kgl. Bibliothek zu Berlin: Ms. Ldbg. 822.

Ueberschrift:

„Sure des Erbarmers“ (d. h. Sure 55).

Klein geschriebene Vorbemerkungen:

„Es wird vom Propheten, dem Gott Heil und Frieden spende, überliefert, dass er gesagt hat: ‘Wer die Sure des Erbarmers recitiert, der bringt den Dankestribut für Gottes Gnadenerweisung dar.’ Sie besteht aus 76 Versen nach der Zählung der baßrischen Gelehrten, 77 nach der Zählung der hidschasenischen [d. h. mekkanischen und medinischen], 78 nach der Zählung der damascenischen und kufischen; diese zählen „der Barmherzige“ [d. h. das erste Wort] als einen [besonderen] Vers, und zählen dann mit den Mekkanern und Baßriern „hat geschaffen den Menschen“ das erste Mal [die Worte kommen später noch einmal vor] als einen Vers. Dann zählen sie mit den Medinern und den Baßriern [die Worte] „und die Erde, er hat sie für die Menschheit gespreitet“ [V. 9] als einen Vers. Und die Hidschasener zählen [die Worte] „eine Flamme von Feuer“ [V. 35] als einen Vers. Und die Damascener und Kufier zählen [die Worte] „welche die Frevler für eine Fabel erklärten“ [V. 43] als einen Vers. — Und in ihr [der Sure] findet sich weder Aufhebendes noch Aufgehobenes [d. h. ein Satz, der einen früheren Koranvers widerrufen hätte oder durch einen späteren widerrufen worden wäre — wie das sich bisweilen findet]. Und in ihr finden sich mit Verschleifung der Aussprache nach Abu Amr [einem der kanonischen Koranleser] zwei Stellen, nämlich éllatî jukáḏḏibbiha [V. 43] und ainânnaḍḍâchatân [V. 66; nämlich so mit einer von Abu Amr empfohlenen Zusammenziehung ausgesprochen statt éllatî jukaḏḏibu biha „welche für eine Fabel erklären“ und ainâni naḍḍâchatân „zwei sprudelnde Quellen“].“

Grossgeschriebener Anfang der 55. Sure:

Im Namen Gottes, des barmherzigen Erbarmers.

Der Erbarmer — er hat gelehrt den Korân — er hat geschaffen den Menschen.

Erläuterung zu dem Facsimile einer Seite aus der Koranhandschrift der Kgl. Bibliothek zu Berlin: Ms. Ldbg. 822.

Ueberschrift:

„Sure des Erbarmers" (d. h. Sure 55).

Klein geschriebene Vorbemerkungen:

„Es wird vom Propheten, dem Gott Heil und Frieden spende, überliefert, dass er gesagt hat: 'Wer die Sure des Erbarmers recitiert, der bringt den Dankestribut für Gottes Gnadenerweisung dar.' Sie besteht aus 76 Versen nach der Zählung der baßrischen Gelehrten, 77 nach der Zählung der hidschasenischen [d. h. mekkanischen und medinischen], 78 nach der Zählung der damascenischen und kufischen: diese zählen „der Barmherzige" [d. h. das erste Wort] als einen [besonderen] Vers, und zählen dann mit den Mekkanern und Baßriern „hat geschaffen den Menschen" das erste Mal [die Worte kommen später noch einmal vor] als einen Vers. Dann zählen sie mit den Medinern und den Baßriern [die Worte] „und die Erde, er hat sie für die Menschheit gespreitet" [V. 9] als einen Vers. Und die Hidschasener zählen [die Worte] „eine Flamme von Feuer" [V. 35] als einen Vers. Und die Damascener und Kufier zählen [die Worte] „welche die Frevler für eine Fabel erklärten" [V. 43] als einen Vers. — Und in ihr [der Sure] findet sich weder Aufhebendes noch Aufgehobenes [d. h. ein Satz, der einen früheren Koranvers widerrufen hätte oder durch einen späteren widerrufen worden wäre — wie das sich bisweilen findet]. Und in ihr finden sich mit Verschleifung der Aussprache nach Abu Amr [einem der kanonischen Koranleser] zwei Stellen, nämlich ėllati jukaḏḏibu bihā [V. 43] und ainānnaḏḏāchatān [V. 66; nämlich so mit einer von Abu Amr empfohlenen Zusammenziehung ausgesprochen statt ėllati jukaḏḏibu bihā „welche für eine Fabel erklären" und ainâni naḏḏâchatân „zwei sprudelnde Quellen"]."

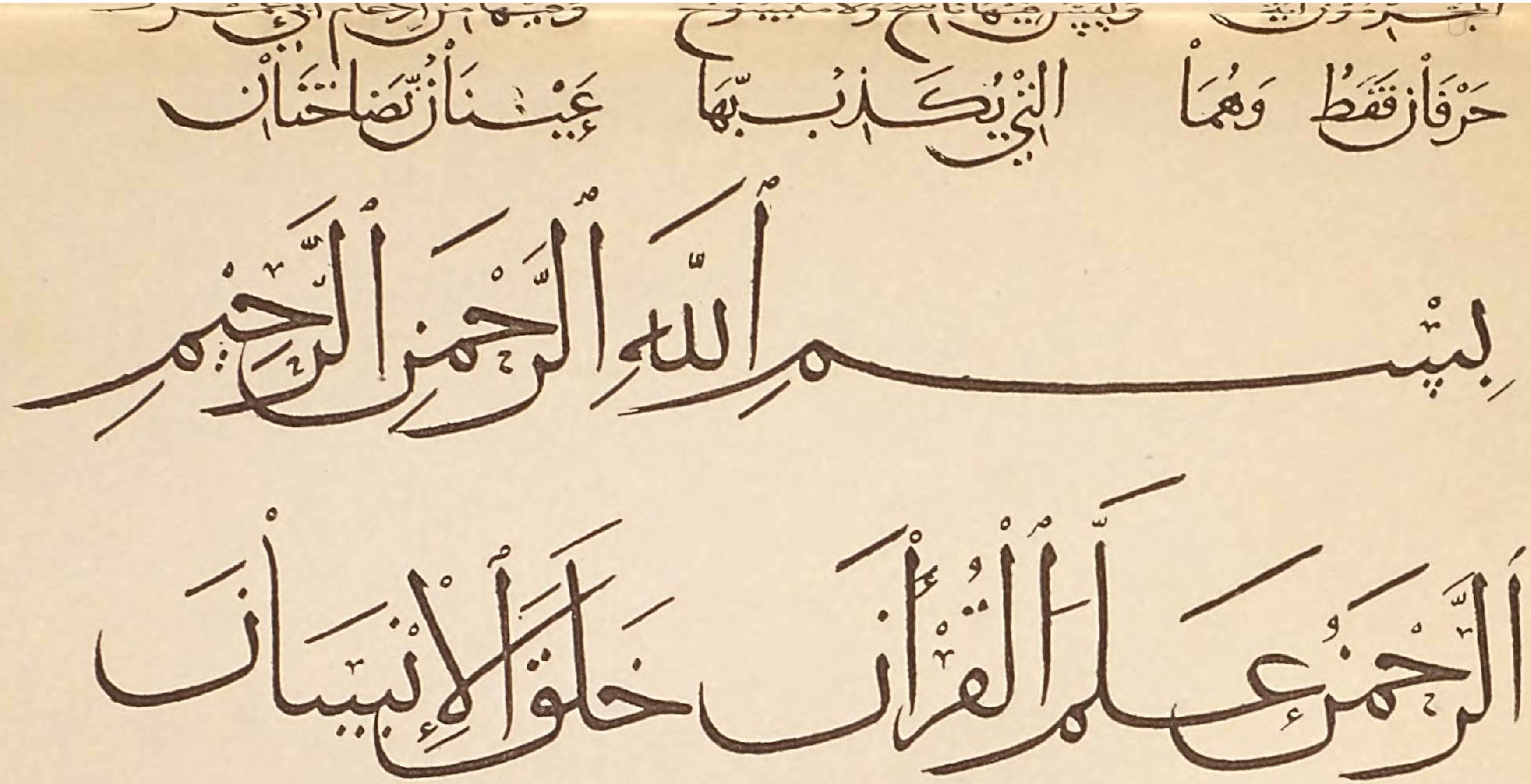
Grossgeschriebener Anfang der 55. Sure:

Im Namen Gottes, des barmherzigen Erbarmers.

Der Erbarmer — er hat gelehrt den Korân — er hat geschaffen den Menschen.

سورة الرحمن

روي عن النبي صلى الله عليه وسلم انه قال من قرأ سورة الرحمن فقد أدى شكر ما أنعم الله عليه وهي ست وسبعون آية في عدد أهل البصرة وسبع وسبعون في عدد أهل الحجاز وثمان وسبعون في عدد أهل الشام والكوفة لانهم عدوا الرحمن آية وعدوا أيضا مع أهل مكة والبصرة خلق الانسان الحرف الأول آية وعدوا أيضا مع أهل المدينة والبصرة والأرض وضعها للأنام آية وعد أهل الحجاز شواظ من نار آية وعد أهل الشام والكوفة وأهل الحجاز التي يكذب بها المجرمون آية وليس فيها ناسخ ولا منسوخ وفيها من ادغام أبي عمرو


حرفان فقط وهما التي يكذب بها عينان نضاختان

بسم الله الرحمن الرحيم

الرحمن علم القرآن خلق الإنسان

Facsimile einer Seite aus der Koranhandschrift: Ms. Ldbg. 822 der Königl. Bibliothek zu Berlin.

die Unsicherheit zunahm, so bildeten sich je nach den Orten, an welchen die alten Augenzeugen der Entstehung des Islâms in der Zeit der Eroberungen sich niedergelassen hatten, besondere Schulen von Ueberlieferern, in welchen die Pflege dieser Traditionswissenschaft heimisch war. Die ansehnlichsten derselben hatten ihren Sitz in Medina und in Kûfa, in zweiter Linie auch in Baßra und Mekka. Die medinische Schule ward durch die omaijadische Verwüstung der Stadt nach allen Seiten zersprengt, erzeugte sich aber bei dem großen Ansehen der Prophetenstadt als des ältesten Sitzes des Glaubens aus den schwachen Resten immer von Neuem; immerhin aber war grade um die Blüthe der Omaijadenherrschaft auch in Kûfa und Baßra das Studium der Ueberlieferung aus den früher angedeuteten Gründen ein ungemein lebhaftes, und selbst in Damaskus konnte es schon des praktischen Bedürfnisses wegen nicht gänzlich vernachlässigt bleiben. Es versteht sich nun aber von selbst, daß man auf die Dauer nicht bei der halb mechanischen Thätigkeit des Sammelns, Kritisirens und Aufspeicherns der tausende und aber tausende von einzelnen Traditionen stehen bleiben konnte, sondern allmählich eine Ordnung derselben anstreben mußte, welche die sachlich zusammengehörigen Theile des ganzen Materials auch äußerlich vereinigte. So erwuchs aus den geschichtlichen Einzelheiten die Prophetenbiographie, und damit der Anfang einer historischen Literatur; aus den auf Korânstellen bezüglichen Aussprüchen des Propheten und seiner Nachfolger wurden fortlaufende Korâncommentare; die Rechtsentscheidungen schossen mit den gesetzlichen Bestimmungen der heiligen Schrift zu juristischen Systemen zusammen; und endlich zwang die nothwendige Polemik gegen die Ungläubigen einerseits, die feindlichen islamischen Secten andererseits zu einer grundsätzlichen Prüfung und einheitlichen Fassung der hauptsächlichsten theologischen Lehrpunkte in Gestalt einer folgerichtigen Dogmatik. Findet diese umfangreiche und schöpferische Thätigkeit ihren Abschluß auch erst nach dem Ende der Omaijadenzeit, so reichen ihre Wurzeln doch überall so tief in das erste Jahrhundert der Hidschra, sind zum Theil auch so eng mit den politischen Verhältnissen desselben verknüpft, daß wir schon hier ihnen nachzuspüren wenigstens an dem Punkte nicht unterlassen dürfen, in welchem das ganze wissenschaftliche Leben gipfelt: den theologischen Anschauungen.

Bis sich die Charidschiten von der Gemeinde lossagten, hatte man sich mit Grübeleien über die göttlichen Dinge nicht viel abgegeben. Die frommen Muslime waren einfache Leute, welche die paar Glaubenssätze des Korâns ganz naiv auffaßten, wie sie dem gesunden Menschenverstande sich darstellten, und von subtilen Begriffsunterscheidungen oder gar metaphysischen Speculationen so wenig eine Ahnung hatten, wie von der chinesischen Reichsverfassung. Während aber die Meinungen der Charidschiten von der Gemeindesouveränität veranlaßten, daß man in Baßra und Kûfa allmählich sich daran gewöhnte, den Sinn einzelner Korânstellen etwas genauer aufs Korn zu nehmen und sich überhaupt mit allgemeineren Fragen zu beschäftigen, bereitete eine ähnliche

Bewegung sich an einer Stelle vor, wo Derartiges kaum zu erwarten stand: in dem sonst für theologische Dinge ziemlich gleichgiltigen Syrien. So wenig man nämlich hier unter den ersten Omaijaden Veranlassung hatte, officiellen Eifer für die Sache des Glaubens nach Art der Frommen von Medina zu zeigen, so wurden die nicht eben zahlreichen Männer, welche als Imame oder Richter sich mit dem Korán und der Tradition befassen mußten, von einer anderen Seite doch mächtig angeregt, sich von den Grundlagen ihres wie immer aufgefaßten Glaubens Rechenschaft zu geben. Sie standen hier den Christen gegenüber, die unter der Omaijadenherrschaft läßliche Duldung fanden, bis auf Abdelmelik und selbst später wieder in der Verwaltung zahlreich beschäftigt wurden und auch unter dem genannten Chalifen bei Hofe und anderswo gar nicht schlecht angesehen waren. Es war begreiflich, daß lebhaftere Naturen auf beiden Seiten bald dazu kamen, über Glaubenssachen sich zu unterhalten; und grade der mindere Grad von Fanatismus, der selbst die frömmeren Muslime Syriens in dieser Zeit auszeichnete, ermöglichte es, daß während der Besprechung grundlegender theologischer Sätze unmerklich einzelne christliche Anschauungen die Auffassung des islamischen Dogmas zu beeinflussen anfingen. Wir wissen, daß der letzte große Dogmatiker der griechischen Kirche, Johannes von Damaskus (geb. 676), dessen Vater bei Abdelmelik wohlgelitten war, unter den späteren Omaijaden eine Vertheidigung der christlichen Religion gegen den Islám verfaßt hat, welche in die Form eines Gespräches zwischen einem Christen und Saracenen gekleidet ist. Sehen wir nun ungefähr um dieselbe Zeit[1]) in islamischen Kreisen zwei Lehren auftauchen, welche grade von Johannes in seinen dogmatischen Schriften vertreten werden, nämlich von der auf die Seligkeit aller Menschen gerichteten Gnadenabsicht Gottes und von der Freiheit des menschlichen Willens, so wird man ziemlich sicher sein dürfen, daß beide eben jenem Verkehr zwischen Muslimen und Christen entstammen. Leider ist uns über die Ansichten jener islamischen Lehrer, welche man als Mordschiten und Kadariten[2]) zu bezeichnen pflegt, wenig mehr bekannt, als daß sie, im Anschluß an manche Koránstellen, die absolute Vorherbestimmung des Menschen zur Seligkeit oder Verdammniß leugneten und die endliche Wiederbringung wenigstens aller Gläubigen am Ende der Tage lehrten, im Gegensatz zu dem Dogma von der absoluten Prädestination und zu der zitternden Furcht vor dem tyrannischen Gotteswillen, die allerdings in Mohammeds späterer Zeit das Uebergewicht erhalten hatten und damals, wie wir gleich sehen werden, auch dem Sinne der meisten Gläubigen entsprachen.

---

1) In der That schon etwas vor Johannes, der ja aber seine Dogmatik nicht erfunden, sondern nur die Lehre der griechischen Kirche seines Landes systematisch dargestellt hat. 2) Mordschiten bedeutet eigentlich „Aufschiebende", die nämlich der Ansicht sind, daß Gottes Urtheil über die Seligkeit oder Unseligkeit der Menschen nicht durch Prädestination von Ewigkeit feststehe, sondern bis zum jüngsten Tage aufgeschoben sei. Kadariten sind Diejenigen, welche dem Menschen kadar, d. h. Bestimmung, freien Willen zusprechen.

Von Damaskus scheinen nun diese Ansichten sich nach Kúfa und Baßra verbreitet zu haben. Wenigstens haben wir das sichere Zeugniß, daß an letzterem Orte im J. 80 (699) ähnliche Sätze gelehrt worden sind. Hier aber mußten sie, während in Syrien kein großes Aufhebens davon gemacht worden war, auf heftigen Widerspruch stoßen. Die unaufhörlichen Bürgerkriege, die Verfolgungen der Altgläubigen unter den Omaijaden hatten in den frommen Kreisen vielfach jene Anschauungen genährt und gesteigert, denen Mohammed in den Zeiten seiner Leiden Ausdruck gegeben, und die eben in dem Satze von der Prädestination und in dem starren Gottesbegriffe gipfeln, wie er uns bereits früher (S. 185) bekannt geworden ist. Ganz besonders eine Anzahl von eifrigen Gläubigen, die sich um den seiner Gottesfurcht wegen hochangesehenen Haßan von Baßra († 110 = 728) schaarte, hatte diese Stimmung zu wirklicher Weltflüchtigkeit entwickelt. Hier konnte man jene Tradition vom Propheten täglich wiederholen hören: „Wenn ihr wüßtet, was ich weiß, ihr würdet wenig lachen und viel weinen.“ Asketische Neigungen waren schon früher in Arabien nichts Seltenes gewesen (S. 101. 174), christliches Mönchsthum natürlich überall bekannt: so ist es nicht erstaunlich, daß eine Generation später, gegen das Ende der Omaijadenherrschaft, solche Männer zu fest geregeltem Ordensdienste zusammentraten; Ssúfis nannte man sie, weil sie nämlich Kutten von Wolle (ssúf) trugen. Die schlimmen Zeiten der letzten Omaijaden und ersten Abbassiden konnten die Neigungen zum Mönchsleben nur verstärken, denen im Westen christliches, im fernen Osten buddhistisches Beispiel weitere Anregung gab, und so entwickeln sich allmählich immer zahlreicher jene massenhaften Orden von Bettelmönchen, die als Derwische (persisch derwisch, Bettler) auch bei uns im Abendlande berufen sind. Gehört aber diese Ausbildung des Asketenthums einer späteren Periode an: die Ideen von der Werthlosigkeit alles Weltlichen und der Nichtigkeit des Menschen vor dem furchtbaren Gotte waren den Gläubigen des Irák grade zu Haddschádsch' Zeiten sehr geläufig, und so erregte es ihren Unwillen und Widerspruch, als Mordschiten und Kadariten auch in ihrer Mitte aufzutreten anfingen. Die Regierung, der es um den Beifall der Orthodoxen zu thun war, griff ein; 80 (699) ward auf Befehl des Abdelmelik oder Haddschádsch Má'abad aus dem Stamme Dschoheina in Baßra geköpft, weil er offen die Willensfreiheit gelehrt hatte, und ein ähnliches Ende nahm dreißig Jahre später unter Hischám ein anderer freisinniger Theologe. Immerhin war durch solche Mittel eine Bewegung nicht zu unterdrücken, welche, wenn auch zuerst von außen gekommen, doch in manchen Schichten des Volkes, denen die alte Weltfreudigkeit des Arabers noch nicht abhanden gekommen war, theilnahmsvolle Aufnahme fand. So gingen zunächst in Baßra die theologischen Verhandlungen zwischen den Orthodoxen und den Freisinnigen weiter; naturgemäß führten sie allmählich zur Aufwerfung principieller Fragen nach dem eigentlichen Wesen Gottes und der Offenbarung, und hieraus entwickelten sich jene Streitigkeiten zwischen den Orthodoxen und Freisinnigen, deren Haupt-

themen in unserer Darstellung der islamischen Lehre (S. 186f.) erörtert worden sind. Als Wâßil Ibn Atâ, ein Schüler des Haßan Baßri, in einer dieser Fragen von seinem Lehrer abwich, sagte dieser: „Wâßil hat sich von mir getrennt"; seitdem heißen die freisinnigen Theologen el-mótasila, „die sich Trennenden". Sie waren, und wurden bald aus später anzuführenden Gründen noch mehr, den Orthodoxen im Räsonniren und Disputiren überlegen, wurden ab und zu auch je nach den Umständen von der Regierung freundlicher behandelt, so daß sie bald sich erheblich ausbreiteten und unter den Abbassiden eine Zeitlang sogar eine maßgebende Rolle spielten, auf welche wir noch zurückzukommen haben werden.

Weder Abdelmelik und Walîd noch Haddschâdsch hatten für ihre Abneigung gegen die Kadariten andere als politische Gründe. Ihre persönlichen religiösen Ueberzeugungen stimmten mit den Traditionen des Hauses Omaija, den Grundsätzen oder vielmehr Gewohnheiten der weltlichen altmekkanischen Aristokratie überein, und wenn sie es für vorsichtig hielten, im Irâk die Orthodoxen zu begünstigen, so dachten sie darum noch lange nicht daran, der ebenfalls weltlich gesonnenen Mehrzahl ihrer syrischen Haustruppen eine unliebsame Frömmigkeit aufzudrängen. Hier war die Hauptsache, neue Reibungen zwischen Keis und Kelb zu verhüten; im Uebrigen hieß es leben und leben lassen. War schon unter den legitimen Chalifen die einfache und ärmliche Lebensweise des Arabers besonders in den großen Städten unter dem Einflusse fremder Sitten und ungewohnten Reichthums rasch entartet (vgl. S. 290), so mußten die weltlichen Tendenzen der Omaijadenherrschaft der Zunahme von Luxus und Ueppigkeit allenthalben gradezu Vorschub leisten. Und wie lustig es sehr zum Aerger der Frommen am Hofe von Damaskus selbst zu Zeiten herging, haben wir unter Jesîds Herrschaft gesehen (S. 366); nicht so unvorsichtig, aber für weltlichen Genuß keineswegs unempfänglich zeigten sich Abdelmelik und Walîd, und Ssuleimân wie mehr als einer der Späteren wußten gar ihrem Hange zu allen Lüsten keinen Zaum mehr anzulegen. Hatte aber trotz mannigfacher Nachahmung fremder Unsitten die eigentliche Civilisation unter den Arabern noch wenig Fortschritte gemacht, so entbehrte dieses Treiben jener Verfeinerung und Grazie, welche selbst der Verderbniß einen gewissen Reiz giebt, einten sich vielfach Schwelgerei und Rohheit in unerfreulichem Gemisch. Noch vertrug die frische physische Kraft des Araberthums solche Ausschweifungen, wenngleich wenigstens im Irâk während der Charidschitenkriege die beginnende Verweichlichung schon einmal bedenklich zu Tage tritt (S. 377); hundert Jahre später macht sie sich begreiflicher Weise bereits in ganz anderer Weise fühlbar. Eins aber ist es, was trotzdem uns zur Nachsicht gegen diese leichtsinnige Weltlichkeit zwingt: mit der heidnischen Lebenslust haben die Omaijaden und ihre Leute auch den frohmuthigen Sang mit nach Syrien gebracht, der grade in der Heidenzeit sich zur schönsten Blüthe entfaltet hatte. Wie früher die kleinen Könige von Hira und Gassân (S. 16. 21), so zogen jetzt Chalifen und Statthalter hervorragende Dichter in ihre

Nähe und lohnten ihnen glänzende Verse und geschickte Lobhudeleien mit Gold und Ehren, während auch der Kriegsmann fortfuhr, sich und seinen Stamm im Liede zu preisen, und zwischen Keis und Kelb nicht allein Hiebe, sondern auch Spott- und Ruhmesgedichte hin- und herflogen. Freilich gehörte kaum Stammeseifersucht dazu, zwischen poetischen Nebenbuhlern eine Art Sängerkrieg zu entzünden: grade in dieser Zeit sind poetische Streitigkeiten vielfach Mode geworden, und die drei hervorragendsten ihrer Dichter, El-Dscharir, El-Farasdak, beides Temimiten, und der syrische Christ El-Achtal, berühmt durch sein prachtvolles Lobgedicht auf die Omaijaden, haben ganze Bände mit gegenseitigen Invectiven und Satiren gefüllt. Daneben fehlt es anfangs auch im Lager der Gläubigen noch nicht an poetischer Begabung, der zum Beispiel Alis und seiner Söhne Märtyrertod zum würdigen Gegenstande wird; aber der düstere Ernst der herrschenden theologischen Schule (S. 407) wendet sich mehr und mehr von der Kunst ab, die schon des Propheten Beifall selten gefunden, und nur bei dem begeisterten Charidschiten Katari (S. 386) will sich das Lied noch zum Koráne schicken.

Alle diese Richtungen aber, fromme und weltliche, bändigt im Augenblick die feste Hand des Chalifen und seines Vicekönigs: so kann die Kraft des großen Reiches, die sich nur zu lange im Bruderzwiste verzehrte, unter Abdelmelik und Walid wieder gegen die Ungläubigen jenseits der Grenzen sich erproben. Es ist das Jahr 74 (693), das erste nach dem Tode des Ibn Sobeir, das „Jahr der Einigung", wie es die Araber wegen des Verschwindens des letzten Thronprätendenten zu nennen pflegen, welches das Signal zur Wiederaufnahme der Angriffsbewegungen nach verschiedenen Seiten giebt, und es beginnen nun eine Reihe mit großer Energie geführter äußerer Kriege, welche mit einer kurzen Unterbrechung während des Aufstandes Abderrachmáns (S. 390) ein fast unaufhörliches Vordringen der Araber gegen Indien, Armenien und Byzanz, Afrika und schließlich Spanien darstellen. Niemals ist der Islám so nahe daran gewesen, sich den Erdkreis unterthan zu machen: daß er endlich doch zurückweichen mußte und mit dem Christenthume gleichzeitig die Keime der abendländischen Civilisation gerettet wurden, ist das Verdienst der beiden größten Kriegshelden des damaligen Europa: Leos des Isauriers, der thatkräftig die Einnahme Constantinopels durch die Saracenen verhinderte (98 = 717), und Karl Martells, dessen Schwert den Fortschritten der Araber in Frankreich ein Ziel setzte (114 = 732). Ueberall haftet die Schlacht von Tours und Poitiers im Gedächtniß der abendländischen Völker als die Befreiung von einer ungeheuren Gefahr; aber undankbar vergessen wir daneben der vielgeschmähten und verachteten Byzantiner, deren tapfere Vertheidigung ihrer Hauptstadt doch allein Constantinopel und Rom, die beiden Mittelpunkte der Christenheit, vor dem Ansturme des Islâms bewahrt hat. Der unbefangenen historischen Betrachtung gilt eins der beiden Ereignisse so viel wie das andre: im Osten wie im Westen mußte beinahe gleichzeitig die Schranke gezogen werden, die unser Volksthum vor

dem Einbruche stammfremder Eroberer wahren und die freie Entwicklung der europäischen Nationen zu sichern vermochte. Nicht diese Seite der gewaltigen Ereignisse aber ist es, die für unsere Darstellung in den Vordergrund tritt: froh, zu keinem vergeblichen Wettstreit mit dem größten Historiker der Gegenwart[1]) aufgerufen zu sein, beschränken wir uns, ihre Bedeutung für die Geschichte des Islâms zur Anschauung zu bringen.

Die Wege, auf welchen die Omaijaden zu erneuter Ausbreitung ihrer Herrschaft wohl noch mehr als des Glaubens ihre Heerschaaren voranwälzten, waren durch die geographischen Verhältnisse des langgestreckten Reiches sehr genau bestimmt. Ausschließlicher als heutzutage mußte damals der große Krieg zu Lande geführt werden, die Flotten konnten selbst unter günstigen Bedingungen nur gelegentliche Unterstützung weitausschauender Unternehmungen gewähren, nirgends für sich die Hauptentscheidung liefern. So standen dem Vordringen der Muslime lediglich die Lücken offen, welche zwischen Indischem Ocean, Kaspischem, Schwarzem und Mittelmeer bleiben. Auch diese werden im Osten und Norden durch die Gebirgsmassen Centralasiens und des Kaukasus nebst den Steppen zwischen Balkasch-, Aral- und Kaspisee, im Südwesten durch das Sandmeer der großen afrikanischen Wüsten größtentheils abgeschlossen. So bleiben nur die Felsenthore Indiens, Turkestans und Kleinasiens, weiter im Westen der schmale Küstenstreif Nordafrikas gangbar. Damit ergeben sich drei Schauplätze, auf welchen die Kriegsdramen der nächsten vierzig Jahre sich abspielen: Indien, Afghanistan und Turkestan im Osten, Armenien und Kleinasien im Centrum, Westafrika nebst Spanien und Südfrankreich im Westen. Von diesen entbehrt der östliche der eigenen maßgebenden Bedeutung. Es sind keine ebenbürtigen Kräfte, mit welchen die Araber hier zu ringen haben: Raum und Klima Indiens, die einst Alexander den Großen zur Umkehr genöthigt, waren den zahlreicheren Schaaren der Wüstensöhne ungleich weniger hinderlich, und die rauhe Tapferkeit der Türkenstämme entbehrte noch zu sehr einheitlicher Leitung, um die wohldisciplinirten Truppen der geübten muslimischen Generäle dauernd aufhalten zu können. Daher geht es hier einfach vorwärts, so lange die Erfolge auf den andern Kriegsschauplätzen eine Theilung der Kräfte des Chalifates gestatten und die von Abdelmelik und Haddschâdsch gefestigte Ordnung im Innern ungestört bleibt. Wir haben früher (S. 354f.) gesehen, wie Mohallab die Türkenländer zwischen Kâbul und Chiwa tributpflichtig gemacht hatte, bis durch den Bürgerkrieg und dann die Empörung Abderrachmâns (S. 377. 390) diese Gegenden wieder für einige Zeit dem Islâm verloren gingen. Mohallabs Sohn Jesîd, seit 82 (702) Statthalter von Chorassân, stand hinter seinem berühmten Vater nicht an Fähigkeiten, wohl aber an Charakter zurück: er sonnte sich auf dem Gipfel der Macht, zu welchem Mohallab sein Haus erhoben, in einer Unthätigkeit, welche er durch eine verschwenderische Freigebigkeit seiner Umgebung ruhm-

1) Ranke, Weltgeschichte V, 1, 204—293.

voll erscheinen ließ, und die er nur im Falle der Noth für allzu kurze Fristen unterbrach. Das war kein Mann für den einfachen, strengen und sparsamen Haddschâdsch, der zudem nicht begriff, wie man an den Grenzen des Reiches mit etlichen Zehntausenden verfügbarer Truppen ruhig sitzen bleiben könne; zudem war Jesîd das Haupt der Südaraber im Osten, welche der Keißite Haddschâdsch, mochte er, abgesehen von gelegentlichen Ausnahmen, des Reichsfriedens wegen sie nicht grade verfolgen, doch aus allen leitenden Stellungen zu verdrängen für zweckmäßig erachtete. So wurde Jesîd im J. 85 (704) abgesetzt, und Koteiba Ibn Muslim zum Statthalter von Chorassân ernannt, ein Mann aus dem Keisstamme Bâhila, der mit einem hervorragenden Feldherrntalent Ehrgeiz und Thatkraft verband. Mit dem Regierungsantritte Walîds (86=705) eröffnete er von Merw aus gegen die in viele Theilfürstenthümer zersplitterten Türkenstämme Transoxaniens eine Reihe von Feldzügen, welche, nicht ohne Zwischenfälle, die Einnahme von Peikend (87=706), Bochâra (90=709), Kesch (jetzt Schehrißebs, 91=710), Ssamarkand (93=712), Chwarism (Chiwa, 93=712) zur Folge hatten, und im J. 94 (713) zum ersten Male die muslimischen Waffen über den Sseihûn (Jaxartes) nach Fergâna und Schâsch (Taschkent) führten. Bis in das Gebiet von Kaschgar hinein soll einer allerdings zweifelhaften Nachricht zufolge Koteiba gelangt sein, als im J. 96 (715) der Tod Walîds und die Thronbesteigung Ssuleimâns einen Wechsel in der Besetzung der Statthalterposten veranlaßte. Haddschâdsch war bereits 95 (714) seinem Fürsten im Tode vorangegangen; der neue Herrscher wandte sich den Jemeniten zu, und Jesîd, der Sohn Mohallabs, schlug von Neuem in Merw sein glanzvolles und verschwenderisches Hoflager auf. Sein Hang zum Wohlleben konnte ihm die kalten Gegenden des Nordens, deren Flüsse im Winter das unerhörte Schauspiel des Zufrierens boten, nicht verlockend erscheinen lassen; um nicht ganz unthätig zu sein, machte er sich an die Unterwerfung der immer noch unbezwungenen (S. 354) Völker am Süd- und Ostrande des Kaspischen Meeres, deren Gebiet übrigens in der That den Zusammenhang zwischen Medien und den Ostprovinzen in unbequemer Weise unterbrach. Die Erfolge, welche er in Gorgân und Tabaristân davontrug, waren indeß sehr vorübergehender Natur und führten wieder nicht zur wirklichen Bewältigung der kriegerischen Bergvölker, wenngleich das mißliche Unternehmen durch immer noch leidliche Verträge einen äußerlich ehrenvollen Abschluß erhielt. Nachher blieb Jesîd ruhig in Merw, nur damit beschäftigt, den Einwohnern seiner Provinzen ungeheure Summen abzupressen und diese in mehr als fürstlicher Freigebigkeit und mehr als üppigem Aufwande zu vergeuden. Er hat damit erreicht, daß alle zeitgenössischen Dichter des Glanzes und der Milde des Hauses Mohallab voll sind, gleichzeitig aber die Staatscasse und noch mehr die seiner Verwaltung anvertrauten Gebiete aufs empfindlichste geschädigt. Mit Recht setzte ihn daher Omar II. im Jahre 100 (718) ab; indeß gelang es auch den in den nächsten Jahren in rascher Abwechslung einander folgenden Statthaltern nicht, die Eroberungen

Koteibas zu halten. Die eigenthümliche Politik Omars II. (unten S. 439f.) veranlaßte ihn, ernstlich an die Aufgabe Transoxaniens zu denken; der nächste Chalife, Jesîd II., kümmerte sich überhaupt um nichts, und so ist es kein Wunder, daß zwischen 107 und 120 (725. 738) im Osten Aufstand um Aufstand losbricht, bis nicht blos alles Land jenseits des Oxus, sondern auch Balch und Herat sich der Hoheit des Chalifen entzogen haben. Erst unter dem energischen Hischâm gelang es seit 120 (738) dem tüchtigen Naßr Ibn Sseijâr, die abgefallenen Provinzen mit Einschluß von Fergâna und Schâsch dem Reiche zurück zu gewinnen. Freilich nur für eine kurze Frist: der rasche Niedergang der Omaijadendynastie riß noch einmal die Herrschaft des Islâms über die Türkenländer mit sich in den Abgrund, aus welchem sie erst unter den Abbassiden zu dauernder Befestigung wieder emporstieg. — Schwieriger noch als in Transoxanien lagen die Dinge im jetzigen Afghanistan. Haddschâdsch begnügte sich mit einer mäßigen Tributzahlung des Türkenkönigs in Kâbul, dessen schwieriges Gebirgsland sogar dem Koteiba als ein „verteufelter Bezirk" Respect einflößte. Nach Walîds Tode wagte erst recht Niemand daran zu rühren, und der Herr von Kâbul konnte für lange Zeit ungestraft jede Anerkennung der Unterthänigkeit verweigern.

Aehnlich wie in Turkestan ist der Verlauf der Dinge im Südosten. Auch hier übertrug Haddschâdsch den Oberbefehl einem Keisiten, dem Mohammed Ibn Kâßim. Er war ein Vetter des Statthalters und ebenfalls ein kräftiger und begabter Feldherr. Nachdem er die Verhältnisse in Mekrân gesichert hatte, marschirte er von dort auf die Mündung des Indus und nahm die Stadt Deibul nach längerer Einschließung mit Sturm. Dann überschritt er den Indus, schlug ein großes Heer des Inderfürsten Dhâher (89=708) und setzte seinen Siegeslauf durch das Ssind stromaufwärts bis in das südliche Pendschab fort. Dort war Multân, wie noch heute, der vielbesuchte Wallfahrtsort für einen großen Theil des nördlichen Indiens; durch eine mühevolle Belagerung wurden die Einwohner zur Ergebung gezwungen (94=711), und die große Stadt fiel mit ihren unermeßlichen Schätzen in die Hände der Muslime. Hier aber, wie überhaupt in Indien, fanden es diese räthlich, ein Auge zuzudrücken: nicht minder um den vortheilhaften Zufluß der Pilger ungestört zu erhalten, als um die stammfremde Bevölkerung des weiten Gebietes gegen die verhältnißmäßig wenig zahlreichen Eroberer bei einigermaßen guter Laune zu erhalten, sah man von der Zerstörung der Götzenbilder ab und duldete, sehr gegen die Vorschrift des Korâns (oben S. 166. 203), die Fortdauer der heidnischen Ceremonien. Lange konnte trotzdem der neue Besitz nicht in voller Ausdehnung gehalten werden: auch Mohammed Ibn Kâßim ward nach Ssuleimâns Thronbesteigung abgesetzt und hingerichtet, seine Nachfolger machten sich zum Theil durch Treulosigkeit und Grausamkeit verhaßt, und so wurde es unter Hischâm (105 bis 125=724—743) nöthig, Festungen anzulegen, die wenigstens die Induslinie sicherten. Es war Amr, ein Sohn Mohammeds Ibn Kâßim, welcher

die ansehnlichste derselben gründete; sie erhielt den Namen Manßúra, „die Siegesstadt", und bildete von da ab den Regierungssitz der Provinz Ssind.

Vor Allem für seine unmittelbare Nachbarschaft hatte das „Jahr der Einigung" (74 = 693) dem Abdelmelik die Hände frei gemacht; wir dürfen erwarten, von diesem Zeitpunkte besonders das Verhältniß zu Byzanz eine durchgreifende Aenderung erfahren zu sehen. Nicht als ob der im Jahre 70 (oben S. 376 Anm. 1) von Abdelmelik erkaufte Frieden bis zum J. 74 gedauert hätte: kaum ein, höchstens zwei Jahre nach dem Abschluß ist er, nach dem eigenen Eingeständnisse der Byzantiner, von Justinian II. wieder gebrochen worden. Der Grund soll nach ihren Berichten folgender gewesen sein: Abdelmelik hatte sich unter Anderem zur Zahlung eines beträchtlichen Tributes verpflichtet. Die Münze, in welcher derselbe entrichtet wurde, trug natürlich, wie bis dahin alles im Westen des Chalifates umlaufende Geld, byzantinisches Gepräge (S. 276. 395); das schien die mit Vorliebe am Hofe von Constantinopel festgehaltene Selbsttäuschung zu bestätigen, daß noch immer die eigentliche Souveränetät über Syrien und Aegypten dem Kaiser zustehe, welcher nur auf Grund gewisser Verträge die zeitweilige Verwaltung dieser Provinzen den arabischen Vasallen zu überlassen die Gnade hatte. Als nun die Münzreform Abdelmeliks die griechischen Inschriften, das Kreuz und die Bilder auf den Geldstücken durch Koránsprüche ersetzt hatte, welche gradezu eine polemische Spitze gegen das Christenthum richteten, faßte der auf seine Würde mehr als selbst in Byzanz üblich eingebildete Justinian dies als directe Aufkündigung des Gehorsams seitens eines unbotmäßigen Lehnsmannes auf. Sein Stolz war nur empfindlicher geworden, seit er durch besiegte und darauf angeworbene Slaven sein Heer um 30 000 Mann kriegerischer Truppen hatte verstärken können: so achtete er nicht der vielleicht heuchlerischen, formell indeß gerechtfertigten Warnungen des Chalifen, erklärte den Vertrag für hinfällig und rüstete sich zum Kriege.

Was wir von Justinians Charakter wissen, empfiehlt diese Ueberlieferung, deren Inhalt auch der Sachlage durchaus angemessen erscheint. Chronologische Schwierigkeiten [1]) machen indeß die wirkliche Verknüpfung der Ereignisse

1) Für die Münzreform des Abdelmelik ergiebt sich bei den Arabern, wenn man die älteren Angaben kritisch sichtet, als Datum 74 und 75 (693/4). Wenn Ranke (Weltgesch. V, 1, 190 Anm. 2) nach einer arabischen Notiz das Aufkommen eigener Münzstempel ins J. 70 (689/90) setzt, so ist er durch eine unvollständige Angabe getäuscht worden. Es ergiebt sich aus dem Originaltexte Beládhoris (ed. de Goeje, S. 468), daß Móß'ab (S. 378 ff.) im Irák um d. J. 70 Dirhems schlagen ließ, auf denen sich der Name Allah und ein Segensspruch in arabischer Sprache befand; im Uebrigen, heißt es, waren sie „nach dem Stempel der Chosroen" geprägt. Es handelt sich hier also nur um die Setzung einzelner arabischer Worte auf die alten persischen Münzstempel, nicht um einen neuen Typus. Einen solchen hätte nun freilich nach dem Berichte Makrísis (bei de Sacy in der von Ranke S. 191 Anm. 2 angezogenen Schrift S. 16 f.) Abdallah Ibn Sobeír (hier S. 365 ff.) in Mekka zwischen 65 und 74 (685 bis 693) geschaffen. Angenommen aber, die Notiz dieses 800 Jahre späteren Schriftstellers sei authentisch, so ist damit für unsern Fall immer noch nichts bewiesen. Abdelmelik

wieder zweifelhaft und lassen es möglich erscheinen, daß die abweichende Behauptung der Araber Recht behielte, nach welcher der Unwille Justinians vielmehr durch ein Schreiben Abdelmeliks hervorgerufen worden sei, in dem nach der Sitte der Muslime koranische Wendungen der erwähnten Tendenz vorkamen. Danach wäre die Münzreform Abdelmeliks nicht als die Ursache, sondern als die Folge des Bruches mit Byzanz zu betrachten. Beide Ueberlieferungen stimmen jedenfalls darin überein, daß ein Etikettenstreit die Friedensstörung veranlaßte, nicht minder aber in der Ansetzung der ersten Hauptereignisse auf die Jahre 71 (oder 72) bis 75 = 691—694. Auffallend ist, daß Justinian, obwohl er den Krieg erklärt hat, nicht einmal bis an die syrische Grenze gelangt zu sein scheint; die erste größere Schlacht fand 71 (691) oder 73 (692) in Cilicien oder Cappadocien statt,[2]) also ziemlich weit in das byzantinische Gebiet hinein. Sie endigte mit einer Niederlage Justinians: der muslimische Feldherr Mohammed Ibn Merwán, ein Bruder des Chalifen, hatte durch klingende Ueberredungskünste die Slaven des Kaisers auf seine Seite gebracht; sie gingen zu ihm über, und die kaiserlichen Truppen mußten die Flucht ergreifen. Damit war das Signal zu erneuter Invasion Armeniens für die Muslime gegeben, deren Kräfte durch Ibn Sobeirs Tod soeben entfesselt wurden: schon im folgenden Jahre (73 oder 74 = 693) stürzten sich die Muslime auf das unglückliche Land, das nun wieder einmal alle Leiden der arabischen Raubkriege über sich ergehen lassen mußte. Erschwert wurden sie, wie stets, durch die inneren Zerwürfnisse, die unvermeidliche Folge der Uneinigkeit der Großen des Landes, die je nach

---

konnte keinesfalls die Münzen seines Nebenbuhlers in seinem Gebiete dulden, und ebenso wenig ist es möglich anzunehmen, er habe eine Maßregel des Prätendenten, mit welchem er im erbittertsten Kampfe lag, ohne Weiteres nachgeahmt. Ist somit der Anfang des Krieges nach den im Wesentlichen übereinstimmenden Ansätzen der Araber, Michael des Syrers (Ranke S. 193 Anm.) und des Theophanes in das Jahr 691 oder 692 (zwischen 71 und 73) zu setzen und sehen wir keine Möglichkeit, die Prägung arabischer Münzen über 74 (694) hinaufzurücken, so ist der byzantinische Bericht über den Grund von Justinians Friedensbruch hinfällig. Diese wie andere Schwierigkeiten der Art können gründlich übrigens nur durch eine eingehende Untersuchung der Chronologie des Theophanes gelöst werden, für welche hier nicht der Ort ist. Ich bemerke nur, daß nach v. Gutschmids in der Zeitschr. d. Deutschen Morgenländischen Gesellschaft XXIX S. 80 N. 1 gedruckter Beobachtung Theophanes in den fünfzig Jahre hinter der hier behandelten Zeit zurückliegenden Partien einen durchgehenden Fehler von zwei Jahren zeigt. Findet sich nun um das Jahr 70 (690) ein ähnlicher Fehler von drei Jahren, z. B. bei der Ansetzung von Haddschádsch' Zug nach Mekka auf A. M. 6181 (statt 6184 = Ende 72; Theoph. ed. de Boor I, 364), so gewinnt die scharfsinnige Vermuthung meines Collegen Rühl, daß ähnliche Differenzen bei dem Spanier Isidorus Pacensis auf die unterlassene Ausgleichung mohammedanischer Mond- und christlicher Sonnenjahre (oben S. 167, Anm. 1) zurückgehen möchten, auch für die betreffende Quelle des Theophanes Wahrscheinlichkeit und klärt die an unserer Stelle wie oben S. 376 Anm. 1 stattfindende Differenz zu Gunsten der Araber auf.

1) Ich halte die Schlacht bei Sebastopolis (Ranke S. 192) und die von Cäsarea (193) für verschiedene Versionen desselben Ereignisses.

ihren Sonderinteressen es bald mit den Byzantinern, bald mit den Saracenen hielten und die zersplitterten Kräfte in planlosen Aufständen verzettelten. Der Einbruch der Muslime begegnete diesmal anfänglich so gut wie gar keinem Widerstande; nachdem sie indeß den größten Theil des Landes in ihre Gewalt gebracht hatten, erlitten sie durch die Kühnheit eines tapferen byzantinischen Officiers eine Niederlage, die zu vorläufiger Räumung der eroberten Bezirke nöthigte. Justinian konnte einen erneuten Vorstoß gegen Syrien versuchen; aber mit Hilfe der übergetretenen Slaven, welche man bei Antiochia angesiedelt hatte, schlugen die Muslime den Angriff zurück (75 = 694), und so durfte im folgenden Jahre (76 = 695) Mohammed Ibn Merwân seine Züge nach Armenien von Neuem beginnen. Eine Weile fahren die Ereignisse auf beiden Kriegsschauplätzen fort sich gegenseitig zu bedingen. Bis 81 (700) verwüsten die Araber die Grenzbezirke Kleinasiens und hausen ungestört in Armenien; da bricht in Syrien die Pest aus, und gleichzeitig fängt Abderrachmâns Aufstand in Persien allmählich auch die Westhälfte des Reiches zu lähmen an. Wie die Byzantiner diese Gelegenheit wahrnehmen, Nordsyrien bis Antiochia zu plündern und ungeheure Schaaren[1]) der Einwohner zu tödten, so geht auch Armenien den Muslimen wieder verloren. Doch nur für den Augenblick; nach der Schlacht bei Deir-el-Dschamâdschin, in welcher die Rebellion Abderrachmâns gebrochen wurde, erreichte Mohammed noch in demselben Jahre (702 = 83) mit leichter Mühe die Uebergabe des Landes, und ein 703 (84) ausbrechender Aufstand wurde mit erbitterter Grausamkeit in Feuer und Blut erstickt. Gleichzeitig geht es auch in Kleinasien wieder vorwärts: Jahr auf Jahr überrennen die arabischen Horden in ihren Sommerfeldzügen immer weitere Bezirke, nähern sich, wenngleich nicht ohne gelegentliche Rückschläge, immer drohender der byzantinischen Hauptstadt. Ihre Unternehmungen werden von den inneren Wirren begünstigt, welche damals, in Verbindung mit den monotheletischen Streitigkeiten, wiederholte Palastrevolutionen in Constantinopel zur Folge hatten und den rasch aufeinander folgenden Kaisern nur selten gestatteten, auf den Schutz Kleinasiens bedacht zu sein. Auf zwei Straßen dringen hier die Saracenen seit Walîds Thronbesteigung (86 = 705) vor: nördlich, meist von seinem Bruder Maslama geführt, durch Cappadocien, Pontus und Galatien, südlich in der Regel unter Abbâs, einem Sohne des Chalifen, durch Cilicien; freilich nicht ohne gleichzeitige Kreuz- und Querzüge nach anderen Seiten. Die Araber wollen schon im J. 88 (707) Tyana, die wichtigste Festung Cappadociens, 89 (708) die phrygischen Städte Amorium, Dorylâum, ja nach Einigen sogar Heraklea am Pontus eingenommen haben, während im Süden 84 (703) Mopsuestia in Cilicien besetzt und stark befestigt wurde. Inzwischen sollen an der Nordgrenze Armeniens türkische Stämme lästig geworden sein, deren

1) 200 000 ist die vermuthlich übertriebene Angabe bei Theophanes, der ihr selbst nicht recht zu trauen scheint.

Züchtigung durch Maslama in dasselbe Jahr gesetzt wird; für die drei nächsten (90—92 = 709—711) hören wir nur allgemein von „Kriegszügen Maslamas gegen die Romäer", worauf 93 (712) die Eroberung von Tarsus und Sebastopolis in Cilicien durch Abbás, von Amasia in Pontus durch Maslama stattgefunden hätte. Letzteres Datum stimmt mit den byzantinischen Angaben, die für die vorangehenden abweichen, indem sie den Uebergang von Tyana an die Saracenen erst 709 erwähnen, von den übrigen Thaten der Muslime aber schweigen. Sie werden damit im Rechte sein; wenigstens ist Amorium später wiederum vergeblich von den Arabern belagert worden, sie haben es also vorher wohl nur gelegentlich gebrandschatzt. Von 712 ab stimmen beide Quellen wieder ganz leidlich: 94 (713) nimmt Abbás Antiochia in Pisidien, und in den folgenden Jahren steigt das Elend in Kleinasien wie in der Hauptstadt auf den höchsten Gipfel. Der schwache Kaiser Anastasius II. wird 716 von Theodosius III. entthront und ins Kloster gesteckt; aber dieser, ebenso wenig der schwierigen Lage des Reiches gewachsen, findet nur getheilte Anerkennung, die ihm insbesondere der Befehlshaber der noch in Anatolien stehenden Truppen weigert. Es ist Leo, der Isaurier, ein Officier von seltener Kühnheit und noch größerem Ehrgeiz, der zum Scheine die Treue gegen Anastasius festhaltend die Krone für sich selbst aus der allgemeinen Verwirrung mit kecker Hand herausgreifen wird. Der Saracene selbst ist bestimmt, ihm dazu Hilfe zu leisten und damit wider Willen dem feindlichen Staate Rettung statt des Verderbens zu bereiten. Maslama, der eben wieder mit seinen Schaaren heranrückte, war der Verhältnisse nicht unkundig: der Kaiser in der wohlbefestigten Hauptstadt mochte ihm gefährlicher scheinen als der unbotmäßige General, den er in Anatolien in der Hand zu haben glaubte. Eben belagerten zwei seiner Unterfeldherren Amorium; die mußten, während er selbst sich noch zurückhielt, dem Leo Aussichten auf den Beistand der Muslime gegen den Kaiser eröffnen. Aber der Grieche war an Schlauheit selbst dem Araber überlegen. Zum Schein ging er auf den Vorschlag ein, als Bürgschaft für die Aufrichtigkeit der Gesinnung die Aufhebung der Belagerung fordernd. Er brachte es wenigstens so weit, daß er die persönliche Verhandlung, zu welcher er furchtlos sich in das saracenische Lager vor Amorium begab, in die Länge zog, bis er durch heimliche Botschaften der bedrängten Stadt baldige Hilfe zugesagt und die Versicherung ihres unentwegten Ausharrens empfangen hatte; dann entwischte er glücklich der muslimischen Begleitschaar, welche ihn zum Abschlusse des Vertrages in Maslamas Gegenwart bringen sollte. Als diese getäuscht und beschämt ins Lager zurückkehrte, schien den Truppen die Lage mißlich zu werden; sie zerstreuten sich plündernd über das Land, und ehe der noch auf dem Marsche befindliche Maslama zur Herstellung der Ordnung herzueilen konnte, hatte Leo bereits Soldaten und Vorräthe in die Stadt geworfen und damit eine erneute Belagerung aussichtslos gemacht. Mißtrauisch geworden ließ der arabische Feldherr sich doch noch eine Weile durch Briefe und Botschaften

hinhalten. Ueber den Inhalt derselben sind wir nicht unterrichtet, wissen also auch nicht, welche Versprechungen Leo etwa gemacht hat; vielleicht ist es einfach das Herannahen der ungünstigen Jahreszeit gewesen, welches schließlich den Maslama hinderte, weiter nach Anatolien vorzurücken, wenngleich uns berichtet wird, daß er den Winter 716/17, welchen er mit dem Heere in Kleinasien zubrachte, immer noch auf die Erfüllung von Leos Versprechungen gebaut habe. Damit war für den Isaurier Alles gewonnen; daß er den Anmarsch der Feinde aufgehalten und die bedrohte Festung gerettet, schien dem griechischen Volke reichliche Gewähr für seine Tüchtigkeit und Thatkraft, und so fand beinahe überall der Vorgang der Männer von Amorium Nachahmung, die schon im Anfang ihn zum Kaiser ausgerufen hatten. Nach kurzem Widerstande ließ der friedliche Theodosius zu freiwilligem Verzicht sich bewegen, und am 25. März 717 (98) wurde Leo zu Constantinopel gekrönt.

Er hat das Vertrauen der Unterthanen auf seine kriegerischen Fähigkeiten mehr als gerechtfertigt und dem Sturme siegreich getrotzt, der von Neuem über Constantinopel hereinbrach. In der Hoffnung getäuscht, durch List sich des Bollwerkes der Christenheit zu bemächtigen, faßten die Muslime noch einmal alle Kräfte zu einem Hauptangriff zusammen. War auch Walîd schon 96 (715) heimgegangen, sein Bruder und Nachfolger Ssuleimân stand ihm, wenn an Herrschertugenden, doch keineswegs an Stolz nach. Großartige Verstärkungen wurden im Frühjahr 717 (99)[1]) zu Lande dem Maslama nachgeschickt, während gleichzeitig eine mächtige Flotte sich dem Bosporus näherte. Mitte August lagerte das muslimische Heer, nach Thracien übergesetzt, vor den Mauern von Constantinopel, und ein volles Jahr ward nun die Stadt, von allen Seiten eingeschlossen, auf das Heftigste berannt. Aber das Unternehmen war selbst für die Unerschrockenheit der siegesgewohnten Syrer allzu gewaltig. Weit über hundert Meilen von ihrer Operationsbasis, der Euphratlinie, entfernt, mußten sie den Rücken und die Flanken durch Streifzüge in Kleinasien und Thracien decken, die Lebensmittel durch Ausraubung derselben Bezirke zu gewinnen suchen, was nicht ohne mannigfache Verluste, besonders gegen die Bulgaren der Balkanhalbinsel, möglich war. Die Winterstürme und das griechische Feuer verheerten ihre Flotte, die ungewohnte Kälte, der Mangel an Lebensmitteln und die in Folge dessen ausbrechenden Krankheiten legten den Mannschaften die härtesten Leiden auf und schwächten das Heer auf das Empfindlichste; dazu war die Thatkraft des Volkes von Constantinopel durch die Größe der Gefahr und das Beispiel des mannhaften Leo aufs Aeußerste gesteigert und begegnete dem Angriff mit erfolgreichem Widerstande. Am 15. August 718 (100) hob Maslama die Belagerung auf. Die Byzantiner haben den Tag seitdem festlich begangen, die Araber ungern der peinlichen Niederlage gedacht, aus welcher nur mit Mühe auf einem verlustreichen Rückzug durch Kleinasien die Reste des sieglosen Heeres sich in die Heimath retten konnten.

1) Die Araber setzen die Belagerung von Constantinopel ein Jahr früher an; die Byzantiner sind aber hier zweifellos im Recht.

Es war der zweite Versuch des Islâms gewesen, die Stadt Constantins zu bezwingen, und für mehr als siebenhundert Jahre sollte es der letzte sein. Zwar konnte Niemand erwarten, daß Abdelmeliks Söhne sich ohne Weiteres in ein so unerwartetes Mißgeschick finden würden. Der Verlust Kleinasiens, dessen nicht eben zahlreiche muslimische Colonisten sofort zurückgenommen werden mußten, hatte nur für kurze Frist neue Schwierigkeiten in Armenien zur Folge, das seit 102 (721) schon wieder fester angepackt werden konnte; und als mit dem Regierungsantritte Hischâms (105 = 724) wieder ein frischer Zug in die äußeren Unternehmungen kam, mußte auch Kleinasien von Neuem die alte Geißel fühlen. Trotzdem aber der unermüdliche Maslama 108 (726) Cäsarea in Cappadocien einnahm, und zahlreiche Streifzüge seit dieser Zeit, in welcher der Bilderstreit das griechische Reich zu zerrütten begann, die arabischen Horden wieder tief in die Halbinsel hineinführten, so ist doch eine dauernde Besitznahme größerer Landstriche nicht mehr möglich gewesen, und als der schnelle Niedergang der Omaijaden nach Hischâms Tode (125 = 743) auch diese Grenze den Gegnern bloslegte, vermochte Kaiser Constantin V. im Jahre 127 (745) bereits Mar'asch (Germanicia) in Nordsyrien, 133 (751) Malatia, die wohlgehütete Grenzfeste Mesopotamiens am Euphrat, und sogar das mitten in Armenien gelegene Theodosiupolis (Erzerum) zu erobern, zahlreiche Gefangene von dort und aus den benachbarten Strichen des Landes fortzuführen. Erst nach der Befestigung der abbassidischen Herrschaft gelang es hier wieder eine sichere Grenzlinie für den Islâm zu schaffen.

Vielfach mit den Byzantinerkriegen verflochten erscheinen die Verhältnisse im Kaukasus. Das Hochgebirge selbst blieb freilich unter dem Chalifate stets unzugänglich, aber den ganzen Südrand, die Gebiete der Abasgen, Lazen und Iberer finden wir im Jahre 717 (98) in vorübergehendem Besitz der Muslime, und Türken und Chasaren, die von ihren Sitzen im Norden des Passes von Derbend häufige Einfälle in Armenien zu machen liebten, haben sie durch eine ganze Reihe von Feldzügen abwehren müssen, die nach ihrer Niederlage vor Constantinopel aus dem natürlichen Bestreben, nun wenigstens die Nordgrenze ordentlich zu sichern, nur zahlreicher und kräftiger wurden. Auch hier kämpfte Maslama mit wechselndem Erfolge 110—113 (728—731); besonders aber hat Merwân, der Sohn von Abdelmeliks Bruder Mohammed Ibn Merwân (oben S. 414f.), seit dem Jahre 114 (732), wo ihn Hischâm zum Statthalter von Armenien und Adherbeidschân ernannte, wiederholte Vorstöße weit in das Chasarenland hinein geführt. Dauernd vermochten sich die Araber indeß nördlich des Kaukasus um so weniger festzusetzen, als die Küstenvölker an den Rändern des Kaspischen Meeres immer unbotmäßig blieben und auch durch einen gründlich durchgeführten Feldzug im Jahre 121 (739) nicht für lange zur Ruhe gebracht werden konnten. Doch wurde die Absicht, das östliche Armenien und Adherbeidschân wirksam zu schützen, im Wesentlichen erreicht.

Bestehen die Erfolge, welche die Heere der Omaijaden auf den östlichen und centralen Kriegsschauplätzen davon getragen, hauptsächlich in der Wieder-

gewinnung, Erweiterung und Sicherung von Gebieten, die bereits unter Othmán und Moáwija zeitweilig dem Chalifen unterthan gewesen waren, so ist der Westen bestimmt, noch einmal das unerwartete Schauspiel zu gewähren, das unter Omar sich im Orient ereignet hatte: den plötzlichen Zusammensturz eines scheinbar mächtigen, aber durch innere Wirren untergrabenen Reiches, das auf den ersten Stoß den selbst erstaunten Angreifern zur Beute fällt. Die Zerstörung des Westgothenreiches und die wie mit einem Zauberschlage vollzogene Unterwerfung Spaniens bildet gleichzeitig den Höhepunkt und den Abschluß des zweiten Zeitalters der mohammedanischen Eroberungen, welche fast in demselben Augenblicke jetzt die Grenzen Chinas und die Küsten des atlantischen Oceans erreichen, und bezeichnet den glänzendsten Augenblick in der Geschichte des arabischen Volkes dicht vor dem beginnenden Niedergange seiner kurzlebigen Weltherrschaft. Wieder ist es Walid, der nicht ohne eigenes Verdienst erntet, was Abdelmelik gesäet hat.

Wir verließen (S. 353) die Muslime in Afrika in dem kritischen Augenblicke, wo Niederlage und Tod des allzukühnen Okba ihre letzten Errungenschaften vernichtet und sie auf Barka zurückgeworfen hatte. Erst seitdem Abdelmeliks Bruder Abd El-Asis (S. 396) Aegyptens Verhältnisse geordnet (65 = 685), konnte man daran denken, die Scharte einigermaßen auszuwetzen; wie es heißt auf Abdelmeliks directen Befehl unternahm der Jemenite Soheir Ibn Keis etwa im Jahre 69 (689) einen Streifzug in die Gegend des Keirowán, das sich jetzt in den Händen der Berbern befand, wie die Provinz von Karthago wieder von den Byzantinern gehalten wurde Beide vereinigten sich gegen die Eindringlinge; aber Soheir blieb Sieger und verwüstete, auf das neubesetzte Keirowán gestützt, das Land bis Tunis hin, als ihm gemeldet wurde, daß in seinem Rücken eine griechische Flotte Truppen in Barka gelandet habe. Die Reiterschaar, mit welcher er zurückeilte, die gefährliche Diversion unschädlich zu machen, war zu schwach und wurde von den Kaiserlichen in Stücke gehauen; Soheir selbst kam in dem Gefechte um, und ganz Afrika wäre auf ein Haar verloren gewesen; Uneinigkeit zwischen den Berbern und Griechen hat, wie es scheint, die Ausnutzung ihres Sieges verhindert. Doch erst seit dem „Jahre der Einigung" (74; oben S. 409) war Abdelmelik im Stande, erhebliche Streitkräfte für den Westen verfügbar zu machen. Es sollte gründlich durchgegriffen werden; die mit großer Sorgfalt betriebenen Rüstungen nahmen längere Zeit in Anspruch, dafür sah aber der im Jahre 77 (696) zum Oberbefehlshaber ernannte Hassán Ibn No'omán, ebenfalls ein Jemenite, sich an der Spitze eines Heeres, dessen 40000 Mann schon durch ihre Anzahl eine ganz andere Bürgschaft des Erfolges boten, als die kleinen Schaaren seiner Vorgänger. In der That bemächtigte er sich rasch des Gebietes von Karthago, besiegte die Byzantiner und erstürmte die Stadt, deren Einwohner kaum zum Theil über die See nach Sicilien und Spanien zu entkommen vermochten. Auf die Nachricht von dem Verluste des wichtigen Postens, der für die Sicherheit Siciliens fürchten ließ, schickte Kaiser Leontius

unter dem Patrikios Johannes seine ganze Flotte nach Afrika; der Patrikios drang in den Hafen von Karthago ein, warf die Araber aus der Stadt und den benachbarten Ortschaften und hielt sich den ganzen Winter 697/8 (78), bis Hassán, zu dessen Unterstützung inzwischen die muslimische Seemacht herangezogen war, ihn zu Lande und zu Wasser schlug und zur Heimkehr zwang. Auf derselben empörten sich die über die Niederlage verstimmten Mannschaften, tödteten den Johannes und riefen ihren Rädelsführer zum Kaiser aus; damit beginnen die neuen Bürgerkriege, welche nicht minder die Fortschritte der Araber in Kleinasien begünstigen (S. 415), als sie die Wiederholung byzantinischer Unternehmungen nach Afrika verhindern. Als dann Leo der Isaurier Constantinopel vor dem Angriffe Maslamas bewahrt hat, zerstört er durch seinen Bildersturm abermals die kaum gerettete Einigkeit und Ordnung des Reiches und damit verschwindet die letzte Möglichkeit, die Stadt des heiligen Augustin für die Christenheit zurückzugewinnen. Freilich hätte man sie als Trümmerhaufen wiedergefunden: um die Wiederholung der letzten Ereignisse zu verhüten, waren auf Hassáns Befehl die Mauern gebrochen, die Gebäude niedergerissen worden, und bald bedeckte der Wüstensand Afrikas die Stätte der einstmaligen Nebenbuhlerin des ewigen Rom.

Noch ein stärkerer Gegner indeß blieb zu bewältigen: die streitbaren Berbern waren noch immer keineswegs gesonnen, sich dem Islám zu fügen. Ihre Stammverfassung, damals wie heute der Natur des Landes gemäß dem Beduinenwesen zum Verwechseln ähnlich, erschwerte eine Zusammenfassung der gesammten Volkskraft in demselben Grade wie der arabische Particularismus vor Mohammed. Aber wenn oft die drohende Unterjochung durch eine fremde Rasse in freiheitsliebenden Völkern in der Stunde der höchsten Gefahr einen Saul, Vercingetorix, Hermann erweckt, dessen gewaltige Persönlichkeit für einen Augenblick dem Hader und der Eifersucht Stillschweigen auferlegt und die ganze Nation dem Eroberer geeinigt entgegenstellt, so fand hier ein kühnes Weib den Muth in sich, die Heldin eines gewaltigen Kampfes zu werden. Wie bei den alten Germanen, genossen bei den Berbern die Frauen einer hohen und eigenthümlichen Verehrung, welche ihnen die Rolle von Priesterinnen und Prophetinnen zuwies. Eine solche war es, die jetzt um ihren Sitz im Aurás-Gebirge[1]) die Berberstämme zu gemeinsamer Vertheidigung sammelte. Ihren Namen kennen wir nicht; el-Kâhina „die Wahrsagerin" nennen sie die Araber. Dem Aufgebote, welches ihrem Rufe folgte, war selbst Hassáns Heer nicht gewachsen; in einem Flußthale nördlich vom Aurás erlitt es eine Niederlage, und abermals wurden die Muslime bis weit über Keirowán hinaus zurückgedrängt. In der Nähe der großen Syrte konnten sie endlich Halt machen und sich durch ein paar Forts verschanzen, die später noch als „Burgen Hassáns" bekannt waren; hier mußten sie neue Verstärkungen abwarten (79 oder 80 = 698. 699). Inzwischen aber brach in Ostpersien die Empörung des Abderrach-

1) Mons Aurasius der Alten, noch heute Dschebel Aurès, südlich von Constantine.

mán aus (S. 390); erst als diese unterdrückt war, etwa im Jahre 84 (703), konnte Abdelmelik daran denken, weitere syrische Truppen nach Afrika zu schicken. Sofort ging Hassán zum Angriff über. Fünfmal bereits hatten die Berbern islamische Heere im Lande gehabt, und die Prophetin war keinen Augenblick im Zweifel gewesen, daß sie auch das sechste Mal wiederkommen würden. Ihr Entschluß stand fest, für die Freiheit ihres Volkes Alles zu versuchen; so hatte sie den ungeheuren Plan gefaßt, das offne Land zur Wüste zu machen, in welcher die vordringenden Araber weder Halt noch Lebensmittel fänden und den aus den Bergen herabstürmenden Berbern zur sicheren Vernichtung anheimfielen. Fast niemals ist die Masse fähig, die großen Gedanken weitschauender Voraussicht zu würdigen: auch hier zeigte sie sich unwillig, dem eben errungenen Siege Opfer folgen zu lassen, wie sie kaum die schlimmste Niederlage hätte fordern können. Die Getreuen der Prophetin setzten die befohlenen Verwüstungen ins Werk; aber die meisten Stämme murrten, und die alte Zwietracht hob gefährlicher denn je das Haupt. Die Prophetin mußte erkennen, daß Alles vergeblich war: als der Anmarsch Hassáns gemeldet wurde, sandte sie ihre Söhne dem arabischen Feldherrn mit der Weisung zu, in seinem Lager den Islám anzunehmen und mit den Fremden gemeinsame Sache zu machen; der königlichen Prophetin selbst geziemte nur der Tod im letzten Verzweiflungskampf. Sie fand ihn nach der blutigen Vernichtung ihres Heeres an einem Brunnen im Aurásgebirge, der noch sechshundert Jahre später der „Brunnen der Káhina" hieß.

Der Widerstand der Berbern gegen den Islám war gebrochen. An ihrer alten Religion mußten sie irre werden, nachdem ihre Prophetin dem neuen Glauben unterlegen war; die einfache Lehre Mohammeds empfahl sich von selbst einer Rasse, deren Fähigkeit zu abstractem Denken so gering ist, wie ihr männlicher Unabhängigkeitssinn hervorragend. Beide Eigenschaften des merkwürdigen Volkes haben von da ab die Geschichte Afrikas und Spaniens in maßgebender Weise bestimmen helfen. Jene machte sie theologischen Spitzfindigkeiten abgeneigt, einer handfesten Orthodoxie und mancherlei abergläubischen Vorstellungen ergeben; dieser ließ ihnen mit der Treue gegen die angenommene Religion den fortdauernden Widerwillen gegen die fremden Eroberer durchaus vereinbar erscheinen. Kaum hatte daher ihr tapferes Schwert das Westgothenreich zertrümmern und die Herrschaft des Isláms in Spanien begründen helfen, als es sich bei der ersten Gelegenheit wider die unangenehmen Glaubensgenossen wandte und das eben geknüpfte Band zwischen dem Chalifenreiche und dem Westen wieder zerhieb; und eben dies Mißverhältniß ist es gewesen, das nach Jahrhunderten wechselnder Einigungen und Zerwürfnisse den Verlust Spaniens für den Islám herbeigeführt hat.

Hassán war eben beschäftigt, seinen Sieg ausnutzend die Verwaltung des nunmehr gesicherten Bezirkes, welcher etwa bis an die Grenze des alten Numidiens (der jetzigen Provinz Constantine) reichte, zu ordnen und gleichzeitig die Unterwerfung des übrigen Westafrika vorzubereiten, als er plötzlich

seines Commandos enthoben wurde. Seit dem Tode Okbas hatte eine selbständige Statthalterschaft Afrika (S. 353) keinen Sinn mehr gehabt; so war Hassán wieder dem Statthalter Aegyptens, Abdelmeliks Bruder Abd El-Asîs, untergeordnet worden. Dieser sollte, wie wir oben (S. 396) gehört haben, um das Jahr 84 (703) zum Verzicht auf die ihm zustehende Thronfolge gedrängt werden. Er weigerte sich dessen und mochte in der Befürchtung gewaltsamer Maßregeln von Seiten des Chalifen das Bedürfniß empfinden, sich für den Nothfall an dem afrikanischen Heere einen sichern Rückhalt zu schaffen. Hassán war in Damaskus selbst mit dem Oberbefehl betraut worden und vermuthlich der Regierung treu ergeben, welche im Westen des Reiches sich den Jemeniten noch keineswegs so grundsätzlich abgeneigt bewies, wie Haddschádsch im Osten; jedenfalls konnte sich Abd El-Asîs nicht auf ihn verlassen. Er berief ihn zu sich (etwa 85 = 704) und empfing ihn auf das Ungnädigste; kaum daß er nach Damaskus zu entkommen vermochte. Abdelmelik versprach dem Entrüsteten Genugthuung; er aber weigerte sich, ferner einem Omaijaden zu dienen. Gleichzeitig kam die Nachricht vom Ableben des Abd El-Asîs, nicht viel später wurden neue Erfolge aus Afrika gemeldet, und diese bestimmten Abdelmelik oder Walid, welcher ungefähr gleichzeitig (86 = 705) zur Regierung kam, den von Abd El-Asîs auf Hassáns Posten gesandten Nachfolger in seiner Stellung zu belassen.



Kupfermünze des Múßa Ibn Noßair.
Berlin, Kgl. Münz-Cab.
Avers: barbarische Nachahmung eines oströmischen Typus.
Revers: das byzantinische Stufenkreuz (oben S. 276) mit der Umschrift AMIRA MVZE F NVSIR d. h. „Der Emir Múßa Sohn (Filius) des Noßair."

Viel zu loben hatte man bisher an diesem nicht gefunden. Aus persönlichen Gründen dem Abd El-Asîs unbedingt ergeben, verdankte Múßa Ibn Noßair es nur seinem Beschützer, daß er, der Veruntreuung von Staatsgeldern in einer früheren Stellung überführt und zu empfindlicher Buße verurtheilt, sich schließlich nach Aegypten retten konnte. So allgemein derartige Vergehen schon in nächster Zeit werden sollten — der gefeierte Jesîd Ibn Mohallab plünderte kaum ein Jahrzehnt später ungescheut die Staatscassen Choraßáns — so gehörte doch unter Abdelmelik und Walîd eine nicht gewöhnliche Frechheit dazu, sich auf solchen Wegen finden zu lassen. Außer der Habsucht entstellten Neid und Härte Múßas Charakter; aber er war ein vorzüglicher General, und das war hier die Hauptsache. Als Jemenite paßte er zu Hassáns Truppen, welche er nun, durch bekehrte Berbern verstärkt, in raschem Siegeslauf bis an den atlantischen Ocean zu führen begann. Die Geschichte dieser Eroberung ist im Einzelnen sehr unsicher; doch steht fest, daß die Unterwerfung des Nordrandes von Afrika bis Tanger (arab. Tandscha) sowie der Bezirke von Dára'a und Ssidschilmáßa (Tafilelt) im Innern während der nächsten Jahre (87—90 = 706—709) durchgeführt ward, unter mancherlei Kämpfen, aber doch ohne irgend erhebliche Schwierigkeiten: das Beispiel ihrer östlichen Landsleute mochte den Berbern des Westens

die Annahme des Islâms in manchen Fällen erleichtern, während die Kenntniß des Landes und der Sprache, welche jene den Arabern mitbrachten, die Feldherrntüchtigkeit Mûßas glücklich zu ergänzen geeignet war. Längeren Widerstand fand man nur an einem Punkte. Wie an so vielen Stellen des Mittelländischen Meeres hatte Byzanz selbst bei den Säulen des Hercules von dem Erbe des alten Rom einen kleinen Rest behalten: die Feste Ceuta mit ihrer unmittelbaren Umgebung. Der sie um diese Zeit für den Kaiser hielt, war Julian, ein byzantinischer Graf (comes). Trotz längerer Belagerung war Mûßa nicht im Stande, sich des Platzes zu bemächtigen; er besaß keine Flotte, während dem Comes mehrere Schiffe zur Verfügung standen, die von der See her die Besatzung verproviantiren konnten. Trotzdem war Julians Lage eine sehr unsichere. Freilich konnte er mit seinen Schiffen das gegenüberliegende Spanien in wenig Stunden erreichen; aber wenn auch von Christen bewohnt, war es für ihn ebenfalls feindliches Land. Von je her war zwischen Westgothen und Byzantinern übler Wille gewesen: hatten doch jene nach der Eroberung Spaniens für einen Augenblick auch nach dem griechischen Afrika herübergegriffen und 544 kurze Zeit hindurch Ceuta besetzt gehalten, diese aber sich dafür durch Angriffe auf das südöstliche Spanien gerächt, von dem sie einzelne Theile bis 631 festhalten konnten. Noch kurz vor dem Auftreten der Araber hören wir von Feindseligkeiten zwischen Gothen und Griechen, und je näher die Gothen das Beispiel der stammverwandten Vandalen hatten, welche im sechsten Jahrhundert von den byzantinischen Feldherren vernichtet worden waren, um so unangenehmer mußte ihnen der Vorposten der wenn auch weit entfernten Ostmacht unmittelbar vor den Thoren ihres Reiches sein. Obgleich wir also darüber keine positiven Ueberlieferungen haben, sind wir doch kaum berechtigt, an ein freundliches Verhältniß zwischen Julian und seinen übermächtigen spanischen Nachbarn zu glauben[1]), und

1) Dieser Grund ist es, der mich veranlaßt, von der gewöhnlichen Ueberlieferung der Eroberungsgeschichte Spaniens abzuweichen. Es ist bekannt, daß die viel späteren arabischen Berichte hier eine romantische Geschichte erzählen. Julian, so heißt es, stand in freundschaftlichen Beziehungen zu Roderich, dem letzten Könige der Westgothen. An den Hof desselben sandte er zu ihrer Ausbildung seine Tochter; der ausschweifende König aber verführte das junge Mädchen. Aus Rache warf der beleidigte Vater sich den Arabern in die Arme, spornte sie zur Eroberung Spaniens an und lieh ihnen bei dem Unternehmen hilfreiche Hand. Schon der Name, welchen die muslimischen Schriftsteller Julians Tochter geben (el-Kachba „die Ehrlose", woraus die Spanier nachher Doña Cava gemacht haben), ist verdächtig; das übrige im Text angeführte Material entnehme ich Dahn, die Könige der Germanen, VI (2. Aufl., Leipzig 1885 S. 686. 690), welchem ich mich in der Verwerfung der Anekdote von der Cava anschließe, während mir die Existenz Julians durch Dozy, Recherches ²I, 64ff. erwiesen scheint. Schließlich mache ich noch darauf aufmerksam, daß nach den beiden einzigen fast gleichzeitigen spanischen Quellen, die uns zugänglich geblieben sind, Roderich erst nach Beginn der arabischen Einfälle im Jahre 711 selbst die Krone an sich gerissen hat; vergl. Ranke, Weltgesch. V, I, S. 212; Fournel, Les Berbers. Étude sur la conquête de l'Afrique par les Arabes. T. I. Paris 1875, p. 238 n. 1.

begreifen die Möglichkeit, daß jener, der seit dem Verluste Karthagos Hilfe von Constantinopel ebenso wenig zu erwarten hatte, wie eine freundliche Aufnahme bei den Westgothen, es vorzog, sich mit den Arabern friedlich zu einigen, wobei er wenigstens dem Erbfeinde jenseits der Meerenge einen Streich spielen konnte. Mag aber immerhin der Beweggrund zweifelhaft sein, die Thatsache ist nicht wohl zu bestreiten, daß der Comes sich mit den Arabern verglich, Ceuta ihnen öffnete und ihren weiteren Unternehmungen mit Rat und That beisprang. Weder an ihm freilich noch sonst an einer einzelnen Person lag es, wenn die nächsten Ereignisse einen geradezu erstaunlichen Verlauf nahmen.

In verstärktem Maße nämlich fanden sich in Spanien um diese Zeit ganz dieselben Verhältnisse vor, welche achtzig Jahre früher das Ende der byzantinischen Herrschaft in Syrien und Aegypten beschleunigt hatten. Die Mißstände der römischen Fiscalität, welche mit Ausnahme der wenigen privilegirten Großen das Volk in der schonungslosesten Weise aussog, waren von den Westgothen nicht beseitigt, sondern durch Einführung neuer Lasten für die Unfreien gesteigert. Während eine kleine Minderheit in Reichthum und Ueppigkeit schwelgte, führten die Massen ein wahrhaft klägliches Dasein. Die Kirche, welche vor der Bekehrung der arianischen Gothen zum Katholicismus sich der Gedrückten angenommen, fand seit jenem Zeitpunkte (587) ihren Vortheil darin, sich den Bedrückern beizugesellen; die Leiden der Leibeigenen und der Gemeinfreien kümmern die Bischöfe nicht, welche jetzt selbst an den Vorrechten des Adels theilzunehmen berufen sind. Von allen Bedrängten die Bedrängtesten waren die schon damals in Spanien ziemlich zahlreichen Juden. Bald nach dem Uebertritt des Königs und der Adligen zum Katholicismus, schon im Jahre 616, dringt der berühmte Satz der Glaubenseinheit durch: man zwingt die Juden den väterlichen Glauben abzuschwören, straft die Widerspenstigen durch Geißelung und Vermögensconfiscation. Um in jedem Falle das Erlöschen des gehaßten Bekenntnisses herbeizuführen, nimmt man den jüdischen Eltern die Kinder fort, um sie in Klöstern oder christlichen Familien erziehen zu lassen. Wie oft auch der in früheren Zeiten erworbene und heimlich bewahrte Reichthum die Einzelnen vor der vollständigen Durchführung solcher Vorschriften gerettet haben mag, die Verfolgung war eine rücksichtslose. Und als im J. 694 eine Verschwörung der also Gemißhandelten an den Tag kam, beschloß auf Anregung des Königs Egika das siebenzehnte Concil von Toledo kurzweg, sämmtliche Juden nach Wegnahme ihres Besitzes zu Leibeigenen zu machen und fern von ihren Wohnorten unter die Christen zu vertheilen. Daß nach solchen Erweisungen christlicher Liebe diese Feinde Gottes die Frechheit hatten, die ihnen Freiheit und Duldung bringenden Araber mit Freuden zu begrüßen und ihnen jeden Vorschub zu leisten, mag in der That, wie spanische Schriftsteller ihnen heute noch mit großem Ernste vorwerfen,[1]) ein Zeichen der alten Herzenshärtigkeit und der Rachsucht dieses abscheulichen

1) S. die Stellen bei Dahn, Könige der Germanen ²VI, 679.

Volkes sein; Christen, besonders spanische, pflegen in solchen Fällen ja allerdings Böses mit Gutem zu vergelten.

Es ist wohl möglich, daß Julian von diesen Verhältnissen jenseits der Meerenge einige Kenntniß gehabt hat. Es wäre aber kaum vorsichtig, auf die vorauszusetzende Geistesschärfe seiner immerhin etwas problematischen Persönlichkeit allzu umfangreiche Vermuthungen zu gründen. In jedem Falle lag ihm daran, die verhaßten Spanier nach Möglichkeit zu kränken: so ist es wohl glaublich, daß er Múßa den Gedanken eingegeben hat, einige Raubzüge nach der gegenüberliegenden Küste zu unternehmen.[1]) Der Statthalter überließ das untergeordnet scheinende Geschäft seinen Officieren. Einer seiner Freigelassenen, Abu Sor'a Tarif, setzte im J. 91 (Juli 710) auf Schiffen Julians mit 500 Mann über, landete an der Südspitze Spaniens, wo das Städtchen Tarifa noch heute seinen Namen trägt, und kehrte nach Ausplünderung der Umgegend von Algeciras mit Beute beladen zurück. Hierdurch ermuthigt, wiederholten die Muslime die Razzia[2]) im folgenden Frühjahr mit verstärkten Kräften: Tárik Ibn Sijád, ein anderer Freigelassener Múßas, ging mit 7000 Berbern[3]) über die Meerenge. Die geringe Anzahl von Fahrzeugen, über welche man im Westen verfügte, gestattete nur immer eine kleine Abtheilung zu befördern: so nahm Tárik von dem riesigen Felsen Besitz, welchen die Alten Calpe nannten, der seitdem aber den Namen des Eroberers trägt[4]); der gewährte ihm eine unangreifbare Stellung, bis sämmtliche Mannschaften beisammen waren. Mit ihnen fiel er dann über das Land her, und war bis zu dem See von Janda[5]) vorgedrungen, als er vernahm, daß ein bedeutendes Gothenheer im Anzuge sei.

Der Angriff der Mohammedaner traf Spanien im Augenblicke einer

---

1) Ob er oder Múßa von vorn herein an die Eroberung der ganzen Halbinsel gedacht hat, ist nicht auszumachen. Die arabische Tradition bejaht es, fügt aber hinzu, der Chalife Walíd habe auf die Anfrage seines Feldherrn nur Recognoscirungen erlaubt und davor gewarnt, daß etwa ein größeres Heer den Gefahren einer überseeischen Unternehmung ausgesetzt werde. Letztere Anschauung ist die des ersten Omar (vgl. S. 260) und jedenfalls nachträglich von diesem auf Walíd übertragen, welcher doch die weit bedenklichere Expedition nach Constantinopel, wenn nicht ausgeführt, so doch geplant hat. Auch sonst ist im Folgenden nicht Alles klar: Múßa, der nach den arabischen Berichten kurz vor der Schlacht von Xeres de la Frontera dem Tárik Hilfstruppen schickt, ist nachher von den Erfolgen seines Unterfeldherrn so wenig unterrichtet, daß erst ein volles Jahr später seine Eifersucht auf Jenes Thaten ihn nach Spanien führt. (Vgl. Anm. 3 zu S. 427). Vermuthlich ist die Notiz richtig, daß er sich nach Vollendung der Einnahme Westafrikas nach Keirowán, dem gewöhnlichen Sitze des Statthalters, zurückbegab (Fournel, Les Berbers, I, 236. 254), dem Tárik die Verwaltung des Westens überlassend, mit der Erlaubniß gelegentliche Streifzüge nach Spanien zu unternehmen. Ich habe mich bemüht, im Text das Sichere vom Zweifelhaften möglichst zu scheiden. 2) Razzia ist das arabische Wort gházija, welches ursprünglich eine Streifschaar, dann auch den von einer solchen ausgeführten Handstreich bezeichnet. 3) Wahrscheinlich war Tárik selbst ein Berber, doch steht das nicht ganz fest. 4) Gibraltar, das ist Dschebel Tárik „der Berg Táriks". 5) Sprich Chanda; zwischen Gibraltar und Cadiz.

gefährlichen Krisis. Zu den vorher angedeuteten allgemeinen Ursachen der Schwäche des westgothischen Reiches hatte sich eben ein Thronwechsel unter bedenklichen Umständen vollzogen. König Witika war gestorben oder gestürzt, sein Nachfolger Roderich ein Usurpator, wenn er auch nicht ohne die Aufforderung der Großen nach der Krone gegriffen und damit Witikas Söhne ihres Erbrechtes beraubt hatte. Die Gründe einer so auffallenden Unregelmäßigkeit sind zweifelhaft. Nach der gewöhnlichen Annahme hätte Roderich schon im Jahre 90 (709), jedenfalls vor Julians Vertrag mit den Arabern, sich der Herrschaft bemächtigt: aber es fällt dem gegenüber schwer in die Waagschale,[1]) daß von den in Betracht kommenden spanischen Chronisten[2]) die beiden ältesten, fast gleichzeitigen, das Datum 711, zwei jüngere wenigstens 710 überliefern. Wenn wir dazu nehmen, daß schon im Juli 711 der König mit dem Heere Tárik gegenübersteht, so können wir uns des Verdachtes nicht erwehren, daß eben der vorjährige Einfall der Muslime unter Tarif die Veranlassung gegeben haben mag, die höchste Gewalt dem Roderich zu übertragen, der als ein tapferer und energischer Mann bezeichnet wird. Man kann aber nicht zweifeln, daß die Unrechtmäßigkeit dieses Verfahrens unter den Verwandten und persönlichen Anhängern des vorigen Königs großes Mißvergnügen hervorgerufen hat. Zwei Söhne des letzteren, so heißt es, fühlten sich vor Allem gekränkt: sie zu versöhnen, habe der neue Herrscher ihnen hervorragende Commandos in seinem Heere übertragen, und ihr Verrath alsdann die Schlacht zu Gunsten der Muslime entschieden. Das Alles ist ja möglich, aber nicht gut genug bezeugt, daß wir uns unbedingt darauf verlassen möchten: man weiß, wie leicht eine selbstbewußte Nation sich entschließt, den Grund einer schweren Niederlage im Verrathe zu suchen, ohne zu bedenken, daß auch der Verräther Schande über sein Volk bringt. Sicher ist nur, daß Gothen und Berbern am 5. Schawwál 92 (19. Juli 711) in der Nähe des heutigen Cadiz aufeinander stießen. Das Städtchen Xeres[3]) de la Frontera genießt die Ehre, die Stätte dieser welthistorischen Entscheidung zu sein, mit Unrecht; es ist festgestellt, daß die Schlacht an dem Flüßchen Wádi Bekka stattgefunden hat, welches unter dem heutigen Namen Salado zwischen Vejer de la Frontera und Conil sich in den atlantischen Ocean ergießt. Acht, nach Anderen drei Tage soll der Kampf gewährt haben, und die Araber selbst bezeugen dem letzten Gothenkönige, daß er mit der größten Tapferkeit gestritten hat. Es wird richtig sein, daß nicht Alle, die ihn umgaben, die gleiche Hingebung bewiesen. Die Gegner seiner Regierung mochten die Gelegenheit für günstig halten, ihn durch den Schimpf einer Niederlage um sein Ansehen zu bringen und so die Krone für die

1) Ranke, Weltgesch. V, 1, 211 f. — In den Analekten (V, 2, 283) finden sich einige weitere Combinationen, denen Ranke selbst keine vollkommene Sicherheit beimißt, und die ich demgemäß der Darstellung im Text nicht zu Grunde zu legen wage. 2) Fournel, Les Berbers, I, 238 N. 1. 2. 3) Sprich Cheres mit rauhem Ch (wie in auch).

Familie Witikas zurückzugewinnen: wer von den Gothenfürsten ahnte wohl, daß ein Raubzug afrikanischen Gesindels das stolze Reich in den Staub zu werfen bestimmt sei? Die kurzsichtige und unpatriotische Rechnung, wenn sie gemacht worden ist, sollte nachdrücklich durchkreuzt werden. Die Schlacht ging verloren: Niemand aber in ganz Spanien hatte ein Interesse an der gothischen Herrschaft, als der Adel und die Geistlichkeit. Leibeigene und Gemeinfreie, in welchen schonungsloser Druck der bevorzugten Classen fast überall längst jedes vaterländische Gefühl erstickt hatte, sahen gleichgiltig dem Untergange der unmilden Herren zu, die Juden erblickten in den Eroberern Befreier des auserwählten Volkes aus pharaonischer Knechtschaft — so ist es kein Wunder, daß kaum an ein paar Stellen die gebrochene und dazu in sich uneinige Ritterschaft wenigstens ihre Ehre durch einen kürzeren oder längeren Widerstand noch zu wahren vermochte. Roderich selbst war seit der Schlacht verschwunden; „man hörte nichts wieder von ihm, und da man ihn weder lebend noch todt fand, so kennt sein Schicksal Niemand außer Gott allein".

Mit jenem rastlosen Vorwärtsdrängen, welches den Gläubigen in dieser Heldenzeit des Islâms überall eignet, nutzten Târik und seine Leute den gewonnenen Sieg aus. Bei Écija[1]) hatte er den Christen wieder ein heftiges Gefecht zu liefern, dann wagten nur noch einzelne Städte ihre Mauern zu vertheidigen. Auf Julians Rath marschirte der siegreiche Feldherr selbst mit dem Gewalthaufen gerades Wegs auf die Hauptstadt Toledo, während kleinere Abtheilungen, um den Rückzug zu sichern, einige auf dem Wege liegende Festungen berannten. Archidona[2]) fanden die Muslime von den Einwohnern verlassen, Elvira wurde mit Sturm genommen, Córdova durch einen Leibeigenen, Toledo von einem Juden verrathen. Die höchsten Beamten des Reiches flohen in kopfloser Furcht in die Berge Galiziens, der Erzbischof verließ seine Herde und eilte nach Rom; Feinde Roderichs und seiner Partei ließen sich herbei, wie einst byzantinische Würdenträger in Aegypten (S. 266), sich den Eroberern zur Verfügung zu stellen. Diese sammelten inzwischen in Land und Stadt reiche Beute, der kühne Târik stand auf dem Gipfel des Erfolges.

Nicht so hatte indeß Mûßa die seinem Freigelassenen gegebene Erlaubniß zu einer Razzia in Spanien verstanden, daß er durch Eroberung des ganzen Reiches Ruhm und Schätze erntete, während dem Oberfeldherrn das undankbare Geschäft oblag, von Keirowân aus über die Ordnung unter den Berbern und den richtigen Eingang der Steuern zu wachen. Die unerwarteten Nachrichten, die vermuthlich gegen den Spätherbst 711 den Statthalter erreichten, machten seine Eifersucht rege. Während des Winters mochte es unthunlich erscheinen, größere Truppenmassen den zerbrechlichen Fahrzeugen anzuvertrauen, die man in Ceuta liegen hatte; so wurde es Juni 712 (Ramadân 93), ehe Mûßa mit seinem 18 000 Mann starken Heere in Spanien landete.[3]) Er verschmähte

1) Sprich Éßicha (ch rauh); arabisch Istidscha. 2) Sprich Artschidóna.
3) Ich halte das ganz unverfängliche Datum fest, weil es in der ältesten arabischen

es, denselben Weg zu nehmen, den Târik vor ihm zurückgelegt hatte. Auf die mühelose Einnahme von Schedhûna (Medina Sidonia) und Carmona folgte doch erst nach längerer Belagerung der Fall von Sevilla. Noch lebhafteren Widerstand leistete Mérida, bei dessen Berennung die Muslime namhafte Verluste erlitten und durch eine Empörung der Sevillaner einen Augenblick ihre Rückzugslinie bedroht sahen. Doch ward der Aufstand von Mûßas Sohne Abd-El-Asîs schnell unterdrückt, und am 30. Juni 713 (1. Schauwâl 94) capitulirte die Festung. Ende Juli (Schauwâl) machte der siegreiche Feldherr sich nach Toledo auf, wo Târik, dem weiteres Vorrücken vermuthlich untersagt worden war, seiner harrte. Der Held von der Frontera ritt seinem Oberen zu geziemender Begrüßung entgegen. Demüthig stieg er, wie es dem Freigelassenen ziemte, vom Pferde, als er des Herren ansichtig wurde; aber Mûßa, immer noch von Neid und Mißgunst erfüllt, gab ihm mit der Reitpeitsche einen Hieb über den Kopf und warf ihm mit harten Worten seinen Ungehorsam vor. Hierauf ließ er sich die in Toledo erbeuteten Schätze des Gothenkönigs ausliefern und warf seinen allzu erfolgreichen Lieutenant unter Todesdrohungen ins Gefängniß. Er selbst machte sich daran, die Eroberung des Landes zu vervollständigen, und da fast nirgends die Christen sich noch zu vertheidigen wagten, so gerieth bis Anfang 95 (October 713) auch das nordöstliche Spanien über Saragossa[1]) hinaus bis an die Pyrenäen unter die Herrschaft des Islâms, nicht minder die südöstlichen Theile, in welchen der gothische Herzog Theudimer sich noch eine Weile zu halten Kraft gefunden hatte. Er zog es doch endlich vor, durch Abschließung eines Vertrages sich den Besitz von Orihuela, Alicante, Lorca und einigen anderen Orten, natürlich unter muslimischer Oberhoheit und gegen Zahlung der Schutzsteuer, zu sichern.[2]) Ganz ohne Schwierigkeit scheint die Unterwerfung des Westens vor sich gegangen zu sein; und selbst die Bewohner der unzugänglichen Randgebirge des Nordens waren einen

---

Quelle überliefert ist, nicht aber aus dem von Fournel, Les Berbers, I, 260 Anm. a und 2* angeführten Grunde. Wenn ich auch nicht mit Dahn die Thatsache des Einverständnisses der toledanischen Juden mit den Muslimen bezweifeln möchte, scheinen mir die von dem spanischen Chronisten des 13. Jahrhunderts berichteten Nebenumstände doch höchst verdächtig, und dem in denselben enthaltenen Datum 27. März 712 für die Einnahme Toledos widerspricht der ganze Zusammenhang der Begebenheiten sowie die Notiz bei Dozy, Recherches ²I, 59, nach welcher Târik von einer Razzia über Toledo hinaus im Jahre 93 in die Hauptstadt zurückkehrte: ein Ausdruck, der kaum erklärlich ist, wenn nicht das Vorhergehende in der Hauptsache schon 92 (bis 18. Oct. 711) sich ereignet hatte.

1) Arabisch Ssarakosta = Caesaraugusta. 2) Wir besitzen den Wortlaut des Vertrags, dessen Authentie nicht bezweifelt werden darf (vgl. Ranke, Weltgesch. V, 1, 217 Anm. 1), obwohl wir ihn einem viel späteren Schriftsteller verdanken. Das Datum 4. Redscheb 94 = 5. April 713, welches in dem Vertrage selbst enthalten ist, stimmt genau zu der Angabe des Isidorus Pacensis, nach welcher Theudimer 712—713 den Arabern großen Schaden zugefügt hat, und der Inhalt des Vertrags trägt das Gepräge der Echtheit an sich.

Augenblick kaum im Stande, sich den überall umherstreifenden Berberschaaren zu widersetzen, die nur in das eigentliche Baskenland sich niemals hineingewagt haben. Ein einziges Häuflein von dreihundert Mann ist es gewesen, so besagt die spanische Ueberlieferung, das unter Führung des tapferen Pelagius eine unzugängliche Höhle der wilden Sierra de Covadonga im Osten von Asturien als Zufluchtsort gewann. Sie konnten von dort aus jedes Angriffes seitens der Muslime spotten, und obwohl ihre Zahl durch Mangel und sinkenden Muth sich allgemach auf dreißig nebst zehn Frauen verringert hatte, ließen die Feinde sie endlich zufrieden; was konnte von einer solchen Hand voll Querköpfen zu fürchten sein? Niemand ahnte damals, daß schon in kurzer Frist die kleine Schaar zu einer Macht anwachsen sollte, welche den Arabern ernstliche Umstände zu bereiten und schließlich den Kern eines neuen christlichen Reiches in Spanien zu bilden im Stande war.

Inzwischen hatte sich aber für den mächtigen Eroberer, der gegenwärtig über Nordafrika von den Syrten bis an den atlantischen Ocean und über beinahe ganz Spanien gebot, daheim in Damaskus das Blatt gewendet. In seinem Heere befand sich ein Freigelassener des Walîd, Namens Mogîth, der unter Târik Córdova erobert hatte und dem jetzt für sein Leben besorgten Unterfeldherrn gewogen war. Ihn vor Mûßas Haß zu retten, so hören wir, begab er sich, nachdem er den Statthalter für das Leben Jenes verantwortlich gemacht, nach Syrien, dem Chalifen Bericht zu erstatten. Wir dürfen kaum zweifeln, daß mindestens neben der Theilnahme für den verdienten Târik noch ein anderer Grund die Reise des Mogîth veranlaßt hat. Schwerlich befand sich der Vertraute des Beherrschers der Gläubigen ohne besondere Aufträge beim Heere. Mûßa war Jemenite, und Walîd neigte sich unter Haddschâdsch' Einflusse weit entschiedener den Keißiten zu, als noch Abdelmelik gethan hatte; wie leicht aber in fernen Provinzen ein Statthalter sich empören konnte, wußte man seit Abderrachmâns Aufstande (S. 390). So war Mißtrauen geboten, und der Freigelassene mochte ausersehen sein, den seiner Vergangenheit wegen ohnehin anrüchigen Feldherrn zu überwachen. Was er jetzt dem Chalifen mittheilte, ließ es räthlich erscheinen, den bereits allzu mächtig gewordenen Eroberer zurückzuberufen. Dieser konnte sich über den Grund des Befehls nicht täuschen; unter allerhand Vorwänden schob er die Ausführung desselben hinaus, aber wiederholte dringende Botschaft aus Syrien machte zuletzt weitere Zögerung unmöglich. Mûßa zählte bereits 77 Jahre, er wußte, daß Walîd offenen Ungehorsam niemals dulden würde, und mußte sich scheuen einen Kampf aufzunehmen, der im günstigsten Falle ihm selbst kaum neue Vortheile zu bringen vermochte. Seine Söhne aber, denen er seine Macht zu vererben wünschte, konnten jetzt bereits in den Besitz derselben treten: so übergab er ihnen, wie er mit zahllosen Gefangenen und Schätzen in pomphaft langsamem Zuge von Spanien durch die Nordküste Afrikas hin sich auf Aegypten zu bewegte, hintereinander das Commando in den verschiedenen Provinzen. Abd El-Asîs erhielt den Oberbefehl in Sevilla,

Abdallah in Keirowán und unter ihm Abdelmelik in Tanger; die Gewalt, welche sie in Händen behielten, schien gleichzeitig eine Bürgschaft zu bieten, daß ihrem Vater in Syrien mit Rücksicht begegnet würde. Als dieser Aegypten erreicht hatte, war der Chalife in Damaskus bedenklich erkrankt. Der für den Fall seines Todes zum Nachfolger bestimmt war, sein Bruder Ssuleimán, war ein erklärter Gönner der Jemeniten, Múßa also bei ihm eines freundlichen Empfanges sicher. Erfahren wir nun, daß der letztere nicht weniger als zwei Monate gebrauchte, den kurzen Weg von Aegypten nach Syrien zurückzulegen, so liegt der Verdacht sehr nahe, daß die Zögerung eine absichtliche gewesen.[1]) In der That langte die Karawane erst an, als Walid in den letzten Zügen lag oder bereits gestorben war (13. Dschum. II. 96 = 23. Februar 715). Trotzdem war die Absicht des Statthalters verfehlt: mochte er der mit Ssuleimán plötzlich wieder zu Macht und Einfluß gekommenen Jemenitenpartei angehören oder nicht, er war dem neuen wie dem verstorbenen Chalifen zu mächtig geworden. An einer Handhabe, ihn zur Verantwortung zu ziehen, konnte es bei einem Manne von bekannter Habsucht und Unzuverlässigkeit nicht fehlen; man nahm ihm die mitgebrachten Schätze ab, und wenn die Berichte von Einkerkerung und Mißhandlungen, die ihm widerfahren sein sollen, auch wenig Glauben verdienen, so scheint doch festzustehen, daß er zur Erlegung einer hohen Geldstrafe verurtheilt wurde. Zwar erließ ihm Ssuleimán schließlich auch diese auf die Fürbitte des angesehenen Jesid Ibn Mohallab; aber er blieb eine gefallene Größe und starb bereits 97 oder 98 (716. 717). Es scheint, daß er vorher noch die Hoffnungen scheitern sehen mußte, die er für seine Familie auf die eroberten Provinzen gesetzt hatte. Gleich nach seiner Ankunft hatte Ssuleimán einen neuen Statthalter nach Keirowán geschickt, dem es gelang, sich der beiden in Afrika zurückgebliebenen Söhne Múßas zu bemächtigen und sie unter allerhand Beschuldigungen gefangen zu setzen. Mit Abd El-Asís, welcher das ferne Spanien fest in der Hand hatte, war so kurzer Proceß nicht zu machen; aber schon Ende 97 (716) fiel er unter den Schwerthieben unzufriedener



Spanische Goldmünze vom J. 98 d. H. (717 n. Chr.).
Vorderseite, im Felde: Mohammed (ist) der Gesandte Allahs. am Rand: Geprägt ist dieser Dinár (S. 100 Anm. 1) in el Andalus im Jahr acht und neunzig.
Rückseite, im Felde ein Stern am Rand FERITOSSOLIIN SPANANX „feritos soli[dus] in Span[ia] an[no] X“ „geprägt ist dieser Solidus in Spanien im Jahre X“.

1) Die arabischen Ueberlieferungen widersprechen an dieser Stelle einander mehrfach, und kommen im Allgemeinen darauf hinaus, daß Ssuleimán, um seine Thronbesteigung durch die Ankunft Múßas mit den spanischen Gefangenen und Schätzen zu verherrlichen, ihm habe schreiben lassen, daß er seine Ankunft verzögern solle; Múßa aber, der auf Walíds Tod noch nicht rechnete, habe die Aufforderung unbeachtet gelassen und dadurch die Ungnade des neuen Herrschers auf sich gezogen. Ich halte das nur für einen nachträglichen Versuch der Geschichtschreiber zur Erklärung der ihnen auffallenden Thatsache, daß Ssuleimán einen Jemeniten schlecht behandelt hat.

Araber, und der Chalife ist nicht frei von dem Verdachte, dem Stahl der Mörder sein Ziel gewiesen zu haben.

Bei allen Flecken, die Műßas Charakter entstellen, ist es ein tragisches Geschick, welches den großen Eroberer in demselben Augenblick, wo er ein neues mächtiges Reich sich und den Seinen gegründet zu haben glaubte, vom Gipfel der Macht herabstürzte und die vermeintlichen Erben seiner Herrlichkeit dem Untergange weihte. Die Absicht des Chalifen aber war vorläufig erreicht, seine Autorität im Westen für einige Zeit gesichert, vor Allem den Befehlshabern in Córdova, wohin nach Abd El-Asîs der Sitz der spanischen Verwaltung verlegt wurde, ihre Abhängigkeit von dem Oberherrn in Damaskus wirksam ins Gedächtniß geschrieben. So überschritt denn etwa im J. 718 (99) der neue Statthalter von Spanien die Pyrenäen, jenseits deren in dieser Zeit das Ende der Gothenherzöge von Aquitanien wie der Merowinger unter der äußersten Verwirrung aller Verhältnisse herannahte. Es waren besonders der Herzog Eudo von Aquitanien und Clotars IV. Hausmeier Karl Martell, die einander feindlich gegenüberstanden, während die nationalen Gegensätze zwischen Westgothen und Galliern in Südfrankreich selbst die Kraft zum Widerstande gegen äußere Feinde lähmten. So konnte der wilde El-Horr, Alahort, wie ihn die zitternden Christen nannten, seine Raubzüge weit in das Land hinein ausdehnen, freilich nicht ohne daß hinter seinem Rücken jetzt die Schaar des Pelagius in den asturischen Bergen sich zu mehren und nach spanischer Weise die berberischen Truppen unter Munúsa durch einen geschickt geführten Guerillakrieg empfindlich zu belästigen anfing. El-Horr legte der verhältnißmäßig immerhin noch unbedeutenden Bewegung aber keine Wichtigkeit bei, so wenig wie sein besserer Nachfolger Ssámach, der seit 100 (718) für den wohlmeinenden Omar II. Spanien verwaltete. Er begann einen regelmäßigen Krieg gegen Eudo zu führen; Narbonne, welches er 102 (720) eroberte, wurde auf seinen Befehl gründlicher befestigt und diente seitdem als Waffenplatz der Muslime, an welchem sich Jahrzehnte lang (bis 142 = 759) die Angriffe der Germanen brechen sollten. Schon im folgenden Jahre bewährte es sich als Schutzwall für die Saracenen: als am 9. Dhul-Kâ'ada 102 (11. Mai 721) Ssámach gegen Eudo unter den Mauern von Toulouse fiel, war sein Lieutenant Abderrachmán Ibn Abdallah im Stande, die Reste des Heeres in der neuen Festung zu bergen, von der aus der folgende Statthalter Ámbaßa 107 (725) schon wieder Carcassonne und Nimes erobern, ja selbst Autun verwüsten durfte.

Daß hier für einige Jahre ein Stillstand eintrat, lag an inneren Schwierigkeiten, welche der muslimischen Herrschaft im Westen mehr und mehr gefährlich wurden. Die Mißstimmung zwischen Arabern und Berbern (S. 421) nahm schon damals in Afrika wie in Spanien ununterbrochen zu; jene fühlten sich als Herren, welche den Unterworfenen mit Verachtung und Härte begegnen durften, diese empfanden jede Kränkung mit eifersüchtiger Empfindlichkeit. Auf der Halbinsel glaubten sie sich vor Allem durch die Theilung des Landes

geschädigt, welche die Araber, nach Ausscheidung des dem Fiscus zuzuweisenden Fünftels der eroberten Gegenden und der durch Capitulationen der Christen besonders gestellten Bezirke, in der Weise vorgenommen hatten, daß sie das fruchtbare Andalusien selbst in Besitz nahmen, den Berbern die unwirthlichen Districte Castiliens und der nördlichen Provinzen zuwiesen. Als nun diesen jetzt immer häufiger Nachrichten von allerhand Willkürlichkeiten und Erpressungen zukamen, mit welchen die Oberstatthalter in Keirowán ihre Stammgenossen in Afrika heimsuchten,[1]) begann es in ihnen zu kochen. Herzog Eudo wußte von jenseits der Berge die Aufregung zu schüren: seine Tochter war ihm nicht zu schade, durch ein Ehebündniß mit dem Berberhäuptling Munúsa diesen an die Interessen der Christen zu knüpfen und eine gemeinsame Unternehmung gegen die Araber vorzubereiten. Als aber Munúsa die Fahne der Empörung erhob (111 oder 112 = 729. 730), gelang es ihm doch noch nicht, einen allgemeinen Aufstand seiner Landsleute hervorzurufen; von den Truppen des Statthalters verfolgt, soll er durch einen freiwilligen Sturz vom Felsen umgekommen sein. Mißhelligkeiten aber gab es damals nicht allein zwischen Berbern und Arabern, sondern auch, durch den raschen Wechsel untüchtiger Statthalter genährt, zwischen den verschiedenen Parteien der letzteren täglich in Spanien, bis endlich der energische Chalife Hischám durchgriff und dem wackeren Abderrachmán (oben S. 431) den Oberbefehl übertrug (112 = 730). Es gelang ihm, noch einmal die Ordnung herzustellen; aber verhängnißvoll sollte der Ausbreitung des Islâms der Kriegszug werden, den er im J. 114 (732) wieder nach Frankreich unternahm. Fast bis an die Loire waren die Saracenen gestürmt, nachdem sie Herzog Eudos Heer an der Dordogne vernichtet: da stellte sich ihnen zwischen Tours und Poitiers Karl Martell mit seinen Franken in den Weg. Ueber den Verlauf der Schlacht haben wir nur spärliche und widerspruchsvolle Nachrichten: die gewaltige Niederlage der Muslime und der Tod Abderrachmáns bildeten jedenfalls das Ende des Kampfes, der von beiden Seiten mit der größten Hartnäckigkeit ausgefochten zu sein scheint. Es war eine Entscheidung von welthistorischer Bedeutung. Zwar dauerte die augenblickliche Bestürzung, welche den ganzen Westen ergriff, nicht lange. Ein Aufstand der Christen nördlich des Ebro ward, freilich nicht ohne einige Mühe, unterdrückt, und Okba Ibn Haddschádsch, der seit 116 (734) in Spanien commandirte, durfte noch in demselben Jahre, durch Einverständniß mit den vor Karl Martells zunehmender Macht bangenden Fürsten Südfrankreichs begünstigt, den muslimischen Einfluß jenseits der Pyrenäen von Neuem bis Lyon hin ausbreiten; und wenn auch die von ihm ausgesandten Unterfeld-

---

1) Ranke (Weltgesch. V, 1, 220) spricht schon an dieser Stelle von einem „Kampf, der Afrika ein paar Jahre beschäftigte". Ich bin nicht im Stande auszumachen, woher diese Notiz, welche ich sonst nirgends finde, stammen mag, und muß die Thatsache dahingestellt sein lassen. Die vorübergehenden Unruhen des Jahres 103 (721/2; Fournel, Les Berbers, I, 175) können nicht hierher gezogen werden.

herren seit dem J. 119 (737) mehrfach geschlagen wurden, blieb Narbonne immer noch für längere Zeit in der Gewalt der Araber. Neue Unternehmungen von da aus wurden freilich bald unmöglich: der furchtbare Berbernaufstand vom J. 123 (741; unten S. 447 ff.), dessen Folgen für die ganze spätere Geschichte des Westens maßgebend geworden sind, lähmte nicht allein in Frankreich, sondern auch in Spanien selbst die Kräfte des Islâms für lange Zeit. So konnte Pipin im J. 759 (142) sogar Narbonne den Saracenen wieder abnehmen; verhängnißvoller für den Islâm ist es gewesen, daß während des Bürgerkrieges zwischen den Gläubigen der Schwiegersohn und zweite Nachfolger des Pelagius, Alphons I., nicht nur sein baskisches Fürstenthum mit dem kleinen christlichen Reste Asturiens vereinigte, sondern die zwischen ihm und ihren arabischen Feinden wie zwischen zwei Feuern stehenden Berbern Nordspaniens, unter welchen 132 (750) auch noch eine schreckliche Hungersnoth ausbrach, weit nach Süden zurückdrängte. Von dieser Zeit an waren die hauptsächlichsten Grenzfestungen der Araber gegen den Norden (von Westen nach Osten) Coimbra, Coria, Talavera, Toledo, Guadalajara,[1]) Tudela und Pamplona; zwischen ihnen und dem neu erstandenen Königreich Asturien lag ein breiter Streifen wüsten Landes, das von den Berbern verlassen und noch nicht wieder bebaut war.

So erreicht am Schluß der Omaijadenzeit die arabische Weltherrschaft fast gleichzeitig ihre größte Ausdehnung und, seit den Niederlagen von Constantinopel und Poitiers, ihre nicht wieder zu erweiternden Schranken. Auch hier aber fällt Ajax durch Ajax' Kraft: nicht das griechische Feuer oder das Frankenschwert haben den Fall des mächtigsten Chalifenhauses und das Ende der arabischen Helden- und Eroberungszeit herbeigeführt, sondern die alte Erbsünde des unruhigen Volkes: die Stammeseifersucht.

---

1) j als rauhes ch zu sprechen. Der Name ist arabisch und lautet ursprünglich Wádi'l-chidschára „Steinbach". Man kann im Allgemeinen annehmen, daß alle spanischen Fluß- und Städtenamen, die mit Guad- anfangen, von dem arabischen Wádi „Bach", „Fluß" herkommen, z. B. Guadalquivir = Wádi el kebír „der große Fluß" u. s. w.

Viertes Capitel.

Der dritte Bürgerkrieg und der Sturz der Dynastie.

Zweifach ist das Verhältniß, in welchem eine Religion zu dem Volke steht, das sie hervorgebracht. Ausdruck der höchsten Strebungen des Volksgeistes selbst, der ihre Form bestimmt und ihrem Inhalt eine nothwendige Beschränkung giebt, enthält sie gleichzeitig als eine Art irrationalen Elementes ein neues Ideal, das über jene Bedingtheit hinaus mit dem Versprechen auch die Aufgabe künftigen Fortschrittes seinen Bekennern bringt. So wirkt jede Religion erziehlich auf das Volk, welches sie ernst nimmt, und keine hat mehr das Recht des Erziehers für sich in Anspruch genommen als der Islâm. Mit einem Erfolge, der für den ersten Augenblick etwas Staunenswerthes hat. Dem eigenthümlichen Zauber, welchen Mohammeds Persönlichkeit und das Feuer seiner religiösen Begeisterung auf eine Schaar entschlossener und überlegener Köpfe ausübt, verdankt es Arabien, daß mit dem Siege des Glaubens auf einmal der alte Fluch von ihm genommen scheint, der es bisher verhindert hat, sich zu höherer Civilisation und ebenbürtiger Stellung unter den Völkern zu erheben. Die Zersplitterung der Nation in Hunderte von Stämmen und Stämmchen, die in wechselseitiger Eifersucht sich aufreiben, ohne in Jahrhunderten auch nur einen Schritt vorwärts zu kommen, wird durch die gemeinsame Unterordnung unter den höchsten Glaubensherren Allah beseitigt, vor dem Keiner mehr ist als der Andere, Keiner also Grund hat, auf den Anderen scheel zu sehen. So ist das Bündel loser Pfeile auf einmal zu unzerbrechlicher Einheit verbunden und spottet der ohnmächtigen Versuche greisenhafter Völker, seinen Zusammenhalt zu brechen. Aber die Erziehung, die solches Wunder gewirkt hat, kommt dem natürlichen Menschen hart an; die unruhige junge Nation läuft im ersten Bürgerkriege aus der Schule, und da sie den sittlichen Einfluß des Katechismus nicht mehr auf sich wirken lassen will, muß sie durch Zuckerbrod und Ruthe wenigstens zum Stillsitzen angehalten werden. Wie sie darüber denkt, zeigt sie im zweiten Bürgerkriege, und die Wiederholung des gewaltsamen Verfahrens bewirkt nur, daß sie gänzlich außer Rand und Band geht, sobald der Stock des weltlichen Regiments auf ihrem unnachgiebigen Rücken zerbricht. Erst als die Polizei in Gestalt der Perser sich ins Mittel legt, werden sie endlich zahm, und nun kann im Abbassidenzeitalter wenigstens nach und nach die heilsame Lehre sich der Geister wirklich bemächtigen. Aber inzwischen ist allzuviel kostbare Zeit versäumt, die Schüler sind zu alt geworden; sie kommen um den Platz, den sie

bei ihrer natürlichen Befähigung in der Welt hätten einnehmen können, und müssen sich begnügen, andere Leute durch ihre verspätete Einsicht fördern zu helfen.

Wir haben oben (S. 342. 398) gesehen, daß bei aller eigenen Weltlichkeit die Omaijaden viel zu kluge Leute waren, um nicht die gemäßigte Orthodoxie mannigfach zu begünstigen. Sijâd wie Haddschâdsch hatten sich Mühe genug gegeben, ihren Fürsten „Religion ins Land zu schaffen"; aber auf Commando geht das bekanntlich nicht. Die jetzigen Machthaber hatten ihren weltlichen Interessen zu Liebe sich dem Glauben versagt, die alten Gefährten des Propheten verfolgt und gemißhandelt: es war nur gerecht, daß sich jetzt der Glaube ihnen versagte. Zudem kannte man sich in Syrien, welches unter solchen Umständen die hauptsächlichste, ja im Grunde die einzige Stütze der Dynastie bildete, gegenseitig allzugut, als daß mit Frömmigkeit etwas auszurichten gewesen wäre. So hing Alles davon ab, daß nicht noch einmal wie nach Jesîds I. Tode (S. 370) Keis und Kelb aneinandergeriethen: das aber konnte bei dem seit der Schlacht auf der Wiese von Râhit (S. 373) nur immer tiefer eingewurzelten Hasse zwischen beiden nur der persönliche Einfluß und die vorsichtige Klugheit des Chalifen selbst bewirken. Mit dem Augenblicke also, wo dieser ein schwacher Regent oder einsichtsloser Politiker war, mußten die feindlichen Stammgruppen in offnen Kampf gerathen, und da lediglich die Summe ihre Kräfte die Macht darstellte, welche zur Niederhaltung der religiösen und nationalen Gegensätze erforderlich war, so zog ihre Entzweiung nothwendig immer verstärkte Wühlereien und schließlich bösartige Aufstände von Charidschiten und Schiiten, Persern und Berbern nach sich, an welchen bei der Menge dieser auflösenden Bestandtheile in allen Theilen des Reiches die syrische Herrschaft und die Omaijadendynastie mit reißender Schnelligkeit zu Grunde ging.

Wenn ein Herrschergeschlecht so großen Schwierigkeiten überhaupt zu begegnen vermochte, so schien es das Abdelmeliks zu sein. Von seinen fünfzehn Söhnen haben vier als Chalifen geherrscht (S. 397), einer, Maslama, als einer der bedeutendsten Feldherren des Islâms unter allen vieren eine hervorragende Rolle gespielt; und zwei von jenen, Walîd und Hischâm, gehören zu den bedeutendsten Fürsten, welche der Orient überhaupt hervorgebracht hat. Aber selbst in einem Hause, das über eine solche Fülle persönlicher Begabung verfügte, mußten sich schwächere Persönlichkeiten finden, und die Verhältnisse zwischen Jemeniten und Keißiten waren bereits allzusehr zugespitzt, als daß nicht der erste Fehler hätte verhängnißvoll werden sollen. Es war Abdelmeliks zweiter Sohn, Ssuleimân, welcher ihn beging, und von dem also, wenn nicht äußerlich, so doch dem Wesen nach der Verfall der Omaijadenherrschaft datirt. Sein Vater war mit der selbstbeherrschenden Klugheit, welche den hervorstechendsten Zug seines Charakters bildete, die Wage zwischen Kelb und Keis gleich zu halten bemüht gewesen. Trotzdem die letzteren auch nach der Wiesenschlacht durch ihre unpatriotische Haltung am Châsir (S. 381)

seiner Herrschaft noch einmal schwere Gefahr bereitet hatten, übertrug er die Verwaltung des ganzen Ostens dem Keißiten Haddschádsch, der sich beeilte, seine Vettern, nicht zum Schaden des Reiches, überall unterzubringen und die Häupter der Jemeniten, vor Allem das Haus Mohallab, aus den leitenden Stellungen zu verdrängen. Die Südaraber zeigten sich lebhaft entrüstet und beklagten sich bitter über die Undankbarkeit des Herrschers, der ihnen doch seinen Thron verdankte, beruhigten sich aber schließlich, als der Chalife ihnen wenigstens die Eroberung und Verwaltung des Westens überließ (S. 419). Walíd, so rückhaltlos er sich auf Haddschádsch zu stützen fortfuhr, hütete sich doch, an dem bestehenden Verhältniß etwas zu ändern. Aber im kräftigsten Mannesalter[1]) wurde er dahingerafft, und der ihm nach seines Vaters Willen folgte, sein Bruder Ssuleimán, war nicht leidenschaftslos oder klug genug, dem Wohle des Reiches seine persönlichen Empfindungen zu opfern. Er hatte von den Herrschertugenden seines Hauses nur die gefährlichste, den Stolz, geerbt, und hielt weder seine Genußsucht noch seine Launen im Zügel. Mit Walíd stand er nicht sonderlich, schon weil dieser Chalife, wie seine Vorgänger, den Wunsch hegte, ihn der Nachfolge zu berauben und sie dem eignen Sohne Abd El-Asís zuzuwenden. Mißvergnügte Jemeniten, vor Allen Jesíd Ibn Mohallab, der niemals den Verlust der reichen Provinz Choraßán (S. 410f.) verschmerzen konnte, hatten sich naturgemäß an den zukünftigen Herrscher herangedrängt; Grund genug für Haddschádsch, Walíds Absicht zu unterstützen, Aber ihre Durchführung glaubte der vorsichtige Fürst mit Recht bei der allgemeinen Spannung der Lage nur langsam bewerkstelligen zu können, zur großen Beunruhigung seines Vicekönigs, der nicht in Zweifel sein konnte, welches Schicksal ihm bevorstand, wenn er Ssuleimáns Thronbesteigung erlebte. Sein Gebet soll in der letzten Zeit vor seinem Tode gewesen sein, daß Allah ihn vor dem Beherrscher der Gläubigen sterben lassen möge. Es erfüllte sich im Jahre 95 (714); kaum ein halbes Jahr später aber folgte ihm Walíd, und nun traf die Rache des neuen Oberhauptes, welcher der greise Vicekönig entgangen war, seine Stammgenossen um so schonungsloser, als die feindlichen Jemeniten zu ihrer Vollstreckung nur allzu bereitwillig sich als Werkzeuge darboten. Die Ernennung des Jesíd Ibn Mohallab zum Statthalter des Irák zerstörte nicht allein für immer das bis dahin mühsam aufrecht erhaltene Gleichgewicht zwischen Keißiten und Jemeniten, es gab das Signal zu einer Mißhandlung der angesehensten und verdientesten Angehörigen der eben noch vorherrschenden Nordaraber, wie sie unter dem mit Unrecht verschrienen Haddschádsch unerhört gewesen war. Selbst dieser strenge Regent hatte sich begnügt, den Sohn Mohallabs seines Commandos zu entsetzen, und der bedächtige Abdelmelik hatte lange gezögert, auch nur das zu gestatten; jetzt wurde ein Mann, wie Mohammed Ibn Káßim (S. 412), welcher den Ruhm der islamischen

1) Er stand bei seinem Tode nach den verschiedenen Angaben zwischen dem 43. und 50. Lebensjahre.

Waffen erneuert und im fernen Osten soeben dem Reiche neue Provinzen gewonnen, wie ein gemeiner Verbrecher behandelt, persönlichen Feinden des Hauses Haddschâdsch ausgeliefert, die ihn unter Folterqualen verenden ließen. Koteiba Ibn Muslim, dem ein gleiches Schicksal drohte, starb wenigstens, das Schwert in der Hand, mit welchem er das drohende Unheil abzuwehren versuchte (96 = 715): ein schlimmes Beispiel für Alle, welche von nun an bei einem Thronwechsel fürchten mußten, daß die bisher unterdrückte Gegenpartei an's Ruder kommen werde. Eine bloße Parteiregierung ist selten heilsam: hier wurde sie das schlimmste aller Uebel, weil die stets wachsende Erbitterung zwischen den beiden Stämmen sich unvermeidlich rasch bis an den Sitz der Centralregierung fortpflanzen und bald auch hier das Unterste zu oberst kehren mußte.

Die Nachtheile dieses Verhältnisses steigerten sich durch die Kürze der Regierungsdauer, welche den einzelnen Chalifen zugemessen war. Ssuleimân (reg. 96—99 = 715—717) und Omar II. (99—101 = 717—720) starben im dritten, Jesîd II. (101—105 = 720—724) im fünften, Walîd II. (Sohn Jesîds II.; 125—126 = 743—744) im zweiten Jahre ihrer Herrschaft, Jesîd III. (Sohn Walîds I., 126 = 744) regierte gar nur ein halbes Jahr; Hischâm (105—125 = 724—743) ist der einzige, der es auf eine längere Frist (19½ Jahre) gebracht hat. Da nun fast jeder Thronwechsel seit Ssuleimân je nach den verschiedenen Familienverbindungen der einzelnen Chalifen mit den beiden Parteien oder nach sonstigen persönlichen Motiven fast regelmäßig auch von einem politischen Umschwung begleitet wurde, so ergiebt sich, daß zwischen 101 und 127, also binnen 26 Jahren, fünfmal die Herrschaft von der einen Stammgruppe auf die andere überging. Das bedeutete dann aber stets eine erbitterte Verfolgung der bisher maßgebend gewesenen Persönlichkeiten, die es ihrerseits während der eigenen Machtdauer nicht besser gemacht hatten: so kamen in kurzer Zeit eine große Zahl angesehener Männer, meist in schrecklicher Weise, ums Leben, und der gegenseitige Haß zwischen Nord- und Südarabern stieg aufs Aeußerste. Wer irgend Einfluß genug zu haben glaubte, widersetzte sich bald in offner Empörung, wenn die Thronbesteigung eines neuen Chalifen ihm und seinen Freunden Gefahr brachte. So erregte schon Jesîd Ibn Mohallab im Jahre 101 (720) nach dem Tode Omars II., wo mit Jesîd II. die Keißiten wieder ans Ruder kamen, einen Aufstand in Baßra, der in weiter Ausdehnung über die ihm großentheils ergebenen Ostprovinzen sich verbreitete und der syrischen Hegemonie bereits jetzt ein Ende zu machen drohte. Diesmal gelang es noch Maslama, dem bewährten Degen des Hauses Abdelmeliks, den Aufruhr zu dämpfen: am 14. Ssafar 102 (24. Aug. 720) fiel der fürstlich stolze Sohn des Mohallab nach hartem Kampfe in der Nähe von Kûfa an den Ufern des Euphrat, und nach seinem Tode war die Ruhe in Baßra wie in ganz Persien bald wieder hergestellt. Als aber Walîd II. Hischâms verdienten Statthalter, den Jemeniten Châlid Ibn Abdallah El-Kasri, in der schauderhaftesten Weise hin-

richten ließ, empörten sich die Stammgenossen desselben, riefen Walîds Vetter Jesîd III. zum Herrscher aus und tödteten den Chalifen. Das war der Anfang vom Ende, denn nunmehr stellte jede Partei ihren eignen Chalifen auf und die Syrer zerfleischten sich gegenseitig in offnem Bürgerkriege, bis die vereinigte Macht der inzwischen empörten Ostprovinzen über sie herfiel und beide Theile zugleich erdrückte.

Was die unvermeidlichen Folgen dieser Zerwürfnisse in hohem Grade steigerte, war die Unbrauchbarkeit der meisten Chalifen dieser letzten Zeit. Schon die Söhne Abdelmeliks waren nicht alle gleich gewesen: wie Ssuleimân so führte auch Jesîd II. ein üppiges Leben, dem er freilich durch eifrige Beschäftigung mit Poesie und Musik einen edleren Reiz verlieh, leider aber ohne seiner Herrscherpflichten dabei nach Gebühr sich zu erinnern. Nach Hischâms Tode wurde es ganz schlimm: Walîd II. war ein einfacher, trotz seiner Vorliebe für die Dichtkunst nicht einmal mehr liebenswürdiger Taugenichts, ein wollüstiger und grausamer Despot, der beispielsweise das scheußliche Eunuchenthum zur Grundlage seiner Haremswirthschaft machte und sein gewaltsames Ende in der kurzen Zeit seiner Regierung reichlich verdient hat; sein Nachfolger Jesîd III. gab durch die Empörung gegen das legitime Oberhaupt seines Hauses das Letzte preis, was noch Rettung hätte bringen können: die Einheit der Dynastie, welche von der Familie Abdelmeliks auf das Aengstlichste respectirt worden war; und er hatte nicht einmal das Zeug dazu, durch rücksichtslose Energie seine Usurpation einigermaßen zu rechtfertigen, als sie von dem ihm feindlichen Statthalter Armeniens Merwân Ibn Mohammed und den Keißiten sofort mit neuer Empörung beantwortet wurde. Solche Leute waren nicht danach angethan, die ungeheuren Schwierigkeiten der Lage zu beherrschen, einer Lage, welche ohnehin durch die bedenklichsten Vorgänge in den Provinzen und durch verhängnißvolle Maßregeln auch der zwei besten unter den späteren Omaijaden bereits aufs Aeußerste verwickelt war. Während es nicht lohnt, die Verkehrtheiten der Uebrigen und die widerwärtigen Balgereien zwischen Keis und Kelb im Einzelnen zu verfolgen, müssen wir auf diese Beiden, Omar II. und Hischâm, noch für einen Augenblick etwas genauer unsere Aufmerksamkeit richten.

Omar II. war der Sohn von Abdelmeliks Bruder Abd El-Asîs, welcher von Jenem der ihm zustehenden Thronfolge hatte beraubt werden sollen, aber noch vor dem Regierungswechsel gestorben war (S. 396). Wohl um die Jemeniten, die sehr an diesem ihrem beständigen Gönner gehangen hatten, zu begütigen, hatte Walîd im J. 87 (706) Omar zum Statthalter von Medina gemacht. Als Mann von tiefer und aufrichtiger Frömmigkeit und löblichem Wandel nach dem Muster des Propheten und seiner ersten Genossen freundete er sich mit den Orthodoxen in Medina, die sonst von den Omaijaden bei jeder Gelegenheit gekränkt und bedrückt wurden (S. 368. 387), in einer Weise an, welche vor Allen des Haddschâdsch lebhaftes Mißvergnügen erregte. Er bildete sich einen Beirath von zehn frommen Kennern der Tra-

dition, die er überall befragte und zur Ueberwachung der weltlichen Beamten ermächtigte. Auch sonst führte er ein sehr mildes Regiment; natürlich wurde das außerhalb bekannt, und bald flohen aus dem Irâk zahlreiche Leute, die sich vor dem strengen Haddschâdsch zu fürchten Grund hatten, nach der Stadt des Propheten, wo sie bei einem solchen Manne Gottes ein sicheres Asyl fanden. Das war nichts für den rücksichtslosen Vicekönig des Ostens, und auf seine wiederholten Beschwerden setzte der Chalife den aus der Art geschlagenen Vetter im J. 93 (712) ab. Seitdem beteten diesen natürlich die Orthodoxen erst recht an und sahen in ihm die letzte Hoffnung des Glaubens; und als Ssuleimân in der Krankheit, welcher er vorzeitig erliegen sollte, das Bedürfniß fühlte, im Verkehr mit einem frommen Beichtvater seine Aussichten auf das Jenseits etwas zu verbessern, erreichte dieser durch eine geschickt geführte Intrigue, daß statt des nächsten Sohnes Abdelmeliks der Abgott der Orthodoxen als Nachfolger bezeichnet und anerkannt wurde. Der Regierung (99—101 = 717—720) des merkwürdigen Mannes gerecht zu werden, ist nicht leicht. Er war persönlich ein ehrenwerther Charakter, und die unentwegte Gerechtigkeit, die zu üben er bemüht war, hätte bei längerer Dauer seiner Herrschaft vielleicht den schlimmen Fehler, welchen Ssuleimân durch die Mißhandlung der Keißiten begangen, einigermaßen gut machen können. Allerdings entsetzte Omar den Jesîd Ibn Mohallab, wie diesem großartigen Verschleuderer des Staatsgutes unzweifelhaft gebührte, seines Statthalteramtes in Chorassân, aber er lieferte ihn nicht seinen persönlichen Feinden zu beliebiger Todfolterung aus und trat so wenig als grundsätzlicher Gegner der Jemeniten auf, daß er z. B. dem tüchtigen Ssâmach den wichtigen spanischen Posten übertrug. Leider aber war er in Folge seiner theologischen Voreingenommenheit jeder politischen Einsicht verschlossen, und wenn sich nicht abstreiten läßt, daß einige seiner Verordnungen den Islâm als solchen erheblich gefördert haben, so trug doch beinahe Alles, was er that, dazu bei, den in der Hauptsache nun einmal verweltlichten Staat aufs Gründlichste zu desorganisiren. Das für die große Politik befähigteste Volk, welches jemals existirt hat, die Römer, haben nicht unbedacht den Satz aufgestellt, daß jedes Reich nur durch dieselben Mittel erhalten werden kann, welche seine Gründung bewirkt haben. Omar aber wollte an Stelle der mehr als realistischen Regierungsgrundsätze der Nachfolger Moâwijas ideale Gesichtspunkte zur Geltung bringen, die er sich aus dem Korâne und der Tradition zurechtgelegt hatte. Und wenn dieses an sich löbliche Unternehmen auch nur mit mäßiger Kenntniß der wirklichen Verhältnisse ins Werk gesetzt worden wäre! Aber der fromme Chalife war so in die Schlagworte seiner theologischen Umgebung eingesponnen, daß er nicht einmal den Versuch machte, die leitenden Gedanken des Korâns mit einiger Vernunft auf die böse Welt anzuwenden. Seine einfache Logik besagte nur, daß Gott die Dinge so und so wünsche und daß sie in Folge dessen auch durchführbar seien. Wie Gott aber das Chalifat regiert haben wollte, hatte er den Gläubigen handgreiflich gezeigt, als er

durch seine Knechte Abu Bekr und Omar dem Islám erst die rebellirenden Araber, dann ganz Persien, Syrien und Aegypten unterwarf. So war denn sein Ideal nichts Anderes als eine mechanische Copie der Organisation, welche der erste Omar dem Staate gegeben, die unwürdigen Nachfolger aber in den wichtigsten Punkten durch gottlose Abänderungen entstellt hatten. Ist uns nun erinnerlich (S. 278 ff.; 339; 395), wie diese Abänderungen keineswegs von subjectiver Willkür, sondern von dem Gewichte brutaler Thatsachen erzwungen waren, so versteht es sich von selbst, daß auf den Staat Abdelmeliks und Haddschádsch' die alten Grundsätze wie die Faust aufs Auge paßten. Aber von keinem Funken solcher Erkenntniß wurde die rührend fromme Zuversicht des wunderbaren Mannes erleuchtet. So dekretirte er denn bald nach seiner Thronbesteigung die Aufhebung der von Haddschádsch eingeführten Vorschrift, nach welcher die zum Islám übertretenden Schutzgenossen im Interesse des Fiscus die alte Kopfsteuer weiter zahlen mußten (S. 395). Da es hierdurch für die Andersgläubigen von Neuem vortheilhaft wurde, zum Islám überzutreten, so hatte der fromme Fürst, der gleichzeitig in allen Provinzen eine eifrige Missionsthätigkeit organisirte, die beseligende Genugthuung, in kurzer Zeit die Schaaren der Gläubigen in Ost und West um Millionen zunehmen zu sehen. Waren dies zunächst nur Scheinbekehrungen, so ist nicht zu vergessen, daß auf Apostasie nach mohammedanischem Rechte von Anfang der Tod stand, die Rückkehr der einmal für den Korán Gewonnenen also ausgeschlossen war: so bestand nachher wenigstens die zweite Generation größtentheils schon aus guten Muslimen, und das Uebergewicht der Bekenner Allahs über die Andersgläubigen ist daher in der That durch Omars Edict erheblich vermehrt worden. Sehr schlecht stand sich aber dabei die Staatscasse (vgl. S. 279), und dieser Nachtheil wurde durch eine zweite Verordnung noch unverhältnißmäßig gesteigert. So viel wurde allerdings selbst dem Omar klar, daß die Wiederherstellung des alten Verbots des Grundbesitzes für die Gläubigen (S. 272. 279) wenigstens in der Form nicht zu machen sei, daß man etwa von Allen, welche im Laufe von über 70 Jahren Güter in den Provinzen erworben hatten, die Aufgabe derselben forderte. Das war aus verschiedenen Gründen einfach technisch unmöglich; so wurde wenigstens dieses allergefährlichste Experiment unterlassen. Während aber vom Jahre 100 (718/9) jeder weitere Ankauf von Grund und Boden den Muslimen untersagt ward, unterzog der Chalife, um eine seiner Orthodoxie anstößige Gleichstellung von Gläubigen und Schutzgenossen zu beseitigen, jene immerhin unberechtigt occupirten Güter mohammedanischer Besitzer nicht mehr dem Charádsch (S. 272), den man bis dahin fortgefahren hatte von ihnen einzuheben, sondern nur dem weit niedrigeren Zehnten vom Ertrage. Das hatte natürlich noch einen weit größeren Ausfall für die Staatseinnahmen zur Folge und war auch insofern unpraktisch, als die Begünstigung Denjenigen gegenüber, die bis dahin keinen Grund und Boden erworben hatten und es nun auch nicht mehr sollten, gradezu den Charakter eines privilegium odiosum

annahm. Daß für die Letzteren gleichzeitig durch genauere Durchführung des Systems der Jahrgehalte (S. 273) eine Art Entschädigung geschaffen werden sollte, war von keinem Belang; denn diese Gehälter waren verhältnißmäßig doch nicht groß genug, trotzdem sie bei der massenhaften Zunahme der Bekehrungen der Regierung Unsummen kosteten. Und zu allen diesen Maßregeln, welche den Schatz auf das Empfindlichste schädigten, kam endlich noch der von einem humanen aber unpraktischen Gerechtigkeitsgefühl eingegebene Befehl, daß alle Gelder, welche etwa durch ungesetzliche Erpressungen von den Unterthanen zu viel eingezogen worden seien, den Uebervortheilten zurückgegeben werden sollten. Ob das auch nur in einzelnen Fällen geschehen ist, wissen wir nicht; eine schönere Gelegenheit zu ungestrafter Plünderung der öffentlichen Cassen konnte sich aber der ungetreueste Beamte nicht wünschen.

Man sieht ohne Mühe, daß mehrere dieser Verordnungen Unzufriedenheit in weiten Kreisen, alle sammt und sonders aber den vollständigen Ruin der Reichsfinanzen zur Folge haben mußten. In der That verschwand das Geld des Staates überall wie mit einem Zauberschlage; es ist uns z. B. überliefert, daß die Steuererträge des Irák plötzlich so weit zurückgingen, daß die reiche Provinz nicht einmal ihre eigenen Verwaltungsausgaben zu decken vermochte und Zuschüsse aus der Centralcasse in Damaskus erforderte. Diese mußte unter solchen Umständen sich auch schnell genug leeren; wie die unabweisliche Nothwendigkeit, sie wieder zu füllen, die übelsten Folgen nach sich gezogen hat, wird uns sogleich klar werden.

Fast noch verderblicher für das Bestehen der Dynastie wurde aber das Nachlassen des straffen Regimentes, welches bis dahin die verschiedenen religiösen und nationalen Sonderbestrebungen niedergehalten hatte. Daß zur Ueberzeugung von Andersdenkenden der Säbel einen sehr schneidigen Beweisgrund darstellt, ist eine unleugbare Thatsache, und man darf gegen Haddschádsch und seine Leute sich nicht allzu tugendhaft entrüsten, daß sie von einem so wirksamen Argumente häufigen Gebrauch machten; das war damals wie auch heute noch im Orient üblich, ist es lange Zeit ja auch bei uns gewesen. Leider pflegt aber den Vertretern solcher Anschauungen die ebenso unleugbare Thatsache verborgen zu beiben, daß die Ideen keine Hälse haben und also auch nicht geköpft werden können. Man hatte erreicht, daß Niemand mehr wagte, den Gedanken der Gemeindesouveränetät laut zu äußern oder sich öffentlich als Vertreter des Rechtes der Aliden auf das Chalifat zu bekennen; todt waren diese Ideen aber nicht, so lange in den demokratischen Kreisen des Irák noch ein Funken des alten Arabertrotzes glühte und in den Persern die nationale Abneigung gegen die fremden Eroberer lebendig blieb. Kaum ließ also der harte Druck nach, welcher bis zum Tode Walids Charidschiten und Schiiten ruhig erhalten, so hoben beide Parteien fast gleichzeitig das Haupt von Neuem. Schon unter Ssuleimán hatten sich allerlei Wühlereien an verschiedenen Stellen vorbereitet: Jesíd Ibn Mohallab,

sein Statthalter über die Ostprovinzen, war viel zu sehr Grandseigneur, um die Bevölkerung mit den kleinlichen Polizeimaßregeln zu belästigen, die unter Haddschâdsch Mode gewesen, und unter Omar war die alte Strenge erst recht nicht mehr vorhanden: kein Wunder, daß schon im J. 100 (718) ein Mann Namens Bistâm, auch Schaudheb genannt, im Irâk östlich des Tigris die Lehre von der alleinigen Entscheidung über die Herrschaft durch Gott (S. 326) wieder zu predigen anfing; und da der fromme Omar auch noch ausdrücklich an seinen Statthalter in Kûfa schrieb, man solle den Mann gewähren lassen, so lange er kein Blut vergieße, so gewann er in kurzer Zeit eine große Zahl von Anhängern und schlug mehrmals die endlich gegen ihn ausgesandten Truppen. Erst als Jesîd II. zur Regierung kam, gelang es, die Puritaner niederzuwerfen (101 = 720) und die Ruhe im Irâk für eine Weile herzustellen.

Vorsichtiger als die Charidschiten, aber nur um so gefährlicher waren die Aliden. Seitdem Mô'ab's Henker (S. 382) die Schiiten in so furchtbarer Weise von dem Irrthum bekehrt hatten, daß es möglich sei, an Stelle der arabischen Omaijadenherrschaft ein neues Perserreich unter dem Banner Alis zu begründen, hatte die Secte sich todt gestellt. Kaum daß ab und zu ein allzu überzeugungstreuer Mann sich weigerte, das Andenken Alis zu verfluchen, wie es Haddschâdsch von den des Schiitismus Verdächtigen zu verlangen pflegte: das kostete den Unglücklichen das Leben und machte die Andern noch scheuer und schweigsamer. Aber durch alle Provinzen des Ostens verzweigte sich mehr und mehr ein geheimer Bund Aller, die zum Hause Alis verehrungsvoll aufschauten als dem einzigen Horte des Glaubens, der einzigen Hoffnung einer Befreiung von dem arabischen Joche. Irgend wo in einem unscheinbaren Dorfe in der Nähe der heiligen Stätten von Mekka, Medina oder Kerbelâ (S. 363 f.), dessen war man sicher, lebte der Enkel oder Urenkel des vergötterten Schwiegersohnes des Propheten, auf welchen nach der von Allah bestimmten Erbfolge die Würde des Imâms, des wahren Oberhauptes der Religion, übergegangen war. Seine Person kannte vielleicht nur Gott, ebenso wie den Tag und die Stunde, wo er aus seiner für Menschenaugen undurchdringlichen Verborgenheit ans Licht treten würde als der Machdi[1]), der zur Herstellung des Reiches Gottes auf Erden Berufene: es galt auf den Augenblick in fester Zuversicht zu harren, bis dahin aber die reine Lehre unablässig im Stillen auszubreiten, daß am Tage der Befreiung alles gläubige Volk wie ein Mann sich erhebe und die Gottlosen mit einem Schlage vernichte. Das geheimnißvolle Dunkel, in welches die Leiter der Bewegung sich hüllten, war nur ein Anreiz mehr für romantische Köpfe unter den schiitischen Arabern, ganz besonders aber für das indogermanische Perservolk, das zum großen Theile seit Alters an mystischen Ideen hing.

1) El-Mahdi (mit scharf gesprochenem h, so daß es fast wie machdi klingt) „der [von Gott] Geleitete".

Vielleicht hatten die Aliden selbst kaum eine richtige Vorstellung von der Ausdehnung und dem Einfluß dieser Propaganda. Gewiß befanden sich die eigentlichen Häupter derselben stets in Verbindung mit einem oder dem andern aus dem Hause des Propheten, den sie officiell an die Spitze des Unternehmens stellen konnten, wenn die Zeit für offenes Losbrechen reif schien; aber die sämmtlichen Fäden des Geheimbundes haben die Aliden selbst kaum je in den Händen gehabt. Es ist, als ob jene Unentschlossenheit und jener Mangel an politischer Einsicht, welche Ali und seine Söhne ins Verderben stürzten, sich in der Familie fortgeerbt hätten. So fruchtbar sie äußerlich sich fortpflanzte — Ali hatte 31 Kinder gehabt und seine Nachkommen vermehrten sich vielfach in ähnlicher Weise — so arm ist sie an hervorragenden Männern geblieben. Ihre Ansprüche an die Verehrung der Gläubigen ließ sie niemals fallen; kam aber im Laufe der Jahrzehnte wirklich ein Moment, der einer muthigen und kraftvollen Persönlichkeit Veranlassung zu entscheidendem Eingreifen geboten hätte, so fand sich gewöhnlich Niemand, der ihn zu benutzen verstand, und wagte einmal ein außergewöhnlich kühner Alide etwas, so geschah es sicher im ungeeignetsten Zeitpunkte. So bietet mit seltenen Ausnahmen die Geschichte dieses Hauses fast zu allen Zeiten das klägliche Schauspiel verpaßter Gelegenheiten und zweckloser Aufstände, die nur zu unnützem Blutvergießen und zu tiefgehender Zerrüttung der islâmischen Welt führten: ein unseliges Geschlecht, dessen höchste Leistung gewesen zu sein scheint, daß es zweihundert Jahre später einem frechen Abenteurer ein Aushängeschild lieh, hinter dem eine der gelungensten Usurpationen der ganzen Weltgeschichte ins Werk gesetzt werden konnte.[1]) Das waren die Leute, zu deren Gunsten seit dem Wechsel des Regierungssystems nur um so eifriger in den Ostprovinzen Stimmung gemacht wurde, und keinen den Interessen seiner Dynastie abträglicheren Streich konnte seine gutmüthige Frömmigkeit Omar II. spielen, als daß sie ihn veranlaßte, im J. 99 (717/8) zu verordnen, es solle nirgends mehr im Freitagsgebet die bis dahin übliche Verfluchung Alis stattfinden. Natürlich konnten nun die Schiiten der Verehrung ihres Heiligen überall freien Ausdruck geben; wie die Dinge damals lagen, schloß solcher stets die Verwerfung der Omaijadenregierung ein. Es bedarf keiner Auseinandersetzung, wie hierdurch und durch Omars auch sonst in fast übertriebener Weise bethätigte Vorliebe für die Aliden das Ansehen der Dynastie geschädigt und denen ihre Aufgabe erleichtert werden mußte, welche die schiitischen Lehren zu verbreiten beflissen waren. Und was für das Haus Abdelmeliks das Allerschlimmste war, grade in diesem Augenblick fand sich ein Kreis von klugen und nicht allzu gewissenhaften Persönlichkeiten vor, welche es verstanden, die vorhandene geheime Organisation für ihre eigenen Zwecke zu benutzen und ihr die rücksichtslose Thatkraft mitzutheilen, welche den Nachkommen Alis versagt war. Wir haben bereits früher (S. 88) die

1) S. unten S. 596 f.

Anlagen kennen gelernt, welche Abbás, der kluge und vorsichtige Oheim des Propheten, auf seine Nachkommen vererbt hatte. Sein Sohn Abdallah war im ersten Bürgerkriege zuerst auf Alis Seite gewesen (S. 319. 321); als es mit diesem aber bergab ging, hatte er sich nach Mekka und später nach Táïf zurückgezogen, nicht ohne aus Baßra, das er bisher verwaltet hatte, die Staatscasse mitzunehmen. Nachher hatte er mit den Omaijaden seinen Frieden gemacht (S. 337) und sich auf die Theologie geworfen. Er ist es gewesen, der zuerst systematisch Material zur Erklärung des Koráns zusammentrug, und hat sich dadurch großes persönliches Ansehen erworben; schade nur, daß er es zur Erhöhung desselben für nothwendig hielt, Alles zu wissen, und deswegen an zahlreichen schwierigen Stellen des heiligen Buches, die ihm selber unverständlich waren, in höchst unerlaubter Weise schwindelhafte Deutungen erfand, mit denen wir heute noch zu kämpfen haben. Abdallahs Sohn Ali trug in Damaskus und anderswo eine gradezu märchenhafte Frömmigkeit zur Schau und betete eigentlich den ganzen Tag; nebenbei aber intrigirte er heimlich gegen die Omaijaden und kam dadurch mit Walid, der keinen Spaß verstand, in unangenehme Differenzen, die schließlich seine Verbannung aus der Hauptstadt herbeiführten. Er siedelte sich nun an einem kleinen Ort im Süden des Todten Meeres an, und hier soll es gewesen sein, wo nach der späteren Ueberlieferung unter dem Chalifat des Ssuleimán Abdallah ein Sohn des Mohammed Ibn El-Hanafije (S. 379), also ein Enkel des Chalifen Ali, einem Sohne jenes Abbassiden Ali Namens Mohammed feierlich seine und seines Hauses Rechte auf das Imamat übertragen hat. Das Ganze ist natürlich eine Erfindung der abbassidischen Hofhistoriographen, um die Legitimität ihrer Brodherren dem lieben Publicum außer Zweifel zu stellen; für wahr ist davon nur zu halten, daß der eben genannte Mohammed, der Vater des im J. 104 (722) geborenen ersten Abbassidenchalifen Ssaffách, den klugen Gedanken hatte, seiner Familie den großen persönlichen Einfluß der Aliden dienstbar zu machen. Zu diesem Zwecke wurde eine Vereinigung beider Zweige der Familie des Propheten herbeigeführt, mit dem Hintergedanken auf Seiten der Abbassiden natürlich, die Nachkommen des Ali, sobald die Herrschaft der Omaijaden untergraben sein würde, bei Seite zu drängen und selbst das freigewordene Erbe des Gesandten Gottes anzutreten. Die Gelder, welche Abbás und seine Söhne bei verschiedenen Gelegenheiten anzuhäufen gewußt hatten, waren zu großen Summen angewachsen, während die Aliden nie zu wirthschaften verstanden: so mußte es diesen vortheilhaft erscheinen, das angetragene Bündniß einzugehen. Mit wahrhaft raffinirter Schlauheit verstanden die Abbassiden es einzurichten, daß die nun eröffnete gemeinsame Propaganda die umfassende Formel „die Herrschaft für das Haus des Propheten" als Schlagwort erhielt, so daß überall heimlich für die Haschimiten gepredigt wurde, d. h. für die Abkommen von des Propheten Ahnherrn Háschim (S. 33. 44), worunter die Schiiten natürlich fortfuhren, die Aliden zu verstehen, während die Abbassiden

sich selber meinten. Indeß nun bei den Schiiten die Erwartung und damit die Begier nach einem Umschwung der Dinge sich im Geheimen durch alle Kreise fortpflanzte, wanderten Jahr für Jahr die Emissäre der Abbassiden nach dem Osten, unter der Maske von Kaufleuten und dergleichen auch in den nichtschiitischen Kreisen Unzufriedenheit zu erwecken, besonders aber die fortdauernde Verstimmung zwischen Süd- und Nordarabern, und innerhalb der letzteren zwischen Modar und Rabî'a (vgl. S. 377) zu schüren, so daß im Laufe der Zeit durch diese perfiden Wühlereien nicht nur die persische Bevölkerung, sondern auch ein großer Theil der arabischen Besatzungstruppen selbst gegen die bestehende Regierung aufgehetzt und einem Wechsel der Dynastie geneigt wurden.

Das Alles war freilich noch sehr in seinen Anfängen, als nach Omars vorzeitigem Tode[1]) und der kurzen Regierung Jesîds II. Abdelmeliks vierter Sohn Hischâm (105—125 = 724—743) zur Regierung kam. Eine Herrschernatur nach dem Schlage seines Vaters, hat er es an nichts fehlen lassen, der einreißenden Zuchtlosigkeit zu steuern, die Folgen der verkehrten Maßregeln Omars II. gut zu machen und vor Allem der Verschleuderung der Staatsgelder Einhalt zu thun, die unter Jenem zu frommen, unter Jesîd zu Vergnügungszwecken stattgefunden hatte. Gleich im Jahre 105 (724) ernannte er zum Statthalter des Irâk den Châlid Ibn Abdallah El-Kasri, der zwar Jemenite, aber in seinen Verwaltungsgrundsätzen von dem Keißiten Haddschâdsch nicht allzu verschieden war und es fertig gebracht hat, noch beinahe vierzehn Jahre lang der schwierigen Provinz den inneren Frieden ungestört zu bewahren. Weniger Glück hatte der Chalife mit seinen Vertretern im Osten, wo weder Châlids Bruder Aßad, noch seine Nachfolger im Stande waren, gleichzeitig den aufsässigen Türkenstämmen (oben S. 412) die Spitze zu bieten, die Reibungen zwischen den arabischen Stammgruppen (s. oben) zu verhindern und die Sendlinge der Abbassiden zu überwachen. Fortwährend gab es Unruhen und förmliche Kriege, unter denen die Maulwurfsarbeit der haschimitischen Propaganda trefflich von Statten ging. Waren hier die Statthalter, wenn auch nicht ohne Ausnahmen, Jemeniten, so kam Afrika bereits im Jahre 110 (728) unter keißitisches Regiment. Man sieht, Hischâm hatte den richtigen Gesichtspunkt, das Gleichgewicht zwischen den beiden Parteien wieder herzustellen; dabei versäumte er leider nur, auf die Sinnesart der Unterthanen in Ost und West die nöthige Rücksicht zu nehmen. Persien erforderte eine despotische Regierungsweise, wie es fast seit dem Anfange seiner

1) Natürlich soll ihn sein Nachfolger Jesîd vergiftet haben. Die Omaijaden mußten in der That mit einem Fürsten unzufrieden sein, der Alles that, die eigene Dynastie zu ruiniren; was wir aber sonst von Jesîd II. wissen, läßt ihm, einem liebenswürdigen, leichtsinnigen und unbekümmerten Menschen, einen Giftmord nicht ohne Weiteres zutrauen. Daß Omars Ende ein natürliches gewesen sei, steht damit noch nicht fest; es mag unter den anderen Omaijaden mehr als einen gegeben haben, der einer solchen That fähig war.

Geschichte keine andere gehabt hatte; die freiheitsliebenden und demokratischen Berbern wollten mit gewissen Rücksichten behandelt sein. Nun unterschied sich die Weise, in welcher die Jemeniten zu regieren pflegten, von der keißitischen Methode sehr beträchtlich. Jene waren nach der Art des Hauses Mohallab vornehm, freigebig und verhältnißmäßig milde, andrerseits nicht selten nachlässig, sorglos und verschwenderisch; die Keißiten dagegen pflegten wie Hadschádsch mit Strenge, ja Härte überall die äußere Ordnung herzustellen und aufrecht zu erhalten, besonders aber die Steuerschraube aufs Aeußerste anzuziehen. So waren jene populär, diese gefürchtet, und Alles konnte leidlich gehen, so lange die Berbern von Kelbiten, die Ostprovinzen von den Keis verwaltet wurden. Hischám aber kehrte das Verhältniß um, schickte die Söhne des Kasri nach dem Irák und Choraßán, zu den Berbern aber den Obeida Ibn Abderrachmán, einen Nordaraber vom Stamme Ssoleim, und wenn mit Ausnahme der einen Persönlichkeit des Chálid die Jemeniten auf die Perser keinen Eindruck machten, so war Obeida in Keirowán erst recht nicht an seiner Stelle. Nicht genug, daß er den Berbern mit ungewohnter Schroffheit entgegentrat, begann er sofort auch die Kelbiten zu malträtiren und dadurch innerhalb des schon an sich nicht sehr zahlreichen arabischen Elementes in Afrika eine Spaltung hervorzurufen, welche dem erforderlichen Uebergewichte desselben in keinem Falle zuträglich sein konnte. Allerdings ward endlich auf die lauten Klagen der gemißhandelten Partei Obeida entfernt, aber wieder durch einen Keißiten, den Obeidallah Ibn Habháb, ersetzt (116 = 734), Es war ein in seiner Weise höchst respectabler, dabei thatkräftiger Mann. dessen Eigenschaften in einem andern Wirkungskreise treffliche Erfolge verbürgt hätten. Auch machte er der bösartigen Verfolgung der Jemeniten ein Ende, ging nun aber daran, die Berbern einer noch strengeren Zucht zu unterwerfen, insbesondere sie zu immer ergiebigerem Steuerzahlen anzuhalten.

Bestärkt wurde er hierin durch die Weisungen Hischáms, dem seine Statthalter niemals genug Geld nach der Residenz abliefern konnten. Die Herrschertugenden dieses Chalifen wurden, so hören wir, durch einen Geiz beeinträchtigt, von welchem die Ueberlieferung höchst ergötzliche Beispiele zu berichten weiß. Eines Tages, heißt es, erhielt er eine schriftliche Eingabe seines eigenen Sohnes Ssuleimán, in welcher dieser die Bitte aussprach, für seinen untauglich gewordenen Maulesel ein anderes Reitthier gestellt zu erhalten. Hischám verfügte: „Der Beherrscher der Gläubigen hat von deinem Schreiben und der in demselben erwähnten Schwäche deines Thieres Kenntniß genommen, ist aber der Ansicht, daß sie von deiner ungenügenden Beaufsichtigung des Fütterns und dadurch veranlaßter Verschleuderung des Futters herrührt. Achte gefälligst selbst darauf; vielleicht wird dann der Beherrscher der Gläubigen etwas für deine Equipirung thun." Wir können nicht wohl entscheiden, ob der Geiz des Chalifen nicht hauptsächlich in einer weisen Sparsamkeit bestand, die nach den verkehrten Anordnungen Omars und der lüderlichen Wirthschaft Jesids II. auf alle Fälle höchst nothwendig, war, um die zerrütteten

Finanzen wieder in Ordnung zu bringen, um so mehr, als der von Aufständen und Krieg verwüstete Osten schwerlich viel einbrachte, vermuthlich sogar erhebliche Opfer heischte. Wie dem aber auch sei, die Ansprüche der Staatscasse an die Provinzen waren beinahe unerschwinglich, und es ist sehr wahrscheinlich, daß finanzielle Rücksichten für die Entsendung von Keißiten nach dem Westen den Ausschlag gegeben haben. Wie dem auch sei, es war eine höchst verhängnißvolle Maßregel. Ganz besonders unter den Berbern hatten Omars II. Missionsbestrebungen (S. 440) den glänzendsten Erfolg gehabt: jetzt kam auf einmal die Regierung und forderte nach den Grundsätzen des Haddschâdsch (S. 395) von den Neubekehrten die Zahlung von Auflagen, welche nur für die Juden und Christen gesetzlich zulässig waren; und selbst damit nicht zufrieden, begingen die keißitischen Beamten aller Orten Erpressungen gehässigster Art. Es mußte die an stolze Unabhängigkeit gewöhnten Stämme aufs Tiefste empören, wenn man sie zwang, zu Geschenken für einflußreiche Leute in der Residenz ihre schönsten Töchter auszuliefern, ihre Herden um die seltensten Stücke plündern zu lassen; eine allgemeine dumpfe Erbitterung bemächtigte sich des Volkes, und damit traf in verhängnißvoller Weise der Beginn einer religiösen Agitation zusammen, die für den eigenthümlichen Charakter dieser Nation eigens erfunden zu sein schien, obwohl sie nur eine natürliche Folge der ganzen Geschichte des Omaijadenchalifates bildete. Ueber dreißig Jahre waren es jetzt, seit die Charidschiten in allen Theilen des Ostens und der Mitte des Reiches wie die wilden Thiere gehetzt wurden. Den Persern unähnlich waren die Araber, aus deren freisinnigen Kreisen die Secte sich fast ausschließlich rekrutirte, schweigendem Lauern auf den krummen und unterirdischen Wegen geheimbündlerischer Umtriebe weder geneigt noch brauchbar; wer sich nicht knirschend ducken wollte, mußte sich zur Flucht an die Grenzen des Reiches entschließen, wo in den mit den Ungläubigen fechtenden Heeren des Islâms mehr nach Geschicklichkeit in der Führung des Säbels als nach dem Katechismus gefragt wurde. So gab es Charidschiten genug auch in Nordafrika, und wie die freie und stolze Lehre von der Souveränetät der Gemeinde zu dem demokratischen Stammesbewußtsein der Berbern paßte, bedarf keiner Ausführung. Mit reißender Schnelligkeit verbreiteten sich die charidschitischen Lehren in allen Theilen des Landes und mit ihnen die Aufsässigkeit gegen eine Regierung, deren Handlungsweise mit der Gottlosigkeit ihres Ursprungs nur zu wohl übereinstimmte. Bald kam es zu Unruhen und kleineren Aufständen, zunächst an einzelnen Stellen, wo die Steuersammler allzu ungenirt zu Werke gingen. Sie wurden unterdrückt, und Ibn Habhâb ahnte so wenig, auf welchem Vulkane er stand, daß er im Jahre 122 (740) unter Habîb, einem Enkel des berühmten Okba (S. 352 f.), eine große Expedition nach Sicilien entsandte, das früher schon einige Male von muslimischen Flotten geplündert worden war und jetzt gründlicher heimgesucht werden sollte. Kaum aber waren die Truppen fort, als im äußersten Westen eine Empörung ausbrach, die sich mit der größten Geschwindigkeit von Stamm zu Stamm

fortpflanzte. Ibn Habhâb schickte Habîbs Sohn Châlid mit der verfügbar gebliebenen Mannschaft nach Tanger; aber ihre Zahl war ungenügend, Châlid selbst und eine Menge der tapfersten und angesehensten Offiziere fielen in dem ungleichen Kampfe, und nun verbreitete sich der Aufstand ungehindert bis Tlemßân. Hier staute er sich einstweilen an den inzwischen aus Sicilien zurückgekehrten Truppen des Habîb. Aber der ganze Umfang des jetzigen Marokko war von der arabischen Herrschaft befreit, und damit Spanien, wo das Mißverhältniß zwischen Arabern und Berbern (S. 431 f.) ebenfalls andauerte und mehr und mehr zu einem neuen gewaltsamen Zusammenstoß hindrängte, von dem übrigen Reiche in bedenklichster Weise abgeschnitten. Das benutzten die maßgebenden Persönlichkeiten des Landes sofort, um bei Gelegenheit der gefährlichen Erkrankung ihres Statthalters, der bald nachher gestorben ist, einen der Ihrigen an seiner Statt zu wählen, den alten Abdelmelik Ibn Kâtan, der immerhin die Regierung noch im Namen Hischâms führte, der That nach aber unabhängig schaltete (123 = 741).

Als Hischâm die Kunde von diesen Ereignissen empfing, sah er sofort ein, daß die kräftigsten Anstrengungen gemacht werden mußten, sollte nicht der ganze Westen binnen Kurzem verloren gehen. Er entsandte 27000 Mann syrischer Kerntruppen[1]), zu denen unterwegs in Aegypten noch 3000 Mann stießen, nach Keirowân; da sie etwa die gleiche Zahl in Afrika selbst vorfanden,[2]) so schien man allerdings für jede Möglichkeit ausreichend gerüstet zu sein. Aber neue Zwischenfälle zeigten, daß selbst die Energie eines Fürsten wie Hischâm nicht mehr genügte, die Gegensätze innerhalb des Chalifates zu einheitlichem Wirken zusammenzuzwingen. Neben Kelbiten und minder zahlreichen Keis fanden sich unter den alten Besatzungstruppen in Afrika und Spanien nicht wenige Männer von medinischer Abkunft. Seit der Katastrophe vom Jahre 63 (S. 368) waren die Söhne der alten Hilfsgenossen Mohammeds (Anssâr, S. 101) schaarenweise nach dem Westen geflüchtet, wo sie unter der nachsichtigeren Herrschaft jemenitischer Statthalter vor den Mißhandlungen eines Haddschâdsch und seiner Gesinnungsgenossen sicher waren; in den 60 Jahren, welche seitdem verflossen waren, hatten sie sich beträchtlich vermehrt und bildeten einen unverächtlichen Bruchtheil des arabischen Elements der Bevölkerung. Ihnen mußte die Ankunft eines so großen Heeres rein syrischer Truppen, Nachkommen derer, welche einst in ihrer Vaterstadt so unmenschlich gehaust hatten, und gegen die immer noch glühender Haß ihre Gemüther füllte, auf das Höchste zuwider sein. Die Syrer ihrerseits betraten

---

1) Nach Anderen nur 12000; da aber alle Berichte die Gesammtzahl des Heeres auf 30000 Mann angeben, und kaum anzunehmen ist, daß in Aegypten, Barka und Tripolis 18000 Mann für den auswärtigen Dienst verfügbar waren, so ziehe ich die Angabe im Text vor. Dozy, Histoire des Musulmans d'Espagne [2]I, 244; Fournel, Les Berbers I, 291. 2) Die Gesammtsumme 70000 (Fournel a. a. O.) ist wohl etwas übertrieben; nach der Niederlage des Châlid werden kaum noch 40000 Mann im ganzen Westen aufzutreiben gewesen sein.

in der zweiten Hälfte 123 (741) den afrikanischen Boden mit unverhohlener Verachtung gegen die einheimischen Besatzungen, die von halbwilden, verächtlichen Berbern sich dermaßen hatten schlagen lassen, daß nun die Garden des Beherrschers der Gläubigen selbst sich in die Provinz bemühen mußten, die Sache zu richten. Kolthúm Ibn Ijád, den Hischám mit dem Oberbefehl über das neue Heer und die ganze Provinz an Stelle des in Ungnade gefallenen Ibn Habháb betraut hatte, war natürlich ein Keißite, doch ein alter, erfahrener Offizier, der auch für einen verständigen Mann galt; aber sein Neffe Baldsch, dem für den Fall seines Ablebens das Commando übertragen war und der schon jetzt ziemlich selbständig die Vorhut führte, vereinigte mit unleugbarer Tapferkeit ein unbedachtes und dabei hochfahrendes Wesen, das nur zu geeignet war, den Uebermuth der Syrer zu steigern und zu Conflicten mit den afrikanischen Mannschaften zu führen. Kolthúm war zunächst in Keirowán geblieben und hatte Baldsch mit einem Theile des Heeres zu Habíb stoßen lassen, der noch in der Nähe von Tlemßán stand; nun lief bald darauf ein Schreiben des letzteren an den Statthalter ein voll bitterer Klagen über die Brutalität und den Uebermuth der Syrer, die Gefahr ernstlicher Mißhelligkeiten lag am Tage. Kolthúm begab sich jetzt selbst zum Heer, ließ sich aber unglücklicher Weise von seinem Neffen so gegen Habíb einnehmen, daß es zu einem bösen Wortwechsel kam, der beinahe in einen offenen Kampf der beiderseitigen Truppen ausgeartet wäre. Unter so üblen Anzeichen rückte die größte Armee, die Afrika bisher gesehen hatte, in die insurgirten Gebiete ein. Die Berbern ließen sie ungehindert bis in das Thal des Flusses Ssebú, also weit nach Westen, vorrücken; da aber sperrten sie ihr den Weg. Habíb und Andere, welche Land und Volk kannten, riethen ein verschanztes Lager anzulegen, an welchem sich die Berbern die Köpfe einrennen würden; aber Baldsch war natürlich wieder klüger, verachtete eine solche Kriegführung als unmännlich und sah in den Berbern nichts als schlechtbewaffnetes, halbnacktes Gesindel, mit welchem man bald fertig werden würde. Es war richtig, die Aufständischen hatten wenig anzuziehen, und ihre Ausrüstung ließ zu wünschen übrig. Aber sie waren zahlreich wie Sand am Meer und von Freiheitsdrang, religiösem Fanatismus und Haß gegen ihre Unterdrücker zur äußersten Tapferkeit entflammt; Kolthúm aber beging aus Aerger über den Streit, den er mit Habíb gehabt hatte, auch noch die Thorheit, ihm das Commando über die afrikanischen Truppen zu nehmen und diese einem Paar syrischer Offiziere zu übergeben, die ihnen fremd und widerwärtig sein mußten. So ging es ziemlich kopflos in die Schlacht; voran natürlich der niemals zu haltende Baldsch an der Spitze der syrischen Reiterei. Die Berbern waren doch nicht so leicht über den Haufen zu reiten; erst beim zweiten Angriff gelang es ihre Reihen zu durchbrechen. Aber die Lücke schloß sich bei der ungeheuren Menge der Berbern hinter den weiter stürmenden Reitern; als sie schließlich Kehrt machten, fanden sie sich von dem Fußvolk abgeschnitten durch Massen von Feinden, die nicht wieder zersprengt werden konnten. Inzwischen drängten

Tausende und aber Tausende gegen die Infanterie der Araber mit unwiderstehlicher Wucht heran, warfen die afrikanischen Abtheilungen, die nicht mit dem besten Willen fochten, in die Flucht und erdrückten die tapfer kämpfenden Syrer. Ein Drittel des mächtigen Heeres, darunter Kolthûm und die anderen syrischen Befehlshaber, sowie der pflichtgetreue Habib, fanden den Heldentod, ein zweites Drittel gerieth in Gefangenschaft; es war eine der größten Niederlagen, welche die Araber jemals gegen Andersgläubige erlitten, und um so unheilvoller, als sie nach denen vor Constantinopel und bei Poitiers zum dritten Male die Omaijaden im Nachtheile gegen die äußeren Feinde zeigte, zugleich aber in die Reihen der zuverlässigen syrischen Mannschaften, der eigentlichen Hausmacht der Dynastie, eine empfindliche Lücke riß.

Nach zwei Seiten flüchteten sich die, welche dem Tode und der Gefangenschaft entgangen waren: das Fußvolk, größtentheils afrikanische Mannschaften, nach Keirowân, dessen Wälle vorläufig Schutz boten, Baldsch mit seinen syrischen Reitern, welchen die Sieger den Rückweg sperrten, vorwärts durch das feindliche Land an die See. Es gelang ihm, sich nach Ceuta hineinzuwerfen und hinter den Mauern der kleinen Festung sich die Berbern vom Leibe zu halten; als aber diese sahen, daß mit gewaltsamem Angriff nichts auszurichten sei, lagerten sie sich einfach um die Stadt und begannen die Araber auszuhungern. Vergeblich ersuchte Baldsch durch immer dringendere Botschaften den Abdelmelik Ibn Kâtan, den Verwalter Spaniens (S. 448), um Sendung von Schiffen, auf welchen er sich über die Meerenge retten könnte. Abdelmelik war nicht allein Anßarier (S. 448), vor nunmehr achtundfünfzig Jahren hatte er als Jüngling auf der Harra gegen die Syrer mitgefochten, mit eigenen Augen die Verwüstung Medinas, die Rohheiten der Sieger geschaut: jetzt hatte ihm die Stunde der Vergeltung für die Syrer geschlagen, er weigerte sich, die in Ceuta Eingeschlossenen vor dem Hungertode zu retten. Aber der große Sieg der afrikanischen Berbern, durch ihre Sendboten überallhin verbreitet, hatte ihre spanischen Landsleute ermuthigt und aufgeregt: wenig später brachen sie ebenfalls gegen die unbequemen Herren los. Auch hier waren die Araber in der Minderzahl, sahen sich in kurzer Zeit aller Orten angegriffen, geschlagen, vertrieben, und trotz seines glühenden Hasses gegen die Syrer mußte Abdelmelik sich endlich entschließen, Baldsch mit seinen Truppen zur Rettung der arabischen Herrschaft nach Spanien überzuführen. In der That gelang es mit dieser Hilfe die Berbern zu bewältigen; kaum aber war dies geschehen, als sofort zwischen Syrern und Anßariern ein neuer Bürgerkrieg begann, in welchem erst Abdelmelik, dann Baldsch ein gewaltsames Ende fanden (124 = 742), die Syrer aber schließlich die Oberhand behielten und nun in dem unglücklichen Lande entsetzlich zu hausen anfingen.

Man sieht, es war eine fast verzweifelte Aufgabe, welche der Kelbite Hánzala Ibn Ssafwân vorfand, als ihn nunmehr Hischâm, über die Unbrauchbarkeit der Keis für Afrika endlich aufgeklärt, als Statthalter nach

Keirowán sandte (Rabí II 124 = Februar-März 742). Aber er zeigte sich der Lage gewachsen. Zwei große Berberheere waren von Westen her im Anzuge, als er das Commando übernahm; schon waren sie im Begriff, sich vor den Mauern der Stadt zu vereinigen, als Hánzala, der beide Anführer etwa eine Tagereise vor den Thoren durch Unterhandlungen aufhielt, plötzlich über die schwächere von beiden Abtheilungen herfiel und sie zersprengte. Schwerer war der Kampf, den er etwas später gegen die andere zu führen hatte. Aber es handelte sich für die Araber um die Existenz, da Keirowán im Falle einer Niederlage nicht zu halten war; die ganze Bevölkerung trat unter Waffen, und die bestrittenste Schlacht, die je in Afrika geschlagen wurde, bei Aßnám, einem Dorfe kaum eine Meile von Keirowán, endigte mit einem entscheidenden Siege Hánzalas, dessen Autorität in Afrika damit für eine Weile gesichert war (Mitte 124 = 742). Auch auf Spanien mußte diese Wendung um so mehr zurückwirken, als dem seit Anfang des Berberaufstandes wieder fühlbaren Vordringen der Christen von Asturien gegenüber der fortwährende Bürgerkrieg doppelt unerträglich schien: verständige Männer aller Parteien wandten sich selbst an Hánzala, und 125 (743) konnte der von diesem als Unterstatthalter über die Meerenge gesandte Kelbite Abu'l-Chattár seinen Einzug in Córdova halten, wo seine allen Parteien gerecht werdende Mäßigung wenigstens für einige Zeit ebenfalls leidliche Verhältnisse herbeiführte.

Wie im Westen die Keis, so hatten im Osten die Jemeniten sich auf die Dauer dem Hischám nicht bewährt. Choraßán wollte auch nicht vorübergehend zur Ruhe kommen (S. 445), und sogar im Irák vermochte Chálid die Ordnung nicht länger aufrecht zu erhalten: an verschiedenen Stellen brach im J. 119 (131) eine Reihe von Charidschitenaufständen aus, und als der Statthalter bei deren Unterdrückung dem Chalifen nicht energisch genug zu verfahren schien, setzte er ihn ab und übergab den Osten wieder den Keißiten. Naßr Ibn Sseijár, welcher Choraßán erhielt (120 = 738), bewährte in der That die alte Tüchtigkeit seines Stammes: zweckmäßig Thatkraft und Milde paarend brachte er es noch einmal zu Stande, nicht nur die Araber, sondern auch die Türken für einen Augenblick der Regierung wieder zu unterwerfen. Uebel war dabei nur, daß er, um überall zuverlässige Leute zu haben, sämmtliche höhere Posten seinen Stammgenossen von Modar verleihen mußte; das war nicht nur den Jemeniten, welche bis dahin überall in erster Linie gestanden hatten, sondern auch den Nordarabern von Rabí'a (S. 377. 445) widerwärtig, und so blieb immer der alte Gegensatz bestehen, um bei günstiger Gelegenheit wieder hervorzubrechen. Immerhin war hier Manches erreicht, die äußere Ruhe hergestellt, und das Gleiche setzte auch im Irák der gleichfalls 120 (738) ernannte Keißite Júßuf Ibn Omar durch: ein unbedachter und in keiner Weise genügend vorbereiteter Aufstand eines Aliden Seid Ibn Alí, Enkels des Hußein, wurde ohne große Mühe niedergeschlagen (122 = 740), der Prätendent selbst getödtet. So hatte Hischám

in neunzehnjährigem Ringen sich doch die Genugthuung erkämpft, daß beim Herannahen seines Todes, wo selbst Spanien seinem Statthalter sich fügte, das ganze weite Reich wieder unter dem Scepter der Omaijaden vereinigt war.

Aber vereinigt nur noch auf diesen Augenblick. Walîds II. Regierungsantritt (125 = 743) gestattete den bisher durch die Mäßigung Hischâms im Zaume gehaltenen Keis, sich auf die Jemeniten zu werfen (S. 437 f.); diese antworteten mit der Ermordung des Chalifen (126 = 744) und damit war in allen Provinzen das Signal zu rücksichtslosem Aufeinanderplatzen der Parteien gegeben. Nirgends fast kam der von den Jemeniten ausgerufene Jesîd III. zur Anerkennung. In Afrika brachte es der Keißite Abderrachmân, der an den Omaijaden die schlechte Behandlung und den Tod seines Vaters Habib (S. 449 f.) zu rächen hatte, im J. 127 (745) fertig, durch einen kecken Handstreich den alten Hânzala aus Keirowân zu drängen und von da aus sich später in fortgesetzten Kämpfen mit Berbern und Arabern allmählich zum Herrscher des Landes aufzuschwingen. In demselben Jahre brach durch eine Ungeschicklichkeit des Abul-Chattâr (S. 451) der Bürgerkrieg zwischen Nord- und Südarabern auch in Spanien aus. Da er sein Ende erst in der dauernden Trennung des Landes von dem Chalifenreiche findet, so verfolgen wir ihn nicht an dieser Stelle weiter, sondern im letzten Theile unseres Werkes, der für die Geschichte der eigenthümlichen selbstständigen Entwicklung der Halbinsel bestimmt ist; hier genügt uns, daß seit 127 (745) bis auf Weiteres die Autorität der Chalifen sich über Tripolis nicht mehr hinaus erstreckt. — Syrien hatte seit der Wiesenschlacht (64 = 684), also seit über fünfzig Jahren, auch nicht den Argwohn einer Auflehnung gegen das Haus Omaija gekannt: nun erscholl nach allen Seiten der Ruf „Hie Keis, hie Kelb!", wieder drängten von Himß die in Nordsyrien festsitzenden Keißiten gegen die Residenz heran, und nur für den Augenblick konnte Jesîd III. (126 = 744) mit seinen Jemeniten sich ihrer erwehren. Denn schon rückte von Nordosten her Merwân Ibn Mohammed, der Statthalter von Armenien und Adherbeidschân, mit einem beträchtlichen Heere an, welches unterwegs durch den Zuzug der Keis sich fortwährend verstärkte: ein Enkel Merwâns I., also Vetter des Hischâm, regierte er seit 114 (732) die Nordprovinzen, als Neffe Abdelmeliks und Vetter von vier Chalifen von den verschiedenen Thronwechseln der letzten Zeit bisher unberührt geblieben. Jetzt hielt er sich berufen, die mit Walîds II. Ermordung frevelhaft preisgegebene Einigkeit des Hauses Omaija durch Beseitigung des Usurpators herzustellen. Bevor er indeß Syrien mit dem Heere erreicht hatte, starb Jesîd (gegen Ende 126 = Herbst 744), seinem Bruder Ibrahîm die Nachfolge überlassend. Natürlich erkannten weder Merwân noch die Keißiten denselben an, Himß empörte sich abermals, und im J. 127 (Ende 744) standen 80 000 Anhänger Merwâns den 120 000 Jemeniten gegenüber, welche sich bei dem Orte Ein El-Dscharr zwischen Libanon und Antilibanon zur Deckung der Hauptstadt gelagert hatten. Trotz der Ueberzahl

der von Ssuleimân, einem Sohne Hischâms, geführten Südaraber trug Merwân den Sieg davon, theils durch die überlegene Tüchtigkeit seiner Truppen, theils durch einen unvermutheten Angriff seiner den Gegnern in den Rücken gesandten Reiter (7. Ssafar 127 = 18. Nov. 744). Die Schlacht öffnete ihm den Weg nach Damaskus, und bald nachher nahm er, als der schwächliche Ibrahîm leicht zum Verzicht bewogen war, die Huldigung des Volkes in der Hauptstadt entgegen (reg. 127—132 = 744—750).

Er hat in der That Anspruch darauf, als Merwân II. den letzten Platz in der Reihe der damascenischen Chalifen einzunehmen. Obwohl er zur thatsächlichen Ausübung der Herrschaft nur in einem kleinen Theile des Reiches gelangt ist: mit einer Energie und Hartnäckigkeit, welche ihm den Beinamen el-himâr „der Esel"[1]) verschaffte, hat er beinahe sechs Jahre lang sich mit den an allen Punkten des Reiches auftauchenden Feinden herumgeschlagen und durch seine tapfere Ausdauer unsere höchste Bewunderung verdient. Es war nach den thörichten und lasterhaften Knaben der letzten Zeit doch noch ein Mann, mit welchem die Dynastie der Omaijaden unglücklich, aber ehrenvoll zu Grunde ging. Denn zu retten war sie nicht mehr, seit der Bürgerkrieg zwischen den Syrern die Kräfte des Stammlandes getheilt hatte. Schienen die Jemeniten für einen Augenblick lahm gelegt, so hatten inzwischen Charidschiten hier, Aliden dort neue Rebellionen angestiftet, Merwân kam nicht einen Augenblick zur Ruhe, und seine Keißiten wurden durch die unaufhörlichen Kämpfe allmählich aufgerieben. Es ist unnöthig, diese Kriege im Einzelnen genauer zu beschreiben; nur um den Zustand des Reiches in dieser Zeit zu kennzeichnen, will ich die Hauptereignisse des Jahres 127 (745) seit Merwâns Einzug in Damaskus der Reihe nach aufzählen: Spanien und Afrika bereits verloren (oben S. 452), in Syrien Aufstand der Einwohner von Himß, Belagerung von Damaskus durch aufständische Jemeniten der Umgegend, Empörung in Palästina, Rebellion des Ssuleimân Ibn Hischâm in Kinnesrîn, Unbotmäßigkeit der Stadt Tadmor (Palmyra); im Irâk Mißhelligkeiten zwischen Jemeniten, Modar und Rabî'a, durchkreuzt von einem Schiitenaufstand in Kûfa und einer ganz gefährlichen Erhebung der Charidschiten unter Dachâk in Mesopotamien; in Persien Einnahme einer Anzahl von Städten durch die Schiiten; in Chorâßân harte Kämpfe des Naßr Ibn Sseijâr (S. 451) mit Jemeniten und verkappten Anhängern der Abbassiden — man sieht, es gab schon damals kaum eine Stelle des Reiches, die nicht der Revolution verfallen gewesen wäre. Trotzdem hielt Merwân sich wacker; er dämpfte eine nach der andern die Empörungen in Syrien, schlug und tödtete den Dachâk, unterdrückte eine ganze Anzahl weiterer Charidschitenbewegungen im Irâk und in Arabien und war bis 130 (748) dieser Provinzen wieder ziemlich Herr geworden, als von einer anderen

1) S. die malerische Ausführung desselben auf den Telamonier Ajax angewandten Vergleiches in der Ilias XI, 558.

Seite her ein neuer Angriff kam, dessen Wucht er nicht mehr zu widerstehen vermochte.

Während Naßr Ibn Sseijár in Chorașán schon mit den besonders seit dem Ausbruche des Berberaufstandes (123 = 741) von den abbassidischen Sendlingen immer ungescheuter aufgehetzten Arabern zu kämpfen hatte, waren die eigentlichen Leiter der Bewegung bis zum J. 129 (747) mit ihren Personen und Absichten noch im Hintergrunde versteckt geblieben. Abu Muslim, ein Mann unbekannter, wahrscheinlich persischer Herkunft, und Abu Ssálama Haffs Ibn Ssuleimán, ein Freigelassener, waren die hauptsächlichsten Helfershelfer der Haschimiten. An der Spitze der letzteren standen nach dem zwischen 124 und 126 (742. 744) erfolgten Tode des Abbassiden Mohammed zuerst dessen Sohn Ibrahim, später, als dieser von Merwán gefangen gesetzt worden war (130=748), die Brüder desselben, Abu'l-Abbás Abdallah und Abu Dschá'afar Abdallah[1]), die künftigen ersten Chalifen aus dem Hause des Propheten. Bei der Ergreifung ihres Bruders hatten sie sich in das Irák geflüchtet; wo immer aber das jeweilige Haupt der Familie geweilt, unermüdlich waren Abu Muslim und Abu Ssálama zwischen ihm und dem Lande Chorașán hin und hergezogen, die Erhebung aller Feinde der Omaijaden im Osten vorzubereiten. Siebenzig Apostel waren von ihrem Winke abhängig und trugen durch ihre Boten den „Ruf zum Buche Gottes und zum Hause des Propheten" in die kleinsten Orte. Und fragten etwa die Schiiten, ob es denn wirklich für die Nachkommen Alis gelte, so rief man aus: „Nur nicht voreilig, erst der Sieg, dann wird Gott die Herrschaft geben, dem sie gebührt." Inzwischen hielten die Aliden sich zurück, eingeschüchtert durch das Beispiel ihres verunglückten Familiengliedes Seid Ibn Ali (S. 451) und, wie gewöhnlich, der Lage nicht gewachsen: um so mehr bekamen die Abbassiden die sämmtlichen Fäden in die Hände. Endlich im J. 129 (747) war Alles bereit. Naßr Ibn Sseijár war in einem langwierigen Kriege mit Dschudei El-Kirmáni, dem Haupte der Jemeniten, begriffen, als er auf einmal vernahm, daß nahe der Hauptstadt der Provinz, Merw der Weltenkönigin (S. 354), in dem Städtchen Ssefídhendsch ein neuer gefährlicher Feind ihm erstanden sei. Abu Muslim hatte daselbst am 25. Ramadán 129 (9. Juni 747) die schwarze Fahne, im Gegensatz zu der weißen Farbe der Omaijaden das Erkennungszeichen der Abbassiden[2]), entfaltet, und von allen Seiten strömten die in den letzten Jahren gewonnenen jemenitischen Araber und schiitischen Perser in sein Lager. Der Offizier, welchen Naßr in Eile mit einigen Truppen absandte, die Bewegung im Keime zu unterdrücken, wurde bei Alín, ebenfalls nicht weit von Merw, geschlagen, und nun griff der Aufstand mit verdoppelter Schnelligkeit um sich. Ein Versuch, das

1) Da Beide Abdallah heißen, nennt man sie zur Unterscheidung lieber mit ihren Vornamen. 2) Die verschiedenen Farben der Uniformen wie der Feldzeichen werden von jetzt ab für die Parteien charakteristisch; zu den oben erwähnten treten bald die Charidschiten mit Roth, die Aliden mit Grün.

arabische Nationalgefühl gegen die Haschimiten mit ihrem persischen Anhange rege zu machen, mißglückte; im Rabí II oder Dschumáda I 130 (Dec. 747 oder Jan. 748) mußte Naßr den überlegenen Kräften der vereinten Aufständischen Merw überlassen. Ueber Ssarachs und Tús eilte er nach Níschapúr, unterwegs die treugebliebenen Truppen an sich ziehend. Aber der General, welchem Abu Muslim Naßrs Verfolgung aufgetragen, Kachtaba Ibn Schebíb, war rasch bei der Hand ihn bei Níschapúr anzugreifen und zu schlagen, so daß er nach Westen weiter flüchten mußte. Endlich in Gorgán fand er Truppen aus dem Irák, welche trotz seiner dringenden Botschaften wegen der noch an Ort und Stelle zu bewältigenden Unruhen nicht früher hatten gesandt werden können. Jetzt war es zu spät: am 1. Dhu'l-Hiddsche 130 (1. Aug. 748) verlor Merwáns wackerer Statthalter seine letzte Schlacht gegen die Aufständischen, und ein Vierteljahr später endete er auf dem Wege nach Hamadán, in der medischen Stadt Ssáwa, sein tapferes Leben (12. Rabí I 131 = 9. Nov. 748). Inzwischen hatten weder der Chalife noch sein Statthalter im Irák, Jesíd Ibn Omar Ibn Hobeira, die Größe der Gefahr länger verkannt: was an Mannschaften irgend aufgeboten werden konnte, wurde zusammengebracht und dem Kachtaba entgegengeworfen. Aber das Glück hatte den Omaijaden den Rücken gekehrt; unaufhaltsam drangen die haschimitischen Truppen vor, warfen bei Ispahan ein syrisches Heer, nahmen das befestigte Nihawend (Schawwál 131 = Mai—Juni 749), und während eine besondere Abtheilung unter Abu Aun in Chusistán einbrach, ging Kachtaba, an dem bei Dschalúla lagernden Jesíd vorbei, grades Wegs auf Kúfa los. Zwar gelang es dem Letzteren noch, durch Gewaltmärsche ihn am Euphrat zu erreichen (Moharram 132 = Ende Aug. 749), und in den sich alsbald entspinnenden Gefechten fiel Kachtaba; aber sein Sohn und Nachfolger Haßan schlug den Jesíd und warf ihn auf Wáßit zurück, wo er ihn durch einen Theil seiner Truppen beschäftigen ließ, während die Jemeniten in Kúfa losbrachen und die Stadt ihm selbst überlieferten (10. Moharr. = 29. Aug.). Sie ward von jetzt an bis auf Weiteres der Sitz der Abbassiden, die es allmählich an der Zeit fanden aus ihrer Verborgenheit hervorzutreten und entscheidende Schritte für sich selber vorzubereiten. Inzwischen war Abu Aun, in Chusistán durch Streifschaaren Haßans entbehrlich gemacht, den Tigris aufwärts gegangen, wo in der Gegend von Moßul, auf seine alte Statthalterschaft im Norden gestützt, Merwán noch einmal große Truppenmassen zusammengehäuft hatte. Jesíd Ibn Omar freilich ließ ihn im Stich, weil er wegen eines soeben erhaltenen scharfen Verweises für die eigene Sicherheit fürchtete, wenn er sich in die Gewalt des Chalifen begäbe; trotzdem wäre des Letzteren Heer der Zahl nach mehr als ausreichend gewesen. Aber es bestand zum Theil aus Kodá'astämmen, also Südarabern, und diese versagten im entscheidenden Momente den Gehorsam, als es am Ufer des großen Sáb zur Schlacht kam. Merwán verlor sie (11. Dschumáda II = 25. Jan. 750), und mit ihr die letzte Hoffnung auf

eine günstige Wendung seines Geschickes. Ueber Harrán, wo wenige Tage vorher Ibrahím der Abbasside in seinem Kerker gestorben war, floh er nach Syrien, auf seinen Fersen die Verfolger, denen nichts mehr widerstand. Am 10. Ramadán (22. April) ergab sich Damaskus dem Abdallah Ibn Ali, einem Oheime des Abul-Abbás; aus der alten Residenz seines Hauses war der Omaijade bereits weiter enteilt, über Palästina nach Aegypten. Aber selbst dies ruhige Land wurde nun von der allgemeinen Bewegung mit ergriffen, Merwán war nicht im Stande, eine erhebliche Macht um sich zu versammeln, noch einmal wurde er von den nachsetzenden Feinden bei Bußir, in der Nähe von Uschmunein in Oberägypten, geschlagen, dann durch Verrath in seinem Verstecke aufgespürt und getödtet (26. Dhu'l-Hiddsche 132 = 5. Aug. 750). Binnen wenigen Monaten folgten ihm beinahe sämmtliche übrige Omaijaden in das Grab: die siegreichen Abbassiden ließen sie aller Orten aufspüren und ohne Gnade ausrotten, wo man sie fand, so daß in kurzer Frist das zahlreiche Herrschergeschlecht bis auf den letzten Mann verschwunden schien.

Jäh und schrecklich, wie der Sturz der eben noch so mächtigen Dynastie gewesen war: die es ehrlich mit dem Islám meinten, durften das gerechte Walten Allahs in dieser Katastrophe erblicken. Mit dem erheuchelten Rufe „Rache für Othmán!" hatten die verschlagenen und gewaltthätigen Söhne Abu Ssofjáns das Haus des Propheten aus seinem Erbe, die alten Gefährten Mohammeds aus ihrer Heimath, dem geheiligten Schauplatze ihrer Glaubensthaten, vertrieben: mit dem Rufe „Rache für Hußein!" waren die Nachkommen des Boten Gottes und seines verehrungswürdigen Oheims wieder in ihre Rechte eingetreten. Die Omaijaden hatten gottlose Weltlichkeit an die Stelle der frommen Begeisterung für den Islám gesetzt: da sie den Einfluß des Isláms auf ihre Getreuen beseitigt, gingen sie nun mit Recht an dem Erbfehler des arabischen Heidenthums, Rachgier und Stammeseifersucht zwischen Keis und Kelb, zu Grunde. Die Geschichte aber ermißt nicht an dem Maßstabe eines Dogmas die Verschuldungen der Menschen: sie bemüht sich, die entgegengesetzten Richtungen, in deren Kampfe das Fortschreiten der Entwicklung sich vollzieht, in ihrer Berechtigung wie in ihrer Beschränktheit zu verstehen. Dem Islám schafft der Fall der Omaijaden freie Bahn, die Größe, welche das arabische Volk in seiner unverfälschten Reinheit besaß, eilt von da ab einem raschen Ende zu. Beide aber, das Araberthum und das stolzeste Geschlecht des alten Mekka, sollen noch nicht für immer dahin sein: der Wuth der abbassidischen Verfolgung entgeht ein junger Sproß der Herrscherfamilie, der bestimmt ist, im fernen Westen seines Hauses und Volkes Wiedergeburt vorzubereiten. Ehe wir aber die neue Omaijadendynastie in Spanien aufsuchen dürfen, haben wir den weiteren Schicksalen nachzugehen, welchen die Völker des Morgenlandes entgegenzuführen nun den Nachkommen und Verwandten des Propheten obliegt.

Viertes Buch.

Die Chalifen von Bagdad.

Erstes Capitel.

Die gottbegnadete Dynastie.

„O ihr Leute von Kúfa, ihr seid der Gegenstand unserer Liebe und Zuneigung; ihr seid die, deren Sinn niemals geändert noch abgelenkt hat der Ansturm der Uebelthäter, bis ihr unsere Zeit erlebt und Gott euch unsere Dynastie gebracht hat. So sollt ihr die beglücktesten der Menschen durch uns sein, wie ihr die um uns verdientesten seid; wir legen euch zu euren Jahrgehältern hundert Dirhems zu. Ihr aber haltet euch bereit, denn ich bin der schonungslose Blutvergießer und der verderbenbringende Rächer." Das waren die Worte, mit welchen der erste Abbassidenchalife Abul-Abbás seine Antrittsrede in der großen Moschee von Kúfa endigte, als er am 13. Rabí I[1]) 132 (29. October 749) die Huldigung seiner Truppen und der versammelten Gemeinde entgegennahm. Daß er sein Versprechen gehalten, bezeugt die Geschichte, die ihm den selbst gewählten Namen Es-Ssaffách „der Blutvergießer" bestätigt hat. Fast unglaublich sind die Menschenopfer, die er und sein Bruder Abu Dschá'afar ihrer Herrschsucht gebracht haben. Zur Erreichung des Zieles in einer unter solchen Menschen ungewohnten Eintracht gegen ihre Feinde wie gegen die eigene Umgebung verbunden, schienen sie einen und denselben Geist in zwei Personen darzustellen, und in der That muß man annehmen, daß schon unter der kurzen Regierung des Ssaffách Abu Dschá'afar, oder El-Manßúr[2]), wie er sich später als Chalife nannte, die Seele der neuen Macht gewesen ist. Ein Mann von einem großartigen Herrschertalent, dem eines Moáwija und Abdelmelik ähnlich, vielleicht überlegen, großartig aber vor Allem in der vollendeten Gewissenlosigkeit und Verderbtheit seines Wesens, die ihn neben oder über einen Ludwig XI. stellt. Auch die widerwärtige Heuchelei,

---

1) Das Datum ist nicht zweifellos, es wird auch der Rabí II oder Dschumáda I genannt; doch ist die Angabe im Text wohl richtig. Die Huldigung fand Abends statt, d. h. also noch den 29., nicht den 30., da die Orientalen ihren bürgerlichen Tag mit der sechsten Stunde des vorhergehenden Abends beginnen. 2) Oder Almansor, wie der Name im Abendland gesprochen zu werden pflegt; vgl. unten S. 462.

welche eine ununterbrochene Reihe von Morden und Meineiden mit dem Scheine einer tiefen Frömmigkeit zu verhüllen sucht, hat er mit dem schrecklichen Gründer des französischen Staates gemein. Allerdings ist die Frage, ob ein weniger bösartiger und weniger genialer Schurke überhaupt im Stande gewesen wäre, wieder einige Ordnung in das Chaos zu bringen, welches die islamischen Länder in dem Augenblicke von Ssaffâchs Thronbesteigung darstellten. Perser und Araber, Schiiten und Charidschiten, Orthodoxe und Ungläubige, Anhänger der Omaijaden, Aliden und Abbassiden, alles das war in dem Sturme der Revolution durcheinandergewirbelt, und nur eine Schreckensherrschaft konnte die Beendigung des Krieges Aller gegen Alle zu Wege bringen, welcher in dem Augenblicke des Sturzes der Omaijaden zwischen den nur vorübergehend geeinten verschiedenartigen Gegnern der bisherigen Dynastie ausbrach.

Natürlich mußte die Einnahme Kûfas, der alten Residenz des Alí, der Erzfeindin Syriens, mit der feierlichen Huldigung für den neuen Herrscher, den Imâm und Rächer aus dem Hause des Propheten, gekrönt werden, der Zweifel über die bisher verborgene Person desselben endlich für die vielen Tausende schwinden, welche sich der heiligen Sache gewidmet hatten. Obwohl die näheren Verabredungen zwischen Aliden und Abbassiden über die Theilung der Herrschaft uns nicht bekannt sind, ist doch in keinem Falle anzunehmen, erstere hätten nur der schönen Augen ihrer geliebten Vettern wegen unter freiwilliger Aufgabe der eigenen Ansprüche ihre Anhänger im ganzen Osten aufgeboten; wäre selbst die Aehnliches behauptende Darstellung der abbassidischen Hofhistoriographen (S. 444) richtig, so ergäbe sich nur der Verzicht der jüngeren Linien, insbesondere der Nachkommen des Mohammed Ibn El-Hanafije (S. 379), weil die älteren, die eigentlichen Enkel des Propheten von der Fâtime, in der ganzen Geschichte nicht erwähnt werden. Diese aber waren es grade, welche insbesondere von den Persern als die legitimen Imame verehrt wurden; daß sie nicht ohne Weiteres mit den Abbassiden zusammengegangen waren, ersieht man aus dem früher erwähnten isolirten Aufstande des Seid Ibn Alí (S. 451). Freilich müssen sie nach dessen Scheitern selbst Anlehnung an jene gesucht haben, das zeigt der Verlauf der ganzen Ereignisse. Ohne bestimmte Abmachungen zwischen beiden hätten die persischen Seiditen — so nennt man nach dem eben genannten Prätendenten von nun an die streng legitimistische Partei der älteren Linie — sich schwerlich herbeigelassen, mit Abu Muslim und seinen Leuten zusammenzuwirken. Ueber die Bedingungen der Vereinbarung sind wir nicht unterrichtet, können aber vermuthen, daß der eigentliche Leiter der ganzen Bewegung, der Abbasside Ibrahim (S. 454), der überall „der Imâm" heißt, als Haupt der geeinten Familie des Propheten anerkannt war; wie ich aber vermuthe mit der Maßgabe, daß nach ihm ein Alide zur Herrschaft gelangen sollte. Nur so läßt es sich erklären, daß Abu Ssálama (S. 454), der bis dahin mit Abu Muslim einträchtig zusammengewirkt hatte, mit dem Augenblicke des Todes

Ibrahîms im Gefängnisse zu Harrân (S. 456) die Uebertragung des Imamates an einen Aliden vorzubereiten anfing. Aber die Aliden hatten keinen Muth. Schreckte sie noch das warnende Beispiel Seids, oder hofften sie auf günstigere Gelegenheit nach weiterer Klärung der Verhältnisse — die Briefe und Botschaften des Abu Ssálama erhielten keine oder ausweichende Antwort, indeß Abul-Abbás und Abu Dschá'afar, die nie daran gedacht hatten, die Herrschaft ihrem Hause wieder entfremden zu lassen, durch alle Vorwände des allzueifrigen „Wesîrs des Hauses Mohammeds", wie Abu Ssálamas Ehrentitel lautete, sich nicht länger hinhalten ließen. Ihre Anhänger umstellten den Getäuschten und zwangen ihn, dem Ssaffâch den Handschlag zu leisten; damit war die Huldigung der Uebrigen vorläufig gesichert.

Mehr aber auch nicht. Abu Ssálama war nicht der Mann, mit sich spielen zu lassen; die Erbitterung der bei Seite geschobenen Aliden, die legitimistischen Scrupel der Seiditen ließen von dieser Seite für die Zukunft bedenkliche Gefahren befürchten. Die Charidschiten, obwohl in dieser Zeit bereits in eine Menge einzelner Secten gespalten, stimmten doch in der Verwerfung jedes weltlichen Fürstenthums überein; die Keißiten in Mesopotamien und Nordsyrien fingen nach der ersten Betäubung an, sich von dem Schlage am Sáb und dem raschen Feldzuge, den Abdallah Ibn Alí so glänzend bis Aegypten durchgeführt hatte, wieder zu erholen, und dazu hielt sich Jesîd Ibn Omar Ibn Hobeira immer noch in bedenklicher Flankenstellung in Wâßit, auf das bisher ebenfalls noch von Sselm, dem Sohne Koteibas Ibn Muslim (S. 411), gehaltene Baßra gestützt: wie leicht konnte ein energischer Omaijade durch ein kühnes Unternehmen den Erfolg noch im letzten Augenblick in Frage stellen. Persien selbst, von wo die ganze Revolution ausgegangen war, schien unsicher. Die mittleren Provinzen, seiditischer Gesinnung, waren in den Händen der Statthalter des Abu Ssálama, und in Choraßân an der Türkengrenze herrschte eine bedenkliche Gährung. Hatte doch der Abbasside Ibrahîm dem Abu Muslim seiner Zeit geschrieben, daß Alles, was im Osten arabischer Rede mächtig sei, getödtet werden müsse — und wenn der fanatische Mann, ein Opfer abbassidischer Verführungskunst, auch die Weisung nicht wörtlich genommen haben wird, die 600 000 Getödteten, welche ihm die Späteren nachrechneten, gewiß eine starke Uebertreibung darstellen: so war doch in der That das Blut Aller, welche zu den Omaijaden hielten, in ganz Persien in Strömen geflossen und eine starke Erbitterung unter den arabischen Grenzwächtern in Transoxanien nur zu begreiflich. Ssaffâch machte sich ans Werk: Abu Ssálama ward zum Dank für seine Dienste durch Mörder des Abu Muslim beseitigt, seine Statthalter in Fars durch Mohammed Ibn Asch'ath, einen jemenitischen Offizier desselben, von ihren Posten entfernt und getödtet (Ende 132 = 750), gleichzeitig die keißitischen Rebellen in Nordsyrien und Mesopotamien theils geschlagen, theils durch Versprechungen beruhigt, Jesîd Ibn Omar zur Uebergabe beredet und kurz darauf in Mißachtung feierlicher Zusagen ermordet, Baßra durch einen merkwürdiger Weise besser gehaltenen

Vertrag mit Sselm gewonnen. Die Ausrottung der Omaijaden (S. 456) wurde 133 (Ende 750) unter persönlicher Leitung von Ssaffâchs Oheimen, Abdallah und Da'ûd, den Söhnen Alis, in der scheußlichsten Weise durchgeführt: eine Anzahl der bisher den Mördern entflohenen Mitglieder des alten Herrscherhauses lockte man unter Zusage vollständiger Amnestie zusammen und erschlug ihrer siebenzig bei dem Gastmahle, zu dem man sie berufen; daß die noch übrigen unter dem Asylrechte Mekkas keinen Schutz fanden, verstand sich von selbst. Den Aufstand in Transoxanien dämpfte Abu Muslim (133 = 750/1), welcher die ganzen Ostprovinzen ziemlich selbständig zu verwalten fortfuhr, grade dadurch aber und durch die großen Ansprüche auf die Dankbarkeit der Abbassiden, welche er sich erworben hatte, dem furchtbaren Brüderpaare immer lästiger wurde. Das Jahr 134 (751/2) mußte freilich darauf verwandt werden, Empörungen der Charidschiten im Irâk und in Arabien zu unterdrücken; aber 135 (752/3) konnte man dem unbequemen Königsmacher, dem „Vertrauensmann des Hauses des Propheten", wie er officiell betitelt war, ebenso näher zu treten versuchen, wie vor Kurzem dem unglücklichen „Wesîr" desselben dankbaren Hauses geschehen war. Die Abbassiden sind mehr als verdächtig, die Erhebung Sijâd's Ibn Ssâlich[1], des Unterstatthalters Abu Muslims in Transoxanien, welche in dem genannten Jahre stattfand, selbst angestiftet zu haben; aber so leichten Kaufs war mit dem gewaltigen Oberhaupte des Ostens nicht fertig zu werden. Er hatte die ganze Organisation, welche er geschaffen, noch fest in der Hand; Sijâds eigene Offiziere wendeten sich gegen diesen und lieferten ihn als Leiche dem Statthalter aus. Man beschloß nun, den letzteren unter allerhand Vorwänden nach Kûfa zu locken. Er kam, aber in so starker Begleitung und mit so zahlreichen Reserven, die er an der Grenze des Irâk ließ, daß es nicht räthlich schien, offne Gewalt gegen ihn anzuwenden; so wurde er der Ehre theilhaftig, mit dem frommen Abu Dschâ'afar zusammen die Pilgerfahrt des Jahres 136 (754) zu unternehmen. Ehe Beide noch zurückgekehrt waren, starb Ssaffâch zu Ambâr am Euphrat an einer bösartigen Krankheit (wahrscheinlich den Pocken) am 13. Dhul-Hiddsche 136 (9. Juni 754), noch im Anfang der Dreißig. Vor seinem Tode hatte er indeß Sorge getragen, seinem Bruder das Chalifat zu sichern: er ließ ihm vorweg huldigen und, damit bis zu seiner Rückkehr kein Widerspruch sich erhöbe, auch seinem Vetter Îßa Ibn Mûßa, welchem die Truppen des Irâk unterstanden, als zweitem Thronfolger Treue geloben. So schien es dessen eigner Vortheil, andere Bewerber auszuschließen, und er selbst hielt es dafür: ungehindert konnte Abu Dschâ'afar nach Vollendung seiner gottgefälligen Reise die Herrschaft antreten, deren er sich freilich nicht lange ungestört erfreuen sollte.

Nach der gewöhnlichen Ueberlieferung war Abu Dschâ'afar älter als Ssaffâch, dem er aus unbekannten Gründen den Vortritt gelassen hatte,

---

1) ch rauh zu sprechen, wie in auch.

immerhin aber bei Weitem nicht das älteste unter den Mitgliedern seines Geschlechtes, welche sich der höchsten Würde gewachsen meinen durften. Mit der eignen Person mehr als Beide waren ihre Oheime Abdallah und Da'úd, die Söhne Alis, für die Sache ihres Stammes eingetreten, vorzüglich der erstere, der in der Schlacht am Sáb commandirt und die rastlose und entscheidende Verfolgung des Sieges durch Anordnung und Beispiel ermöglicht hatte. Er konnte meinen, damit schwerwiegende Ansprüche auf die erste Stelle im Reich sich erworben zu haben, und war entschlossen, sie geltend zu machen. Noch stand er an der Spitze eines bedeutenden Heeres, welches die während des Bürgerkrieges von den Byzantinern (S. 418) arg verschobene Grenzlinie im Nordwesten zurechtrücken sollte; daß er nunmehr die Huldigung dem Neffen versagte, war begreiflich, aber im höchsten Grade gefahrdrohend, da jede Spaltung innerhalb der noch nicht gefestigten Macht der Dynastie neue Empörungen der Syrer und neue Hoffnungen der Aliden hervorrufen mußte. Es blieb nichts übrig, als nochmals sich dem Königsmacher in die Arme zu werfen, mit dem stillen Vorbehalt natürlich, neue Wohlthaten nur um so empfindlicher an ihm zu strafen. Abu Muslim wußte, wessen er sich von seinen Gönnern zu versehen hatte, aber er befand sich in einer Zwangslage. Er hatte seine Seele an die Abbassiden verloren und konnte nicht zurück. Für die undankbare Dynastie hatte er in dem Glauben, dem harten Gotte des Islâms zu dienen, sein Gewissen mit unsühnbarer Blutschuld beladen; er war nicht im Stande, sie fallen zu lassen, ohne sich selbst aufzugeben. Und schon äußere Beweggründe hätten seiner Entscheidung Gewalt angethan: Choraßân war ihm verloren, wenn er zugab, sich und das Land mit seinem Missionsrufe für das Haus des Propheten betrogen zu haben — dann aber war er machtlos, ein Spott eben derer, welche er als Feinde wie als Freunde zu fürchten hatte. Abbassiden gegen Abbassiden zog er den Abu Dschá'afar noch vor, und daß er darin vielleicht Recht hatte, zeigte der Oheim des Chalifen, indem er auf die Nachricht, daß Abu Muslim sich für diesen erklärt, sämmtliche Choraßaner in seinem Heere, wie es heißt 17 000 Mann, niedermachen ließ, weil er wußte, daß sie gegen das Oberhaupt ihres Landes nicht das Schwert ziehen würden. Die blutige Maßregel verfehlte ihren Zweck: die meist aus Syrern bestehende Armee des Abdallah wurde noch einmal von den Persern und Irakiern bei Nisibis geschlagen (6. Dschumáda II. 137[1]) = 27. Nov. 754), die Hoffnungen der Oheime des Chalifen vernichtet. An ihre Personen wagte man sich noch nicht; erst im J. 147 (764) begrub den Abdallah Ibn Ali, den begabtesten und gefährlichsten von ihnen, sein auf des eignen Neffen Befehl heimlich unterminirtes Haus unter seinen Trümmern. Eiliger hatte es der Chalife mit

1) Zum Datum vgl. Ranke, Weltgesch. V, 2, 72 Anm. 1. — Nach anderer Angabe fiele der Krieg schon ins J. 136 = 753, der Zwist der Oheime mit den Neffen also in die Regierung des Ssaffâch; dann wäre er eventuell durch die in diesem Jahre stattgefundene Ernennung des Abu Dschá'afar zum Thronfolger veranlaßt.

Abu Muslim. Während der sich für Abu Dschá'afar schlug, gewann dieser hinter seinem Rücken — die Abwesenden haben immer Unrecht — einige der Unterstatthalter in den Ostprovinzen, und als der glückliche Feldherr nach erfochtenem Siege aus naheliegenden Gründen Bedenken trug, die abermalige freundliche Einladung seines gnädigen Fürsten nach Kúfa anzunehmen, erfuhr er, daß er verrathen sei, auf Choraßán nicht mehr zu rechnen habe. So ging er nach der Residenz, stolzen Muthes laut das Unrecht bekennend, welches er begangen, als er für ein solches Geschlecht Hunderttausende hinzuopfern auf sein Gewissen nahm. Vielleicht hoffte er an der Spitze seiner starken Leibwache sein Leben wenigstens theuer zu verkaufen: aber Verrath gab ihn in die Hände des Chalifen und nach einem denkwürdigen Wortwechsel, in dem Beide ihrer gegenseitigen tiefen Abneigung Ausdruck gegeben, ward der „Vertrauensmann des Hauses des Propheten" im Vorzimmer erschlagen (24. Scha'abán 137 = 12. Febr. 755).

Jetzt endlich war der Thron vor jeder Gefahr gesichert, und Abu Dschá'afar durfte mit Recht den Beinamen El-Manßúr „der (von Gott) Siegbegabte" führen, den er bei seiner Thronbesteigung angenommen, und nach dessen Vorbilde von nun an jeder Abbasside, sobald ihm die Huldigung als zukünftigem Nachfolger dargebracht wurde, einen ähnlichen erhielt. Denn wenn unter den Omaijaden das Streben einzelner Chalifen dahin gegangen war, durch solches vorweggenommene Treugelöbniß dem eigenen Sohne statt des zunächst berechtigten Bruders die Herrschaft zu sichern (vgl. S. 374. 396.), so wurde derselbe Mißbrauch bei den Abbassiden gradezu Regel. Ist die hieraus nothwendig folgende Entwerthung des Huldigungseides,[1]) der unter den Omaijaden bis 126 (S. 452) niemals der Verbindlichkeit entbehrt hatte, von den schlimmsten Folgen begleitet gewesen, so bezeugten die von Manßúr gegen seine nächsten Verwandten begangenen Treulosigkeiten von vorn herein den Geist eines ohne Rücksicht auf die gemeinsamen Interessen der Herrscherfamilie auf die Spitze getriebenen Egoismus, der in kurzer Frist beinahe jeden Thronwechsel zum Gegenstande bösartiger Palastintriguen, widerwärtiger Mordpläne, ja offnen Bürgerkrieges gemacht und zu der raschen Schwächung der im Anfang mit so unheimlicher Energie auftretenden Dynastie wesentlich beigetragen hat.

Das ist das Haus der Abbassiden, wie seine Thaten es darstellen. Seine Hofhistoriographen, welche auf die gottlosen und lasterhaften Omaijaden die

1) Treffend sagte nach einem nicht unglaubwürdigen Berichte Harthama Ibn Á'ajan (unten S. 489), als Hádi ihn aufforderte, seinem Sohne Dschá'afar an Stelle des früher anerkannten Harún Treue zu geloben: „Meine Rechte ist von der Huldigung für Dich, meine Linke für Harún in Anspruch genommen; womit soll ich also den Handschlag leisten?" Und als der Chalife meinte: „Du nimmst eben die Huldigung für Harún zurück", erwiderte der muthige Offizier: „Wenn ich heute die für Harún zurücknehmen kann, so kann ich morgen die für Dschá'afar zurücknehmen" und beharrte bei seiner Weigerung, mit der er leider, aber begreiflicher Weise in der ganzen Abbassidenzeit allein steht. — Vgl. indeß unten S. 479 Anm. 1.

ganze Schale ihrer sittlichen Entrüstung zu leeren pflegen, nennen es „die gottbegnadete Dynastie". Das sind Ansichtssachen; kein Streit aber wird möglich sein über das großartige Herrschertalent des schlimmen Manßûr: die von ihm durchgeführte Organisation des Staates hat dem Islâm Raum geschaffen zur Lösung seiner Aufgabe, das arabische und persische Volksthum gründlicher sich zu assimiliren, als unter den Omaijaden möglich gewesen war, gleichzeitig aber den besten Elementen beider Nationen die Möglichkeit gewährt, durch gegenseitige Ausgleichung und Förderung eine Blüthe der Civilisation zu zeitigen, die nur an wenigen Stellen der mittelalterlichen Welt schöner sich entfaltet hat, mehr noch, für die Menschheit nicht ohne segensreiche Früchte geblieben ist. Versuchen wir, eine so denkwürdige Entwicklung in ihren Hauptzügen uns zur Anschauung zu bringen.

Zweites Capitel.

Manßûr und die Barmekiden.

Die Aufgabe, welche Manßûr in seiner einundzwanzigjährigen Regierung (14. Dhul-Hiddsche 136 = 10. Juni 754 bis 6. Dhul-Hiddsche 158 = 7. Oct. 775) in genialer Weise gelöst hat, war durch die Natur der Verhältnisse gegeben. Die Herrschaft der Araber über die Perser war unmöglich geworden, die der bisherigen Unterworfenen über ihre Herren konnte nicht in Frage kommen, so galt es den Versuch, die gemäßigten Elemente beider Nationen zu gemeinsamer Thätigkeit zu einen. Die einmal vorhandene Abneigung zwischen beiden schloß ein auf einsichtiger Duldung — die ohnehin kaum jemals den Massen eignet — beruhendes freiwilliges Zusammenwirken aus, somit blieb nur übrig, was bei uns aufgeklärter Absolutismus heißt, ins Orientalische übersetzt vernünftiger Despotismus lautet. Die Herrschaft der Omaijaden war, durch die Rücksicht auf den Freiheitssinn und den Ahnenstolz der syrischen Stämme vielfach beschränkt, doch eine mehr oder weniger volksmäßige gewesen und stürzte, als die Stammgruppen mit einander in Widerstreit geriethen; die Abbassiden mußten zusehen, ihre Regierungsweise als eine wohlthätige empfinden zu lassen, um sie auf breiteren Schichten des Volkes einigermaßen sicher zu begründen. Bis zu einem gewissen Grade ist das auch gelungen, aber eine Nation aus Semiten und Indogermanen zusammenzuschweißen macht bekanntlich noch in unserem aufgeklärten Jahrhundert mehr Schwierigkeiten, als der berühmten reinen Vernunft, die es nur in der Theorie giebt, erträglich scheinen will; die Reibungen zwischen beiden haben schließlich bei der rasch abnehmenden Kraft der Dynastie doch zur Trennung geführt. Immerhin erst, nachdem sie gegenseitig viel von einander gelernt, so viel, daß auch in neuen Staatenbildungen jeder die Möglichkeit der Fortentwicklung ohne gewaltsamen Bruch mit der eignen Vergangenheit gesichert blieb. Sammlung und Einigung der willigen Mittelparteien, gewaltsame Unterdrückung, wenn möglich Zerstörung der extremen religiösen und nationalen Bestrebungen — das waren die einfachen, aus der allgemeinen Verwirrung doch nicht ganz leicht zu entnehmenden Grundzüge der abbassidischen Herrscherthätigkeit der nächsten fünfzig Jahre; ihre Mittel die möglichste Centralisirung des Staates, die Förderung des Islâms in einer für die aufgeklärten Perser erträglichen Form, die Heranbildung der Araber zu einer höheren Stufe der Civilisation, endlich aber die Schaffung eines neutralen Bodens, auf welchem die Angehörigen beider Nationen sich

mit einander verständigen konnten. Um Solches durchzuführen, brauchten die arabischen Abbassiden persische Mitarbeiter: sie fanden sich in der selbst dem Chalifenhause einen Augenblick fast gleichberechtigt zur Seite tretenden Familie der Barmekiden.

Die späteren Historiker, welche die Grundlagen unserer Kenntniß liefern, schrieben in einer Zeit, wo es für besonders fein galt, arabischer Herkunft zu sein, wie es das Chalifengeschlecht war. Sie haben also den Barmekiden, mit Hilfe eines schrägen Balkens natürlich, einen arabischen Stammbaum zurechtgezimmert, der bis zu einem Bruder Koteibas, des berühmten Eroberers der Oxusländer (S. 411), hinaufreicht. In Wirklichkeit war Barmak, der Abkömmling eines alten Priestergeschlechtes in Balch, der Vater Chálids, dessen Sohn Jachja nebst seinen vier Söhnen Dschá'afar, Fadl, Múßa und Mohammed unter dem Chalifate Harúns (170—193 = 786—809) eine Reihe von Jahren die Verwaltung des Reiches fast uneingeschränkt geleitet haben, während andere Mitglieder der Familie, wie Chálids Brüder Haßan und Ssuleimán und sein zweiter Sohn Mohammed, in minder hervorragenden Stellungen doch ebenfalls nicht ohne Einfluß blieben. Chálid war als eine der angesehensten Persönlichkeiten unter den Jüngern des Abu Muslim nach dem Siege der Abbassiden und dem Tode Abu Ssálamas in die Thätigkeit eines bevorzugten Rathgebers des Ssaffách berufen worden und bekleidete unter Manßúr ebenfalls beinahe ununterbrochen wichtige Aemter. Jachja stieg unter Machdi (158—169 = 775 bis 785) zu dem hohen Vertrauensposten eines Erziehers Harúns, des Lieblingssohnes des Chalifen, empor, und er ist es gewesen, der im Verein mit der Mutter Cheisurán seinem Zögling das Chalifat verschafft hat. Daß eine und dieselbe Familie im Staatsdienst und am Hofe eines Fürstengeschlechtes, abgesehen von wenigen vorübergehenden Ungnaden, über fünfzig Jahre lang hohe und einflußreiche Stellungen eingenommen hat, ist meines Wissens im Oriente sonst überhaupt nicht und anderswo gewiß selten genug dagewesen. Das beweist vor Allem, daß die Barmekiden gute Höflinge, daneben aber auch, daß sie befähigte Männer und tüchtige Beamte waren; in jedem Falle mußte es für weite Kreise des persischen Volkes beruhigend wirken, Vertreter der eignen Nationalität unmittelbar neben dem Throne des fremden Herrscherhauses über die höchsten Interessen des Reiches wachen zu sehen. Finden wir nun in Manßúrs Staatsorganisation die Grundzüge der alten persischen Verfassung wieder, ist es ferner sicher, daß unter Machdi und Harún die Söhne Barmaks den Ton angaben, so wird ohne Uebertreibung das Verdienst dem berühmten Geschlechte zugesprochen werden dürfen, daß sein Einfluß geholfen hat, die kurze Blüthe des Abbassidenchalifates hervorzurufen, die für ganz Vorderasien von so andauernder Wichtigkeit gewesen ist. Nicht daß ich dem Chálid direct jene Einrichtungen zuschreiben möchte, welche zu seiner Zeit für die Verwaltung maßgebend geworden und Jahrhunderte hindurch geblieben sind; Manßúr war viel zu sehr Selbstherrscher, um seine

Decrete sich von Anderen in die Feder dictiren zu lassen. Daß aber des Barmekiden und seiner Landsleute Kenntniß altpersischer Regierungsgrundsätze von dem großen Staatsmann, welcher in dem gräulichen Despoten steckte, sorgfältig ausgenutzt sind, haben wir alle Veranlassung für wahrscheinlich zu halten.

Schon die Omaijaden hatten, wie uns bekannt ist (S. 396), das Bedürfniß gefühlt, die Nachtheile der allzu großen Entfernungen zwischen den Grenzprovinzen und der Hauptstadt des langgestreckten Reiches durch Herstellung eines Postwesens zu verringern, dessen Muster die Reichsposten der alten Perser und der Byzantiner darboten. Diese Einrichtung neu zu organisiren und zu möglichst hoher Vollendung auszubilden war eine der ersten Sorgen Manßûrs. Damit aber der Dienst seinen Zweck wirklich erfüllte, war es nothwendig, die Beförderung der politischen Nachrichten aus den Provinzen nach der Hauptstadt nicht von dem guten Willen der Statthalter und ihrer Unterbeamten abhängen zu lassen; so wurden die Vorsteher der Postämter jedem Einflusse der örtlichen Behörden entzogen und direct der Centralregierung unterstellt, welche sie für die Pünktlichkeit und Vollständigkeit ihrer Berichte verantwortlich machte und damit zu gefürchteten und für das Staatswohl unentbehrlichen Aufsehern über die Amtsführung jener Würdenträger erhob. Natürlich mußten die Postmeister, um stets auf dem Laufenden zu bleiben, überall Berichterstatter zu gewinnen suchen, und stellten somit die ebenso thätige als wirksame Geheimpolizei dar, ohne welche ein despotisch regierter Staat weniger als jeder andere zu bestehen vermag. Noch über die Zeit der eigentlichen Machtfülle des Chalifates hinaus müssen diese Vertrauensmänner eine wirklich eifrige und pflichttreue Beamtenclasse gebildet haben: wagte es doch im Jahre 207 (822) der Oberpostmeister in Merw, der Hauptstadt von Choraßân, an demselben Tage, wo der über seine Provinz ohne Einschränkung gebietende Statthalter Tâhir sich für unabhängig erklärt hatte, einen Courier mit der Nachricht von dieser Revolution nach Bagdad abzufertigen, was ihm unfehlbar das Leben gekostet hätte, wäre der mächtige Rebell nicht am folgenden Morgen eines plötzlichen Todes verblichen. — Demselben Bestreben, die Fernwirkung der Centralbehörden zu verstärken, entstammt die von Manßûr begonnene, unter Machdi vollendete Sicherung der Wallfahrtstraße nach Mekka durch eine Reihe von Wachtposten und kleinen Festungen. Sie schützte die Pilgerkarawanen vor den Räubereien der Beduinen, die in dem schwer zugänglichen Arabien immer schlecht in Zucht zu halten waren und jetzt nach dem Ende der damascenischen Herrlichkeit von den schnell herunterkommenden syrischen Stämmen erheblichen Zuzug erhalten mochten. Wichtiger aber war noch, daß sie die Verbindung zwischen der Residenz und den heiligen Orten offen hielt, über welche unbedingt zu verfügen für die Abbassiden um so nothwendiger schien, als sie auf fromme Iraker und nicht auf religiös gleichgiltige Syrer angewiesen waren.

Einen directen Einfluß Châlids dürfen wir vermuthlich in der Reorganisation des Finanzwesens erblicken, dessen Vorsteher der kluge Barme-

kide unter Manßûr geworden war. Leider sind wir über das Einzelne hier schlecht unterrichtet, wissen aber doch so viel, daß eine Reihe von Canzleien in der Residenz geschaffen wurden, die wirksamer als bisher die Einnahmen und Ausgaben regelten, welche nicht die Provinzialbehörden allein angingen. Die in der Person der Statthalter gipfelnde Decentralisation der politischen Verwaltung konnte und wollte man nicht beseitigen, da es unmöglich war, die letztere von der Hauptstadt aus bis ins Einzelne zu überblicken; um aber die Controle möglichst zu verstärken, wurde unter Machdi, d. h. durch Jachja Ibn Châlid, noch ein besonderer Oberrechnungshof geschaffen.

Auf keine wirksamere Weise kann die Kraft der Regierung eines großen Staates gesteigert und ihr Einfluß vermehrt werden, als durch Bemühungen, die öffentliche Wohlfahrt zu fördern, im Verein mit dem Bestreben, die verschiedenen Classen der Bevölkerung einander anzunähern. Das Aussprechen einer solchen Trivialität mag durch die Ueberlegung Entschuldigung finden, daß grade diesem selbstverständlichen Grundsatze, wie Allem, was ruhigem Nachdenken selbstverständlich erscheint, im wirklichen Leben, besonders im Orient, so selten genügt wird. Die Regierung der ersten Abbassidenzeit hat es wenigstens an entsprechenden Versuchen nicht fehlen lassen, die wir lobend anerkennen wollen, auch wenn sie zunächst von der Absicht eingegeben sein sollten, die Steuerkraft des Volkes zu steigern und die äußere Ordnung vor Störungen zu bewahren. Vor Allem wandte sich die Fürsorge der Verwaltung demjenigen Ländergebiete zu, das vermöge seiner centralen Lage, seines Reichthums und des Gegensatzes seiner Bewohner gegen die gestürzte Dynastie den Sitz und die Hauptstütze der neuen Herrschaft bilden mußte: dem Irâk. Wie Aegypten verdankte auch das Zweistromland seine außerordentliche Fruchtbarkeit der Ausnutzung des von Euphrat und Tigris gebotenen Wasserüberflusses, welcher seit den Zeiten des alten Babylon durch ein großartiges und künstliches Canalsystem über alle Theile des Landes hingeleitet wurde. In den Bürgerkriegen der späteren Sassanidenzeit waren die Canäle und Dämme vieler Orten in Verfall gerathen, Sand und Sumpf nahmen in großer Ausdehnung die Stelle des bebauten Landes ein. Wir haben gesehen (S. 394), daß schon unter den Omaijaden Einiges für die Entwässerung und Wiedergewinnung solchen Ackerlandes geschehen war; diese Bemühungen wurden nun in größerem Umfange aufgenommen, gleichzeitig aber durch zweckmäßige Umwandlung des Charâdsch (S. 272) in eine Ertragsabgabe die Ungleichheit des Steuerdruckes möglichst beseitigt. Allerdings blieb das Maß der Abgabe — die Hälfte, später zwei Fünftel des Ertrages — viel zu hoch; immerhin wurden die Wirkungen des arabischen Aussaugungssystems erheblich verlangsamt und der Wohlstand der Bevölkerung gehoben, so daß die Einnahmen aus dem Irâk für eine Weile wieder bis über 100 Millionen Dirhems in die Höhe gingen und erst unter dem Einfluß der späteren Bürgerkriege, dann aber mit reißender Schnelligkeit, von Neuem zu sinken begannen.

Gleichmäßig auf die willigen Elemente der Araber und Perser unter-

nahm es Manßúr seine Herrschaft zu gründen. Von den ersten waren es die Jemeniten, welche den Abbassiden das Chalifat hatten erringen helfen; doch auch manche Nordaraber, besonders die in Baßra angesiedelten, machten bald ihren Frieden mit der Regierung. So war der Theil des Heeres, welcher im Irák zu unmittelbarer Verfügung des Chalifen stand, aus den beiden arabischen Gruppen und persischen Mannschaften zusammengesetzt, die sich in getrennten Quartieren gegenseitig in Schach halten konnten, wenn eine der drei Abtheilungen etwa Neigung zur Unbotmäßigkeit verspürte; um so mehr durfte der Kriegsherr meinen, des gleichmäßigen Gehorsams Aller versichert zu sein. Freilich trug diese Organisation zur Schärfung des nationalen Gegensatzes in einer Weise bei, die sich unter schwächeren Regenten unheilvoll erwies, und welche auf anderen Gebieten abzuschwächen Manßúrs und der Barmekiden einsichtige Politik nicht ohne Erfolg versucht hat. Versucht hat nicht weniger durch Stärkung und Belebung des gemeinsamen islamischen Glaubens, als durch Förderung des Austausches von Kenntnissen und Fertigkeiten, durch gegenseitige Annäherung in Sitten und Gebräuchen, durch Begünstigung von Handel, Verkehr und Industrie, für welches Alles das bald zu Blüthe und Wohlstand neu emporkommende Irák während eines über fünfzigjährigen ungestörten Friedens den gedeihlichsten Boden abgab. Freilich war dieser Frieden auf die Centralprovinz beschränkt, außer ihr ging es im Reiche weit unruhiger zu als in der besten Zeit der Omaijaden; aber grade auf Baßra, Kúfa und nicht viel später Bagdad kam es doch in erster Linie an, und insbesondere der Hof der Abbassiden war der Punkt, an welchem diese ganze Entwicklung in segensreicher Weise sich vollziehen konnte.

Wenn es auch nicht Manßúrs Verdienst ist, daß seit Haddschádsch (S. 394) in Baßra und Kúfa die Anfänge der islamischen Wissenschaft mehr und mehr in die Breite und Tiefe zu wachsen vermochten, so hat er doch in jeder Weise, trotz seiner berufenen Sparsamkeit, dazu beigetragen, sie zu der hohen Blüthe zu bringen, die jetzt mit großer Schnelligkeit sich entfaltete. Den Korán in fremde Sprachen zu übertragen ist nach seinem ganzen Stil unmöglich und gilt von Anfang für unerlaubt, weil Mohammeds mechanische Inspirationstheorie die leiseste Veränderung des ursprünglichen Wortlautes zur Sünde stempelt. So mußte das Arabische die Sprache der Theologen nicht allein, sondern vorläufig auch der Rechtsgelehrten und damit die eigentliche Staatssprache des Chalifates bleiben, ihr Studium die Vorbedingung eines gedeihlichen Verkehrs zwischen beiden Völkern wie der Entwicklung der Wissenschaften überhaupt darstellen. Unter Manßúr lebten die eigentlichen Begründer der arabischen Sprachwissenschaft, der Perser Ssíbaweih und der Araber Chalíl in Baßra, El-Kißá'i, ebenfalls arabischer Herkunft, in Kúfa. Wie hoch die Bemühungen dieser Männer geschätzt wurden, zeigt die Berufung des letzteren zum Lehrer der Söhne Machdis, und jener schöne Zug des orientalischen Charakters, die pietätsvolle Verehrung des Schülers gegen den Lehrer, verdoppelte die Ehre einer solchen Auszeich-

nung. In dieser Zeit war es, wo der Philologe Áßma'i es unternahm, die Gedichte und Sagen der altarabischen Heldenzeit zu sammeln und sprachlich wie sachlich zu erklären, während Chalef El-Achmar sich in deren Geist so hineinzuversetzen fähig war, daß seine Nachahmungen für Originale gelten konnten. Und während die Schriften dieser Männer die eigenthümliche Semitenart des Arabers dem gebildeten Perser verständlich zu machen anfingen, eröffnete der Perser Rózbih, gewöhnlich mit seinem arabischen Zunamen Ibn El-Mokaffa genannt, durch seine arabische Uebersetzung des von den Indern nach Persien übergegangenen Fürstenspiegels Kalila und Dimna[1]) die umfangreiche Märchenliteratur, welche in späterer Zeit in dem Sammelwerke der Tausend und Einen Nacht ihren Abschluß findet, und deren geistreiche Erzählungen das ganze Mittelalter hindurch bis heute die Wonne des Morgenlandes bilden, wie seit den Kreuzzügen auch kein europäisches Märchen- oder Novellenbuch, von Ariost und Boccacio bis auf unsere Brüder Grimm, ihrer ermangelt. Derselbe Ibn El-Mokaffa übertrug auch das alte Königsbuch (Schahnámeh) ins Arabische, welches die Sagengeschichte der Fürsten und Helden Iráns enthielt und später die Grundlage von Firdusis großem Epos geworden ist.[2]) Gleichzeitig halten persischer Geist und persische Feinheit den Einzug in die arabische Poesie, an deren Erzeugnissen statt herber Kraft, trotzigen Stolzes, schneidenden Spottes mehr und mehr graziöse Eleganz, höfische Geschmeidigkeit, anmuthiger Witz geschätzt werden: Wein- und Liebeslieder sind es, in welchen Harúns Hofdichter Abu Nowás seine Stärke sucht. Aber nicht das oft genug leichtfertige Getändel der Erzähler und Poeten bildete für Manßúr den werthvollsten Ertrag gelehrter Arbeiten und geistiger Anstrengungen, sondern die Ergebnisse der theologisch-historischen und der juristischen Studien, die gleichfalls unter seiner Regierung einen ersten Abschluß erhielten. So wenig wir dem gewissenlosen Herrscher wirkliche Frömmigkeit zutrauen dürfen, so geschickt wußten er wie seine Nachfolger sich zu weltlichen Zwecken mit ihrem Scheine zu schmücken, auch hierin verschieden von den Omaijaden, die selten aus ihrem Herzen eine Mördergrube gemacht hatten. Die Abbassiden alle wallfahrteten fleißig nach Mekka, wußten aber auch daheim vor dem Volke sich ein erbauliches Ansehen zu geben, während das verschwiegene Innere des Palastes häufig genug Dinge erlebte, wie sie unter den verlästerten damascenischen Chalifen nicht bedenklicher vorgekommen waren. Auch diese Heuchelei trägt einen persischen Anstrich; ist es doch eben Jachja, der kluge Wesír des Harún, der seinem allzu unvorsichtig seinen Vergnügungen nachgehenden Sohne Fadl die weisen Verse schrieb: „Gebrauch' des Tages nach Ehre zu streben und ertrage geduldig die Sehnsucht nach der Geliebten — bis die Nacht herannaht, in

1) Persisch Kalílag und Damnag, Umgestaltungen der indischen Namen Karataka und Damanaka, welche zwei Schakalen, Hauptfiguren der indischen Thierfabel, beigelegt sind. — Vgl. über die Geschichte dieses Werkes Justi, Geschichte des alten Persiens (No. 2 dieser Sammlung) S. 213 ff. 2) Vgl. Justi a. a. O. S. 215 f.

welcher alle Sünden ihren Schleier finden — Vertreibe das Grauen der Nacht durch das, was dir lieb ist; denn die Nacht ist nur der Tag des klugen Mannes — Wie Manchen achtest du für enthaltsam, der wunderbaren Dingen seine Nacht widmet — Es deckt die Nacht über ihn ihre Schleier; so mag er sie in Spiel und Ueppigkeit verbringen — Aber des Thoren Lebensgenuß liegt unverhüllt offen, daß jeder lauernde Feind ihn dessen zu zeihen vermag." — Officiell also machten die Abbassiden mit dem geistlichen Charakter ihrer Imamatswürde Ernst und wünschten sehr, daß Araber wie Perser von der Berechtigung ihrer Ansprüche auf den Gehorsam aller Gläubigen recht durchdrungen würden. Den Persern war der Islâm bisher fast nirgends recht tief gegangen; zur gründlicheren Gewinnung des zu allerhand Freigeisterei und andererseits Mysticismus neigenden Volkes mußte die Hoftheologie hier noch mehr als gewöhnlich sich vor den Extremen hüten und ein etwas rationalistisches Gepräge annehmen. Man sieht, wie dadurch die Entwicklung der motasilitischen Schule (S. 408) begünstigt wurde, die in Baßra trotz der Abneigung der Omaijaden nicht ausgestorben war: in die ersten Jahre der neuen Dynastie fällt die Geburt des Abul-Hudheil El-Allâf, des „Scheiches der Mótasila", welcher die Lehre von der Willensfreiheit und die ideelle Auffassung der göttlichen Eigenschaften (S. 187) in bestimmter Gestalt formulirte und den zeitweiligen Sieg dieser Dogmen vorbereitete. Solchen Speculationen kam es zu Gute, daß schon unter Manßûr der Anfang gemacht war, die Schriften der griechischen Philosophen und Naturforscher, die in den christlichen Klöstern Syriens und Mesopotamiens längst ins Syrische übersetzt waren, aus dieser Sprache nunmehr ins Arabische zu übertragen: auch hier begegnet uns Ibn El-Mokaffa mit dem Versuche einer Erläuterung von Abschnitten der aristotelischen Logik, und bereits Allâf selbst scheint mit griechischer Dialektik den Orthodoxen das Leben sauer gemacht zu haben. Auch diese ließ man übrigens nicht unbelohnt für die Fortsetzung ihrer sammelnden und ordnenden Thätigkeit auf dem Gebiete der Koránerklärung und Tradition: am Hofe des Manßûr durfte Ibn Ißchâk die erste Biographie des Gesandten Gottes vollenden und damit gleichzeitig die historische Literatur der Araber begründen, und gleichzeitig schlossen der freisinnige Abu Hanîfa zu Bagdad und der orthodoxe Mâlik Ibn Anas zu Medina ihre großen Rechtssysteme ab, die mit den etwas späteren des Schâfi'i (unter Harûn) und des Achmed Ibn Hambal (unter Ma'amûn) für alle Zeiten und Völker des Islâms maßgebend geblieben sind.

Mehr noch als Kûfa hat das bereits auf persischem Boden gelegene Baßra zu dem Austausch geistigen Lebens zwischen Arabern und Persern beigetragen, welcher so großartigen Gewinn für den ganzen Islâm abwerfen sollte. Es wird selten mit genügender Deutlichkeit hervorgehoben, wie nachdrücklich hier das persische Element bereits eingreift, in einer Weise, daß man eigentlich verpflichtet ist, von jetzt ab nicht mehr von arabischer, sondern von islamischer Literatur in arabischer Sprache zu reden. Die Araber haben

nicht aufgehört, geistig zu arbeiten, im Gegentheil, sie fangen jetzt erst recht an, aber doch in einer vielfach, besonders auf den Gebieten der Poesie und Grammatik wie der eigentlichen Theologie, unlöslichen Verbindung mit den Persern, die man um ihren Antheil an dieser fruchtbaren Bewegung nicht verkürzen darf. Doch auch Baßra sollte bald überflügelt und eine neue Stelle geschaffen werden, die für den Verkehr und die gegenseitige Anregung der beiden Völker jetzt den eigentlichen Mittelpunkt zu bilden bestimmt war. Es hatte nach dem Sturze der Omaijaden keine Rede davon sein können, Damaskus als Residenz beizubehalten; die Abbassidenhauptstadt mußte an der Grenze zwischen Arabien und Persien liegen, wo die Dynastie sich gleichmäßig auf die ihr befreundeten Elemente der zwei Nationen zu stützen und gleichmäßig beide im Zaume zu halten vermochte. Auch Kûfa war zu specifisch arabisch, Perser dort nur noch in den mittleren und unteren Volksclassen vertreten; Manßûr brauchte einen neuen Ort, wo Angehörige des Ostens wie des Westens sich als gleichberechtigt zu Hause fühlen und im Glanze des neuen Hofes sonnen könnten. Es ist von seinen[1]) vielen genialen Gedanken vielleicht der genialste, der ihn zur Anlage seiner Stadt in der Nähe der verfallenden Sassanidenresidenz Madaïn (Ktesiphon) am Tigris bewog. Mitten in der Kornkammer des Reiches, an dem gewaltigen, bis weit hinauf für ziemlich große Fahrzeuge schiffbaren Strome, dicht an der Stelle, wo die Straßen Syriens, Armeniens, Arabiens und Persiens sich kreuzten, verdankte es seiner Lage dieselben Vortheile, welche vor einem Jahrtausend die große Babel zur ersten Stadt der Welt gemacht hatten. Mit dem Augenblicke, wo hier der Sitz einer mächtigen Regierung und eines bedürfnißreichen Hofes aufgeschlagen wurde, mußten wie die Eisenspähne der Magnetnadel Tausende und aber Tausende betriebsamer Kaufleute und Industrieller der Anziehungskraft jener äußeren Verhältnisse folgen. Es war so gut wie eine Neugründung: ein kleiner Marktflecken, welcher dort am rechten Tigrisufer lag, war nicht der Rede werth und hat wohl nur durch seinen glückverheißenden Namen Bagdâdh „die Gottgegebene" es zu der Ehre gebracht, welche ihm heute noch die Geschichte, frühere Jahrhunderte hindurch die bewundernden Zeitgenossen des Morgen- und Abendlandes zollen. Im Jahre 145 (762) legte man den Grundstein, aus welchem bis 149 (766) die „Stadt des Manßûr", wie das Volk, die „Stadt des Heils", wie der Chalife sie nannte, emporwuchs. Die Anlage war kreisförmig, das Schloß und die Hauptmoschee in der Mitte, ringsherum die Quartiere, nach Art der orientalischen Städte durch Mauern und Thore von einander geschieden, jedes eine befestigte Burg für den Garnisonscommandanten einschließend. Manßûr selbst beaufsichtigte den Bau und kümmerte sich so genau um Alles, daß er einem Beamten, welcher die Errichtung eines ganzen Quartiers geleitet hatte, bei dem Rechnungs-

1) Oder der Barmekiden. Es ergiebt sich aus der Ueberlieferung, daß Châlid bei der Anlage der Stadt die Hauptrolle gespielt hat; weniger bestimmt, ob er den Gedanken zuerst anregte.

abschluß ein Manco von 15 Dirhems aufweisen konnte; er wurde eingesperrt und mußte die geringfügige Summe ersetzen. Später gefiel dem Fürsten aber die Lage seines Schlosses nicht. Von der mit reißender Schnelligkeit anwachsenden Bevölkerung rings umgeben zu sein behagte dem Mißtrauischen wenig; so baute er sich im J. 157 (774) einen neuen befestigten Palast unmittelbar neben dem Tigrisufer, den er schon 158 (775) bezog: daß er ihm den stolzen Namen Dár el-chold „Haus der Ewigkeit" beilegte, gehörte sich eigentlich nicht, weil der Muslim dabei an das bessere Jenseits denkt. Gleichzeitig wurden die Märkte außerhalb der Mauern in die Vorstädte verlegt, weil es bedenklich schien, den vielen fremden Kaufleuten Gelegenheit zum Ausspioniren der Chalifenresidenz zu geben; und damit auch Bewohner wie Garnison der letzteren von Außen in Schach gehalten werden könnten, ließ Manßûr bereits im J. 151 (768) ein Schloß und Truppenquartiere für den Thronfolger Machdi auf dem gegenüberliegenden östlichen Ufer des Tigris errichten. Bald entstanden bei dem Zusammenströmen der Einwohner von überall her eine ganze Anzahl von Vorstädten auf beiden Seiten; drei Schiffbrücken vermittelten den Verkehr zwischen hüben und drüben, schiffbare Canäle stellten Verbindungen nach allen Seiten bis an den Euphrat und den persischen Meerbusen her, wo Baßra, schon früher der Ausgangspunkt des Seehandels mit Indien, dem fernen Osten und den arabischen Küsten, jetzt als Hafenstadt der Residenz noch größeren Aufschwung nahm. Wir können unsere Vorstellung von dem Umfang und der Blüthe der beiden Städte kaum hoch genug spannen, wenngleich wir über ihre Einwohnerzahl keine genügenden Nachrichten besitzen. Aber wir wissen, daß hier die Producte fast der ganzen Welt zusammenströmten: Gewürze, Ebenholz für das Kunstgewerbe, Aloe und Sandel zum Räuchern, Teakstämme zum Schiffsbau, Edelsteine, Metalle, Farben und Mineralien aller Art aus Indien und dem malaiischen Archipel, Seide, Porzellan und der jedem anständigen Orientalen unentbehrliche Moschus aus China, Pelzwerk und Sklaven aus den Türkenländern und Rußland, Elfenbein und Negersklaven aus Ostafrika brachten hier Kaufleute und Schiffer von ihren langen und kühnen Seefahrten und Karawanenreisen zu Hauf, indem sie gleichzeitig für die Producte des Chalifenreiches, wie Datteln, Zucker, Glaswaaren, Baumwolle, Eisen, lohnende Märkte bis nach China hin eröffneten. Noch lebhafter war natürlich der Austausch zwischen den einzelnen Provinzen, der sich in der Hauptstadt vollzog. Aegyptens Reis, Getreide, Linnen, Papier, Syriens Glas- und Metallwaaren, Arabiens Specereien, Perlen und Waffen, Chusistáns Zucker, Kirmáns und Ferganas Eisen, Persiens Seide, Wohlgerüche und Gartenproducte fanden ihren Weg hierher, um großentheils nebst den eigenen Erzeugnissen des fruchtbaren Irák weiterversandt zu werden. Vor Allem aber Stoffe und Gewebe bilden, wie seit den ältesten Zeiten, so auch unter den Chalifen fast in sämmtlichen Theilen des Reiches den ausgebreitetsten, lohnendsten und leistungsfähigsten Industriezweig. Die Vorliebe des Orientalen für prächtige und kostbare Gewänder

ist bekannt, ebenso die aus ihr sich ergebende Sitte, Verdienste um den Staat oder vielmehr das Herrscherhaus durch Verleihung von Ehrenkleidern zu belohnen, welche, man kann es nicht leugnen sehr zweckmäßiger Weise, gradezu die Stelle unserer Orden vertreten. Nicht minder weiß man, daß schon bei den alten Persern die Kunst des Teppichwirkens auf das Vollendetste ausgebildet war (vgl. S. 241): alle diese Traditionen hat die arabische Eroberung kaum merkbar unterbrochen, die Abbassidenzeit, in welcher die Araber sich die persische Civilisation erst wirklich aneigneten, neu belebt, und damit jenen Aufschwung der Textilgewerbe hervorgerufen, welchen das ganze Mittelalter nicht allein des Orientes sondern bald auch des Abendlandes[1]) durch uneingeschränkte Bewunderung und massenhaften Verbrauch anerkannt hat. Hier besaß fast jede Provinz ihre Specialität, je nachdem ihren Productionsverhältnissen Baumwolle, Leinen, Seide, Wolle oder Haare von Thieren am besten entsprachen; der Sitz der vollendetsten Kunstfertigkeit blieb indessen immer Persien und Bagdad selbst. Fast ebenbürtig steht dieser Industrie zur Seite die ebenfalls in den verschiedensten Gegenden zu hoher Stufe emporgestiegene Gartenbaukunst, welche besonders in der Cultur der Farbepflanzen, Blumen und wohlriechenden Gewächse, sowie in der Palmen- und Obstzucht mit dem steigenden Luxus immer weitere Ausbreitung fand: denn statt im Weine, dessen Genuß das Religionsgesetz selbst in den üppigsten Zeiten doch immer sehr einschränkte, berauscht der Muslim sich, wie schon sein Prophet that, in den Freuden der Liebe und dem Dufte der Wohlgerüche, und köstliche Obstsorten dürfen seiner Tafel um so weniger fehlen, als das heiße Klima den Südländer derberen Speisen, besonders Fleischgerichten, abgeneigt macht.

So finden nicht allein Wissenschaft und Kunst, sondern in gleich hohem Grade auch die materiellen Interessen in der Stadt Manßûrs und dem sie umgebenden reichen Lande den gedeihlichsten Boden für eine rasche und glänzende Entwicklung. Begünstigt aber wurde diese noch in ganz besonderem Grade durch eine grundsätzliche Aenderung, welche das Abbassidenchalifat in der äußeren Politik des Reiches vollzog. So lange die Omaijaden nicht durch innere Wirren sich gehindert sahen, haben sie die Eroberungspolitik der legitimen Chalifen systematisch fortgesetzt; noch Hischâm drängte in jedem freien Augenblick seine Statthalter an den Grenzen unablässig vorwärts. Jetzt wurde das anders. Auch durch ihre Vermischung mit arabischem Blute waren die Perser keine eigentlich kriegerische Nation wieder geworden; die Kraft aber der Syrer war in dem letzten Bürgerkriege gebrochen, und zudem

1) Man weiß, daß heute noch zahlreiche Reste orientalischer Gewebe bei uns vorkommen, besonders in den Schätzen von Kirchen und Klöstern, die keine besseren Prachtstoffe zu Altardecken und Priestergewändern finden konnten; und nicht minder bezeugt der jetzt freilich überlebte Ruf der persischen Teppiche, ferner Worte unserer Sprachen wie Atlas (glatter Seidenstoff), Damast (feines Linnen aus Damaskus), Baldachin (Gewebe aus Baldach, wie man im Westen statt Bagdad sagte) die ehemalige Verbreitung solcher Zeuge bis nach den fernsten Grenzen Europas hin.

konnte es keinem Abbassiden einfallen, keißitische Truppen gegen äußere Feinde zu verwenden, außer etwa in Syrien, wo sie ihre eigenen Herde von den Byzantinern gefährdet sahen. Sobald also die während des Kampfes gegen die gestürzte Dynastie abgefallenen Provinzen annähernd in dem früheren Umfange dem Reiche zurückgewonnen sind — mit Spanien ist nicht einmal das gelungen —, steht man, seltene Ausnahmen ungerechnet, davon ab, die Eroberungspolitik wieder aufzunehmen; die Ausbreitung des Islâms kommt ins Stocken, und erst das Soldatenvolk der Türken beginnt zweihundert Jahre später sie neu in Fluß zu bringen. Fehlt es nun in der Zwischenzeit auch nirgends an Reibungen mit den Nachbarn im Osten und Norden, in der Hauptsache wird doch ein leidliches Verhältniß möglich, welchem die Anknüpfung regelmäßiger Handelsverbindungen nicht mehr allein zur See, sondern auch durch Karawanenverkehr zu Lande auf dem Fuße folgt. China kann nun seine Producte auch über Turkestan senden, das Reich der Chasaren[1]) einen Austausch mit den Wolgabolgaren und durch diese mit den Russen[2]) vermitteln, welcher über zweihundert Jahre mit großer Lebhaftigkeit betrieben wird und dessen Zeugnisse in der Gestalt vergrabener Abbassidenmünzen heute noch in fast alljährlichen, häufig sehr beträchtlichen Funden dem Boden Rußlands wie der Küsten und Inseln des baltischen Meeres entsteigen. Einzig und allein zu Byzanz wollten sich nie freundliche Beziehungen gestalten, und nur auf dem Umwege durch Armenien nach Trapezunt war hier gelegentlich Handel zu treiben möglich; dagegen wurde im Westen jede von Afrika aus in Besitz genommene Küstenstadt Siciliens (S. 555) und später Unteritaliens zu einer Ausfallspforte auch für den Vertrieb orientalischer Stoffe und Geräthe, und mit Spanien war trotz der Entfernung in nicht allzu ferner Zeit wieder ein lebhafter Schiffsverkehr im Gange.

Die Bedeutung einer so großartigen Entwicklung des Handels und der Industrie für die Geschichte des ganzen Orients ist naturgemäß nicht auf die vorübergehende Hebung des allgemeinen Wohlstandes und der Staatseinnahmen beschränkt geblieben. Die Höhe freilich, welche die letzteren unter Manßûr erreichten — über 400 Millionen Dirhems jährlich gingen, nach Abzug aller Kosten der Provinzialverwaltung, bei der Centralregierung ein — ist keine dauernde gewesen. Im Anfang des dritten (neunten) Jahrhunderts betrug das Staatseinkommen nur noch etwa 370, dreißig Jahre später 290 Millionen, und die Verschwendung des Hofes, die Ansprüche der Truppen, die Erfordernisse der immer zahlreicher werdenden inneren Kriege mußten die Finanzen bald vollkommen aus dem Gleichgewicht bringen. Daß unter solchen Umständen doch kein allgemeiner wirthschaftlicher Verfall eintrat, die von dem Chalifat allmählich sich ablösenden Theilstaaten vielmehr häufig zu neuer Blüthe kamen, wurde in der Hauptsache eben der reichen industriellen

1) Vgl. Schiemann, Rußland, Polen und Livland (Nr. 90 dieser Sammlung) S. 40 f. 2) D. h. seit der Mitte des neunten Jahrhunderts den skandinavischen Warägern; vgl. Schiemann a. a. O. S. 43 ff.

Production und der Ergiebigkeit des Handels mit dem Auslande verdankt. Während das Chalifat als Militärstaat rasch bergab ging, blieb es als gemeinsames Wirthschaftsgebiet in gewisser Art noch erhalten, bis der Mongolensturm die Länder des Islâms verwüstet und die Kreuzfahrer für die Kaufleute von Genua, Pisa, Amalfi und später Venedig jenen levantinischen Colonien die Stätte bereiten, durch welche das aufstrebende Abendland den sinkenden Orient auch in dieser Beziehung allmählich ruinirt hat.

Man sieht, es war ein ganz neues Staatsgebilde, in welches mit solcher Schnelligkeit das ehemalige Omaijadenchalifat sich verwandelte. So groß aber auch die Veränderungen gewesen sind, die wir soeben an uns haben vorübergehen lassen, nirgends zeigt sich die Verschiedenheit deutlicher, als in dem Verhältniß des Fürsten, der an der Spitze dieses Reiches stand, zu den Unterthanen, welche zu regieren er berufen war. Wir haben bereits gesehen (S. 464), wie unmöglich die Abbassiden sich als volksmäßige Herrscher zu fühlen vermochten. Eine nationale war die Dynastie weder für Araber noch Perser, so mußte der Eindruck der Macht vergrößert werden, die in dem Chalifen verkörpert war. Das Bedürfniß traf zusammen mit der von den Barmekiden vertretenen Neigung, die altpersischen Regierungsgrundsätze wieder zu Ehren zu bringen, und so dürfen wir nicht erstaunen, wenn der Abbasside bald einem Sassaniden, ja einem Großkönig nach der Art des Darius oder Xerxes ähnlicher sah, als den Häuptlingen freier Araber, welche selbst die kräftigsten Omaijaden immer noch vorzustellen sich bewogen fanden. Mit der persischen Anschauung von der Göttlichkeit des Staatsoberhauptes (S. 327) war unmittelbar die Nothwendigkeit gegeben, den Herrscher, abgesehen von seltenen Gelegenheiten, dem Volke möglichst unnahbar zu machen, die Pracht seiner Erscheinung, den Glanz des Hofes möglichst zu steigern, vor Allem aber für den regelmäßigen Verkehr mit den Unterthanen einen Vermittler zu bestellen, welcher dem Sohne des Gottes die Berührung mit der Menge ersparte. Manßûr selbst war ein sparsamer Mann, aber seine Nachfolger haben das Beispiel jenes Luxus gegeben, der selbst bei uns noch als orientalisch berufen ist, der, nach Möglichkeit von den Großen des Reiches nachgeahmt, zwar mancherlei Feinheiten der Civilisation, aber auch Verderbniß und Entartung in den leitenden Kreisen und vor Allem eine maßlose Vergeudung des Staatsvermögens mit sich gebracht hat. Noch folgenschwerer aber ist die Scheidung des Fürsten von seinem Volke und die Uebertragung der eigentlichen Regierung auf den höchsten Minister gewesen, der unter dem Namen Wesír[1]) mit unserer Vorstellung von dem Chalifen von Bagdad wie überhaupt von den Herrschern des Orients unzertrennlich verbunden er-

1) Wasír ist ziemlich wörtlich durch „Geschäftsträger" zu übersetzen. Die Einrichtung ist in Persien uralt, die von den griechischen Schriftstellern überlieferten Ausdrücke Auge oder Ohr des Königs für die nächste Umgebung desselben zeigen deutlich, wie schon bei den Achämeniden die grundsätzliche Trennung zwischen Fürst und Volk aufrecht zu erhalten die Bestimmung der obersten Hofbeamten war.

scheint. Diese Vorstellung aber ist in der That nichts Anderes, als ein getreues Spiegelbild der orientalischen Anschauung selbst, wie sie jedes Capitel der Erzählungs- und Märchenliteratur in den stereotypen Figuren des mächtigen Sultans und seines klugen Wesîrs darstellt. Klugheit allerdings ist das erste Erforderniß zur erfolgreichen Durchführung der schwierigen Rolle, einem Göttersohne alles Unbequeme abzunehmen und den Verwöhnten jederzeit bei guter Laune zu erhalten. Allmächtig ist der Wesîr nach unten, aber ein leiser Wink des Mächtigen oben stürzt ihn von der Höhe der Macht in den Kerker, aus dem nur zu oft der Weg zum Schaffot geht. Unendliches soll er leisten, um den Ansprüchen seiner Stellung zu genügen. Er soll ein tüchtiger Beamter, vor Allem ein Finanzgenie ersten Ranges sein, dem nie die Mittel zur Befriedigung der Launen des Monarchen und seiner Günstlinge ausgehen, ohne daß doch die Klagen der Unterthanen über die zunehmenden Erpressungen der Steuerbeamten das Ohr des Gebieters erreichen; es soll aber auch ein geistreicher Mensch in ihm stecken, der es versteht, den verstimmten Fürsten aufzuheitern. Er soll Alles wissen, wonach der Herrscher ihn fragt, jeder Schwierigkeit mit schnell fertigem und doch wohlüberlegtem, dabei niemals mißfälligem Rathe begegnen. Er muß bei Tage arbeiten, des Abends und die halbe Nacht hindurch mit der Umgebung des Fürsten bei Sang, Spiel, Tanz und witziger Unterhaltung seinen Mann stehen; nebenbei fortwährend auf der Hut sein gegen die zahllosen Intriguen, welche von allen Seiten unter den Offizieren und Beamten, Haremsdamen und Eunuchen gegen ihn losgelassen werden: ein unwiderleglicher Beweis für die glänzende Begabung des Barmekidengeschlechtes, daß seine Mitglieder fast ohne Unterbrechung über fünfzig Jahre hindurch dieser Aufgabe sich gewachsen zeigten. Keineswegs unbedenklich ist aber auch die Stellung des Chalifen, vor dessen Laune der sonst allmächtige Wesîr zittert.[1]) Schrecklich trifft der Zorn des höchsten Gebieters den Unglücklichen, der auf dem schlüpfrigen Boden des Hofes ins Gleiten kommt: aber heimlich braut die Tücke der Weiber Gifte, bereitet die Gewissenlosigkeit der Beamten und Offiziere Gewaltthaten, die unter dem Schleier der Nacht geräuschlos sich vollziehen. Man wird am Morgen unter heuchlerischem Klagegeschrei eine Leiche aufbahren, die gestern ein Chalife war, kein Zeichen an dem entseelten Körper wird auf den mit schrecklicher Raffinirtheit vollbrachten Mord weisen, dessen Urheber, vielleicht der Bruder, ja der eigene Sohn des Gestürzten, nun den blutigen Thron besteigt, wahrscheinlich um in kurzer Frist selbst der Rache oder der Begehrlichkeit eines Nebenbuhlers zum Opfer zu fallen. Das Volk aber, welches den Todten kaum je gesehen, das kein Band der Liebe und Verehrung mit ihm verknüpft hat, wird mit stummer Scheu finstere Gerüchte murmelnd unter sich verbreiten, aber schweigen und keinen Finger heben. Dazu nun die unselige Form des Wahlkönigthums, der Unfug der Huldi-

1) Eine classische Schilderung orientalischen Königthums findet man in dem Werke von A. Erman, Aegypten u. ägyptisches Leben i. Alterth., Tüb. 1885, S. 84 ff.

gungen und Enthuldigungen (S. 462) — es erscheint fast wie ein Wunder, daß überhaupt ein Abbasside je eines natürlichen Todes gestorben ist.

Nirgends mehr, als in dieser Form des Despotismus kommt Alles auf die persönlichen Eigenschaften einzelner Individuen an. Manßúr war nicht der Mann, seinen Wesír sich über den Kopf wachsen zu lassen, und weder Chálid noch Jachja so unweise, ihn durch Selbstgefälligkeit zu reizen, oder auf eine andere Rolle Anspruch zu erheben, als die intelligenter Gehilfen eines überlegenen Willens; und dieser war seinerseits viel zu großartig angelegt, um den Genuß der Herrschaft anderswo zu suchen, als in der rastlosen Arbeit des Herrschers. Wenig aber glichen dem gewaltigen Manne die sein Werk fortzusetzen berufen waren, und schon unter seinen ersten Nachfolgern kam die ganze Bösartigkeit des Palastregiments zum Ausbruch. Der nächste war sein Sohn Mohammed, El-Machdi genannt (158—169 = 775—785), welchem er bereits im J. 147 (764) die Huldigung hatte darbringen lassen, nachdem Íßa Ibn Múßa (S. 460) zum vorläufigen Verzicht auf seine Rechte unter der Versicherung genöthigt war, daß er nach Manßúrs Sohn Chalife werden solle. Nicht so rastlos und umsichtig wie der Vater, hatte ihm Machdi immerhin etwas von der Kunst des Herrschens abgelernt; obwohl er die Barmekiden schätzte und in hohen Stellungen dauernd verwandte, machte er doch keinen von ihnen zum Wesír, wechselte auch wohl gelegentlich die Person des letzteren und führte in der ersten Zeit ein kräftiges, dabei keineswegs grausames Regiment. Aber nach und nach wurde er doch bereits von dem Haremstreiben umsponnen und war nicht scharfsichtig genug, um die Ränke seiner Umgebung zu durchschauen. Der Sturz seines Wesírs Abu Obeidallah im J. 161 (778) ward durch eine gemeine Intrigue des Kammerherren Rabí herbeigeführt, der auch weiterhin bis zu seinem Tode (169 = 786) überall seine Hände in der hohen Politik hatte; und der wackere Ja'akúb Ibn Da'úd, der längere Zeit sich des besonderen Vertrauens des Monarchen erfreute, mußte 166 (782/3) fallen, entweder weil er dem Chalifen Vorstellungen über seine Verschwendungssucht machte, oder weil er gegen einen armen Aliden sich mitleidiger zeigte, als erlaubt schien. Jene Vorstellungen waren in der That berechtigt: mit dem Machdi beginnt die Vergeudung der Staatseinnahmen in raffinirtem, bisweilen geradezu wahnsinnigem Luxus, welche unter Harún ihren Gipfelpunkt erreicht und mehr als alles Andere zu der raschen Zerrüttung der Finanzen beigetragen hat. Zu Anfang seiner vierziger Jahre gerieth Machdi, der mehr und mehr sich von sinnlichen Genüssen umgarnen ließ und damit auch seinen eigenen Willen einzubüßen anfing, fast gänzlich unter die Herrschaft seiner Frau Cheisurán, einer Sclavin, welche er nach seiner Thronbesteigung im J. 159 (775/6) freigelassen und geheirathet hatte. Von ihr stammten seine beiden Söhne Múßa und Harún; dem ersteren hatte er gleich zu Anfang unter dem Namen El-Hádi („der Leitende") als Kronprinzen huldigen lassen, nachdem er den ewigen Throncandidaten

Íßa zur abermaligen Entsagung gezwungen (Ssafar 160 = Nov.—Dec. 776)[1]), und im J. 166 (782) war dann Harún als zukünftiger Nachfolger Hádis anerkannt und mit dem Ehrentitel Er-Raschid („der grade Wandelnde") geschmückt worden. Cheisurán aber zog ihren jüngeren Sohn Harún vor, und da er Fadls, des Sohnes des Barmekiden Jachja, Milchbruder war, hielt die einflußreiche Familie ebenfalls zu ihm. Unter diesen Einflüssen entzog Machdi mehr und mehr dem Hádi seine Zuneigung und beschloß im J. 168 (785) geradezu, ihn zu Gunsten Haruns der Thronfolge zu entkleiden. Hádi, welcher grade auf einem Kriegszuge in Gorgán abwesend war, antwortete auf die Botschaft des Vaters, die seine Beistimmung einforderte, mit einem kühlen Nein; und als Machdi sich zu persönlicher Verhandlung mit dem unbotmäßigen Sohne auf die Reise begeben hatte, starb er unterwegs, bei Masebhedán in der Gegend von Holwán in Medien, eines plötzlichen Todes, nach Einigen auf der Jagd verunglückt, nach Anderen von einer eifersüchtigen Sclavin aus Versehen statt ihrer Nebenbuhlerin vergiftet (22. Moharram 169 = 4. Aug. 785). Daß die schöne Gelegenheit zu einem Bruderkriege diesmal noch unbenutzt blieb, verdankte das Reich dem Barmekiden Jachja. Machdi selbst hatte ihn 161 (778) zum Secretär, d. h. Gouverneur des zwölfjährigen[2]) Harún ernannt, in dessen Namen er seit 163 (780) die Westhälfte des Reiches, d h. Adherbeidschán, Armenien, Syrien und Afrika verwaltete. Als Perser konnte er nicht daran denken, etwa auf die Kräfte dieser Provinzen gestützt seinen Zögling dem Hádi entgegenzustellen: dabei hätten die Araber allzuleicht von Neuem das Uebergewicht erhalten können. So rieth der kluge Minister seinem Prinzen, dem Bruder ohne Weiteres zu huldigen; Harún war noch jung, und ob Hádi lange lebte, konnte man nicht wissen. Ueber des Letzteren Charakter sind wir nur durch Nachrichten der späteren Historiker unterrichtet, welche den Harún vergöttern, also für unparteiische Zeugen nicht gelten dürfen. Was wir von ihm thatsächlich wissen, nimmt zum Theil für ihn ein. Jene

1) Íßa starb Ende 167 = 784; er war auch ein richtiger Abbasside und verdient kaum, daß man ihm wegen seines wiederholten Mißgeschickes besondere Theilnahme zollt.

2) Allerdings steht Haruns Geburt zu Anfang 149 (766) nicht ganz fest. Tabarí III, 599. 739 nennt vielmehr wiederholt das Jahr 145 und bezeichnet 149 nur als der „vorgeblichen Ansicht der Barmekiden entsprechend", welche also danach die Geschichte von der Milchbruderschaft des Ende 148 (765) geborenen Fadl nur erfunden hätten, um das Ansehen der Familie zu erhöhen. Da aber bereits 187 (803) die Katastrophe der Barmekiden eintrat, d. h. zu einer Zeit, wo das wirkliche Sachverhältniß noch vielen Personen bekannt sein mußte, eine solche Erfindung also kaum möglich war, da ferner Haruns allgemein bezeugte Gewohnheit, den Jachja „Vater" anzureden, sich am ungezwungensten aus jenem brüderlichen Verhältniß zu Fadl erklärt, endlich aber Tabari selbst an beiden Stellen ohne weitere Bemerkung Haruns Alter bei seiner Thronbesteigung (170 = 786) auf 21 oder 22 Jahre angiebt, wird es bei 149 als seinem Geburtsjahre zu verbleiben haben. Die Angaben über das Lebensalter, welches er bei seinem Tode (193 = 809) erreicht hatte, helfen nicht weiter, da sie ebenfalls (zwischen 45 und 47) schwanken.

Historiker meinen freilich, er habe sich nur um seinen Harem gekümmert; damit aber will es doch kaum zusammenstimmen, daß er energisch eingriff, als Cheisurán ihrer in Machdis letzten Jahren angenommenen Gepflogenheit gemäß fortfahren wollte sich in die Regierung zu mischen. Er verbot ihr auf das Bestimmteste, sich außerhalb des Harems sehen zu lassen, untersagte ihr jeden directen Verkehr mit Offizieren und Beamten, kurz, er zeigte deutlich, daß er nicht gesonnen war, sich bevormunden zu lassen. Cheisurán war natürlich außer sich; wie es heißt, nahm das Mißverhältniß zwischen Mutter und Sohn in dem Grade zu, daß Hádi, „ein arabischer Nero",[1]) seine Mutter zu vergiften und den Harún hinrichten zu lassen versuchte. Ob etwas an dieser Beschuldigung ist, wird sich schwerlich je mit Sicherheit ausmachen lassen. Fest steht nur, daß Hádi allerdings, wie sich das in der Familie von selbst verstand, seinen Bruder zu Gunsten des eigenen Sohnes Dschá'afar der Nachfolge berauben wollte, und dazu schon vorbereitende Schritte zu thun anfing; daß Jachja, der Barmekide, wie unter diesen Umständen begreiflich, bei ihm in Ungnade gefallen und in Haft genommen war; daß ferner in der Nacht des 16.[2]) Rabí I. 170 (14.—15. Sept. 786) nach ziemlich allgemeiner Ueberlieferung[3]) der Chalife von Sclavinnen seiner Mutter im Bette erstickt worden ist; daß Cheisurán den Eintritt des Todes sofort persönlich dem Jachja meldete, und daß endlich noch in derselben Nacht Dschá'afar von einem der höchsten Offiziere aus dem Bette geholt und durch Todesdrohungen zur Anerkennung Haráns gezwungen wurde — also jedenfalls eine Palastrevolution in einer Form, welche noch nicht fünfzig Jahre nach Einsetzung der Dynastie für die Zukunft recht vielversprechend genannt zu werden verdient. Noch wird allerdings die Continuität der Regierung gewahrt, aber es sind die Barmekiden, in welchen sich dieselbe darstellt, nicht das Herrscherhaus selbst. Harún (170—193 = 786—809) war bei seiner Thronbesteigung 21 oder 22 Jahre alt; gewohnt, seine Mutter und seinen „Vater" (S. 478 Anm.) Jachja für sich handeln zu lassen, verdankte er nun auch noch eben diesen beiden die Herrschaft, es ist also ganz begreiflich, daß er sie weiter schalten ließ. Cheisurán starb bereits 173 (789/90), aber Jachja und seine Söhne, vor Allen Fadl, der Milchbruder, und Dschá'afar, der Freund, bald der erklärte Liebling des Chalifen, erstiegen nun erst den höchsten Gipfel

1) v. Kremer, Culturgeschichte des Orients unter den Chalifen, 2. Bd., S. 62. — Es ist leider nicht zu bestreiten, daß die im Text angezogenen Berichte, wie Hr. v. Kremer sagt, „innere Wahrscheinlichkeit" haben; doch will ich nicht versäumen darauf aufmerksam zu machen, daß Harthama Ibn A'ajan, welcher hier den Gewährsmann spielt, als einer der tüchtigsten und zuverlässigsten Generäle des Raschíd bekannt, sein Zeugniß also nichts weniger als einwandsfrei ist. Habe ich Recht gebabt, die oben S. 462 Anm. erzählte Anekdote glaubwürdig zu finden, so ist seine Betheiligung bei der ganzen Angelegenheit überhaupt undenkbar. 2) Nach den gewöhnlichen Angaben des 14. oder 15., da aber als Wochentag allgemein der Freitag genannt wird, hat man mit Recht den 16. vorgezogen, dessen Nacht der Nacht vom 14. auf den 15. Sept. 786 entspricht. 3) Vereinzelt wird angegeben, er sei nach einer nur dreitägigen Krankheit gestorben. Das schließt nicht aus, daß er während eines an sich leichten Unwohlseins im Bette ermordet wurde.

der Macht. Im J. 178 (794) übertrug Raschîd auch formell die Leitung sämmtlicher Geschäfte an Jachja; 176 (792) wurde Fadl zum Generalstatthalter in Armenien, Adherbeidschân, Medien und den kaspischen Provinzen, 178 (794) zum Statthalter von Chorassân bestellt, während Dschá'afar, abgesehen von gelegentlichen einzelnen Aufträgen, stets in der Nähe seines fürstlichen Freundes weilen mußte, welcher die Gesellschaft des liebenswürdigen und geistreichen jungen Mannes nicht mehr zu entbehren vermochte.

Es war zu Anfang des Jahres 187 (803). Soeben war der Chalife Harûn von der Pilgerfahrt nach Mekka zurückgekehrt; wie gewöhnlich fern von Bagdad, das er wegen seines Lärmes und Qualmes nicht leiden konnte, hatte er in einem Schlosse bei Ambâr am Euphrat Wohnung genommen. Seit einigen Tagen schien er von Unwohlsein oder schwerer Sorge heimgesucht; sein Arzt, der syrische Christ Gabriel, schüttelte den Kopf, weil er weder aß noch trank. Ein Eilbote hatte den Polizeipräfecten von Bagdad an das Hoflager bescheiden müssen: „Wüßte der Knopf meines Hemdes", hatte ihm Raschîd gesagt, „weswegen ich dich habe holen lassen, ich würfe ihn in den Euphrat" — dann war der Beamte mit geheimen Befehlen nach Bagdad zurückgeeilt. Man fühlte sich unbehaglich bei Hofe, aber Niemand ahnte, was bevorstand. Vor einiger Zeit hatte man hie und da gemunkelt, es stehe nicht gut um die Barmekiden; der Chalife hatte üble Laune an den Tag gelegt, weil Jachja, wie er ihn selbst gewöhnt hatte, im Verkehr mit dem Gebieter mehr Vertraulichkeit als Ehrerbietung zeigte, und manch Einer hatte wohl halb und halb vermuthet, der nunmehr fast vierzigjährige Herrscher möge es überdrüssig sein, sich von seinem väterlichen Wesîr länger bevormunden zu lassen. Aber der wie immer in der unmittelbaren Nähe des Fürsten weilende Dschá'afar war der lebendige Gegenbeweis: mehr denn je stand er in Gnade, und wenn ihn neulich ein Freund gemahnt hatte, es sei unvorsichtig, sich vor den Augen des Gebieters selbst einen Palast zu bauen, der zwanzig Millionen Dirhems gekostet, so schien eine solche Warnung niemals weniger an der Zeit gewesen zu sein, als gegenwärtig. Freitag, den vorletzten Moharram (27. Jan. 803) ritt der Chalife mit dem Günstling auf die Jagd; Hand in Hand sah man sie zurückkehren, und mit einer zärtlichen Umarmung ward Dschá'afar verabschiedet, als sich der Chalife von ihm trennte, um den Abend mit seinen Frauen allein zuzubringen. Der Arzt Gabriel wurde beauftragt, den Barmekiden in seine Wohnung zu begleiten und ihm vergnügte Gesellschaft zu leisten. Aber trotzdem sie Becher auf Becher leerten, wollte sich die fröhliche Stimmung nicht finden: „Nimm dich in Acht", sagte Dschá'afar zu seinem Gaste, „der Beherrscher der Gläubigen hat nichts gegessen, ich fürchte, es ist eine Krankheit im Anzuge." Bei dem Mahle saß Abu Sakkâr, ein berühmter blinder Sänger, um durch seine Lieder den Trunk zu würzen; aber der verstimmte Wirth wollte nur immer die melancholischen Verse hören: „Seit dahin gegangen sind die Söhne Mundhirs [1]) an der Stelle, wo der Mönch die Christen-

1) Die Könige von Hira, s. oben S. 17 ff.

kirche erbaut[1]), fürchtet nie mehr sie ein Aengstlicher, noch hofft auf sie einer, der um Gaben wirbt" — so ging es bis zum Abendgebete; da auf einmal traten herein Mesrúr, der Oberste der Verschnittenen, und der Adjutant Harthamás, des Befehlshabers der Leibwache: „Steh auf, Schurke!" donnerte er den Dschá'afar an, und entsetzt blickte der Arzt auf den eben noch allmächtigen Liebling des Herrschers, wie er einem Verbrecher gleich davongeschleppt ward. Eine halbe Stunde später ward jener zu Harún beschieden. Vor dem Chalifen stand Dschá'afars Haupt auf einer Schüssel: „Fragtest du mich nicht", redete er ihn an, „nach dem Grunde meines Widerwillens gegen Speise und Trank? Nun, die Gedanken um das, was du hier siehst, waren die Veranlassung; jetzt fühle ich mich wie ein Genesender, laß mir zu essen bringen!" — Inzwischen hatte in der Residenz der Polizeipräfect die Wohnungen der Barmekiden besetzt, sie selbst gefangen genommen; Eilboten gingen in die Provinzen, überall wurden ihre Vertrauten und Agenten verhaftet, ihre Besitzthümer mit Beschlag belegt. Gegen ihre Personen wurde sonst für damalige Verhältnisse ohne Härte verfahren; man bewilligte dem Jachja und seinen Söhnen eine ziemlich milde Haft, deren Verschärfung erst einige Zeit später durch neue Verdachtsmomente herbeigeführt wurde, hingerichtet ward Niemand weiter.

Der plötzliche Sturz des ersten Geschlechtes im Reich mußte um nichts weniger überall einen betäubenden Eindruck hervorrufen; die mannigfachsten Vermuthungen über den eigentlichen Grund der Ungnade, wie sie im Munde der Leute sich kreuzten und in verschiedenen Versionen auf uns gekommen sind, zeugen von dem Antheil der Zeitgenossen wie der Späteren. Es sind zwei Meinungen, welche sich damals wie heute gegenüberstanden. Nach der einen wäre Dschá'afars Untergang durch eine Weibergeschichte herbeigeführt worden. Harún hatte eine Schwester Abbáßa; er liebte sie, hören wir, so zärtlich, daß er ungern auf ihre Gesellschaft verzichtete. Indeß auch Dschá'afar war ihm bei seinen Abendunterhaltungen unentbehrlich, beide aber zusammen bei sich zu sehen, hinderten ihn die allmählich immer strenger gewordenen Haremsvorschriften, welche die Entschleierung der Schwester vor dem fremden Manne untersagten. Es gab nur einen Ausweg: Dschá'afar mußte die Abbáßa heiraten; damit aber die nothwendige Scheidung zwischen dem Herrscherhause und der sonst allzumächtigen Barmekidenfamilie gewahrt bliebe, sollte die Ehe nur eine scheinbare sein. Auf die Dauer blieb sie es doch nicht: ihr entsprossen zwei Knaben, und mit so großer Heimlichkeit sie auch fern vom Hofe aufgezogen wurden, ihr Dasein ward nach einiger Zeit dem Chalifen verrathen und entschied den Untergang des Günstlings. Die Meisten freilich suchen den Grund anderswo, in dem mit dem zunehmenden Lebensalter des Fürsten langsam aber stetig in ihm wachsenden Gefühl einer unbequemen Abhängigkeit von dem stolzen Geschlechte, welches unter den liebenswürdigsten Formen ihm doch nur den Schein der Herrschaft ließ, die thatsächliche Macht für sich in Besitz zu nehmen gewußt hatte. Man würde bei dem berechtigten Mißtrauen,

1) Eben in dem größtentheils von Christen bewohnten Hira.

welchem historische Anekdoten begegnen müssen, sich ohne Weiteres und ausschließlich für diese letztere Ansicht entscheiden, ergäbe sich nicht aus dem Verlaufe der ganzen Begebenheit, daß Harún gegen Dschá'afar einen besonderen Groll zu hegen Veranlassung hatte. War es ihm um nichts Anderes zu thun, als um die Vernichtung des maßgebenden Einflusses der Barmekiden im Reiche, so mußte Jachja dem Schwerte verfallen: in seinem Cabinet liefen alle Fäden der Verwaltung zusammen, er war der eigentliche Regent des Staates, nicht Dschá'afar, der nur in besonderem Auftrage manchmal sich an den Geschäften betheiligte. Wie dem auch sei: empört uns auch hier die Abbassidentücke, welche in demselben Augenblicke ihr Opfer trifft, wo sie ihm mit heuchlerischer Freundlichkeit geschmeichelt hat, so dürfen wir doch ebensowenig außer Acht lassen, daß in der That die Stellung, welche die große Ministerfamilie dem Monarchen gegenüber einnahm, mit eigner Ausübung der Herrschaft seitens des Letzteren sich nicht mehr vertrug und ihm doppelt unleidlich erscheinen mußte, als in den Jahren 180—186 (796—802) zahlreiche Mißerfolge der Barmekiden nach Außen und Innen ihre Leistungen in weniger günstigem Lichte erscheinen ließen, als bisher der Fall gewesen. So verdiente die für einen Enkel Manßúrs fast erstaunliche Milde, welche sich mit dem Sturze des allzuhoch emporwachsenden Geschlechtes begnügte, ohne es mit Stumpf und Stiel auszurotten, unbeschränkte Anerkennung, hätte der Chalife das Zeug besessen, seine glücklich errungene Alleinherrschaft nun auch mit Einsicht und Tüchtigkeit auszuüben.



Dirhem des Harún er-Raschíd (Silber)
(vgl. S. 396).
Uebersetzung der Inschriften:
Avers Mitte: Kein Gott außer | Allah allein | nicht hat er einen Genossen |
— Rand: Im Namen Allah's geschlagen ist dieser Dirhem in der Stadt des Heiles [vgl. S. 471] im Jahre einhundert und neunzig [= 806 Chr.]
Revers Mitte: Mohammed | [ist] der Gesandte | Allahs | (Münzzeichen)
— Rand: Mohammed [ist] der Gesandte Gottes Er hat durch ihn gesandt die Leitung und die wahre Religion, daß er ihn zum Herrscher mache über die Religion überhaupt möchten es auch die Götzendiener nicht leiden wollen (oben S. 396).

Das aber war keineswegs der Fall. Es ist, als hätte sich die Kraft des Abbassidenhauses in dem gewaltigen Manßúr für lange Zeit erschöpft. Erst Raschíds Sohn Ma'amún zeigt wieder einige der Eigenschaften, welche dem Monarchen eines so riesigen Staates unentbehrlich waren, und einen wahrhaft würdigen Nachfolger hat der Gründer seiner Dynastie nicht früher als hundert Jahre nach seinem Tode gefunden. Der Fluch des Despotismus, daß seine Fürsten auf der Höhe ihrer unumschränkten Gewalt von dem Schwindel ergriffen werden, der sie jedes Maßes, jeder Selbstzügelung vergessen läßt und sie bald in den Abgrund wütherischer Tyrannei, bald in den Sumpf entnervender Genußsucht stürzt, ist an den Nachkommen des Abbás reichlich in Erfüllung gegangen.[1]) Freilich darf man nicht vergessen, daß jene Schnell-

1) Ich möchte nicht so weit gehen, mit v. Kremer (Culturgeschichte des Orients II, 61) eine erbliche nervöse Ueberreizung, eine Art Caesarenwahnsinns, schon bei den

fertigkeit in der Verhängung der entsetzlichsten Strafen, der wir auch bei den Besseren unter ihnen mit Schaudern begegnen, nur zur Hälfte ihnen selbst, zur andern dem persischen Einflusse anzurechnen ist, der leider auch in dieser Beziehung jetzt im Orient maßgebend wird.[1]) Jedenfalls sind dergleichen Acte unmenschlicher Grausamkeit für das Staatswohl im Ganzen weniger bedenklich gewesen, als die schwächliche Thatenlosigkeit und Arbeitsscheu, welche dem Haremsleben und der Uebersättigung mit allen möglichen Genüssen entstammt. Schon Machdis Kraft hatte sich in diesen bald verzehrt, und das Unrecht Harúns bestand eben darin, daß er die Barmekiden stürzte, ohne die Energie und den politischen Verstand zur Fortführung ihrer Regierungsweise zu besitzen. Die einzige Maßregel von Bedeutung, welche er, freilich schon vor 187 (803), aber doch vermuthlich ganz aus eigenem Antriebe getroffen hat, war eine Wiederholung des schon von Machdi begangenen Fehlers, die Rivalität zweier zur Nachfolge tauglicher Söhne wachzurufen, und als er starb, fehlten die Barmekiden, die bösen Folgen abermals zu beseitigen. Nur weil Harúns Zeit durch Jener Verdienst einen Glanz nach Innen und Außen entfaltet, der um des jähen Gegensatzes der folgenden Periode willen dem Gedächtnisse der Orientalen selbst sich unauslöschlich eingeprägt und, von dem Schleier der Dichtung halb geheimnißvoll umwoben, mit den Märchen der Tausend und Einen Nacht bis in das fernste Abendland sich verbreitet hat, genießt der für einen Abbassiden nicht allzu bösartige, vielfach liebenswürdige, als Regent aber durchaus mittelmäßige Chalife der Ehre, für die große Welt den eigentlichen Vertreter orientalischer Herrscherpracht, den morgenländischen Karl den Großen, den wirklichen, echten Chalifen von Bagdad vorzustellen. In Wahrheit beginnt mit ihm der Niedergang des Chalifates, weil er mit der Beseitigung des maßgebenden Beamtengeschlechtes auch die Politik der Erhaltung des Gleichgewichtes zwischen Arabern und Persern zu Fall brachte, die in ihrer Richtigkeit erkannt und fünfzig Jahre lang durchgeführt zu haben die eigenste That Manßúrs und der Barmekiden ist.

---

früheren Abbassiden anzunehmen. Eine solche Disposition kann ja freilich durch spätere Vermischung mit frischem Blute wieder aufgehoben werden und führt dann auch nicht mehr zu raschem Erlöschen der von ihr betroffenen Familie, aber bei Ssaffách und Manßúr war sie keinesfalls vorhanden, und schlimmer waren die Späteren auch nicht. Dazu muß man den Anekdoten, welche auf krankhafte Erscheinungen hinzudeuten scheinen, mit weitgehender Vorsicht gegenübertreten; die Vergleichung zweier aus verschiedener Quelle stammender Berichte über dasselbe Ereigniß, die man auf jeder Seite der arabischen Historiker vornehmen kann, zeigt die Unsicherheit im Detail, welche hier überall und nicht am Wenigsten da herrscht, wo Augenzeugen redend eingeführt werden.

1) Vgl. über diese Neigung des persischen Volkscharakters Justi, Geschichte des alten Persiens (Nr. 1 dieser Sammlung) S. 62 f. Wie bestimmend diese schreckliche Tradition auf die hier in Rede stehende Zeit eingewirkt hat, zeigt die im Journal asiatique, IV. série, tome III p. 127 besprochene Hinrichtungsmethode, der wir schon zur Sassanidenzeit im Buche des Ardai Wiráf (Justi a. a. O. 2 S. 233 l. Z., 234 oben) begegnen.

Drittes Capitel.

Araber und Perser.

Klar wie der Gegensatz zwischen den beiden maßgebenden Völkern des damaligen Islâms am Tage lag, so lange er zu keinem gewaltsamen Ausbruche gereizt wurde, ließ er durch eine gerechte und vorsichtige Verwaltung sich nicht allein niederhalten, vielmehr sogar zu einem gemeinsamen Zusammenwirken aufheben, das bis zum Tode Harûns (193=809) die Regierung zu kräftigem Auftreten nach Außen wie nach Innen befähigte. Wir erinnern uns (S. 418. 453), wie schlimm es unter den letzten Omaijaden um das Ansehen des Chalifates in den Grenzprovinzen und bei den benachbarten Nationen stand. Spanien und Afrika in voller Auflehnung, die Grenze nach Kleinasien ungedeckt, Nordsyrien, Mesopotamien und Armenien den Einfällen der Byzantiner offen, die Türkenstämme des Chasarenlandes, Transoxaniens und Kabuls abermals dem arabischen Einfluß entzogen — so überkamen die Abbassiden das von ihnen selbst an den Rand des Abgrundes gebrachte Reich; aber Manßûr wußte auch nach dieser Seite bald Wandel zu schaffen. Es ist eins der merkwürdigsten Schauspiele der ganzen Weltgeschichte, wie in dieser Zeit die Entzweiungen zwischen der römischen Kirche und den bilderstürmenden isaurischen Byzantinerkaisern einerseits, die seit dem Sturze der Omaijaden fortdauernden inneren Wirren des Chalifenreiches andererseits zu einem Knoten sich zu verschlingen beginnen, der einen Augenblick nicht mehr, wie früher, Byzanz allein, sondern auch das ganze Abendland und den großen Chasarenstaat des Nordens gleichzeitig an die Geschicke des Islâms fesseln zu sollen scheint. Auf beiden Seiten stehen jetzt Christen gegen Christen, Muslime gegen Muslime; wir sehen, wie selbst in einem Zeitraum, welcher die bekannte Welt in zwei unversöhnliche Gegensätze gespalten hat, die wechselseitige Bedingtheit der um das Mittelmeerbecken sitzenden Völker sich bis an die äußersten Enden des Morgen- und Abendlandes fühlbar macht.[1]) Im Westen hatten die spanischen Araber mit den Franken, im Osten die Byzantiner mit den Chalifen zu kämpfen: mit dem Augenblicke, wo die Spanier zu den Glaubensgenossen in Asien, die papstfreundlichen Karolinger zu den ketzerischen Kaisern zu Constantinopel in ein mißliches Verhältniß kamen, mußte eine Verbindung zwischen dem Hause Karl Martells und den Abbassiden, falls sie wirklich

1) Für die ausführlichere Würdigung dieser Verhältnisse kann ich wieder nur auf die classische Darstellung Rankes (Weltgeschichte V, 2) verweisen. — Vgl. übrigens auch Hertzberg, Geschichte der Byzantiner (Nr. 54 dieser Sammlung) S. 112 ff.

herzustellen war, diesen beiden die größten Vortheile versprechen; und andererseits hatte im Jahre 732 (114) Leo der Isaurier sich mit Irene, der Tochter des Chakans der Chasaren vermählt, und dieser Ehebund neben unermeßlichem Unheil den Byzantinern wenigstens die Unterstützung des Nordreiches eingetragen, welches von da ab am Passe von Derbend nur noch drohender den Statthaltern der Chalifen gegenüberstand (vgl. oben S. 418). Schießlich hat die allzuweite räumliche Entfernung doch über die Gemeinsamkeit der Interessen den Sieg davongetragen; es mußte bei den Freundschaftsbezeugungen verbleiben, welche Pipins Gesandtschaft an Manßúr (148 = 765) und später der Austausch von Botschaften und Geschenken zwischen Karl dem Großen und Harún (797 = 180 und 801 = 184) darstellten. Bekamen die Franken auf diese Weise ihren ersten Elephanten zu sehen und erlangten sie vielleicht einige Begünstigungen für ihre Palästinafahrer: die erheblicheren Vorgänge auf dem Welttheater wurden doch ausschließlich von den indirecten Wirkungen der angedeuteten Verschiebung beeinflußt. So gestatteten die Schwierigkeiten, welche dem mächtigen Constantin V. aus seiner nachdrücklichen Fortsetzung des Bilderstreites erwuchsen, dem Manßúr, im J. 139 (756) Malatia und Mopsuestia wieder zu nehmen und damit die alte Grenzlinie gegen Byzanz herzustellen. Nur unter schweren Verlusten konnte er sich aber der Chasaren und Türken erwehren, gegen die 145 (762) mit so unvollkommenem Erfolge gekämpft wurde, daß wir sie 147 (764) abermals in Tiflis finden, von wo aus sie schreckliche Verwüstungen anrichten und zahllose Gefangene fortschleppen. Die Unbotmäßigkeit der kaspischen Küstenvölker der Deilem und Tabaristáns, die in den Jahren 141. 142 (758. 759) und 144 (761) besondere Feldzüge erforderte, vergrößerte die Schwierigkeit einer wirksamen Sicherung der Nordgrenze; und als man Tabaristán endgiltig dem Reiche einverleibt glauben durfte, zeigte eine unangenehme Rebellion in den Jahren 167—168 (783/5), wessen man sich auch für die Zukunft von diesen Gebirgsländern zu versehen hatte, deren eines schließlich das Ende der weltlichen Macht des Chalifates herbeizuführen bestimmt war. Im Osten hatte indeß Abu Muslim noch unter Ssaffách Transoxanien bis an die chinesische Grenze wieder unterworfen (133—134 = 750—751), und der Fürst von Kábul entschloß sich zu Manßúrs Zeiten nach einigen von Ssedschestán aus gegen ihn unternommenen Streifzügen ebenfalls, die Tributzahlungen wieder aufzunehmen; in den indischen Grenzlanden glückte es sogar, nach Wiedereinnahme von Multán neue Eroberungen in Pendschab bis nach Kaschmir hinauf zu machen (seit 151 = 768).

Schwieriger lagen die Dinge im Westen. Aegypten zwar bewährte mit seltenen Ausnahmen seine alte Neigung zur Ruhe, nachdem einmal die Anhänger Merwáns vernichtet waren (oben S. 456); aber hinter dem benachbarten Barka fand die Autorität der Abbassiden vorläufig ihre Schranken. Abderrachmán Ibn Habib (S. 452) hatte freilich dem Ssaffách formell seine Unterwerfung angezeigt; abgesehen aber davon, daß auch ihm die über

Tlemßán hinaus zeltenden Berberstämme nicht gehorchten, während die weiter östlich ansässigen nur durch wiederholte Kriegszüge zu bändigen waren, benahm sich der Emír selbst fast überall durchaus wie ein unabhängiger Fürst. Gelungene Raubzüge seiner Flotte nach Sicilien und Sardinien mehrten seine Halsstarrigkeit, und als Manßúr, welcher die Halbheiten nicht liebte, ihn veranlassen wollte, sich etwas unterwürfiger zu zeigen, kündigte er ihm einfach den Gehorsam (137 = 754/5). Das war um so gefährlicher, als in demselben Jahre einige Omaijaden, welche dem blutigen Untergange ihres Hauses entronnen waren, Keirowán erreichten und dort mit offenen Armen empfangen wurden. Unter ihnen befanden sich zwei Söhne Walíds II. und ein Enkel des Hischám, Abderrachmán Ibn Moáwija, nebst mehreren Frauen; sich eine vielversprechende Verbindung mit den Erben des damascenischen Chalifates zu sichern, nahm Abderrachmán Ibn Habíb sich und seinem Bruder Iljás zwei derselben zur Ehe, und ohne die Thorheit der Söhne Walíds hätte an dieser Stelle es noch einmal zu dem Versuche kommen können, den abbassidischen Usurpatoren wenigstens einen Theil ihres Raubes abzujagen. Aber jene fingen unbedachter Weise an, den Sohn des Habíb durch hochmüthige Ansprüche auf seine Unterordnung unter die Angehörigen der gestürzten Dynastie zu reizen, wofür die wirklichen Machtverhältnisse doch kaum eine Veranlassung boten; kurz entschlossen räumte der Emír die unbequemen Gäste aus dem Wege, fiel aber kurz darauf selbst unter dem Dolche des eigenen Bruders, welchen seine omaijadische Gattin zur Rache angespornt hatte. Abderrachmán Ibn Moáwija war nach der Ermordung seiner Vettern, die auch ihm nichts Gutes verhieß, von Neuem flüchtig geworden und irrte von Stamm zu Stamm, bis er endlich nach Ceuta gelangte: von dort wagte er im J. 138 (755) nach Spanien überzusetzen, wo der mittellose Abenteurer durch Kühnheit, Gewissenlosigkeit und unerhörtes Glück in den Wirren des Bürgerkrieges binnen Jahresfrist zum Fürsten dieses großen Landes sich emporschwang und den Abbassiden zum Trotz eine neue omaijadische Dynastie gründete (139 = 756). In Afrika kam es inzwischen zu einer vollkommenen Auflösung aller Verhältnisse. Habíb, der Sohn des getödteten Abderrachmán, begann einen Rachekrieg gegen seinen Oheim (138 = 755/6), und diese Zersplitterung der arabischen Kräfte gab das Signal zu einem allgemeinen Aufstande der Berbern, in welchem Habíb und mit ihm die Herrschaft der Araber zu Grunde ging (140 = 757). Im Westen konnte sie nie wieder aufgerichtet werden: noch in demselben Jahre wurden Ssidschilmáßa, 144 (761) Táhert (das jetzige Takdemt) Sitze der unabhängigen Berberstaaten der Benu Midrár und der Benu Rustem. Auch Keirowán blieb bis 144 (761) in den Händen der aufrührerischen Stämme, da Manßúr, von den Kämpfen mit seinen Oheimen (S. 461), mit Byzanz, Tabaristán (S. 485) und mit verschiedenen Empörern im Innern des Reiches (S. 490) in Anspruch genommen, erst 142 (759) den Mohammed Ibn Asch'ath mit der Wiedereroberung Afrikas von Aegypten aus beauftragen konnte. Der

erste Versuch mißglückte; gleich darauf aber brachen wieder einmal unter den Berbern selbst Zwistigkeiten aus, sie erlitten eine Niederlage und mußten Keirowán räumen (144 = 761), das nun, von Grund aus neu befestigt, für einige Zeit wieder arabisch blieb. Auch die Osthälfte des alten Numidiens, das sogenannte Sáb mit der Hauptstadt Tobna, wurde von Mohammeds Lieutenant Aglab unterworfen (144 = 761/2), und obwohl es auch später nicht an Reibungen zwischen den Arabern selbst nach der alten Weise von Keis und Kelb fehlte (148 = 765; 150 = 767) und neue Aufstände der Berbern (150 = 767/8; 154 = 771 u. s. w.) alle paar Jahre die Ruhe störten, so erkannte man doch im Wesentlichen einige Jahrzehnte die Autorität der Abbassiden in diesen Gegenden an. Weiter vermochte sie indeß selbst Manßûrs Energie nicht auszudehnen: zwar landete auf sein Geheiß 146 (763) El-Alá Ibn Mogith in Südspanien und erregte einen gefährlichen Aufstand gegen den Omaijaden Abderrachmán, doch war ein nachhaltiger Erfolg nicht möglich, der abbassidische Sendling fand den Tod und mit Spanien blieb auch ganz Westafrika vom Chalifate unabhängig.

Die Widerstandsfähigkeit des Staates Manßûrs und der Barmekiden erprobte sich in den folgenden Jahrzehnten fast überall in befriedigender Weise, obwohl die Stärke der klugen Minister weniger im Kriegführen als in den Künsten der Verwaltung bestand. Aber Machdi war in seinen besseren Zeiten ein thatkräftiger Fürst, und was dem Harún an eigner militärischer Tüchtigkeit abging, ersetzte bis zu einem gewissen Grade der Herrscherstolz, welcher ihn zu wiederholten Malen veranlaßte, wenigstens dem Namen nach[1]) in eigner Person gegen die Byzantiner zu Felde zu ziehen. So finden wir seit Manßûr fast ununterbrochen das Chalifat im Kriege mit Byzanz; freilich besteht er noch mehr als früher beinahe ausschließlich aus Raubzügen, auf welchen man die beiderseitigen Grenzprovinzen gründlich zu verwüsten und möglichst viele Gefangene davonzuschleppen bemüht war. Je nachdem eines der beiden Reiche von inneren Schwierigkeiten heimgesucht wurde, blieb das andere vorübergehend im Vortheil: so die Saracenen unter Machdi in den Jahren 159, 160, 165, 168, unter Harún 172, 174, 175, 177, 178, 181, 182, 187, 188, 190 (776—806), die Griechen 161—164, 191 (778—781, 807). Kamen dabei die ersteren gelegentlich doch wieder tief nach Kleinasien hinein — im J. 165 (782) bis an den Bosporus, 181 (797) unter Harún selbst bis Ancyra und Amorium, 182 (798) bis Ephesus — während es die Byzantiner doch nicht über die Grenzfestungen Malátia und Már'asch (Germanicia) hinausbrachten, so ist doch eine dauernde Verschiebung der Besitzverhältnisse nicht eingetreten, nur blieben die Muslime

1) Das eigentliche Commando führten natürlich die Generäle, wie Haßan Ibn Kachtaba, Jesíd Ibn Masjad, Abdelmelik Ibn Ssálich und Andere. Was von Angaben wie „Harún unternahm den Feldzug" u. Ae. zu halten ist, ergiebt sich aus der Thatsache, daß eine solche schon 163 (780) unter Machdi sich findet, wo Harún höchstens 18, wahrscheinlich aber erst 15 Jahre zählte. Vgl. auch oben S. 350.

insofern im Vortheil, als die Kämpfe sich in der Hauptsache auf byzantinischem Gebiete abspielten. Das eigne hatten sie gleich im ersten Jahre Harúns (170 = 786) durch systematische Befestigung der Grenzstädte von Malatia bis Tarsus wirksam verbarrikadirt: diese Festungen und Forts bildeten unter dem Namen El-Awáßim „die Defensionen“ einen eigenen Verwaltungsbezirk, eine Art Militärgrenze, deren Organisation sich jetzt und später vorzüglich bewährt hat. Neben den Landkriegen hat es übrigens im J. 175 (791) auch Kämpfe zur See in der Nähe von Cypern gegeben, und 190 (806), als die Bewohner dieser niemals wirklich arabisirten Insel wieder einmal das Tributzahlen vergaßen, setzte eine muslimische Flotte ein großes Heer ans Land, das greuliche Verwüstungen anrichtete und 16 000 Gefangene fortschleppte. — Wenig Besonderes hat sich während dieser Zeit im Norden ereignet, wo nur noch einmal (183 = 799) ein recht unangenehmer Einfall der Chasaren in Armenien gemeldet wird, und auch im Osten, wo der Einfluß des Chalifates seit der Verlegung der Residenz nach Bagdad sich kräftiger entfalten konnte, sind die Türken fast ohne Ausnahme ruhig gewesen. Indien wurde unter Machdi (159 = 776) sogar zur See von den Arabern heimgesucht, welche die Stadt Barwadsch an der Mündung des Nerbudda eroberten und verwüsteten; doch litt die Flotte, nachdem die Mannschaften schon vom Skorbut decimirt waren, auf der Heimfahrt Schiffbruch (160 = 777), und das kühne Unternehmen blieb ohne Wiederholung. — Wurden durch solche Episoden die Verhältnisse an den übrigen Grenzen des Reiches nicht wesentlich geändert, so zeigte sich doch noch vor dem Sturze der Barmekiden, daß seit der Verlegung der Residenz nach Osten und der Lähmung der alten Kraft Syriens selbst Keirowán schon allzuweit von dem Mittelpunkte des Reiches entfernt lag, als daß es auf die Dauer noch hätte festgehalten werden können. Das war schon dem Manßúr schwer genug geworden; jetzt brauchte es nur eines ehrgeizigen und thatkräftigen Mannes, eine endgiltige Trennung herbeizuführen. Bis 174 (791) ging Alles seinen regelmäßigen Gang. Angenehm war es freilich nicht, wenn im J. 172 (788) Idrís, ein den abbasidischen Henkern entflohener Alide, in Walíli[1]) im äußersten Westen unter den Berbern Anklang fand und das erste selbständige schiitische Staatswesen gründete, ja schon im folgenden Jahre Tlemßán seiner Herrschaft gleichfalls unterwarf, so daß nunmehr (vgl. S. 486) drei selbständige Dynastien, Benu Midrár, Benu Rustem und Idrißiden, das ganze Mauretanien dem Chalifen vorenthielten. Aber das war nur die schließliche Besiegelung eines schon vorher bestehenden Unabhängigkeitsverhältnisses; empfindlicher als das sollten auch in dem Theile Westafrikas, wo die Araber das Heft noch in Händen behielten, centrifugale Bestrebungen zum Durchbruch gelangen. Im J. 174 (791) wurde der von Harún gesandte Statthalter von Keirowán von dem Sohne seines Vorgängers, der auf das Amt seines Vaters Ansprüche

1) Das ist das alte Volubilis, nicht weit von dem jetzigen Fez.

erhob, verdrängt, dieser Sohn aber gelegentlich eines Aufstandes der Garnison von Tunis erschlagen (178 = 794). Daraus entspann sich ein Bürgerkrieg zwischen den Arabern, den zu beruhigen Hárthama Ibn Á'ajan, dem zuverlässigsten Generale Harúns, für den Augenblick gelang (179 = 795). Er bestätigte Ibrahim, einen Sohn des in dem Aufstande von 150 (767; oben S. 487) gefallenen Aglab, als Unterstatthalter des schon von seinem Vater verwalteten Sábgebietes; und als auf Harthamas Rückkehr (181 = 797) wieder eine Reihe von Unruhen und Empörungen folgten, erwarb der Aglabide sich zwar das Verdienst, von Tobna aus die Ordnung herzustellen, erklärte aber nachher dem Chalifen ganz trocken, daß er zwar bereit sei, einen jährlichen Tribut zu zahlen, im Uebrigen aber das Land für sich und seine Nachkommen als erbliches Lehen zu behalten wünsche. Harún, der eben mit den Chasaren und einer sehr bösartigen Empörung in Persien zu thun hatte, ließ sich zu dem Vertrage bereit finden (184 = 800); damit schließt der erste Act in dem Schauspiel der allmählichen Theilung des allzugroßen Reiches in eine Reihe von einzelnen mehr oder weniger unabhängigen Staatswesen unter neuen Dynastien, einem Schauspiele, dem wir bald eine genauere Beachtung werden schenken müssen.

Mehr noch als die äußeren Feinde machten die inneren dem Staate Manßúrs zu schaffen. Dem Regimente, welches Perser und Araber als gleichberechtigte Elemente einander zu nähern unternahm, mußten die ausgesprochen nationalen Kreise beider Völker ebenso abhold sein, wie die keißitischen Anhänger der gestürzten Dynastie, wie die um die Herrschaft betrogenen Aliden, wie endlich die Charidschiten, welche jede rein politische Regierungsform verwarfen. Natürlich gehen diese verschiedenen Bestrebungen, wo sie zufällig an derselben Stelle vertreten sind, allerhand Bündnisse ein und werden gegen früher nicht unwesentlich dadurch verschoben, daß die Mehrzahl der gemäßigteren Schiiten Persiens unter dem Einflusse der Barmekiden sich zum Anschluß an die Regierung versteht. Damit erhält innerhalb der schiitischen Opposition die extreme Richtung das Uebergewicht, der es nicht um die Personen der Aliden, sondern um allerhand pantheistische und communistische Ideen zu thun ist, welche schon unter den Sassaniden in Persien zahlreiche Anhänger gefunden hatten[1]) und nunmehr durch den fortdauernden nationalen Widerwillen gegen die fremde islamische Lehre von Neuem in Aufnahme kommen mußten. So waren die Aliden darauf angewiesen, zunächst es wieder mit den Arabern zu versuchen, und wir finden daher bis gegen 170 (786) ihre Anhänger, die Seiditen (S. 458), fast ausschließlich in Arabien selbst thätig, während in Persien bei den zahlreichen Aufständen politisch-religiöser Sectirer Alis Name nur selten genannt wird. Vier Gruppen von Bewegungen können wir somit in der Hauptsache unterscheiden: Syrisch-

---

1) Vgl. Justi, Geschichte des alten Persiens (Nr. 2 dieser Sammlung) S. 184 ff., 204 ff.

keißitische, charidschitische, alidische und persisch-nationale, die ersteren, abgesehen von Westafrika (S. 487), natürlich hauptsächlich in Syrien, die zweiten besonders in Mesopotamien, die dritten in Arabien und die vierten in Persien, vor Allem in Chorassân. Es wird zweckmäßig sein, jede einzeln für sich kurz zu überblicken.

Die Keißiten haben sich von den zerschmetternden Niederlagen, welche sie mit dem Ende der Omaijadenherrschaft erlitten, nie wieder erholt. Vierzig Jahre lang hören wir überhaupt nichts von ihrer Fortexistenz in Syrien, und auch später haben sie zu nichts weiter sich aufgerafft, als in und um Damaskus mit ihren Erbfeinden, den südarabischen Stämmen, sich gelegentlich herumzubalgen. So zuerst 174 (790), dann 176 (792), 180 (796) — wo es doch so viel blutige Köpfe gab und die Unordnung im Lande so überhand nahm, daß Harûn seinen Liebling Dschâ'afar selbst hinschicken mußte, den Zwist zu stillen und durch eine allgemeine Entwaffnung den Frieden für die nächsten Jahre zu sichern — und endlich 187 (803). Dazu kommt noch eine Empörung keißitischer Stämme in Aegypten (178 = 794), welche Harthama auf seinem Wege nach dem Westen (S. 489) beruhigte — das ist Alles. Hartnäckiger haben die Charidschiten dem Hause des Abbâs den Krieg gemacht; war es für sie doch nicht minder eine gottlose Rotte, als die Omaijaden ihnen dargestellt hatten. Im J. 134 (751/2) mußte Bassâm bei Mada'în, Andere in Omân, 138 (755/6) Mulabbad in Mesopotamien durch den abbassidischen General Châsim Ibn Choseima unschädlich gemacht werden. Dann ist bis zu Manßûrs Tode Ruhe; aber unter Machdi heben sie von Neuem das Haupt: 162 (779) revoltirt Abd Es-Ssallâm in Kinnesrîn (Syrien), 171 (787/8) Ssachßach in Mesopotamien, und dieses Hauptland des damaligen Charidschitenthums wird 178—179 (794 bis 795) der Schauplatz einer nicht unbedenklichen Empörung Walîds, des Sohnes Tarîfs, welche, durch ihres Anstifters Tod von der Hand des Jesîd Ibn Masjad soeben beendigt, im J. 180 (796) unter Churrâscha von Neuem losbricht. Diesmal wollte Harûn durchgreifen; er befahl, die Mauern von Moßul, das sich bei diesen Unruhen stets besonders auszeichnete, niederzureißen, und wurde nur mit Mühe abgehalten, die ganze Bevölkerung über die Klinge springen zu lassen. In der That wagte die Stadt sich längere Zeit nicht zu rühren, aber bei Holwân standen 185 (801), im Irâk selbst 191 (807) neue Schaaren der Sectirer auf, und 190 (806) fanden ähnliche Unruhen im östlichen Arabien, 191 (807) in Syrien statt. Waren alle diese Ausbrüche auch nicht der Art, daß sie zur wirklichen Erschütterung der Dynastie beitragen konnten, so bezeugten sie doch, wie hie und da unter den Arabern das alte demokratische Unabhängigkeitsgefühl fortdauerte, das unter günstigen Umständen leicht überall um sich greifen mochte, wo nicht, wie in den großen Städten, die Vermischung mit persischem Blute und die Ueppigkeit des städtischen Lebens den alten Arabertrotz eingeschläfert hatte.

Diesen und die Abneigung mancher streng orthodoxer Kreise gegen die

motasilitischen Tendenzen der Regierung (S. 470) benutzten die Aliden zu einigen ziemlich kräftigen Erhebungen im Süden des Reiches. Mohammed und Ibrahîm, die Söhne Abdallahs, eines Enkels des Haßan (S. 335), galten als unruhige Köpfe, die zu fangen längst Alles aufgeboten wurde. Bis 145 (762) vergeblich; von Indien bis an die Südspitze Arabiens gab es keine Provinz, in der sie nicht einen Versteck gesucht hatten, und immer noch war es ihnen gelungen, wenn man sie aus dem einen aufscheuchte, sich in einen anderen zu retten. Jetzt wurde dem Manßûr hinterbracht, Mohammed treibe in der Gegend von Medina sein Wesen. Mohammed, der Sohn des Châlid El-Kasri (S. 445), als Jemenite bei dem Chalifen wohl angeschrieben und damals Präfect der heiligen Städte, sollte ihn aufgreifen; da ihm das nicht gelingen wollte, mußte er seinen Posten dem Nordaraber Rijâch Ibn Othmân überlassen, der aber so schneidig auftrat, daß er ganz Medina in Harnisch brachte. Die Einwohner traten offen zu dem plötzlich erscheinenden Aliden über und halfen den unliebenswürdigen Statthalter Manßûrs einsperren (Mitte 145 = 762). Rasch verbreitete sich die Empörung über das ganze Hidschâs, Mekka nahm den Statthalter Mohammeds, welcher sich inzwischen als Chalifen hatte huldigen lassen, auf, und die Beduinen strömten von allen Seiten dem Prätendenten zu. Dieser aber verstand es nicht, die Gunst der Lage auszunutzen. Er hielt zwischen Keis und Jemen nicht die richtige Mitte, und entfremdete sich die ersteren; die Theologen von Medina, hatten sie auch den Abkömmling des Propheten im Anfang mit Freuden begrüßt, wußten längst nicht mehr nach Art der alten medinischen Hilfsgenossen mit dem Schwerte so gut wie mit dem Korân Bescheid, und machten sich davon, als Manßûrs Heer unter Îßa Ibn Mûßa und Homeid Ibn Kachtaba anrückte (12. Ramadân 145 = 4. Dec. 762); so fiel Mohammed inmitten weniger Getreuen, und damit war der Aufstand im Hidschâs zu Ende. Inzwischen aber hatte Ibrahîm einen weit gefährlicheren in Baßra hervorgerufen (Anfang Ram. = Ende Nov.), der von langer Hand vorbereitet gleichzeitig die benachbarten Theile des Irâk, Chusistâns und Persiens ergriff, und sich um so bedrohlicher anließ, als er den noch in Haschimija bei Kûfa residirenden Manßûr beinahe vollständig von den Ostprovinzen abschnitt und ihn zwischen Baßra und dem feindlich gesinnten Syrien in die Mitte nahm, während der größte Theil seines Heeres eben auf dem Wege nach Medina weit vom Irâk entfernt war. Die Haltung des Chalifen zeigte alle Energie und Klugheit, deren man sich von ihm versehen durfte: durch geschickte Maßregeln wußte er die unzuverlässigen Kufier, unter welchen sich noch dazu eine beträchtliche Anzahl von Seiditen befand, in Respect zu erhalten, bis Îßa und Homeid von Medina angerückt kamen. Es war die höchste Zeit; auf die Nachricht von dem Tode seines Bruders war Ibrahîm, der auf eine so schnelle Entwicklung der Dinge im Hidschâs nicht gefaßt gewesen, schleunigst von Baßra gegen Kûfa ausgezogen, und befand sich nur noch wenige Meilen von der Hauptstadt, als die abbassidischen

Truppen ihm entgegentraten. Zuerst neigte sich der Sieg auf die Seite des Aliden; aber Íßa sammelte durch energisches persönliches Eingreifen die schon zur Flucht gewandten Schaaren, im Getümmel fiel Ibrahím und mit ihm die Sache der Aliden (25. Dhu'l-Kâ'ada 145 = 14. Febr. 763). Grausam, wie sich erwarten ließ, war die Rache Manßúrs; schonungsloser, denn je unter Haddschâdsch, wurden überall die Aliden verfolgt, Baßra auf das Schrecklichste gezüchtigt, und in Medina hauste die Soldateska in einer Weise, daß kurze Zeit nach der Wiedereroberung der Stadt eine neue Empörung in derselben stattfand. Es war eine Pöbelrevolte, deren Unterdrückung nicht viel Schwierigkeiten machte; bemerkenswerth erscheint sie uns aber dadurch, daß auch die Negersklaven, deren es überall in den Westprovinzen eine ganze Menge gab, sich daran betheiligten. Es war das erste, den Zeitgenossen natürlich unverständliche Symptom der Gefahr, welche aus der unablässigen Einführung von tausenden und aber tausenden kriegsgefangener oder eingehandelter Sklaven fremder Rasse in das Reich entstehen konnte, sobald die Kraft der herrschenden Classen der Bevölkerung abzunehmen anfing.

Die Gründlichkeit des Verfahrens, welches Manßúr hier wie in allen Fällen anwendete, hat zur Folge gehabt, daß wir lange Zeit nichts wieder von Alidenaufständen vernehmen. An Wachsamkeit ließ es freilich der grimme Chalife auch später nicht fehlen; als Machdi bei seinem Regierungsantritte die wohlgefüllten Schatzkammern seines Vaters übernahm, fand er zu seinem Entsetzen ein großes Gewölbe voll einbalsamirter Aliden vor, Greise, Männer und Kinder, jeden säuberlich mit einem Etikett im Ohre versehen, auf dem Name und Herkunft vermerkt war. Der neue Herrscher ließ die schauerliche Bibliothek ausräumen und die Leichen beerdigen. Immerhin scheute Manßúr auch nicht vor dem ganz vernünftigen Unternehmen zurück, die ungefährlicheren Mitglieder der Familie für die neue Herrschaft zu gewinnen; von 150—155 (767—772) finden wir einen Aliden als Statthalter in Medina. Machdi setzte diese Politik im Wesentlichen fort; ab und zu wurde, um die Leute nicht übermüthig werden zu lassen, einer von ihnen geköpft, die Uebrigen erfreuten sich einer anständigen Behandlung. Leider wurde das unter Hâdi wieder anders. Er entzog nicht allein den Einzelnen die Jahrgehälter, welche Machdi ihnen ausgesetzt hatte, sondern ertheilte Befehl zu einer allgemeinen Verfolgung, welche die Unglücklichen von Neuem in Verzweiflung brachte; so wagte Hußein Ibn Ali, ein Urenkel des Haßan, in Gemeinschaft mit zwei entfernten Oheimen, Idris und Jachja, Söhnen des Abdallah, einen Aufstand in Fach, dicht bei Mekka (169 = 786), der allerdings gänzlich mißglückte und ihm selbst das Leben kostete. Idris aber und Jachja gelang es zu entkommen; jener flüchtete in den äußersten Westen, wo er unter den Berbern als der erste Alide, der es zu etwas gebracht hat, die Dynastie der Idrißiden gründete (oben S. 488), während sein Bruder Jachja sich zu den Deilemiten in die unzugänglichen Randgebirge des Kaspischen Meeres rettete. Es ward ihm leicht, das immer unruhige Volk gegen den Souverän

in Bagdad aufzureizen, so daß es im J. 176 (792) wieder einmal den Gehorsam kündigte. Der Barmekide Fadl, eben Statthalter dieser Provinzen geworden (oben S. 480), vermittelte einen friedlichen Ausgleich, in Folge dessen sich Jachja auf ein eigenhändiges, von den respectabelsten Leuten als Zeugen mitvollzogenes Begnadigungsdecret des Chalifen Harún nach Bagdad begab. Er wurde dort mit der größten Liebenswürdigkeit empfangen; später aber fand sich ein gefälliger Oberkadi — Abu'l Báchtari hieß der Ehrenmann — der einen Formfehler in der Urkunde entdeckte, worauf Raschíd den Jachja einsperrte und verhungern ließ.

Bei Weitem die meisten Schwierigkeiten bereiteten dem Abbassidenchalifat aber die persischen Ostprovinzen, deren Unterstützung sie den Thron verdankten. Es sind die Empfindungen der Enttäuschung und Erbitterung, die sich hier mit demselben lebhaften Nationalgefühle verbinden, welches die Araber den Aliden in die Arme trieb. Am spätesten waren diese Bezirke dem Islám unterworfen, am reinsten persischer Glaube und persische Sitte in ihnen erhalten; mit Begeisterung hatten sie auf den Ruf des Abu Muslim sich erhoben, das verhaßte Joch der Araber abzuschütteln. Da erschlichen die Abbassiden sich den Thron, Abu Muslim fiel ihrer Undankbarkeit zum Opfer, der Islám aber ließ nicht ab, das nüchterne Exercierreglement seines Gebetsdienstes der Bevölkerung als officielle Religion aufzudrängen, mindestens die ehrwürdigen Feuertempel des alten Irán der Verachtung und Schmähung abtrünniger Verräther preiszugeben, wie deren nur zu viele den heiligen Boden des Vaterlandes entehrten. Verstimmung und Groll verbreitete sich in weiten Kreisen durch Choraßán, Medien und Persien. Auch in anderen Provinzen, besonders in den schwer zugänglichen und bis in späte Zeiten noch manche Feuerstätte bergenden Hochthälern von Adherbeidschán, bewahrte man die alten Lehren des Zoroaster und anderer Religionslehrer der Vorzeit, und wartete sehnsüchtig des Augenblicks der Befreiung. Es entspricht der andererseits zunehmenden Befestigung des Isláms in diesen Ländern, daß auch der nationale Inhalt dieser Bewegungen sich in ein religiöses Gewand kleidet, die Empörer sich nicht gegen die Araber, sondern gegen die Muslime wenden, ihre Führer häufiger als Religionsstifter, denn als weltliche Fürsten auftreten. Perser gab es ja leider nunmehr auch in Bagdad, und in leitenden Stellungen dazu; gegen diese, welche sich wenigstens äußerlich zum Islám bekannten, richtete sich der Gegensatz nicht weniger als gegen die Abbassiden selbst. Auch die Aliden konnte man hier nicht brauchen, sie waren Araber und Muslime nicht weniger als die Anderen, für so extreme Bestrebungen also keine geeigneten Häupter. Dagegen lag es in der Natur der Sache, daß die Secten, welche aus jener Stimmung heraus sich entwickelten, zu allerhand phantastischen Ausschweifungen in Lehre und Praxis hinneigten. Officielles Staatskirchenthum besitzt einer officiellen Propaganda gegenüber nicht halb die Widerstandsfähigkeit, die verfolgten, zum Theil auf Geheimbündelei angewiesenen Ketzern eignet: so waren die Anhänger der zoroastrischen Lehre, welche

die Staatsreligion des alten Persiens bildete, für den Islám weit zugänglicher gewesen, als die Masdakiten, jene Vertreter eines eigenthümlichen religiösen Communismus, die unter den Sassaniden im J. 528 oder 529 von Staatswegen für verfluchte Irrgläubige erklärt waren. Unter der schlimmen Verfolgung, welche damals über sie hereinbrach, haben sie sich todt gestellt, im Geheimen aber anderthalb Jahrhunderte ungestört fortexistirt. Nicht weniger fanden sich überall Bekenner der buddhistischen Lehre von der Incarnation der Gottheit in Königen und Religionsstiftern vor: alle diese hatten es unter den Omaijaden mit den Schiiten gehalten, dann hatten sie der Propaganda Abu Muslims sich angeschlossen, der nicht versäumte, ihnen zu Liebe die Incarnation Gottes in der Familie des Propheten (S. 327) predigen zu lassen: solche Leute mußten, wenn nachher die Wirklichkeit den Hoffnungen nicht entsprach, zu allerhand gefährlichen Ausbrüchen hinneigen.

Ein paar Jahre warteten sie Alle, Zoroastrier, Masdakiten und Buddhisten, ruhig die Erfüllung der schönen Aussichten ab, welche ihnen die Sendlinge der Haschimiten eröffnet hatten. Es kam nichts. Als nun die Ermordung des Abu Muslim bekannt wurde, erhob sich zunächst und zwar noch in demselben Jahre (137 = 755) Sumbádh, ein Mann aus der Gegend von Nischapúr in Choraßán, ein erklärter Zoroastrier, der nie zum Islám übergetreten war, mit dem Rufe nach Rache für das vergossene Blut des ersten Mannes Persiens. Der Aufstand verbreitete sich rasch über einen Theil Choraßáns, besonders aber nach Rei und Medien, wurde indeß in einem blutigen Treffen vor Hamadán niedergeschlagen, Sumbádh selbst getödtet. Wenige Jahre später sollte es auch zwischen den Anhängern der Incarnationslehre und den Abbassiden zum Bruch kommen. Um den Palast des Manßúr in Haschimija nämlich ließen sich im J. 141 (758) Schaaren von Persern sehen, welche aus Choraßán gekommen waren, den neuen Herrscher in der Nähe zu betrachten; man hörte sie von ihm als von ihrem Gotte reden, zwei seiner Obersten als Adam und den Engel Gabriel bezeichnen — eine Vermischung islamischer Begriffe mit der Incarnationslehre, wie sie bei den extremen Schiiten sich häufig fand (vgl. S. 380), hier nun aber von ehemaligen Genossen des Abu Muslim auf die gegenwärtigen Inhaber der Herrschaft angewandt wurde. So freundlich dies eigentlich war, Manßúr sah die Unmöglichkeit sofort, dergleichen sectirerischen Unsinn zu dulden; er hätte damit alle vernünftigen Leute, um die es ihm allein zu thun war, vor den Kopf gestoßen. Er ließ die lautesten Schreier festsetzen und als ihre zahlreichen Genossen — es mochten doch fünfhundert und darüber sein — das Gefängniß erbrachen und mit den Befreiten zusammen tobend vor das Schloß zogen, die Unruhestifter sammt und sonders zusammenhauen. Damit war das Tafeltuch zwischen den Abbassiden und der nationalen, antiislamischen Richtung in Persien entzwei geschnitten. Eine Empörung in Choraßán freilich, welche noch in demselben oder im folgenden Jahre (142 = 759) der bisherige Statthalter des Landes, Abd El-Dschab-

bár, wagte, hatte mit diesen Dingen nichts zu thun, sondern war eine bloße Unbotmäßigkeit, bei deren Ahndung die von Jenem schlecht genug behandelten Unterthanen selbst hilfreiche Hand liehen. Aber im J. 150 (767) erhob sich ein Perser Ustádhßis, der sich für einen Propheten ausgegeben haben soll, in der Gegend von Herát und brachte in kurzer Zeit große Bezirke der Umgegend, des benachbarten Ssedschestán und des eigentlichen Choraßán in Aufregung, so daß man die Zahl seiner bewaffneten Anhänger auf 300000 schätzte; nicht ohne Mühe wurde er von Cháſim Ibn Choseima, wahrscheinlich erst 151 (768), geschlagen und blieb selbst dann noch widerstandsfähig genug, daß man es für gut fand, ihm eine leidliche Capitulation zu bewilligen. Seit Manßúrs Tode nehmen diese Bewegungen in einer beunruhigenden Weise zu. Im J. 161 (778) erhob sich im fernen Nordosten Atá, ein Perser aus Merw, der Abu Muslim als Secretär gedient hatte und nun mit der Lehre von der Incarnation von Neuem auftrat. Natürlich waren Abu Muslim und er selbst Diejenigen, in welchen die Gottheit sich zuletzt verkörpert hatte; vermuthlich um die erhabene Erscheinung vor den Augen der unheiligen Menge zu verschließen,[1]) erschien er nie ohne einen goldenen Schleier, von welchem er den Beinamen El-Mokanna „der Verschleierte" erhielt. Sein eigentlicher Sitz war die Burg Ssanám bei Kesch in Transoxanien; von da aus verbreitete sich die Empörung über die ganze Provinz, während in dem benachbarten Choraßán andere Aufrührer, die als Haruriten[2]) bezeichnet werden, sich ebenfalls mit großer Schnelligkeit ausgedehnter Länderstrecken bemächtigten. Verschiedene Generäle des Machdi wurden von Mokanna geschlagen; erst im J. 163 (780), nachdem Jesíd Ibn Masjad die Haruriten bewältigt, konnte Ssa'íd El-Haríschi des sonderbaren Propheten Herr werden. Immer mehr in die Enge getrieben mußte er am Ende sich in seine Burg Ssanám einschließen; als er sich nicht länger zu halten im Stande war, vergiftete er sich mit seinen Weibern und Getreuen und begrub sich unter den Flammen des Schlosses, das er im letzten Augenblicke über sich angezündet (163 = 780). Schon das Jahr vorher war in dem, wie das benachbarte Tabaristán, stets unsicheren Gorgán eine andere Revolution ausgebrochen, welcher die communistischen Tendenzen der Masdakiten als Hebel dienten; sie wurde unterdrückt, wiederholte sich aber unter Harún 180 (797) an derselben Stelle mit solcher Stärke, daß sie bis in das zweite Jahr sich hineinzog. Die Hartnäckigkeit, mit welcher

1) Die gewöhnliche Angabe, er sei zu häßlich gewesen, als daß er es hätte wagen dürfen, das Gesicht offen zu zeigen, wird eine tendenziöse Erfindung sein. Thomas Moore hat ihn zum Helden seines „Veiled Prophet of Khorassan" (Lalla Rookh, Th. I) gemacht. Den Schleier trägt auch der als El-Mubarka bekannte Empörer unter Mótaßim (unten S. 543). 2) D. h. Charidschiten (oben S. 326). In unserem wie in manchen anderen Fällen scheinen die Historiker diesen Namen aber ohne Rücksicht auf den historischen Zusammenhang überhaupt auf Revolutionäre verschiedenen Charakters anzuwenden, welche unter die gewöhnlichen Kategorien der Schiiten, Churramiten u. s. w. nicht unterzubringen waren.

diese ketzerischen Bewegungen sich fortwährend erneuten, mußte die Regierung von der Nothwendigkeit überzeugen, das Uebel an der Wurzel anzufassen. Diese konnte man nur in der heimlichen Fortdauer heidnischer Gesinnungen erblicken, welche, zum Theil unter der Maske des islamischen Bekenntnisses selbst, fast in allen Bezirken des Ostens noch weit verbreitet waren. Masdakiten in Adherbeidschán und den kaspischen Provinzen, buddhistisch angehauchte Zoroastrier in Chorassán, Manichäer und verwandte Secten in Mesopotamien, besonders in und um Harrán, in den Sümpfen des südlichen Euphratlandes und bis über Bassra nach Chusistán hinein, Alle waren sie von der gleichen Abneigung gegen den wahren Glauben erfüllt, wie auch im Einzelnen die verschiedenen Lehren von einander abweichen mochten. Um so gefährlicher wurden solche Grundsätze, wenn sie unter freigeisterisch angehauchten Arabern um sich griffen, wie schon seit Manssúr vielfach geklagt wird. Man faßte alle diese Ungläubigen und Ketzer unter dem persischen Namen Sendik zusammen, welcher ursprünglich „Zauberer“ bedeutet[1]) und vermuthlich schon unter den Sassaniden auf allerhand Ketzer ausgedehnt worden ist. Schon Manssúr hatte bisweilen unbequeme Persönlichkeiten auf die Anklage des Sendikismus hinrichten lassen, z. B. den Ibn El-Mokaffa (oben S. 469); unter Machdi wurde in Folge der Rebellion Mokannas System in die Sache gebracht, jeder Sendik als Staatsverbrecher behandelt und 167 (783/4) unter dem Titel „Sendikmeister“ ein Großinquisitor eingesetzt, welcher die Aufspürung und Bestrafung der Freigeister zu betreiben hatte. Die motasilitischen Theologen, denen schon der Orthodoxen wegen daran gelegen sein mußte, jeden Schein einer Verbindung zwischen dem eigenen Rationalismus und atheistischer Freigeisterei zu meiden, waren nicht die Letzten bei diesen Verfolgungen. Der Zweck der letzteren wurde natürlich verfehlt. Die staatsgefährlichen Meinungen wurden nur in eine Verborgenheit zurückgedrängt, in welcher sie immer üppiger fortwucherten. Fand eine schändliche Angeberei, wie sie von jedem Despotismus, sei er absolut oder radical, unzertrennlich ist, in der Beschuldigung der Ketzerei ein stets bereites und selten unwirksames Mittel zur Beseitigung persönlicher Feinde oder politischer Gegner, so nützte der schmähliche Tod so vieler, meist doch charaktervoller, häufig in jeder Weise ausgezeichneter Männer lediglich dazu, die intelligenteren Classen der Bevölkerung zu verschüchtern, während die Aufhetzung der Ungebildeten gegen die Regierung im Geheimen nur um so eifriger fortgesetzt ward, die gewaltsamen Ausbrüche revolutionärer Strömungen nach einer kurzen Pause (etwa von 168—178 = 784—794) mit verstärkter Macht wiederkehrten. Aufstände in Chorassán, Tabaristán und anderen Gegenden Persiens werden 166 (732/83), 180—181 (796—797, in Gorgán S. 478), 183 (799), 184 (800), 185 (801) gemeldet, und 192 (808) geben Unruhen masdakitischen Charakters in Adherbeidschán einen Vorschmack der schweren Bürgerkriege, welche unter den

---

1) J. Darmesteter im Journal asiatique, VIII. série, t. III, p. 562 ff.

nächsten Regierungen zweiundzwanzig Jahre lang dieses Land und seine Nachbarprovinzen verwüsten sollten.

War die Regierung der Barmekiden solchen Schwierigkeiten nicht ohne Mühe gewachsen, so trug Harûns Selbstherrschaft nur dazu bei, das Uebel zu vergrößern. Bis dahin waren die Länder des Ostens wenigstens in der Hauptsache ordentlich verwaltet worden; Fadl hatte im J. 178 (794) bei einer persönlichen Anwesenheit in Chorașân Manches für diese Gebiete angeordnet, was die Fürsorge der Herrscher in erfreulicher Weise bezeugen half, und die späteren Unruhen waren immerhin auf verhältnißmäßig geringeren Umfang beschränkt geblieben. Aber seit dem Sturze der Barmekiden hatte Îßa Ibn Ali, der Statthalter von Chorașân, die ihm anvertraute Provinz in einer so schamlosen Weise zu plündern angefangen, daß schon 189 (805) laute Klagen ihren Weg nach Bagdad fanden; und Harûn war so kurzsichtig, auf einer Inspectionsreise, die er ganz vernünftiger Weise nach dem Osten unternahm, schon in Rei sich von dem zu seinem Empfange herbeigeeilten Îßa durch Schmeicheleien und einen Antheil an dem Raube, der ihm in Gestalt fürstlicher Geschenke entgegengebracht wurde, in unverantwortlicher Weise bethören zu lassen. Als nun 190 (806) Râfi Ibn Leith, ein Enkel des früheren omaijadischen Statthalters Naßr Ibn Sseijâr (S. 451 ff.), den Unterstatthalter von Ssamarkand einer Privatrache wegen tödtete, stellte das gequälte Volk ihn selbst an seine Spitze; in Gemeinschaft mit den türkischen Stämmen schlug er den Îßa, und bei einer wiederholten Niederlage im J. 191 (807) verlor dieser das Leben. Sein zunächst für ihn eintretender Sohn Ali wurde von Harthama Ibn Á'ajan, welchen der entrüstete Chalife nach Chorașân gesandt hatte, in geschickter Weise unschädlich gemacht; der Vertrauensmann Harûns versprach dem Volke für die Zukunft besseres Regiment, aber Râfi blieb einstweilen Herr von Transoxanien, und das Aussehen der Dinge war so ernst, daß es dem Herrscher nothwendig erschien, in eigener Person gegen den Empörer zu Felde zu ziehen. Seinen ältesten Sohn Ma'amûn nach Merw voraussendend, folgte er selbst mit dem Hauptheere nach und war bereits in Tûs (bei dem jetzigen Meschhed in Chorașân) angelangt, als er an einem acuten Leiden[1]) erkrankte, dem sein durch unregelmäßiges Leben frühzeitig erschöpfter Leib nicht zu widerstehen vermochte. Er starb, erst gegen 45 Jahr alt,[2]) am 3. Dschumâda II 193 (24. März 809), nicht ohne das bedrückende Gefühl, von Spionen der beiden Söhne umgeben zu sein, deren egoistische Umtriebe die ungestörte Thronfolge und damit die Sicherheit des Reiches schon jetzt auf das Gefährlichste bedrohten. Es war die Schuld des mit Unrecht gepriesenen Fürsten selbst, wenn diese Gefahr sofort in der schlimmsten Art sich verwirklichte.

1) Die Natur desselben kennen wir nicht, weil die Angaben über die Krankheitserscheinungen auseinandergehen. Daß sein Arzt, der Christ Gabriel, ihn auf Betrieb des Emîn vergiftet habe, ist behauptet, aber nicht erwiesen, und mir unwahrscheinlich, weil es dem sonstigen Charakter Emîns, eines sentimental-leichtlebigen jungen Mannes, nicht entspricht. 2) Nach Anderen 47, vgl. S. 478 Anm.

Vielleicht wäre es allerdings stets unmöglich geblieben, das Ziel der Politik Manßûrs und der Barmekiden, die Einigung der Araber und Perser zu rückhaltlosem Zusammenwirken, dauernd zu erreichen. Immerhin bot ihre Verfolgung die einzige Möglichkeit, beide Nationen unter demselben Scepter friedlich bei einander zu halten; es ist ein deutlicher Beweis der vollendeten politischen Unfähigkeit des Raschîd, daß er leichtsinnig genug auch diese Möglichkeit durch Haremsintriguen zerstören ließ. Er hatte drei Söhne: Mohammed, Abdallah und Kâßim, welche für die Nachfolge in Frage kommen konnten. Abdallah war der älteste, aber er stammte von einer persischen Sklavin, was zwar nicht für das Gesetz (S. 205), aber für seine legitime Gemahlin, die aus den Märchen der 1001 Nacht bekannte Sobeide, anstößig sein mußte. Sie beherrschte den Harûn lange Zeit vollständig, und ihr zu Liebe hatte er im J. 173 (789) oder 175 (791) ihrem ein paar Monate jüngeren Sohne Mohammed unter dem Namen El-Emîn „der Zuverlässige" als Kronprinzen huldigen lassen. Ihm sollte nach späterer Verordnung (183 = 799) Abdallah mit dem Titel El-Ma'amûn „der Vertrauenswürdige" folgen. Einstweilen erhielt Jener als Generalstatthalter das Irâk und Syrien, dieser Medien und die Ostprovinzen, während 186 (802) Kâßim als dritter Thronerbe den Namen El-Mu'taman („der Verläßliche") und die Belehnung mit Mesopotamien und den Defensionen (S. 488) erhielt. Kurz vor der Katastrophe der Barmekiden (186 = 802) ließ er diese an seinen Zeitgenossen Ludwig den Frommen erinnernde Theilung des Reiches durch zwei Documente sanctioniren, deren eines den Emîn ausdrücklich von der Thronfolge ausschloß, wenn er den Versuch mache, Ma'amûn in den ihm zustehenden Rechten zu stören, während in dem zweiten Ma'amûn sich zur Treue gegen den brüderlichen Oberherrn feierlich verpflichtete; beide Urkunden wurden zu mehrerer Heiligung des Inhalts bei der Ka'aba zu Mekka hinterlegt. Was die Barmekiden, welche damals noch am Ruder waren, sich bei diesen Bestimmungen dachten, wissen wir nicht. In ihrem Sinne waren sie schwerlich; sie mochten es indeß für gefährlich halten, sich den Intriguen der Prinzen und ihrer Angehörigen offen entgegenzustellen, und sich die Kraft zutrauen, die vorkommenden Zwischenfälle zu überdauern, wie seinerzeit das Chalifat des Hâdi, und die Leitung der Angelegenheiten in der Hauptsache doch nicht aus der Hand zu verlieren. Ihr Sturz entfernte aus der Mitte der nebenbuhlerischen Fürstensöhne jede neutrale und ausgleichende Macht; denn auf die im J. 189 (805) verordnete dritte Wiederholung des Huldigungsactes waren doch keine Häuser zu bauen. In jedem Falle aber gab die Trennung zwischen den persischen und den arabisch-irakischen Provinzen die Einheit des Reiches preis; selbst wenn Emîn und Ma'amûn sich streng an die neue Verfassung hielten, war die Selbständigkeit, an welche Persien unter einer längere Zeit hindurch fortgeführten gesonderten Verwaltung sich gewöhnen mußte, allzu groß, als daß sie später wieder rückgängig gemacht werden konnte. Aber es war klar, daß bei dem zwischen beiden

Thronfolgern herrschenden üblen Verhältniß eine Lage, die beim besten Willen eine gespannte geworden wäre, von Anfang an unhaltbar sich erweisen würde. Wie aber der Gegensatz zwischen den einzelnen Persönlichkeiten mit dem noch gefährlicheren zwischen den Nationalitäten zusammenfiel, sehen wir an der Thatsache, daß Harúns Kammerherr Fadl Ibn Rabí, Emíns Fürsprecher, dem arabischen Interesse ergeben, Ma'amúns, des Sohnes der Perserin, Vertrauter Fadl Ibn Ssachl ein erst im J. 190 (806) officiell unter seines Gönners Pathenschaft zum Islám übergetretener Zoroastrier war. Dieser ist es gewesen, dessen Rath den zweiundzwanzigjährigen Prinzen im J. 193 (809) bewog, von Harún sich nach Choraßán mitnehmen zu lassen, wo er für jeden Fall auf persischem Boden sich befand.

Es war ein sehr ungleiches Brüderpaar — von dem jugendlichen Káßim konnte im Ernst nicht die Rede sein —, welches nach dem Tode Harúns auf so schlüpfrigem Grunde einander gegenüberstand. Emín war ein leichtlebiger, poetisch angelegter, dabei verwöhnter und bei selbstverständlichem Herrscherstolze ziemlich unbedachter Jüngling, Ma'amún eine kalte und berechnende Natur, dabei ein befähigter Kopf mit einem weitgehenden Interesse für speculative und exacte Wissenschaften und einer selbst für einen Abbassiden ganz achtbaren Gewissenlosigkeit im Stile seines Urgroßvaters Manßúr. Während Emín ohne viel Federlesens sich daran machte, das Testament seines Vaters offen umzustoßen, ließ der klügere Bruder im Stillen seinen Fadl für sich unter den Persern werben und wartete in scheinbar ganz correcter Haltung ab, bis Emín sich klärlich ins Unrecht gesetzt hatte. Der neue Chalife, dessen Regierung von 193 (809) dem Namen nach bis zu seinem Anfang 198 (813) erfolgten Tode reicht, ließ vor Allem das mit Raschíd ausgezogene Heer nach Bagdad zurückbeordern; Ma'amún, der aus Merw (S. 497) bei der Nachricht von dem Tode des Vaters nach Tús geeilt war und dort höchst bereitwillig seinem Bruder gehuldigt hatte, machte keinen Versuch, das zu hindern, da er schlimmstenfalls Harthamas und der chorassanischen Armee sicher war. Der alte General Harúns, der sich von der großen und kleinen Politik Zeit seines Lebens ferngehalten hatte und vor Allem ein treuer Diener seines Herrn war,[1]) benutzte zunächst den Rest des Jahres 193 (Mitte 809) zur Bekriegung des Ráfi in Transoxanien, den er bis in die Citadelle von Ssamarkánd zurückdrängte und dort in Gemeinschaft mit dem Unterfeldherrn Táhir Ibn El-Hußein, einem geborenen Perser, belagerte. Inzwischen ließ sich der unvorsichtige Chalife von Fadl Ibn Rabí immer mehr gegen seinen Bruder aufhetzen, und schon im J. 194 (810) erschien eine Verordnung, welche in Zukunft im Freitagsgebete den Namen von Emíns Söhnchen Múßa vor dem Namen Ma'amúns zu nennen befahl, was nichts Anderes besagen konnte, als daß Jener, gegen Raschíds letzten Willen, vor diesem als Thronfolger anerkannt wurde. Ma'amún,

1) Vgl. oben S. 462 Anm. 1.

jedenfalls sehr vergnügt darüber, daß Emín mit dieser Testamentsverletzung des Rechtes auf das Chalifat sich entäußert hatte (S. 498), antwortete mit der Unterdrückung des Postenlaufes zwischen Merw und Bagdad (S. 466), der Bewilligung einer ehrenvollen Capitulation für Ráfi, durch welche er sich die Herzen in ganz Transoxanien gewann (Anf. 194 = Ende 809), Prägung eigener Münzen und Annahme des auf die gemäßigten Schiiten Persiens berechneten Titels Imám El-Hoda „Imám der (göttlichen) Leitung" (195 = 810); daneben verschaffte er sich Einverständnisse bis nach Bagdad hinein und ließ nach Kräften überall Stimmung für sich machen, wozu die offene Vertragsbrüchigkeit des weniger heuchlerischen Bruders als ein vortreffliches Mittel sich erwies. Es half dem Emín nicht viel, daß er 195 (Anf. 811) feierlich die endgiltige Absetzung des brüderlichen Nebenbuhlers aussprach; ebensowenig, daß er seinem kurz darauf nach dem Osten ausgesandten Heere eine silberne Kette zur Fesselung desselben gleich mitgab. Es stellt der Umsicht des Chalifen oder vielmehr seines Rathgebers Fadl Ibn Rabí ein schlechtes Zeugniß aus, daß sie den Versicherungen des Alí Ibn Íßa, ganz Choraßán werde bei seinem Erscheinen Ma'amún den Rücken kehren, Glauben schenkten und den eitlen und prahlerischen Mann an die Spitze der Executionstruppen stellten. Alí brachte es fertig, sein Heer auf dem Marsche so zu verzetteln, daß er nur 10000 Mann bei sich hatte, als Táhir, der als Befehlshaber der Garnison von Rei ihm zuerst in den Weg trat, unvermuthet mit 4000 Mann über ihn herfiel; in scharfem Gefechte wurde Alí getödtet, und seine Leute wandten sich zur Flucht. Einem zweiten Heere von 20000 Mann bagdadischer Truppen ging es nicht besser; es wurde bei Hamadán geschlagen und nach verrätherischem Bruche des von Táhir bewilligten Waffenstillstandes aufgerieben (Ende 195 = 811). Nun war das ganze Medien bis Holwán verloren; wieder wurden 40000 Mann auf die Beine gebracht, aber das Verhältniß zwischen den Arabern und den Soldaten persischer Abkunft, welche zu gleichen Hälften den Bestand des Heeres ausmachten, war kein gutes, Emissäre Táhirs wußten Unzufriedenheit im Lager bei Chánikín zu säen, es kam zu gefährlichen Reibungen, und lärmend und tobend kehrten die unzuverlässigen Haufen nach der Hauptstadt zurück (196 = Ende 811). Noch hatte man gehofft, durch Heranziehung syrischer Hilfstruppen den Dingen eine neue Wendung zu geben, aber in und um Damaskus schlugen seit dem Anfang des Bürgerkrieges sich wieder Keis und Kelb mit einander herum, und als es schließlich doch gelang, ein paar Tausend Araber von dort an den Euphrat nach Rakka zu bekommen, geriethen diese mit einigen in der Nähe stehenden persischen Mannschaften aus Bagdad in Conflict, es kam zu einer förmlichen Schlacht, und die Syrer gingen wieder nach Hause. Es war eben im Irák Alles auf das Gleichgewicht zwischen den beiden Nationen berechnet gewesen; mit dem Augenblick, wo dieses aufgehoben wurde, fiel der ganze Organismus des Staates zu einem wahren Chaos auseinander. In der Hauptstadt nicht weniger als in den Provinzen.

Jene hatte, wie bekannt (S. 468), halb arabische, halb persische Besatzung; jetzt geriethen auch hier die beiden Nationen an einander. Choraßanische Truppen, welche im J. 178 (794) der Barmekide Fadl, jedenfalls zur Verstärkung des persischen Einflusses am Sitze der Regierung selbst, für Bagdad organisirt hatte, erhoben sich gegen den unglücklichen Chalifen (11. Redscheb 196 = 28. März 812); und obwohl der Aufstand noch einmal gedämpft wurde, nahm die Verwirrung um Emîn her mit jedem Augenblicke zu. Inzwischen aber nahten bereits von zwei Seiten die Heere Ma'amûns ihrem Ziele. Tâhir war nach den Vorfällen bei Chânikîn südwärts ausgebogen, während Hârthama, der nach Emîns Vertragsbruche nur auf der Seite des Ma'amûn stehen konnte, mit neuen Schaaren über Holwân auf die Residenz anrückte. Tâhir hatte sich ohne viel Mühe Chûsistâns bemächtigt und von Achwâſ aus die Unterwerfung von Baßra und Kûfa entgegengenommen. Denn Alles wandte sich in diesem unheilvollen Redscheb von dem unglücklichen Herrscher ab. Die Araber in den Provinzen waren viel zu kurzsichtig einzusehen, daß es sich um den Rest ihres politischen Einflusses handelte; so huldigten Ende des Monats (April 812) die heiligen Städte dem Ma'amûn, nachdem bereits früher ganz Ostarabien ohne Schwertstreich sich ergeben; um dieselbe Zeit befand sich Tâhir schon in Madâïn, und gegen die Jahreswende war Bagdad von seinen und Harthamas Truppen eingeschlossen. Der Rest des Jahres und das ganze folgende (197 = 812/3) wird von Schlägereien zwischen den Truppen der feindlichen Brüder, Persern und Arabern, Soldaten und verzweifelten Einwohnern der Hauptstadt, gleichzeitig aber von Intriguen und Verräthereien jeder Art ausgefüllt. Einen Augenblick gelang es dem Emîn, mit Aufopferung seines Schatzes einen Theil von Tâhirs Mannschaften zu sich herüberzuziehen (Ende 196 = 812); bald aber empörten sich diese wieder gegen ihn, und auf die Dauer hatten die Versprechungen des persischen Generals, von der Gewalt der Thatsachen nur zu nachdrücklich unterstützt, doch gründlicheren Erfolg. Wirkliche Anhänglichkeit an die Dynastie war eben nirgends vorhanden. Die Thronstreitigkeiten, die fortwährenden Kraftloserklärungen feierlich geschworener Eide, die Geldspenden, durch welche bei diesen Gelegenheiten das Heer bei guter Laune erhalten werden mußte, hatten Offiziere und Beamte längst daran gewöhnt, nur ihren egoistischen Interessen zu folgen; vergeblich suchen wir nach einem zweiten Beispiel uneigennütziger Treue, wie es der alte Hârthama allein und vergebens diesem entarteten Geschlechte noch bot. Die nach Hunderttausenden zählende Bevölkerung der Residenz hätte am ehesten Veranlassung gehabt, die Regierung zu vertheidigen, welcher allein sie den Glanz ihrer Stadt verdankte: aber sie war durch die Ueppigkeit des großstädtischen Lebens verweichlicht, feige der Gewalt, unbotmäßig und trotzig der Schwäche gegenüber; und jetzt, wo der Chalife dem immer empfindlicher werdenden Geldmangel durch Plünderung der Wohlhabenden abzuhelfen anfing, mußten Erbitterung und böser Wille alle Gemüther erfüllen. Der eigentliche Urheber des ganzen Un-

glücks, Fadl Ibn Rabi, hatte bereits nach der Empörung der Chorassaner sich davon gemacht; jetzt fanden auch die Offiziere Emins einer nach dem andern den Weg in Tâhirs Lager. Der ehrgeizige Perser hatte beschlossen, den Untergang des unglücklichen Fürsten zur Staffel für die eigne Größe zu machen. Während Hárthama widerwillig seine Pflicht gegen den Sohn seines verstorbenen Herren that, war Táhir unermüdlich, den Abfall der Generäle und Diener des Chalifen zu beschleunigen, ein Quartier der Residenz nach dem andern zu erstürmen. Diese litt entsetzlich: ganze Stadttheile wurden zu Schutthaufen — so lange sie später noch existirte, die vorige Ausdehnung und Blüthe hat sie nie wieder erreichen können. Als schließlich Emin auf das Choldschloß (S. 472) beschränkt an Lebensmitteln Noth zu leiden begann, knüpfte er mit Hárthama, bei welchem er wenigstens seines Lebens sicher gewesen wäre, Verhandlungen über die Capitulation an. Sie führten zu dem Ergebniß, daß Hárthama bei Nacht in einem Boote den Chalifen aus seinem Palaste abholen und zu Wasser in sein Lager bringen sollte. Aber Táhir paßte auf: seine Leute griffen den Kahn an und brachten ihn zum Sinken. Hárthama und Emin retteten sich durch Schwimmen; am Lande indeß ward der Letztere von den Schergen Táhirs in Empfang genommen und auf Befehl des Persers noch in derselben Nacht getödtet (25. Moharram 198 = 25. Sept. 813).[1])

Ma'amún (198—218 = 813—833) war dem Namen nach Alleinherrscher: aber die Verwirrung, in welche der unselige Bürgerkrieg den ganzen Westen des Reiches gestürzt hatte, sollte nicht so bald ihr Ende finden. Ueber sechs Jahre hat es gedauert, bis der neue Chalife seinen Einzug in die Hauptstadt seines Reiches halten konnte, und der ganzen Tücke und Rücksichtslosigkeit seines Geschlechtes hat er bedurft, um der allgemeinen Empörung Herr zu werden, die seine eigenen Fehler noch einmal entfesselten. Oder vielmehr die seines Wesírs Fadl Ibn Ssachl, dessen Einfluß dem Wirken seines arabischen Namensvetters Fadl Ibn Rabi unter Emin an Verderblichkeit kaum nachgiebt. Er scheint keine vornehmere Sorge gekannt zu haben, als seinem Perserhasse gegen alles Arabische Befriedigung zu schaffen, und der glänzende Erfolg seiner bisherigen Rathschläge war nur zu geeignet, seinen Einfluß auf den achtundzwanzigjährigen Herrscher zu befestigen. So vermochte er ihn leicht, einstweilen selbst in Merw zu bleiben, die Verwaltung des Westens aber dem Haßan Ibn Ssachl, einem Bruder des Wesírs, anzuvertrauen. Während Táhir mit einigen Unruhestiftern in Mesopotamien zu thun hatte, wußte Haßan sich in kurzer Zeit bei den Arabern so unbeliebt zu machen, daß eine günstigere Gelegenheit, nochmals das Volk gegen das Haus Abbás aufzuwiegeln, für die Aliden nicht gefunden werden konnte. Abu's-Ssarája, ein Mensch von zweideutiger

---

1) Weils Berechnung des Datums (Geschichte der Chalifen, II, 194 Anm. 2) wird durch Tabaris (III, 916, 15) syrisches Paralleldatum (25. Elul) bestätigt.

Vergangenheit, der an den Kämpfen um Bagdad sich als Parteigänger Ma'amûns betheiligt hatte und nach ihrer Beendigung verabschiedet war, steckte sich hinter einen Aliden in Kûfa, Mohammed Ibn Ibrahîm, gewöhnlich Ibn Tabâtabâ genannt, und veranlaßte ihn, sich als Prätendenten zu erheben (9. oder 10. Dschum. II. 199 = 25. 26. Jan. 815). Zwar wurde Ibn Tabâtabâ nach einem glücklichen Treffen gegen Haßans Truppen durch einen plötzlichen Tod dahingerafft, Abu's-Ssarâja später von Hârthama wiederholt geschlagen, endlich gefangen und am 10. Rabî I 200 (18. Oct. 815) hingerichtet; aber inzwischen hatten Sendlinge der Seiditen in Baßra und den heiligen Städten, wo allmählich der Widerwille gegen die Perser einen hohen Grad erreicht hatte, Anklang gefunden, und der Aufstand alle Provinzen von Jemen bis Chûsistân ergriffen. Es zeigte sich indeß bald, daß für diesmal die Sache des Hauses Mohammeds nur das Aushängeschild für die Schandthaten gesetzloser Bösewichter war: in Baßra wie in Mekka hausten die sogenannten Statthalter der Aliden in einer so grauenhaften Weise, daß sich die Bevölkerung schleunig wieder von ihnen abwandte und Hârthamas Unterfeldherren im Laufe der ersten Hälfte des Jahres 200 (815/16) überall die Ordnung wieder herzustellen vermochten. Nicht wenig trug hiezu das Ansehen bei, welches der alte Vertrauensmann Harûns bei den Arabern genoß; so durfte er gegen Ende 200 (816) in der Erwartung sich nach Merw begeben, daß seine schwerwiegenden Verdienste um den neuen Chalifen ihm einen freundlichen Empfang sichern würden. Er kannte die Abbassiden schlecht, so lange er für sie in Afrika und Aegypten, gegen Byzantiner und Türken auf allen Schlachtfeldern zwischen dem Fuße des Atlas und der chinesischen Grenze gekämpft hatte. Die Perser, in deren Händen Ma'amûn sich befand, mußten besorgen, daß er den Chalifen über die rettungslose Unpopularität des gegenwärtigen Regiments im Westen aufklären würde, und wußten dem stets mißtrauischen Ma'amûn den Argwohn beizubringen, der an der Spitze siegreicher Truppen in Merw einziehende General sei geneigt, die Autorität des Herrschers zu mißachten. Mehr bedurfte es nicht; der tückische Abbasside ließ den treuen Helfer in der Noth gefangen setzen und duldete es, daß seine Feinde ihn eines „natürlichen Todes" im Kerker sterben ließen (Dhu'l-Kâ'ada 200 = Juni 816). Nichts als die Wiederholung der Geschichte des Abu Muslim, nur daß Hârthama als Mensch thurmhoch über dem finsteren Königsmacher stand.

Als die Besatzung und Einwohnerschaft von Bagdad die Greuelthat erfuhren, wußten sie, was sie für sich selbst zu erwarten hatten. Unruhen brachen aus, der Präfect des in Wâßit residirenden Haßan Ibn Ssachl ward mit seinen Persern vertrieben, Manßûr, ein Sohn des Chalifen Machdi, da er als Gegenchalife nicht auftreten wollte, als Emir an die Spitze der Bewegung gestellt: „Wir wollen nicht den Feueranbeter, den Sohn eines Feueranbeters!" schrien die Leute von Bagdad, die sich im Gegensatze zu

den Persern immer mehr als die wahren Muslime fühlen lernten. Aber Manßúr war der Lage nicht gewachsen. Der Pöbel hatte das Heft in die Hände bekommen, so daß nur mit der größten Mühe einige wackere Männer die Bildung einer Miliz aus den anständigen Classen der Bevölkerung zu Wege bringen konnten, welche der allgemeinen Unordnung doch auch nicht gründlich zu steuern vermochte. So mußte es endlich als eine wahre Erlösung betrachtet werden, daß Haßan zu einer gütlichen Einigung Schritte that, welche nach mehreren Zwischenfällen Erfolg zu versprechen schienen. Bereits war ein Vertrag abgeschlossen, mit dem Truppen und Einwohner sich zufrieden erklärten, als eine neue schlimme Nachricht aus Merw Alles wieder in Frage stellte. Der übel berathene Chalife hatte den Entschluß gefaßt, behufs Festigung seiner immer noch bestrittenen Macht einen Versuch zur Gewinnung der Seiditen des Westens zu unternehmen: mit Erstaunen hörte man, daß er am 2.[1]) Ramadán 201 (24. März 817) den Aliden Alí Ibn Múßa, genannt Er-Rida,[2]) zu seinem Schwiegersohn und Thronfolger erklärt und gleichzeitig statt der schwarzen Farbe der Abbassiden die grüne der Aliden angelegt habe.[3]) Es war also auf eine Versöhnung zwischen den beiden feindlichen Zweigen der Prophetenfamilie abgesehen, zweifellos mit dem Hintergedanken, die andere Linie in diesem Falle wie zu den Zeiten Abu Muslims wieder bei Seite zu schieben, sobald die eigene Herrschaft nach Wunsch gesichert war. Aber der Erfolg war sehr übel. Bagdad wollte von den Schiiten nun einmal nichts wissen, gerieth sofort wieder in hellen Aufruhr und rief den Ibrahim, einen anderen Sohn des Machdi, zum Chalifen aus (28. Dhu'l-Hiddsche 201 = 17. Juli 817). Die Schiiten des Irák aber spalteten sich, da viele den Abbassiden mit Recht mißtrauten; ein Bruder des Abu's-Ssarája empörte sich in Kúfa, und unter diesen Wirren gelang es Ibrahims Generälen, diesen Ort zu besetzen (5. Dschumáda I 202 = 19. Nov. 817). Zwar mißglückte ein Angriff auf Haßan Ibn Ssachl in Wáßit, den sie auf jenen Erfolg hin versuchten, aber um die Fortschritte von Ma'amúns Sache im Westen sah es böser aus denn je, besonders da auch Aegypten, wo schon vor Emins Tode mancherlei gleich zu erwähnende Verwicklungen sich geknüpft hatten, seit der Nachricht von der beabsichtigten Thronfolge des Aliden wieder in hellem Aufruhr stand. Und was das Bedenklichste war, seit 201 (815/16) regten sich in Adherbeidschán abermals die Communisten, und in der unheilverkündendsten Weise. Ein Mann persischer Abkunft, Bábek, predigte daselbst die Incarnation des höchsten Wesens, welches in seinen Vorgängern gewohnt und nun in ihm selbst sich verkörpert habe, dazu die Gemeinschaft der Güter und Weiber, und sammelte rasch einen zahlreichen Anhang unter den kräftigen, immer zu Empörungen gegen das Chalifat geneigten Bergvölkern, bei welchen die

1) Nach anderer Angabe am 7. (30. März). 2) „Der Günstling", nämlich Allahs. 3) Vgl. S. 454 Anm. 2.

Communisten, oder „Churramiten"[1]), wie man sie damals nannte, schon im J. 192 (808; oben S. 496) Beifall gefunden hatten. Die Bewegung konnte sich nach Ostpersien, wo das Andenken Mokannas (S. 495) nicht erloschen war, nur zu leicht ausdehnen, und so die eigentlichen Grundlagen von Ma'amúns Herrschaft ins Wanken bringen. Um so mehr hatte der Chalife Veranlassung, auf die Vorstellungen seines alidischen Schwiegersohnes zu hören. Das war ausnahmsweise ein anständiger Mensch — oder er hielt es für nöthig, den künftigen Schwiegervater aus den Netzen seiner gegenwärtigen Umgebung zu befreien, deren einseitige Verfolgung der persischen Interessen mehr und mehr den Bestand des Reiches bedrohte. Ma'amún war klug genug, einzusehen, daß er seine Politik ändern müsse; zudem lieferte Rida ihm Beweise, daß Fadl Ibn Ssachl ihm grade die schlimmsten und gewichtigsten Nachrichten aus dem Westen vorenthielt. So machte er sich um die Mitte d. J. 202 (Ende 817) selbst auf den Weg nach dem Irák. Fadl konnte sich nicht verbergen, daß sein Einfluß im Abnehmen begriffen war, trotzdem mit echter Abbassidentücke Ma'amún ihm grade jetzt in einem äußerst gnädigen Erlasse erneute und so gut wie unbeschränkte Vollmachten verliehen hatte; er war so unvorsichtig, seine üble Laune an den Tag zu legen, und brachte es dahin, daß er von übereifrigen Freunden des Chalifen Anfang Scha'abán 202 (Febr. 818) auf der Reise zu Ssarachs im Bade überfallen und niedergehauen wurde. Natürlich war Ma'amún über den Verlust eines so treuen Dieners untröstlich und ließ augenblicklich die Mörder, deren einer sein eigener Stallmeister war, hinrichten; verlobte sich auch sofort mit einer Tochter des Haßan Ibn Ssachl, Bruders seines erschlagenen Wesírs, der ja noch mit einem achtbaren Heere in Wáßit stand. Aehnliches eigenthümliches Mißgeschick indeß sollte in kurzer Zeit auch die übrigen Hauptvertreter seiner bisherigen Politik treffen. Er-Rida hatte gleichzeitig die Ehe mit seiner Tochter vollziehen dürfen; Ende Ssafar 203 (Aug.-Sept. 818) aber, während eines längeren Aufenthaltes in Tús, ließ sich der junge Gatte verleiten, mehr Weintrauben zu essen, als ihm gut war, und starb nach kurzer Krankheit mit den Symptomen einer heftigen Verdauungsstörung. Der Tod eines so werthen Verwandten, welcher noch dazu der erklärte Thronfolger war, mußte den gefühlvollen Herrscher aufs Tiefste erschüttern: schluchzend und jammernd sah man ihn hinter der Bahre hergehen, als der zu früh Verstorbene neben dem Grabe Harúns Er-Raschíd seine Ruhestätte erhielt. Seine Prüfungen waren noch nicht zu Ende: als er Rei erreichte, wurde ihm die

1) So heißen diese Sectirer vermuthlich nach dem Orte Churram, der bei Ardebíl in dem kaspischen Randgebirge von Adherbeidschán lag, und ein alter Sitz masdakitischer Lehren gewesen zu sein scheint; vgl. Jakut II, 427, 20. Ich halte diese Ableitung des Namens für die allein richtige, die noch von Flügel (Ztschr. d. Deutschen Morgenl. Gesellsch. 23, 531) ohne Mißbilligung angeführte von dem persischen churram „heiter" für einen Schulwitz. Heiterkeit war doch nicht einmal als eine „scham- und zügellose" die Grundstimmung dieser nur im Sinne eines modernen Jargons „heiteren" Gesellschaft.

betrübende Kunde, daß Haßan Ibn Ssachl in Wâßit Zeichen von Geistesstörung hatte bemerken lassen, so daß einige seiner Offiziere ihm die Zwangsjacke hatten anlegen müssen. Die öffentliche Meinung wenigstens in den Ostprovinzen war damals und später so gewissenlos zu bemerken, daß alle diese Unglücksfälle dem Chalifen sehr gelegen kamen, seinen getreuen Bagdadern die Gründe ihrer Unzufriedenheit zu nehmen: in der That sahen die Offiziere des Ibrahím Ibn El-Machdi ein, daß es nach der Katastrophe der verhaßten Söhne Ssachls und des Rida keinen Zweck mehr hatte, sich dem in Person anrückenden Fürsten länger zu widersetzen, um so mehr, als Ibrahím zwar ein großer Kenner von Poesie und Musik war und selbst in beiden Künsten excellirte, aber von Herrschertalent während seines nominellen Chalifates eigentlich kaum eine Spur gezeigt hatte. Die meisten verließen ihn und machten ihren Frieden mit seinem Gegner; sein letzter Versuch bewaffneten Widerstandes wurde am 29. Dhu'l-Ká'ada 203 (28. Mai 819) niedergeschlagen, und am 15. Ssafar 204 (11. Aug. 819) konnte Ma'amún endlich in seine getreue Hauptstadt einziehen, woselbst er sich beeilte, die populäre schwarze Abbassidenfarbe wieder anzulegen und gleichzeitig durch einen Steuererlaß den guten Willen der Iraker für die Dynastie von Neuem rege zu machen.

Er hatte diesen guten Willen mehr als nöthig. In Choraßán war ein Aufstand von Haruriten (S. 495 Anm. 2) ausgebrochen, gleich nachdem Ma'amún den Rücken gewendet, in Mesopotamien hatte Táhir aus persönlichem Widerwillen und Eifersucht gegen den Generalstatthalter Haßan Ibn Ssachl die Empörer (S. 502) unter Naßr Ibn Schebeth immer noch nicht zu Paaren getrieben; nun war Naßrs Macht so wohl begründet, daß erst Táhirs Sohn Abdallah Ende 209 (Anf. 825) ihn zur Uebergabe zu drängen vermochte. Dazu kamen in den folgenden Jahren Unruhen der Aliden in Jemen (207 = 822 und 212 = 827), wo sie allmählich sich immer fester setzten, Erhebungen in Medien (gegen 210 = 824), in Mesopotamien (214 = 829), in Kumm (Persien, 216 = 831), die mehrjährige Unbotmäßigkeit des Statthalters von Ssind (211—214 = 826—829); und neben allem Diesem her liefen zwei große Kriege, die sich über Jahrzehnte erstreckten: in Aegypten (196—217 = 812—832) und gegen Bâbek (201—222 = 815/6—837), der letztere mehrfach in gefährlicher Weise mit den ebenfalls neu ausbrechenden Byzantinerfehden sich kreuzend.

Aegypten war schon seit 196 (812) im Bürgerkriege, weil von den im Lande befindlichen Arabern die Keißiten es mit Emín, die Jemeniten mit Ma'amún hielten. Ein ganz unvorhergesehener Zufall war bestimmt, die Lage noch mehr zu verwickeln. In Spanien, das wir seit 139 (756) unter einer neuen Omaijadendynastie unabhängig wissen (S. 486), hatte im J. 198 (814) eine Revolte der Einwohner von Córdova gegen Hakam I. stattgefunden, nach deren Unterdrückung die gesammte Einwohnerschaft der großen Südvorstadt dieser Residenz aus dem Lande verbannt wurde. Sie

schiffte sich theils nach Westafrika, theils nach Aegypten ein, und hier landeten 199 (814/5) nicht weniger als 15 000 Mann, ohne die Weiber und Kinder, welche zuerst den Schutz der in und um Alexandrien sitzenden Jemeniten nachsuchten, bald aber in der Verwirrung des Bürgerkrieges selbstständige Geltung zu erlangen wußten, und sich schließlich Alexandrias bemächtigten. Die fortwährenden Verwüstungen, welche alle diese Schlägereien über das unglückliche Land verhängten, brachten endlich sogar die geduldigen Kopten zur Verzweiflung, und die Verhältnisse der Provinz waren in vollster Auflösung, als endlich im J. 210 (825), nach der Bewältigung des Naßr in Mesopotamien, Abdallah Ibn Táhir für Aegypten frei wurde. Er griff sofort energisch ein, und wußte, nachdem er den eigentlichen Rebellen eine Niederlage beigebracht, den Spaniern derart zu imponiren, daß sie es vorzogen, Alexandrien zu räumen und von Neuem unter ihrem Führer Abu Hafß Omar El-Ballúti unter Segel zu gehen. Wahrscheinlich schon früher hatten sie ihr Augenmerk auf die Insel Kreta gerichtet; wenigstens hören wir bereits 823 (208) über Angriffe von Saracenen auf dieselbe klagen. Im J. 211 (826) fiel jedenfalls nun die ganze Masse der Auswanderer über sie her und entriß sie den Griechen; fast anderthalb Jahrhunderte herrschten die Nachkommen Omars hier als unabhängige Fürsten, bis im J. 350 (961) die Byzantiner sich ihres früheren Besitzes von Neuem bemächtigten. — Kaum aber hatte nach Abzug der Spanier Abdallah Ibn Táhir die Ordnung in Aegypten einigermaßen hergestellt und gleich darauf eine andere Bestimmung erhalten, als im J. 213 (828) wieder die Keißiten und Jemeniten einander in die Haare geriethen, so daß Ma'amúns Bruder und erklärter Thronfolger, Abu Ißchák Mohammed mit dem Beinamen El-Mótaßim bi'lláh („der in Gott seinen Schutz findet"[1])), selbst mit einem Heere nach Aegypten mußte. Auch seine Dazwischenkunft hielt nicht lange vor; 216 (831) waren die Araber und Kopten großer Bezirke von Unterägypten abermals in voller Meuterei. Nun hielt es der Chalife, der eben nach einem Feldzuge gegen die Byzantiner in Damaskus weilte, für gerathen, in eigener Person nach dem Rechten zu sehen. Im Moharram 217 (Febr. 832) traf er in Aegypten ein, wo inzwischen Affchin, ein tüchtiger Offizier türkischer Herkunft, damals Oberbefehlshaber in Barka, eingeschritten war. Durch grausames Blutvergießen wurde endlich wieder für die Dauer Ruhe gestiftet, und Ma'amún konnte bald genug nach dem Norden zurückkehren, seine Feldzüge gegen die Byzantiner fortzusetzen.

1) Gewöhnlich in abgekürzter Namensform einfach Mótaßim genannt. So läßt man in der Regel das billáh „in Gott" oder ala'lláh „auf Gott", mit dem von jetzt an die Ehrentitel sämmtlicher Abbassiden zusammengesetzt werden, beim gewöhnlichen Gebrauche fort, wie auch hier der Kürze wegen meistens geschehen wird. Ebenso werden wir es uns sparen können, die betreffenden Namen jedesmal ins Deutsche zu übersetzen: sie bedeuten immer ziemlich dasselbe „der bei Gott Kraft, oder Hilfe, oder Sieg oder dergl. sucht oder findet".

Seit 215 (830) nämlich waren die alten Feindseligkeiten an der Grenze der Defensionen (S. 488) wieder aufgenommen worden, nachdem sie, wenige vereinzelte Streifzüge ausgenommen, etwa 25 Jahre geruht hatten, da beide Theile von inneren Schwierigkeiten[1]) beinahe ausschließlich in Anspruch genommen wurden. Jetzt aber regierte in Byzanz der thatkräftige Theophilus; wie es scheint — unsere Nachrichten sind gerade hier sehr lückenhaft — war er eine Verbindung mit dem Churramiten Bábek eingegangen, dessen Herrschaft sich trotz alljährlicher Feldzüge der Generäle Ma'amúns (seit 204 = 819) über das westliche Medien und das östliche Armenien ausgebreitet hatte. Jedenfalls hören wir, daß Anhänger Bábeks, einen Perser, welchen die Griechen Theophobus nennen, an der Spitze, in den neu entbrennenden Grenzkriegen zwischen Saracenen und Byzantinern auf Seiten der letzteren gefochten haben; wer also auch die alte Fehde zuerst aufnahm, es war eine für den Chalifen äußerst gefährliche Verwicklung, daß Sectirer und äußere Feinde sich zusammenthaten, den ganzen Nordwesten von Medien bis Cilicien wie mit einem Feuerkreise zu umziehen. Ma'amún machte die größten Anstrengungen, ihn zu durchbrechen, aber fast sämmtliche Heere, welche gegen den von seinem Hauptquartiere El-Badh in Adherbeidschán aus nach allen Seiten vorstoßenden Bábek gesandt wurden, erlitten eine Niederlage nach der anderen, und gelegentliche kleine Vortheile brachten keine Entscheidung. Und wenn es an den Defensionen, vorzüglich durch Mótaßims kriegerische Tüchtigkeit, doch gelang, nach manchen Wechselfällen der Jahre 215. 216 (830. 831) das byzantinische Grenzfort Lúlua bei Tarsus zu nehmen (217 = 832) und Tyana in den Kreis der muslimischen Festungen hineinzuziehen (218 = 833), so reichten die Kräfte des Chalifates doch nicht mehr aus, die eigentliche Gefahr dieses Doppelkrieges kräftig zu beschwören. Die militärische Brauchbarkeit der Araber war durch ihre fortschreitende Entartung in Folge der bürgerlichen Streitigkeiten und der in den großen Städten überhandnehmenden Zuchtlosigkeit rasch gesunken, die aus Persern und Mischlingen zusammengesetzten übrigen Truppen leisteten nicht viel Besseres — kein Wunder, daß jede neue Unternehmung nur immer schwerer durchgeführt werden konnte, ja grade in diesem Zeitpunkte ein vollkommener Stillstand zu drohen schien. Man bedurfte grundsätzlicher Aenderungen in der Wehrverfassung, um hier wirksam Abhilfe zu schaffen.

Es verdient uneingeschränkte Anerkennung, daß Ma'amún unter solchen Bedrängnissen Zeit und Lust fand, in einer sehr wichtigen Beziehung noch einmal an die großen Traditionen Manßúrs anzuknüpfen. Wir haben gesehen (S. 468 f.), wie dieser hervorragende Fürst auch Kunst und Wissenschaft seiner Aufmerksamkeit würdigte. Die verhältnißmäßig ruhigen Zeiten Machdis und Harúns waren der Poesie wie den gelehrten Studien nicht

1) Vgl. Hertzberg, Geschichte der Byzantiner (No. 54 dieser Sammlung) S. 120 ff.

weniger förderlich gewesen, obwohl diese beiden Chalifen mehr der ersteren, daneben allenfalls der mit ihr eng zusammenhängenden Grammatik und Literaturkunde ihre Gunst zuwandten. Ma'amûn aber griff in die literarische und wissenschaftliche Bewegung der Zeit mit einer bewußten Absichtlichkeit und einem fast auffallenden Verständniß ein, das ihn vor allen übrigen Abbassiden in merkwürdiger Weise auszeichnet. Es wird uns schwer, einem Manne gerecht zu werden, der an Hinterlist und Grausamkeit, wo sein oder seines Hauses Vortheil, seine Eigenliebe oder gar Laune ins Spiel kam, kaum hinter den schlimmsten seiner Familie zurücksteht; aber er besaß eine wirkliche Empfänglichkeit für geistige Interessen, die ihn wissenschaftlichen Unternehmungen als solchen geneigt machte und bedeutenden Gelehrten seine Gnade und seinen Schutz sicherte. Man wird allerdings zugeben müssen, daß hervorragende Dichter seiner Zeit, wie Abu Temmâm, der Sammler der Hamâßa[1]), sein Gönner Abdallah Ibn Tâhir, der neben dem General auch den Poeten spielte, El-Bochtori, dem ebenfalls eine Hamâßa verdankt wird, Ißchâk Ibn Ibrahim aus Moßul, ebenso wie schon sein Vater als Dichter und Musiker gefeiert; daß Rechtsgelehrte, wie Schâfi'i und Achmed Ibn Hambal (S. 470), Theologen, wie der berühmte Traditionssammler El-Bochâri, welche sich vielfach in der Opposition befanden, — daß solche Künstler und Lehrer in der Hauptsache noch den Anregungen des glänzenden Hofes Harûns oder des eigenen Wissensdranges gefolgt sein werden. Daneben darf es aber doch nicht unerwähnt bleiben, daß Ma'amûn z. B. den ausgezeichneten Historiker Mohammed Ibn Omar El-Wâkidi, dessen Ruf als Chronologe selbst der neueren Forschung gegenüber Stich hält, auf das Glänzendste ausgezeichnet und auch in anderen Fällen Gelehrte und Dichter nicht vernachlässigt hat. Vor Allem charakteristisch für ihn ist aber seine Vorliebe für die Philosophie und für die exacten Wissenschaften, eine Vorliebe, welche die weittragendsten Folgen nach sich ziehen sollte. Nicht als ob vor ihm die Araber und Perser des Irâk solcher Studien gänzlich unkundig gewesen wären. Man weiß, daß seit den Zeiten Alexanders des Großen das Zweistromland und seine Nachbargebiete dem Einflusse griechischer Bildung eine bereite Stätte darboten. Als im J. 53 v. Chr. die Nachricht von dem Tode des Crassus an den Hof des Partherkönigs Orodes kam, fand sie denselben als Zuschauer einer Tragödie des Euripides[2]); und im 5. Jahrhundert n. Chr. begegnen wir dem Sassaniden Chosrau Anóscharwân als dem Gründer einer dreihundert Jahre später noch blühenden Akademie zu Gondêschapûr in Chûsistân, auf welcher griechische Philosophie und Arzneikunde getrieben und die letztere in großen Krankenanstalten ausgeübt wurde.[3]) Das Geschäft der Vermittlung besorgten die Syrer Mesopotamiens, vermöge der geographischen Lage ihrer Heimath wie durch ihre

1) Vgl. oben S. 43. 2) Justi, Geschichte des alten Persiens (No. 2 dieser Sammlung) S. 160. 3) Justi a. a. O., S. 211.

Begabung zu solcher Thätigkeit in besonderer Weise geschickt. Ein ruhiges Volk, beinahe etwas träge im Denken, schwach im Erfinden, unterscheiden sie sich auf das Bestimmteste von der beweglichen, ja unruhigen Art ihrer benachbarten Stammgenossen, der Juden und Araber; doch ermangeln sie nicht eines zähen und treuen Fleißes, mit dem sie Jahrhunderte hindurch die Früchte der geistigen Thätigkeit anderer Nationen in ihre Scheuern einzuheimsen niemals müde geworden sind. Dem Hellenismus entlehnten sie die christliche Lehre, nicht ohne die tiefsten Probleme des geheimnißvollen Grunddogmas sich für ihren gradlinigen Verstand monophysitisch oder nestorianisch zurechtzulegen; dazu aber die Schriften der alten Heidenphilosophen, vor Allen des Aristoteles, dessen Logik ja widerwillig selbst die Kirche bis zu einem gewissen Grade ihr Recht nicht streitig machen konnte; nicht minder die Werke der großen Aerzte und Naturforscher Hippokrates, Galenos und Dioskorides, die zu verstehen und anzuwenden sie von den zahlreichen griechischen Heilkünstlern der römischen und byzantinischen Zeit erlernt hatten, endlich auch des Euklid, des Ptolemäus Almagest,[1]) kurz die sämmtlichen Haupterzeugnisse des wissenschaftlichen Strebens der Griechen, die im Orient wie überall die Lehrmeister der Völker geworden sind. Alles das übertrugen die geduldigen Mönche in den syrischen Klöstern von Antiochia bis Moßul herüber Wort für Wort in ihre Muttersprache; die unendlichen Schwierigkeiten, welche das semitische Idiom der Wiedergabe griechischer Gedanken und Worte in den Weg legte, überwanden sie nicht durch freie Schöpferkraft, sondern durch peinliche Genauigkeit in der Nachahmung des Satzbaues wie jeder einzelnen Wendung, so daß für einen guten Kenner beider Sprachen es heute noch möglich wäre, die Fassung des Originales aus der Uebersetzung fast wörtlich zu ermitteln. Drei Stellen sind es nun, von denen aus der Uebergang der griechischen Weisheit zu den Arabern von Bagdad stattgefunden hat. Weithin berühmt in allen Ländern des ehemaligen Sassanidenreiches waren durch ihre Kenntnisse und Leistungen die Aerzte der Akademie von Gondéschapúr, die mitten im persischen Lande sich Nationalität, Sprache und Religion, ja auch die Kenntniß des Griechischen selbst bis in die Abbassidenzeit bewahrt hatten. Nun erkrankte im J. 148 (765) der Chalife Manßúr an einem Magenleiden, welchem die Künste seiner Feldschere sich nicht gewachsen zeigten. Er hörte von der Geschicklichkeit der Syrer in der nicht eben sehr entfernten persischen Stadt, und ließ den Vorsteher des Krankenhauses daselbst, Georgios aus dem Hause Bochtjesu, zu sich kommen.

---

1) Das Wort ist ein Mischling aus dem arabischen Artikel al- oder el- und dem griechischen μεγίστη „das größte“ — nämlich Buch, im Gegensatz zu den verwandten kleineren Umfanges — und bezeichnet ganz allgemein das Werk, in welchem Claudius Ptolemäus im zweiten Jahrhundert n. Chr. das unter seinem Namen bekannte System dargestellt hat. Erhalten sind uns übrigens keine syrischen, sondern nur arabische Uebersetzungen desselben; doch ist mit Bestimmtheit anzunehmen, daß hier wie überall die Araber den Syrern nur gefolgt sind.

In kurzer Frist stellte dieser den Chalifen her, und seitdem standen die Christen von Gondéschapúr mit einem Fuße im Hofe der Abbassiden. Gabriel, des Georgios Enkel, begegneten wir schon oben (S. 480) als Leibarzt des Harún, wir erfahren, daß er wie Seinesgleichen von den Chalifen, die vermöge ihrer wenig reinlichen Gewissen meistens eine ziemliche Furcht vor dem Tode gehabt zu haben scheinen, mit Ehrenkleidern, kostbaren Geschenken und Geldsummen im Betrage von Millionen überschüttet wurden — so lange nämlich der betreffende Fürst gesund blieb. Schon Manßúr hatte, so wird uns berichtet, Schriften medicinischen Inhalts durch seinen Georgios in das Arabische übertragen lassen; und Harún beauftragte, als auf seinen Feldzügen in Kleinasien unter Anderem auch eine Anzahl griechischer Bücher erbeutet waren, einen anderen von den Leuten aus Gondéschapúr, den Johanna Ibn Máßaweih, dieselben ebenfalls ins Arabische zu übersetzen. Dieser Johanna war ein höchst gescheiter Cyniker, der von seinem Christenthum einen sehr mäßigen Gebrauch machte, aber auf eigene Hand allerlei Dinge trieb, auf die wir in diesen Zeiten kaum gefaßt sind, z. B. Vivisection; er kannte seinen Galen auf das Gründlichste und hat die ihm vom Chalifen gestellte Aufgabe ohne Zweifel, was das Sachliche angeht, vortrefflich gelöst. Er war später Leibarzt des Ma'amún und seiner beiden Nachfolger Mótaßim und Wáthik; gleichzeitig mit ihm werden uns eine ganze Anzahl weiterer Uebersetzer medicinischer Werke namhaft gemacht. Reicht so diese Thätigkeit in ziemliche frühe Zeiten hinauf, so hat ihr doch Ma'amún einen frischen Aufschwung gegeben, und besonders ihre Erweiterung nach denjenigen Richtungen hin angeregt, die weniger als die Medicin unmittelbaren Ertrag für die praktischen Bedürfnisse des Hofes und der Regierung versprachen, nämlich der Mathematik und Astronomie und der Philosophie. Ma'amún gründete in Bagdad ein großes Institut, welches „das Haus der Wissenschaft" genannt wurde, und eine Bibliothek und ein astronomisches Observatorium unter Direction des kundigen Sselm in sich vereinigte. Es wurde bald der Mittelpunkt für eine Anzahl von Gelehrten, die unabhängig von der Schule in Gondéschapúr den Strom des griechischen Wissens von zwei anderen Stellen her auf das arabische Feld leiteten. Mehr noch, als in jener, hatte das Studium der alten griechischen und syrischen Werke in den Klöstern des eigentlichen Mesopotamiens, sowie unter den auf syrischem Boden fast allein noch heidnisch gebliebenen Einwohnern von Harrán lebendig bleiben können; und die aus diesen Kreisen hervorgehenden Uebersetzer, welche sich durch Ma'amúns Freigebigkeit nach Bagdad ziehen ließen, hatten vor den Leuten von Gondéschapúr eine genauere Kenntniß des reinen Schriftarabischen voraus. Dieser Umstand ist es hauptsächlich, der ihren Arbeiten dazu verholfen hat, die älteren Uebertragungen zu verdrängen: der einzige Maßstab, welchen die selbst des Syrischen unkundigen Araber an diese Leistungen zu legen vermochten, war ja der einer mehr oder weniger leichten Verständlichkeit, und wenn man bedenkt, wie den abstracten Begriffen der griechischen Wissenschaft

gegenüber, die einem Kinde des neunzehnten Jahrhunderts noch recht sehr zu schaffen machen, so ein ungeschultes Arabergehirn sich vorkommen mochte, so können wir den Leuten das auch kaum verdenken. Das Verdienst dieser Uebersetzer wird nicht geschmälert, wenn man annimmt, daß sie kaum je aus dem Griechischen direct, so gut wie immer aus syrischen Vorlagen übertragen haben werden. Das Arabische ist eine in vielen Beziehungen ungemein ausdrucksfähige, aber höchst originelle und eigenwillige Sprache, die insbesondere philosophischen Dingen noch weit ungefügiger sich entgegenstellte, als das Syrische: half also das leichtere Verständniß dieses verwandten Idioms bis zu einem gewissen Grade zur Ueberwindung der sachlichen Schwierigkeiten mit, so blieb es immerhin ein beinahe verzweifeltes Unternehmen, die sclavische Treue der Syrer zu halbwegs deutlicher arabischer Ausdrucksweise umzugestalten. Die mohammedanischen Autoren erkennen das Verdienst, eine so heikle Aufgabe zuerst wirklich gelöst zu haben, einem Christen aus Hira zu, dem Honein Ibn Isschák, der unter Ma'amún und später einige philosophische Schriften des Aristoteles, hauptsächlich aber die ihm zugänglichen Werke des Galen in verhältnißmäßig gutem Arabisch wiedergab, und durch letztere Arbeit der eigentliche Begründer der specifisch arabisch-persischen Medicin geworden ist. Ma'amún bezeugte seine Werthschätzung dieser Leistungen dadurch, daß er dem geschickten Manne jede Uebersetzung buchstäblich mit Gold aufwog: natürlich ließ dieser sich ein besonderes Papier von ungewöhnlicher Dicke verfertigen und hielt seinen Schreiber an, recht große Buchstaben zu machen; war die schwere Arbeit doch selbst des vermehrten Lohnes werth. Die ungeheure Bedeutung dieser Thätigkeit bestand nun darin, daß sie die Ergebnisse des griechischen Denkens und Forschens, welche die wackeren Syrer nur aufgespeichert, nicht innerlich verarbeitet hatten, der klugen Mischlingsrasse von Arabern und Persern zugänglich machte, die sich mit wahrem Heißhunger an die reichbesetzte Tafel der fremden Weisheit drängte und — eine achtungswerthe Leistung für eine Zeit, die an keinerlei directe Traditionen aus dem classischen Alterthum anzuknüpfen hatte — allmählich es zu wirklichem Verständniß, ja in manchen Zweigen zu selbständiger Weiterentwicklung griechischer Wissenschaft gebracht hat. Es ist bei der allgemeinen Mißachtung, in welcher die auf ihre blendenden Fortschritte nicht ohne Berechtigung eingebildete Naturforschung unserer Zeit alles nur historisch Werthvolle hält, neuerdings Mode geworden, auf die arabische Wissenschaft mit einiger Verachtung herabzublicken. Dem Geschichtschreiber des mittelalterlichen Orientes muß es genügen, darauf hinzuweisen, daß seine Araber und Perser jahrhundertelang die Lehrmeister des ganzen Abendlandes in diesen Dingen gewesen sind, und daß es ein schlechtes Compliment nicht für den Orient, sondern für das Abendland ist, wenn dieses an unvollkommenen Leistungen so lange Zeit sich hat genügen lassen. Achtbar wird diese aber immerhin Jeder finden müssen, der vorurtheilsfrei an die Sache herantritt. Beobachtungen und Beschreibungen neuer Krankheiten, denen Scharfblick und

Genauigkeit nicht abgesprochen werden können, Zusammenfassung, in manchen Punkten Weiterbildung der aristotelisch-neuplatonischen Lehren zu einem System, über welches die Scholastiker des Abendlandes nicht eben weit hinausgekommen sind, vor Allem aber selbständige Durchdringung und erhebliche Förderung mathematischer und physikalischer, insbesondere optischer Probleme — das sind Dinge, mit welchen die wissenschaftliche Thätigkeit dieser Zeiten sich neben anderen Bildungskreisen wohl kann sehen lassen. Das Beste haben freilich auch hier die Perser geleistet, die Araber stehen in den meisten Fächern zurück, mit einziger Ausnahme der mathematischen Wissenschaften, die ihrer Geistesart besonders zusagten. Ja'akúb Ibn Isçhák El-Kindi, welcher schon unter Ma'amún und seinen unmittelbaren Nachfolgern in unzähligen Schriften das ganze Gebiet der Philosophie und Naturwissenschaften encyklopädisch umfaßte, führt den Ehrentitel eines „Philosophen der Araber" vor Allem aus dem Grunde, daß nach ihm ein Mann rein arabischer Abkunft eine so universale Bedeutung nicht wieder erlangt hat. Das schöpferischste Genie der mittelalterlichen Arzneikunde, Abu Bekr Mohammed Er-Rási[1]), lebte ein Menschenalter nach Ma'amún in dem persischen Rei (Teherán), und seinem Heimathlande entsproß auch die Mehrzahl der hervorragenderen Philosophen und Naturkundigen der späteren Zeit. Alles das aber geht in seinen Anfängen auf Bagdad und die Epoche des Ma'amún zurück. Eine Epoche, die freilich auch das zweifelhafte Verdienst hat, einer der größten Verirrungen des menschlichen Geistes die Pfade geebnet zu haben: der Astrologie. Sind die Sternbeobachtungen und astronomisch-geographischen Arbeiten der orientalischen Observatoren auch keineswegs ohne Werth, so tritt ihre Bedeutung doch vollkommen in den Hintergrund neben der Anwendung der Sternkunde für astrologische Zwecke. Fast so alt, wie die orientalische Welt überhaupt, hatte sich dies vermeintliche Wissen besonders in den Kreisen der syrischen Heiden von Harrán erhalten, die einige Jahrzehnte nach Ma'amún den Sitz ihrer Thätigkeit ebenfalls nach Bagdad verlegten, und immerhin die Anerkennung verdienen, als die tüchtigsten Mathematiker und Astronomen mit einigen Persern und der Schule des erwähnten Kindi zusammen die Ausbreitung und Vertiefung algebraischer, geometrischer und astronomischer Kenntnisse gefördert zu haben — ein charaktervolles Geschlecht, welches, den trefflichen Thábit Ibn Korra an der Spitze, Glauben und Wissen der Vorfahren aller islamischen Verketzerung zum Trotz noch lange mannhaft vertreten hat.

Denn in gutem Geruche standen bei frommen Muslimen alle diese Studien, etwa mit Ausnahme der rohesten empirischen Medizin und Astrologie, so wenig, wie die heutige Theologie sich mit dem Darwinismus und der mechanischen Naturerklärung überhaupt zu befreunden im Stande ist.

---

1) Als Rhazes, Rasis, Abubitir und in noch mancherlei anderen Verderbnissen des Namens im Abendlande berühmt.

Grade das aber mußte einen aufgeklärten Despoten, wie Ma'amún, noch besonders für diese Wissenschaften einnehmen. Das Blut seiner Mutter (S. 498) konnte er niemals verleugnen: hatte er keinen Augenblick gezögert, seinen persischen Wesír der politischen Nothwendigkeit zu opfern, so blieb sein Herz doch immer dem arabischen Wesen abgeneigt. Nicht allein, daß nach Beruhigung der Gemüther in Bagdad Haßan Ibn Ssachl (S. 506) sich wieder im Vollbesitze seiner gesunden Vernunft zeigen und die Hochzeit seiner Tochter (S. 505) mit dem fürstlichen Schwiegersohne ausrichten durfte, auch sonst blieb die Umgebung des Chalifen wie seine Neigungen fast ausschließlich persisch, und vor Allem seine religiösen Ueberzeugungen werden sich von denen eines staatsgefährlichen Sendiks (S. 496) wenig unterschieden haben. Natürlich kam davon nichts in die Oeffentlichkeit, aber wir hören ebensowenig davon, daß etwa die Verfolgungen der Ketzer wieder aufgenommen wären; ja gegen das Ende seines Lebens that Ma'amún sogar einen entscheidenden Schritt, in die Entwicklung der islamischen Theologie im Sinne der persischen Freigeistigkeit einzugreifen. Welcher Zusammenhang zwischen dieser und dem Rationalismus der motasilitischen Theologen bestand, haben wir schon früher (S. 470) angedeutet, auch der Wahrscheinlichkeit gedacht, mit welcher an diesem Punkte bereits Einflüsse griechischer Philosophie angenommen werden können. Von allen Werken der griechischen Literatur aber boten natürlich die philosophischen Schriften für ein wirkliches Verständniß die meisten Schwierigkeiten dar; so ist es begreiflich, daß grade hier erst durch Honein und seinen Sohn Ißchák, der sich vorzüglich des Aristoteles annahm, der Grund für einigermaßen erfolgreiche Durchdringung zunächst des logischen Systems geschaffen wurde. Sofern die Motasiliten aus dieser Rüstkammer immer schärfere Waffen gegen die in dialektischen Künsten durchaus ungeübten Orthodoxen entnehmen konnten, mußte der Aristotelismus dem freisinnigen Herrscher äußerst willkommen sein; ist auch die Form eines Traumes, in welchem der griechische Weise selbst dem Chalifen erschienen sei, nur ein Erzeugniß späterer Mythenbildung, so bezeichnet die Einstimmigkeit, mit welcher die Erzählung überliefert wird, sie doch jedenfalls als den Reflex einer anerkannten Thatsache, des Interesses nämlich, welches Ma'amún grade diesen philosophischen Studien entgegenbrachte. Ein Jahrhundert freilich hat es noch gedauert, bis die Orientalen über die Logik hinaus zur Bewältigung auch der Metaphysik des großen Denkers fortgeschritten sind; aber selbst die Logik reichte schon weit genug, den Motasiliten dasjenige wissenschaftliche Uebergewicht über die in der Sammlung und oberflächlichen Systematisirung der Tradition aufgehenden Orthodoxen zu verschaffen, welches der Regierung die Möglichkeit verschaffte, den Rationalismus als die eigentliche, legitime Form des islamischen Bekenntnisses zu bezeichnen. Im Rabi I 212 (Juni 827) erschien eine Verordnung, in welcher der Lehrsatz von dem Geschaffensein des Koráns (S. 188 f.) für allein richtig und allgemein verbindlich erklärt, d. h. die motasilitische Richtung als die ausschließlich berechtigte zum Range der Staatskirche erhoben,

die orthodoxe als ketzerisch verurtheilt und das Bekenntniß zu derselben untersagt wurde; und gleichzeitig ward, jedenfalls den persischen Schiiten zu Liebe, geboten, den Alí als „das beste der Geschöpfe nach Mohammed" zu ehren, dagegen von Moáwija unter keinen Umständen etwas Gutes auszusagen — was dann, wie uns mehrfach klar geworden ist, den Historikern dieser und der späteren Zeit als pünktlich befolgte Richtschnur gedient hat. Konnten sich die Orthodoxen, die ja ebenfalls den Omaijaden abgeneigt waren und den Alí wenigstens als Schwiegersohn des Propheten achteten, diese Verfügung gefallen lassen, so galt ihnen doch für bare Gottlosigkeit, an der ungeschaffenen, ewigen Existenz des Wortes Gottes zu zweifeln; mit anerkennenswerthem Muthe verharrten sie bei ihrer entgegengesetzten Meinung, und hörten nicht auf, in ihren Lehrvorträgen gegen die Motasiliten zu eifern. Endlich beschloß Ma'amún, durchzugreifen: im Rabí 218 (Mai 833) erließ er ein neues Decret, wonach in Zukunft alle Kadis und Traditionslehrer einer amtlichen Prüfung auf ihre Rechtgläubigkeit unterzogen werden sollten, und während der Chalife zu einem neuen Zuge gegen die Byzantiner sich nach Tarsus aufmachte, wurden in der That verschiedene Häupter der Orthodoxen Bagdads, vor Allen der berühmte Rechtslehrer Achmed Ibn Hambal, vor eine Theologenconferenz citirt, über ihre Ansicht vom Korane vernommen zu werden. So gut es ging, wichen sie durch zweideutige Antworten aus; sobald aber die Protokolle nach Tarsus kamen, ergingen neue bestimmte Weisungen des Chalifen, die Inquisition zu wiederholen und die mit dem offenen Bekenntniß zu dem neuen Dogma etwa noch Zurückhaltenden ins Lager zu schicken. Es wäre ihnen schlecht ergangen; aber wenngleich Achmed und mehrere seiner Gesinnungsgenossen standhaft blieben und in der That auf den Weg nach Cilicien gebracht wurden, entkamen sie noch glücklich dem ihnen drohenden Geschicke, denn ehe sie das Lager erreicht hatten, kam die Nachricht von dem soeben (Redscheb 218 = August 833) nach kurzer Krankheit erfolgten Tode des im 48. Lebensjahre stehenden Herrschers. Zwar behielt auch unter seinen unmittelbaren Nachfolgern, die sich um Religion und Wissenschaft überhaupt nicht kümmerten, bis zum J. 237 (851) die motasilitische Lehre offizielle Geltung und wurde manchmal zur Verfolgung unbequemer Persönlichkeiten gemißbraucht, ihre offene Bekämpfung auch z. B. an Achmed Ibn Hambal im J. 219 (834) durch Geißelung bestraft — immerhin aber war der Oberkadi Achmed Ibn Abi Du'ád, der an der Spitze der maßgebenden Hoftheologen stand, ein für seine Zeit toleranter und humaner Beamter, der sich stets bemühte, zu große Härte zu meiden und wenigstens das Aeußerste zu verhüten. Trotzdem mußte natürlich diese Verketzerung ihrer Glaubensmeinungen die Orthodoxen, welche sich mit dem Stifter des Islám im Einklange wußten, auf das Aeußerste erbittern, und mit ihnen auch den größten Theil der Bevölkerung Bagdads in Aufregung versetzen. Jeder Rationalismus setzt bei seinen Bekennern einen gewissen Grad selbständigen Denkens voraus; die Orthodoxie, welche der Vernunft nur eine wächserne Nase zuerkennt, ist

von vorn herein den Massen, die von eben dieser Vernunft seltener Gebrauch zu machen in der Lage sind, bei Weitem sympathischer. Wenn nun auf beiden Seiten die Führung den Theologen zuzukommen pflegt, die schon als Theologen die relative Berechtigung beider Richtungen niemals anerkennen dürfen, so wird der religiöse Widerstreit leicht in einen Gegensatz der Bevölkerungsclassen umschlagen, der von ernsten politischen Folgen begleitet sein kann. Hier war das um so mehr der Fall, als in dem damaligen Bagdad grade durch Ma'amûns persischen Anhang Bildung und Wissenschaft ziemlich weit mit dem Perserthum selbst zusammenfielen: da hatten es die Orthodoxen leicht, ihre Gegner bei den breiten Schichten der in der größeren Mehrzahl arabisch gesinnten Bevölkerung als persische Freigeister in Verruf zu bringen. So kommt Ma'amûns Herrscherthätigkeit auch da, wo sie den lobenswerthen und gelungenen Versuch nachdrücklicher Hebung wissenschaftlicher Thätigkeit unternimmt, auf eine weitere Schärfung der Abneigung zwischen Arabern und Persern hinaus, einer Abneigung, die seit dem Bürgerkriege zwischen Emîn und Ma'amûn ohnehin nicht mehr aus der Welt zu schaffen war, und nunmehr die beiden Nationen zum Verderben des Chalifates immer weiter auseinander drängte.

Vollzog dieser innerliche Trennungsprozeß sich langsam, aber ohne Unterbrechung von dem Augenblicke an, wo die Politik des Gleichgewichtes zwischen Ost und West durch den Sturz der Barmekiden unmöglich geworden war, so hatte er, wiederum in der Zeit des Ma'amûn selbst, auch nach Außen hin sich bereits deutlich markirt. Wir haben gesehen (S. 506), wie die unruhigen Elemente Chorassâns sich gleich, nachdem Ma'amûn das Land verlassen, in einem Aufstande Luft machten. Tâhir, der im Westen nicht an seinem Platze war (S. 506), bei seinen persischen Landsleuten aber natürlich im höchsten Ansehen stand, schien der geeignete Mann, die schwierige Provinz zu verwalten. Im J. 205 (821) dorthin abgesandt, wußte er sich in der That rasch zur Geltung zu bringen. Seine rücksichtslose Energie kennen wir aus seinem glänzenden Feldzuge gegen Emîn und seinem Verfahren gegen diesen unglücklichen Fürsten; daß er ein gescheiter Mensch war, zeigt der uns noch erhaltene, zweifellos zur Veröffentlichung bestimmt gewesene Brief, den er an seinen Sohn Abdallah schrieb, als dieser das erste selbständige Commando erhielt. Er ist nicht allein in vortrefflichem Arabisch abgefaßt, was allenfalls ein gewandter Secretär für den im gewöhnlichen Leben des Persischen sich bedienenden Emîr besorgt haben kann, sondern enthält eine Fülle von schönen Ermahnungen zur Gottesfurcht, Gerechtigkeit, Leutseligkeit, Treue, Bedächtigkeit und was es sonst für Herrschertugenden giebt, und ist deswegen heute noch im Orient als ein classisches Schriftstück berühmt. Man sieht deutlich, der Mann wußte ganz genau, was er dem lieben Publicum, dem Chalifen vorweg, zu sagen hatte, um einen vortheilhaften Eindruck hervorzubringen. Für die eigene Wenigkeit nahm er es mit den Tugenden, z. B. der Treue, nicht so genau: als er den Osten fest in der Hand hatte, ließ er eines schönen Freitags im Dschumâda I 207 (Sept. — Oct. 822) den Namen des Chalifen in der

Chotbe (S. 195) fort, d. h. er kündigte der Regierung in Bagdad den Gehorsam (vgl. S. 466). Zum Glück für diese starb er des anderen Tages; aber Ma'amún wußte nur zu genau, daß er es nicht wagen durfte, zu Mesopotamien, Aegypten, Bábek und den Aliden sich noch einen neuen Aufstand über den Hals zu bringen: so beließ er den Osten in der Verwaltung der Söhne Táhirs, zuerst des Talcha, nach dessen im J. 213 (828/9) erfolgtem Tode des Abdallah. Damit war Chorașán der That nach selbständig geworden; wie die Aglabiden in Keirowán, fragten die Tahiriden im Osten nichts mehr nach dem Willen der Chalifen, denen sie nur ehrenhalber die Erwähnung ihrer Namen in der Chotbe und auf den Münzen ließen, um dadurch ihre eigene Herrschaft als ein legitimes, durch ausdrückliche Billigung von Seiten des Stellvertreters des Propheten geheiligtes Lehensverhältniß darzuthun und rechtlich zu begründen. Allerdings hielten sich die Tahiriden selbst nur etwas über fünfzig Jahre, die aber, von welchen sie alsdann aus der Herrschaft verdrängt wurden, die Söhne Ssaffárs, stellten sich dem Chalifate noch viel unbotmäßiger gegenüber; dann folgten die Ssamaniden, und bevor diese ihr Ende erreicht, war nicht allein ganz Medien und Persien für immer dem Einflusse des Chalifates entzogen, sondern durch merkwürdige Verwicklungen nach einer anderen Seite hin die weltliche Macht der Abbasiden für eine Weile gänzlich vernichtet. So bezeichnet die Ernennung des Táhir zum Statthalter von Chorașán in Wirklichkeit die Scheidung vorläufig zwischen den am reinsten persisch gebliebenen Ostprovinzen, bald aber zwischen ganz Persien und dem Irák nebst den ausschließlich arabischen Bezirken des Westens. Die beiden Nationen trennen sich von Neuem, nachdem sie in zweihundertjähriger, widerwilliger Verbindung doch sich gegenseitig gewaltig beeinflußt hatten: nahmen die Perser die Religion des Isláms, die sich nun einmal unausrottbar festgesetzt hatte, in ihr Sonderdasein mit zurück, so blieb den Arabern der Gewinn der staatlichen Organisation und der erhöhten Cultur, beiden gleichmäßig aber das regere geistige Leben, dessen Blüthe nicht allein im Irák selbst trotz der einbrechenden schlechten Zeiten noch lange fortdauerte, sondern in den Provinzen mit der Bildung der neuen Einzelstaaten erst rechten Aufschwung nahm. Wie nun für dieses noch Jahrhunderte hindurch Bagdad der eigentliche Mittelpunkt blieb, an welchem die geistigen Strömungen von Ost und West sich berührten und auf einander einwirkten, so daß die Länder des Islâms wenigstens von Aegypten bis Turkestán noch ein Gebiet einheitlicher Geistesarbeit darzustellen fortfahren, ebenso nahm der Austausch des Handels und Verkehres, freilich mit der Zeit durch Kriege und Umwälzungen allmählich vermindert, nach wie vor seinen Weg über das Irák, hörte das Chalifat, trotz der Abnahme seiner weltlichen Bedeutung, vermöge der geistlichen Würde seiner Inhaber nicht auf in allen politischen Verwicklungen seine Rolle zu spielen. Schließen wir daher an dieser Stelle, wo die Wege der beiden Völker wieder auseinandergehen, die gemeinsame Geschichte der Araber und Perser, so werden wir allerdings zunächst mit den weiteren Schicksalen

der ersteren uns zu beschäftigen haben, die Schilderung des selbständigen nationalen Lebens der letzteren einer besondern Abtheilung dieses Werkes vorbehaltend; aber Bagdad und seine Chalifen werden bis zu einem gewissen Grade auch fernerhin den Vordergrund unserer Darstellung ausfüllen, welche sich, je mehr die zunehmende Anzahl der kleinstaatlichen Einzelgestalten das Gesammtbild verwirrt und den Ueberblick erschwert, um so absichtlicher auf die Herausarbeitung der großen durchgehenden Linien beschränken wird.

Fünftes Buch.

Abbassiden und Fatimiden.

Erstes Capitel.

Chalifen und Praetorianer.

Etwas über hundert Jahre hatten die Araber das persische Volksthum unter der Spitze ihres Säbels gehalten, etwas weniger als ein weiteres Jahrhundert die beiden Nationen in friedlichem und kriegerischem Wettstreite um die Führerschaft innerhalb des Chalifates gerungen: daß sie jetzt von einander gingen, bewies, wie unmöglich auf die Dauer eine Unterordnung der einen unter die andere war. Hatten die Perser ihre niemals wieder in vollem Umfange organisirte militärische Kraft in den Feldzügen Abu Muslims und Ma'amûns so weit verbraucht, daß sie über die Erhaltung der neu gewonnenen Selbständigkeit vorläufig kaum hinausdachten, so waren die Araber unter den Abbassiden in Arabien, Syrien und Aegypten dem alten Stammparticularismus verfallen, im Irâk zu einem Volke von Gewerbtreibenden, Kaufleuten und Gelehrten umgewandelt, dessen Neigung und Brauchbarkeit für den Kriegsdienst täglich abnahm. Es ist bereits ausgesprochen worden (S. 508), daß seit dem letzten Bürgerkriege die irâkischen Truppen den Aufgaben, welche vor Allem Bâbek und die Byzantiner ihnen stellten, sich nicht gewachsen zeigten. Hierzu kam, daß mehr und mehr die Oppositionslust der Massen in den großen Städten, insbesondere in Bagdad, den Regierenden Sorge bereiten mußte. Schon dem Raschîd war es inmitten seines getreuen Residenzpöbels 'bisweilen schwül geworden, und im J. 187 (803) hatte er sich nach Rakka am mittleren Euphrat zurückgezogen, weil ihm „der Qualm der großen Stadt" nicht mehr bekömmlich sei. Ma'amûn besaß eine festere Constitution: er residirte in Bagdad, das freilich für einige Zeit an den eben erlittenen Verwüstungen genug hatte; mehr noch indeß verließ er sich auf die nichtarabischen Truppen, durch welche er die lieben Unterthanen im Zaume hielt. Natürlich waren es Mannschaften aus den Ostprovinzen, theilweise Perser, daneben aber in nicht geringer Anzahl Türken aus Transoxanien, besonders den Bezirken Oschrûßana und Fergâna, deren Gebirge tüchtige und kraftvolle Stämme beherbergten. Sie waren es, welche der

arabischen Eroberung den hartnäckigsten Widerstand entgegengesetzt hatten; ihre gefangenen Angehörigen dienten seit lange den Vornehmen des Chalifates als Leibwächter, auf die man bei guter Behandlung und einiger Freigebigkeit unbedingt zählen konnte, und schon seit den ersten Abbassiden[1]) finden wir türkische Freigelassene in langsam wachsender Anzahl auch unter den Offizieren des Heeres. Unter Ma'amún bereits in leitenden Stellen: aus Oschrúßana stammte Heider Ibn Ká'ús, genannt El-Affschin, welcher den großen ägyptischen Aufstand unterdrückte (S. 507). Natürlich waren auch unter den gemeinen Soldaten viele Türken, neben ihnen Berbern, welche z. B. in Affschins aus Barka (S. 507) rekrutirtem Heere nicht fehlen konnten. Der Gedanke lag nahe, statt der untauglich werdenden Araber und Perser jenen in jugendlicher Kraft stehenden Völkerschaften den Kern des Heeres zu entnehmen, und Mótaßim (218—227=833—842) that nur den letzten, freilich entscheidenden Schritt auf diesem Wege, als er gleich nach seinem Regierungsantritte solche fremden Truppen zu Tausenden anwerben ließ.[2]) Er fand sich dazu insbesondere durch die nach Ma'amúns Tode ausbrechende Unbotmäßigkeit des eben unter seinem Commando gegen die Griechen kämpfenden Heeres veranlaßt, welches statt seiner den Abbás, des verstorbenen Chalifen Sohn, als Herrscher wünschte; seine Thronbesteigung zu sichern, mußte er, unter Schleifung der allzu sehr vorgeschobenen Festung Tyana (S. 508), den Byzantinerkrieg abbrechen, das Heer auflösen und nach der Residenz zurückkehren. Die Organisation der türkischen und berberischen Garderegimenter ging rasch genug von Statten, um seine Stellung endgiltig zu befestigen; und die Art, wie sie in den Kriegen gegen Bábek und die Byzantiner sich bewährten, schien die Zweckmäßigkeit der Maßregel zu bestätigen. Bald aber sollten auch sehr bedenkliche Schattenseiten bemerkbar werden. In den sumpfigen Gegenden des unteren Euphrat zwischen Baßra und Wáßit hausten seit den Zeiten der arabischen Eroberung die Sott, d. h. Zigeuner, welche unter den Sassaniden nach Persien eingewandert und in jener Gegend angesiedelt waren. Sie hatten sich den Arabern sofort angeschlossen, und ihre Mannschaften waren seitdem in den Kriegen des Islâms mit den übrigen Contingenten des Irák zusammen ohne Nachtheil verwandt worden. Nach dem Tode Ma'amúns aber waren sie unruhig geworden und hatten durch allerhand Raubzüge in die Umgegend sich lästig gemacht; einem arabischen Feldherrn, dem Odscheif Ibn Ambaßa, war es gelungen, sie zu Paaren zu treiben. Derselbe Odscheif hatte dann an der Seite der Türken in den neu begonnenen Byzantinerkriegen sich ausgezeichnet; als nun der Chalife den Löwenantheil an den Belohnungen seinen Garden zuwandte, fühlte jener sich zurückgesetzt und benutzte die Mißstimmung der arabischen Truppen gegen

1) So viel mir gegenwärtig ist, zuerst unter Manßúr, wo im J. 137 (754/5) ein Freigelassener türkischer Abkunft bereits als Commandant einer Stadt von der Bedeutung Hamadáns genannt wird (Tab. III, 118, 5—7). 2) Nach einer Angabe hätte er die Gesammtzahl derselben bis auf 70000 gebracht.

die Fremden, eine Verschwörung anzustiften, welche auf die Absetzung des Chalifen und die Uebertragung der Herrschaft auf den Abbás hinauslief. Sie ward entdeckt, und kostete den Rädelsführern wie dem unglücklichen Prinzen das Leben (223=838), verstärkte natürlich aber das Mißtrauen Mótaßims gegen die Araber und seine blinde Parteilichkeit für die Türken. Hatten sie schon vorher den friedlichen Bürgern und den fast ebenso friedlichen Milizen Bagdads ungestraft jeden Tort angethan, in welchem eine rohe und zügellose Soldateska Vergnügen finden konnte, so wurde ihr Uebermuth und ihre Ausgelassenheit jetzt völlig unerträglich und erbitterte die ohnehin aus religiösen Gründen (S. 515 f.) mißgestimmte Bevölkerung der Hauptstadt aufs Aeußerste. In wenigen Jahren verlor das Herrscherhaus den letzten Rest der Anhänglichkeit, auf den sie von Seiten der Stadt Manßûrs noch hatte zählen dürfen. Nicht wenig trug dazu bei, daß schon Ende 220 (835) Mótaßim, welchem die wachsende Unzufriedenheit in Bagdad nicht verborgen blieb, auf den verhängnißvollen Entschluß des Raschid zurückkam, seine Residenz an einen kleineren Ort zu verlegen, und in Ssamarra, etwa 15 Meilen stromaufwärts, sein Hoflager aufschlug. Im Laufe des Jahres 221 (836) erstanden in der unbedeutenden Provinzialstadt, deren Name in das hochtönende Ssurr man rá „Freude des Beschauers" geändert wurde, neben einem prächtigen Chalifenpalast hunderte von großartigen Gebäuden für die hohen Offiziere und Hofbeamten, Kasernen für die türkischen und berberischen Gardetruppen — ein Versailles fern von dem Paris, mit welchem sich das Bagdad von damals wohl vergleichen läßt. Hier waren die Chalifen sicher vor den Klagen der Hauptstädter; was aber Mótaßim nicht bedacht hatte, sie waren auch fern von jeder Hilfe, deren sie bedürfen mochten, wenn einmal die Söldnerschaaren sich fühlen und die Meister spielen gelernt hatten. Er selbst brauchte in der Beziehung keine Sorge zu hegen: an Kraft, Ungebildetheit und Roheit gab er keinem Türken etwas nach, dazu war er klug genug es zu merken, wenn einer der Oberoffiziere anfing den Kopf etwas hoch zu tragen, und als Abbasside fand er dann schon eine Gelegenheit, sich des Unvorsichtigen zu entledigen. Das mußte gleich der erste und verdienteste der Türkengeneräle erfahren, Afschin, welcher endlich den zwanzigjährigen Krieg mit Bábek siegreich beendigt (222=837) und bei den Byzantinern in Kleinasien sich keine geringeren Lorbeeren geholt hatte (223=838). Damals war keine Ehrenbezeugung zu groß, kein Geschenk zu kostbar gewesen: hatte doch der Chalife — so schwer war seine Sorge wegen der Churramiten gewesen — zwischen dem Hauptquartier und Ssamarra einen Postdienst von ungewöhnlich vollkommener Organisation einrichten lassen, der jeder Nachricht die Entfernung von über 100 deutschen Meilen meist schwierigen Weges in 4 Tagen zurückzulegen gestattete. So wurden nun dem Sieger ein Diadem und zwei edelsteinbesetzte Wehrgehänge verliehen, vielbeneidete Zeichen des höchsten, beinahe fürstlichen Ranges, dazu Geld und Gut fast ohne Maaß — drei Jahre später starb er, den man der türkischen Soldaten wegen nicht

offen hinzurichten wagte, im Kerker einen langsamen Hungertod, weil er aus Eifersucht gegen die selbständige Herrschaft der Tahiriden im Osten den Masijár Ibn Kárin, Ispehbed von Tabaristan, gegen Abdallah Ibn Táhir aufgehetzt hatte: vermuthlich um zu seiner Besiegung abgesandt zu werden, und nach solcher Vermehrung seines Ansehens die, unter deren Befehl die Türkenländer jenseit des Oxus standen, aus ihrem Lehen zu verdrängen und auf dem heimischen Boden ein eigenes Fürstenthum sich zu gründen. Mótaßim bekam Wind von seinen Intriguen; nachdem Abdallah Ibn Táhir den Ispehbed unschädlich gemacht, verfiel Afschín der Anklage des Atheismus, die wie in den Zeiten des Machdi herhalten mußte, den gefährlichen Mann zu beseitigen. Ließ sich aber voraussehen, daß nicht immer die Chalifen die Oberhand behalten würden, falls es zwischen ihnen und den Praetorianerobersten zu neuen Conflicten kam, so zogen nach anderen Seiten hin diese Verhältnisse nicht minder bedenkliche Folgen nach sich. Natürlich waren die Miethstruppen bei Weitem kostspieliger, als die arabischen und persischen Heere der früheren Zeit; und je mehr die Fürsten sich auf den guten Willen ihrer Garden angewiesen sahen, um so weniger fanden sie sich in der Lage, den fortwährend gesteigerten Ansprüchen der habgierigen Landsknechte Widerstand zu leisten. Bei jedem Thronwechsel — und sie wurden immer häufiger — mußte erst einmal der Staatsschatz geleert werden, um dem neuen Chalifen die Anerkennung der maßgebenden Offiziere zu sichern; und später fanden sich alle Augenblicke neue Vorwände, die Unverschämtheit der Forderungen zu steigern. Wir hören, daß unter Mo'otás (252—255 = 866—869) die Kosten des Söldnerheeres zwei Millionen Golddinare im Jahr betrugen, eine Summe, welche einem zweijährigen Ertrage des Charádsch aus dem ganzen noch übrigen Umfange des Reiches gleichkam; und das waren nur die laufenden Gehälter und Rationen. Unter solchen Umständen hatte der Wesír des Chalifen nur eine Pflicht: Geld und immer Geld zu schaffen. Schon Mótaßim setzte, kaum daß er seine Türken angeworben hatte, den Wesír Fadl Ibn Merwán ab, weil er nicht im Stande war, den Ansprüchen des Hofes zu genügen; und wenn es früher bereits vorgekommen war, daß Beamte in einflußreichen Stellungen, von denen man — selten mit Unrecht — annahm, daß sie an Staatsgeldern sich grade recht vollgesogen haben möchten, plötzlich von ihren Posten entfernt und auf dem Zwangswege ihres Vermögens beraubt wurden, so bildete dieses Verfahren nunmehr bald die Regel. Nicht minder die aus denselben Bedrängnissen hervorgehende Unsitte, Aemter und Lehen allmählich nur noch gegen beträchtliche Anzahlungen baaren Geldes zu verleihen. Es war ein allgemeines Plünderungssystem. Die Garden forderten vom Chalifen, der vom Wesír, der Wesír von den Finanzbehörden, diese von den Unterthanen; die Unsicherheit, in welcher jeder sich über die Zeitdauer der eigenen Macht befand, und die Gewißheit, daß von ihm bei seinem Sturze Unsummen gefordert werden würden, verdoppelten den Eifer der Beamten, die Bevölkerung nach allen Richtungen hin auszusaugen, eine

Bevölkerung, die unter den Aufständen und Bürgerkriegen wie unter der Willkür der Türken und Berbern ohnehin täglich an Leistungsfähigkeit abnahm, und endlich, zur äußersten Verzweiflung gebracht, in wüthender Empörung die Grundfesten des Staates grade in dem Augenblick erschütterte, wo ein unerwarteter Aufschwung der heruntergekommenen Dynastie noch einmal bessere Zeiten herbeiführen zu wollen schien.

Der Verfall des Abbassidenchalifates bis zu seiner tiefsten Erniedrigung, welchen die Praetorianerwirthschaft herbeiführte, vollzieht sich in der kurzen Frist von dreißig Jahren. Im Jahre 227 (842) starb Mótaßim; der ihm folgte, sein etwa dreißigjähriger Sohn Harún El-Wáthik billáh („der auf Gott Trauende"; 227—232 = 842—847) hatte außer der Befriedigung seiner Lüste höchstens noch Sinn für Verse und Anekdoten, und sah die Hauptaufgabe des Regenten in Gelderpressungen von hohen Beamten, allenfalls auch in Verfolgung der unbotmäßigen Orthodoxen von Bagdad. Immer noch verlangte man von diesen das Bekenntniß zum Geschaffensein des Koráns, nicht als ob Wáthik oder sein Vater sich für die Gottesgelahrtheit ihrer motasilitischen Hoftheologen interessirt hätten, sondern weil es sie ärgerte, daß man in der Hauptstadt eine eigene Meinung haben wollte; schließlich aber verlor letztere die Geduld, und Achmed Ibn Naßr, einer von denen, welche im J. 201 (816/7) sich durch Bildung des Wohlfahrtsausschusses um Bagdad (S. 504) verdient gemacht hatten, gelang es eine allgemeine Erhebung gegen den Chalifen und seine türkische Umgebung zu organisiren. Sie scheiterte im letzten Moment, weil durch einen unglücklichen Zufall das Signal zu früh gegeben wurde (231 = 846); aber sie zeigte den Abgrund, der schon zwischen Volk und Dynastie bestand, und vermehrte die Unentbehrlichkeit der fremden Leibgarden. Ohne Scheu wagten diese jetzt bereits die Herren zu spielen: als Wáthik 232 (847) vor der Zeit, wie es heißt an den Folgen seines wüsten Lebenswandels, gestorben war, und die höchsten Beamten und Offiziere zunächst seinem unmündigen Sohne Mohammed zu huldigen gedachten, fanden die beiden Türken Waßíf und Itách, welche damals die erste Rolle spielten, das Bürschchen in dem Prachtgewande und der hohen Persermütze, die seit Manßúr von den Chalifen getragen wurden, allzu lächerlich, und setzten einfach den Dschá'afar, einen Bruder Wáthiks, als El-Mutawakkil ala 'lláh („der seine Sache auf Gott stellt") auf den Thron (reg. 232—247 = 847—861). Einer der unangenehmsten Abbassiden, die es gegeben hat, treulos, undankbar und grausam, wie die meisten, launenhaft und schwelgerisch wie wenige aus dem greulichen Geschlechte, muß er doch im Grunde bei Weitem nicht so kindisch und thöricht gewesen sein, wie er sich häufig zu geben liebte. Er sah die Gefahr, in welcher die Chalifen zwischen der aufsässigen Hauptstadt und den übermächtigen Türken schwebten, und machte sich daran, ihr im Stile seines Urahnen Manßúr zu begegnen. Im J. 235 (849) entledigte er sich des Türken Itách, dem er selbst den Thron verdankte. Dieser Mann, welcher außer dem Oberbefehl über das Heer auch die erste Stellung am Hofe, die

Leitung der Finanzen und des Postwesens (vgl. S. 466) in sich vereinigte, war zu mächtig; so wurde er zunächst mit Katzenfreundlichkeit sicher gemacht und dann in den Kerker geworfen, wo er verdursten mußte — eine damals bei hohen Persönlichkeiten sehr beliebte Todesart, weil sie am Körper keine Spuren hinterläßt und man also stets behaupten konnte, der Betreffende sei zum höchsten Leidwesen aller Betheiligten an einer Krankheit verstorben. Daneben traf Mutawakkil indeß auch mehrere Maßregeln, welche das Bestreben zeigen, im Volke selbst eine Stütze gegen die Türken wiederzugewinnen und auf solche Art beide Theile einander Schach bieten zu lassen. Am leichtesten konnte dazu, wie es schien, ein Wechsel in der Kirchenpolitik dienen: die Orthodoxie war in den arabischen Theilen des Reiches, außer etwa Syrien, populär, auf Persien, welches unter dem Tahiriden Mohammed, Abdallahs Sohn, ein beinahe selbständiges Sonderdasein weiterführte, brauchte keine Rücksicht genommen zu werden — so dürfen wir uns nicht wundern, wenn Mutawakkil auf den Gedanken kam, im Gegensatze zu seinen Vorgängern fromm zu werden. Natürlich mußten für die Bußgeißel andere Leute ihren Rücken hinhalten. Seinerseits änderte der gottesfürchtige Chalife an dem wenig erbaulichen Lebenswandel, welchen er hinter den Mauern von Ssamarra führte, nicht das Geringste, ist aber von den orthodoxen Schriftstellern aller Zeiten nichtsdestoweniger über den grünen Klee gelobt worden, weil er zunächst gleich bei seinem Regierungsantritte jedes Disputiren über den Korán verbot, dann im J. 235 (850) die alten Verordnungen über die äußerliche Scheidung zwischen Muslimen und Schutzgenossen (S. 273) wieder einschärfte, ja dieselben 239 (853/4) noch durch strengere Vorschriften überbot, die in Bagdad neu erbauten Kirchen niederreißen ließ, endlich aber — und das war natürlich die Hauptsache — im J. 237 (851/2) das Dogma vom Geschaffensein des Koráns für ketzerisch erklärte[1]), den motasilitischen Oberkadi Achmed Ibn Abi Duád durch einen Orthodoxen reinsten Wassers ersetzte, die Anhänger der freisinnigen Theologie zu verfolgen begann, kurz in Allem und Jedem sich als den eifrigsten Schüler der altgläubigen Partei zu geberden anfing. Auch den Schiiten gegenüber: 235 (849/50) ließ er einen Aliden in Bagdad züchtigen und einsperren, 236 (850/1) die Grabkapelle des Hußein bei Kerbelá und den ganzen Ort, der um sie herum emporgewachsen war, niederreißen und das Wallfahren zu der Stätte verbieten, 241 (855/6) hören wir, daß in Bagdad ein Schiite zu Tode gegeißelt worden ist, weil er sich über Abu Bekr, Omar und sonstige Heilige des ssunnitischen Bekenntnisses respectwidrige Aeußerungen erlaubt hatte — so können wir nicht zweifeln, daß auch sonst in den arabischen Provinzen jeglicher Ketzerei strenge nachgespürt und das

1) Nach anderen Nachrichten soll bereits Wáthik dies in seinem letzten Regierungsjahre gethan. Ich lasse dahingestellt, ob dieselben als glaubwürdig angesehen werden können; selbstverständlich kann von einer wirklichen Durchführung des Systemwechsels nicht vor der Absetzung des Ibn Abi Duád, des Hauptvertreters und grundsätzlichen Förderers der motasilitischen Lehre seit Ma'amún, die Rede sein.

orthodoxe Wesen überall mächtig in Zug gebracht wurde. Todt zu machen waren allerdings weder Schiiten noch Rationalisten mit solchen Mitteln. Die Motasiliten hielten sich wacker; besonders in Baßra, ihrem alten Hauptquartiere (S. 407), pflanzte sich die Lehre mit größerer Vorsicht, aber kaum geminderter Kraft fort, und wenn die Anhänger der Aliden sich vorläufig duckten, so kennen wir nun schon genugsam die gefährliche Ausbreitung, welche ihre geheime Propaganda dieser Secte unter allen Umständen sicherte. Wir werden nur zu bald die Ergebnisse ihrer rastlosen Minirarbeit vor Augen haben. Aber verhängnißvoll ist Mutawakkils Schritt für die Entwicklung des Islâms doch gewesen. Er hat für immer auch die maßvollste Gedankenfreiheit in den mohammedanischen Staaten unmöglich gemacht, die Philosophie, das Hauptwerkzeug und die Bundesgenossin des Rationalismus mit dem Brandmale der Gottlosigkeit gestempelt, und die Gedankenarbeit über die höchsten Fragen des menschlichen Daseins in die Einsiedeleien vereinsamter Grübler zurückgejagt, die es nicht lassen konnten, im Stillen nach eigener Erkenntniß zu streben, ohne es jemals wagen zu dürfen, die Errungenschaften ihrer Forschung anders als in sorgfältig verhüllten, mit der Sprache des Korâns in äußerliche Uebereinstimmung gebrachten Andeutungen den wenigen Gleichgesinnten mitzutheilen — und selbst das blieb immer ein gefahrvolles Unternehmen. Kaum ein Vierteljahrhundert aber nach dem Verbote der motasilitischen Lehre, im J. 260 (873/4), ward zu Baßra Abu 'l Haßan Alí El-Áschʼari geboren, ein Nachkomme im neunten Gliede von jenem Abu Múßa El-Aschʼari, den wir als Schiedsrichter in dem Kriege zwischen Alí und Moáwija eine so wenig beneidenswerthe Rolle haben spielen sehen (S. 324 f.). Der Urenkel war ein anderer Mann als der Ahne: mit Talent und Kenntnissen verband er einen festen und ehrenwerthen Charakter, der ihn seine theologische Forschung ohne Rücksicht auf Gefallen oder Ungunst der Mächtigen betreiben ließ. Sie führte ihn von der Orthodoxie zu den Motasiliten; aber der Rationalismus wollte seinem Gemüthe keine Befriedigung gewähren. So bildete er sich ein neues System, welches die logische Kunst der philosophisch gebildeten Freidenker auf die rechtgläubigen Sätze der Ssunna anzuwenden unternahm, ganz in derselben Art, wie die abendländische Scholastik die Wahrheit der christlichen Lehre aus dem Aristoteles bewiesen hat. Hier wie dort ist es die schematische Logik, welche die metaphysischen Sätze des Dogmas zu einem folgerichtigen Ganzen von scheinbar objectiv wissenschaftlicher Geltung verknüpft, hier wie dort wird die geistreiche Schöpfung eines begabten Denkers von den Späteren allmählich verflacht und veräußerlicht, bis ein trockener und magerer Katechismus übrig bleibt, eine Paragraphensammlung statt einer lebensvollen Verknüpfung herzbewegender religiöser Lehren. Aber der Rationalismus der Motasiliten war in dem Systeme Áschʼaris zum ersten Male mit seinen eigenen Waffen angegriffen und geschlagen; Niemand durfte mehr die Vertreter einer Orthodoxie unwissenschaftlich schelten, die triumphirend darthat, wie die weltliche Weisheit selbst dazu dienen müsse, die Richtigkeit

der traditionellen Auffassung des göttlichen Wortes zu erweisen. Man sieht, wie übermächtig das Zusammenwirken einer solchen Richtung mit den Neigungen der Massen und der despotischen Gewalt der Staatsregierung sich einer Freisinnigkeit gegenüber erweisen mußte, die an der Quadratur des Zirkels, der Versöhnung zwischen Glauben und Wissen, schließlich doch hier wie überall gescheitert war. Ist es aber nicht die Wahrheit, sondern das Streben nach derselben, welches den eigentlichen Werth der menschlichen Geistesarbeit ausmacht, so bezeichnet der Sieg einer scholastischen Orthodoxie, die über sich selbst nicht mehr hinauszuwachsen vermag, den Anfang vom Ende des geistigen Lebens in der Gemeinde überhaupt. Jahrhunderte hat es freilich noch gedauert, bis dieses Ende für den Islám eingetreten ist. Die Perser haben sich von dem System des Arabers Ásch'ari überhaupt nur in Ausnahmsfällen überzeugen lassen, in der großen Mehrzahl immer grundsätzlicher in schiitischen Mysticismus sich hineingeflüchtet, und auch der arabische Boden selbst hat noch an mehr als einer Stelle Geisteshelden erwachsen lassen, die grade im Kampfe mit der Orthodoxie erst die volle Kraft des orientalischen Denkens und Fühlens entwickeln sollten. Aber der persische Mysticismus mit seinen gewaltsamen Umdeutungen des klaren Koránwortes ist innerlich unwahr, und die wenigen Philosophen und Dichter, welche noch gegen die officielle Glaubenslehre protestiren, stehen vereinzelt da, haben nie erheblichen Einfluß auf das geistige Leben breiterer Schichten der Bevölkerung, selbst nicht unter den wenigen Gebildeten, auszuüben vermocht. Es erscheint damals wie heute eingesponnen von dem künstlichen Fadenwerk des theologischen Systems Ásch'ari's, welches seine Uebereinstimmung mit dem Geiste des Koráns nicht minder als die schonungslose Faust des weltlichen Regimentes in allen ssunnitischen Ländern des Isláms zur Geltung gebracht hat.

Haben die Folgen, welche der Uebergang Mutawakkils aus dem Lager der persischen Freisinnigkeit unter die Fahnen der arabischen Orthodoxie später nach sich zog, hiernach die großartigste Tragweite erlangt, so hielt ihm selber der rohe Eingriff in die innere Entwicklung seines Volkes nach Verdienst keineswegs, was er sich davon versprochen hatte. Die Orthodoxie heimste mit Vergnügen die Protection ein, welche man ihr bot, fand aber nicht die geringste Veranlassung, sich für die einzelnen Personen der Dynastie in die Schanze zu schlagen, deren Schutz ihr so nützlich zu werden anfing. Sie wie die Massen, welche sie beherrschte, blieben, so lange sie irgend konnten, unthätige Zuschauer bei dem Kriege zwischen Chalifen und Praetorianern, den Mutawakkil, hierin nur zu sehr in seinem Rechte, durch Itáchs Ermordung eröffnet hatte. Er war voll des Entsetzens, von welchem Praetorianerherrschaft noch allzeit begleitet gewesen ist. Von den fünf Chalifen Mutawakkil (232—247 = 847—861), Muntaßir (247—248 = 861—862), Musta'ín (248—251 = 862—866), Mo'otáß (252—255 = 866—869) und Móchtadi (255—256 = 869—870) ist vielleicht ein einziger eines natürlichen Todes gestorben, und ihre Vergeltung an den maßgebenden

Türkengenerälen hat im Ganzen zwei verschont, Boga den Aelteren und seinen Sohn Múßa, während Waßif 253 (867), Boga der Jüngere 254 (868), Sſálich[1]) Ibn Waßif, Mohammed Ibn Boga und Báïk-Beg 256 (870) ein gewaltsames Ende fanden. Es lohnt nicht, ein solches Drama voll Blut und Greuel genauer als in seinen Hauptzügen zu verfolgen.

Um seine Politik der Vertheidigung des Chalifates gegen die Uebergriffe der Praetorianer weiter durchzuführen, hatte Mutawakkil noch zwei an sich recht zweckentsprechende Maßregeln getroffen. Den Arabern von Bagdad einen tüchtigen Militär als Haupt zu setzen, hatte er den Tahiriden Mohammed Ibn Abdallah ersucht, seine Residenz von Merw nach der Hauptstadt selbst zu verlegen und hier die Verwaltung des Irák zu führen. Mag es wirkliche Treue gegen den Suzerän, mag es der scheinbare Zuwachs des eignen Machtgebietes gewesen sein, welcher den mächtigen Vasallen zur Annahme des Vorschlages bewogen hat, jedenfalls erschien Mohammed, nachdem er Choraßán seinem Bruder Táhir übertragen, 237 (851) in Bagdad und übernahm die wenig dankbare Aufgabe, die zerrütteten Verhältnisse einigermaßen zu ordnen. Im besten Falle konnte er damit nur sehr langsam vorwärts kommen; immerhin zeigte die Folge, daß seine Thätigkeit keine ganz ergebnißlose gewesen ist. Endlich wagte der Chalife noch einen weiteren Schritt: 245 (859/60) ließ er außerhalb des Umkreises von Sſamarra, wo das Hauptcontingent der Praetorianer kasernirt war, eine neue Residenz für sich errichten, die er nach seinem Namen Dscha'afaríja nannte. Uebel genug verschwendete er zwei Millionen Golddinare auf den Bau, welcher die Eifersucht der Türken natürlich in jeder Weise rege machte. Anfang 246 oder nach Anderen 247 (860. 861) ist er in das neue Prachtschloß übergesiedelt; aber die Hoffnung, sich auf solche Weise dem Einflusse der Türken zu entziehen, hat sich ihm nicht erfüllen sollen. Die wenigen persönlichen Anhänger, die ihn umgaben, hätten nie den rücksichtslosen Landsknechten die Spitze bieten können. Jetzt war er freilich klug genug, von den Praetorianerobersten Boga den Aelteren an die byzantinische Grenze abzuordnen, Waßifs plötzliche Verhaftung vorzubereiten; gleichzeitig aber so unvorsichtig, seinen älteren, zur Thronfolge bestimmten Sohn Muntaßir zu Gunsten des jüngeren Mo'otáß so deutlich zurückzusetzen, daß Jener von dem gewissenlosen Vater das Aergste befürchten mußte. Diesem Hause konnte der schlimmsten Greuel keiner fremd bleiben: Muntaßir war mit Waßif, der von den Absichten des Chalifen Wind bekommen, und mit Boga dem Jüngeren im Einverständniß, als der scharfblickende und vor Nichts zurückschreckende, nur allzuwenig seine Launen der politischen Nothwendigkeit unterordnende Fürst, kaum vierzig Jahre alt, in der Nacht des 4. Schawwál 247 (10.—11. December 861) von den genannten Türken ermordet wurde. Mit seinem Tode brach das Chaos herein. Vatermord war selbst für einen Abbassiden doch eigent-

1) ch rauh zu sprechen, ungefähr wie in auch (genauer wie schweizerisches ch in ich).

lich keine Kleinigkeit; kein Wunder, daß Muntaßir der von seinen Mitschuldigen ihm zugewiesenen Chalifenwürde nicht froh ward. Noch nicht sechs Monate hatte er den Thron bestiegen, als er von Gewissensbissen zerrüttet starb, an einer Krankheit oder an Gift, ohne daß wir sagen könnten, wer es ihm geboten haben mag — war es doch eine gemeine Rede, er werde nicht länger regieren, als der Sassanide Schirôje, der auch durch seines Vaters Tod sich den Einzug in das weiße Haus der Chosroen erkauft hatte.[1]) Der dem Unseligen folgte, Musta'în, ein Enkel Mótaßims, war ein reiner Spielball in den Händen der Türken, seine sogenannte Herrschaft nur denkwürdig, weil sie den letzten Versuch der verzweifelten Araber des Irâk einschließt, sich des greulichen Türkenregiments zu erwehren. Mo'otáſ, welchen die beiden Boga — Waßîf stand noch gegen die Byzantiner — zu Gunsten Musta'îns übergangen hatten, war schon als Liebling ihres Abgottes Mutawakkil der Mann der Leute von Bagdad. Die Unruhen, welche nach Musta'îns Wahl (248 = 862) im J. 249 (863) in der Hauptstadt ausbrachen, scheiterten an der Haltung Mohammeds des Tahiriden, der ganz correct, nur in in diesem Falle wenig scharfblickend, bemüht war, ohne Rücksicht auf Personenfragen das Reichsinteresse zu wahren: er sah zu, wie die Türken, gegen die ihn Mutawakkil nach Bagdad berufen, die aufgeregten Araber zusammenhieben. Als aber diese Gefahr für Musta'în beseitigt war, geriethen, wie auf die Dauer unvermeidlich, die Türken in Ssamarra selbst einander in die Haare; der sogenannte Chalife kam dabei sehr ins Gedränge und flüchtete sich mit den ihm zugewandten Boga und Waßîf von Ssamarra nach Bagdad, wo er bei dem correcten Tahiriden bereitwillige Aufnahme fand. Die in Ssamarra gebliebene Mehrzahl der Türken stellte nun ihrerseits den Mo'otáſ als Chalifen auf; das mußte die Bagdader zu sofortiger Schwenkung auf die Seite Musta'îns veranlassen, und in dessen Namen hat die „Stadt des Heils", jetzt eine Stätte des Unheils, den Kampf ausgefochten, welcher das Ende des Arabertums als selbständiger politischer Größe bezeichnet. Das ganze Jahr 251 (865) wehrten sich die Bagdader, welchen ein neuer Sieg der Türken die unerträglichsten Leiden bedeutete, wie die Verzweifelten; und als gegen Ende des Jahres Mohammed Ibn Tâhir es doch nothwendig fand, Unterhandlungen mit den Belagerern anzuknüpfen, hätte das Volk ihn beinahe todtgeschlagen. Aber Musta'în war nicht zu halten: vor seinem eignen Muthe bange hatte er hinter Mohammeds Rücken sich mit den Praetorianern zu verständigen gesucht; der Tahiride mußte ihn aufgeben, wollte er nicht selbst der Abbassidentücke zum Opfer fallen. So capitulirte er für sich und die Stadt unter billigen Bedingungen auf Anerkennung des Mo'otáſ als Chalifen; Musta'în wurde gezwungen, dem Throne zu entsagen (18. Dhu'l-Hiddsche 251 = 10. Januar 866), und wenige Tage später empfing Jener die Huldigung in der keines Widerstandes mehr fähigen Hauptstadt

1) Justi, Geschichte des alten Persiens (Nr. 2 dieser Sammlung) S. 237.

(4. Moharram 252 = 25. Januar 866). Er war ein würdiger Sohn Mutawakkils und hat auch die Politik seines Vaters zu erneuern versucht, freilich mit demselben unglücklichen Erfolge. Richtig genug war es schon, die immer weiter gediehenen Eifersüchteleien der Türken und Berbern benutzend ihre einzelnen Häupter gegen einander zu hetzen; aber damit war so lange nichts gewonnen, als der Chalife selbst es nicht verstand, sich in der allgemeinen Verwirrung eine gebietende Rolle zu sichern. Und dazu war Mo'otáſ nicht der Mann. Er konnte den mit Musta'în geschlossenen Vertrag brechen und seinen unglücklichen Vorgänger aus dem Wege schaffen (252 = 866), er konnte seinen eignen Bruder Mu'ajjad, den er fürchtete, ermorden lassen (252 = 866), aber seine Intriguen und Treulosigkeiten gegen Praetorianer und Tahiriden entfesselten nur einen Krieg Aller gegen Alle, in welchem das Reich in Stücke zu gehen drohte. Die Türken schlugen sich erst mit den Berbern, dann unter einander, wobei Waßîf umkam (253 = 867); nachher ließ der Chalife Boga den Jüngeren, der ihm allzu selbstbewußt auftrat, von Bâïk-Beg verhaften und tödten (254 = 868); als Mohammed der Tahiride starb (14. Dhu'l-Kâ'ada 253 = 13. Nov. 867), wußte Mo'otáſ Sohn und Bruder desselben unter sich zu entzweien, daß schließlich Beide sich gezwungen sahen Bagdad aufzugeben, welches nun wieder dem Bürgerkriege verfiel. Ueberall dieselbe Auflösung aller Verhältnisse, nirgends ein festes persönliches Eingreifen des nur immer weiter im Stillen minirenden Fürsten. Schon im J. 254 (868) hatte er es dahin gebracht, daß allerdings Niemandem seiner Offiziere und hohen Beamten über seine unmittelbare Machtsphäre hinaus gehorcht ward, ihm selbst aber am allerwenigsten. Da er die Kraft der Praetorianertruppen selbst gelähmt, fiel es von Aegypten bis nach Persien keinem Statthalter mehr ein, Geld nach der Residenz zu schicken, während die Aufrührer, die an den verschiedensten Punkten hervorbrachen, bis dicht an die Mauern von Ssamarra heranstreiften. So kam es, daß es schließlich dem Chalifen unmöglich wurde, den Soldtruppen ihre Löhnung zu bezahlen. Darin aber verstanden diese keinen Scherz; sie stellten ihm eine Frist von ein paar Tagen, und als es ihm in derselben nicht möglich wurde, die verlangte Summe herbeizuschaffen, wurde er einfach umgebracht (Redscheb 255 = Juli 869).

Aus der tiefen Erniedrigung, in welche das Abbassidenchalifat versunken war, ist es noch einmal für einen Zeitraum von vierzig Jahren durch vier ausgezeichnete Fürsten herausgehoben worden. Mohammed, ein Sohn des Wâthik, welchen Bâïk-Beg und die Söhne des Waßîf und Boga an Stelle des Mo'otáſ unter dem Namen El-Mòchtadi zum Chalifen machten, hatte für einen unbedeutenden Menschen von schüchterner Frömmigkeit gegolten, dem man zutrauen konnte, daß er sich lenksamer zeigen würde, als sein Vorgänger. Aber darin hatten die Türken sich geirrt. Eine stählerne Kraft lag in dem Wesen des Fürsten, wie man seit Mótaßim ihrer entwöhnt war. Für den Mann, der zum ersten Male wieder Einfachheit und Nüch-

ternheit der Lebensführung mit dem wahren Stolze eines geborenen Herrschers verband, gab es nur Biegen oder Brechen; und wie die höchste, war jetzt auch die richtige Zeit für ein selbständiges Eingreifen des Chalifen gekommen. In jeder Beziehung hatte die rohe Begehrlichkeit der Türken den Bogen überspannt. Das Mißverhältniß zwischen ihnen und den Berbern dauerte fort; dazu aber kam, daß die Mannschaften selber anfingen, den Führern aufsässig zu werden. Nur immer auf die Befriedigung der eignen Habsucht erpicht, hatten diese vor Allem diejenigen Abtheilungen schlecht gehalten, die nicht in Ssamarra, sondern in Bagdad standen und somit für die Zwecke von Palastrevolutionen, die sich in Tagen und Stunden vollzogen, nicht in Betracht kamen. Während nun Móchtadi die von seinem energischen Auftreten wenig befriedigten Generäle, die ihn auf den Thron gesetzt, geschickt gegen einander auszuspielen und eine Zeit lang durch die Macht seiner Persönlichkeit zu beeinflussen verstand, knüpfte er mit den über die Vernachlässigung ihrer Interessen seitens der oberen Offiziere entrüsteten Truppen von Bagdad Verhandlungen an, welche ihm einen Augenblick deren Beistand zu sichern schienen. So konnte er das Unternehmen wagen, sich der Söhne Waßifs und Bogas zu entledigen: Ssálich Ibn Waßif und Mohammed Ibn Boga wurden in der That beseitigt (256 = 870), aber an Múßa Ibn Boga verrieth Bäïk-Beg, mit der Ausführung der nothwendigen Maßregeln betraut, die Absicht des Chalifen, den nun Beide ihrerseits anzugreifen beschlossen. Móchtadi kam hinter den Verrath und sah, daß nun das Aeußerste gewagt werden müsse: er ließ den anrückenden Truppen des Múßa den Kopf Bäïk-Begs, der soeben noch hatte verhaftet werden können, vor die Füße werfen und stellte sich mit ein paar Tausend Berbern und Türken den überlegenen Schaaren Múßas entgegen. Aber jene hielten nicht lange Stand; ihre Flucht entschied Móchtadis Schicksal. Mit entblößtem Schwerte sich deckend, vergeblich den Ruf wiederholend: „Leute, steht zu eurem Chalifen!“ erreichte er ein Haus, in welchem ihn die Türken bald nachher aufhoben; da er sich, heldenmüthig bis zuletzt, weigerte, die von ihm geforderte Abdankung zu vollziehen, ward er in einer scheußlich raffinirten Weise zu Tode gequält, daß seine Glieder kein Zeichen des gewaltsamen Endes wiesen (18. Redscheb 256 = 21. Juni 870). Doch er hatte nicht umsonst gelebt. Die Fortsetzung einer Wirthschaft, die nicht allein das Reich an den Rand des Verderbens gebracht, sondern in einem Jahre auch dreien der Praetorianerobersten das Leben gekostet hatte, mochte den Türken selber bedenklich erscheinen; das mannhafte Auftreten des ermordeten Chalifen war dem Beifall und der Verehrung weiter Kreise begegnet, während die Generäle über die Mißstimmung erheblicher Bruchtheile ihrer eignen Heere nicht länger in Zweifel sein konnten. So scheint Múßa Ibn Boga selbst den Entschluß gefaßt zu haben, für eine Weile sich zu mäßigen, und es war ein Segen für den Staat, daß sich grade in diesem Augenblicke die richtigen Männer fanden, solche Gunst der Verhältnisse zu dauernder Bändigung der fremden Truppen auszunutzen.

Mûßa hatte die Herrschaft der Familie Mutawakkils zurückgegeben: der neue Chalife Achmed, mit dem Beinamen El-Mótamid (256—279 = 870—892), ein Bruder des Mo'otáß, war selbst unbedeutend genug, fand aber in einem anderen Bruder, Talcha, dem er sofort den größten Theil der Regierung abtrat und 261 (875) die Nachfolge nach seinem eigenen Sohne Dschá'afar zusprach, einen Stellvertreter von ungewöhnlicher Energie und Leistungsfähigkeit. Mótamid war vernünftiger Weise beflissen, vor Allem das unheilvolle Ssamarra zu verlassen: so verlegte er sobald als möglich die Residenz des Chalifenhauses wieder nach Bagdad, und die Türken wagten es nicht, sich dem zu widersetzen. Denn mit starker Faust hielt Talcha sie wie die Berbern im Zügel, und selbst dem Sohn des Boga ist es niemals eingefallen, dem gefürchteten Muwaffak, wie sein officieller Ehrenname war, den Weg zu kreuzen. Muwaffak hatte einen Sohn Abu'l-Abbâs Achmed, der ihm selbst an Herrschergaben nicht nachstand, und den Vater in den letzten Jahren seines Lebens, wo er vielfach von Krankheit geplagt war, schon mit gleicher Thatkraft vertrat. Als nun Muwaffak 278 (891) starb, huldigte man ohne Widerspruch dem Achmed unter dem Namen El-Mótadid als zukünftigem Nachfolger von Mótamids Sohne. Mótadid hatte aber keine Lust, diese Erbschaft abzuwarten; da er die thatsächliche Gewalt in Händen hielt, wurde es ihm leicht den Mótamid zu zwingen, daß er dem Sohne die Thronfolge entzog und sie direct auf den Neffen übertrug (Anfang 279 = 892). Bald nachher starb der Chalife, wie es heißt, an den Folgen einer starken Unmäßigkeit; ob Mótadid, wie man ihn verdächtigt hat, dem betreffenden Magenleiden nachgeholfen, läßt sich nicht ausmachen. Wie dem auch sei, er trat ohne Umstände die Herrschaft an (279—289 = 892—902), und hat die große Popularität, deren er trotz seiner Strenge wegen der ihm eigenen Sparsamkeit und Tüchtigkeit in der Verwaltung sich erfreute, in jeder Weise gerechtfertigt. Ein gebildeter Mann, der es nicht verschmähte, sich in seinen kurzen Mußestunden mit dem Studium von Dichtern und Geschichtschreibern abzugeben, war er ein ebenso hervorragender Feldherr als kräftiger Regent, der es verstanden hat, noch für eine Weile dem Verfalle des Chalifates Einhalt zu thun. Auch der Nachfolger, den er sich in seinem Sohne Alí, genannt El-Múktafi (289—295 = 902—908), gegeben hatte, zeigte sich den schweren Aufgaben gewachsen, welche die zunehmende Verderbniß der Zeit den Regierenden stellte: aber mit seinem vorzeitigen Tode schließt die kurze Reihe dieser Selbstherrscher, und der Verfall nimmt unaufhaltsam seinen Gang.

In seiner letzten Krankheit war Múktafi nicht im Stande gewesen, selbst die Huldigung für seinen Bruder Dschá'afar vornehmen zu lassen, den er sich als Erben wünschte; so waren die maßgebenden Beamten um so mehr im Zweifel, wem die Herrschaft gebühre, als Dschá'afar erst dreizehn Jahre zählte und die kräftige Leitung, welche dem Staate Noth that, von ihm nicht erwartet werden konnte. Der letzte Wille des allgemein verehrten

Múktafi trug vorläufig allerdings den Sieg davon, und Dschá'afar wurde als El-Móktadir (295—320 = 908—932) auf den Thron gesetzt. Aber die Gegner wollten sich noch nicht besiegt geben. Unter den Mitgliedern des Hauses Abbâs, welche für das Chalifat noch hätten in Frage kommen können, war der begabteste und wegen seines anständigen Charakters beliebteste ein Sohn des Mo'otáz, Abdallah. Ein Mann von der feinsten Bildung und hervorragenden poetischen Fähigkeiten hatte er die Gunst des Mótadid genossen und das behagliche Dasein eines vornehmen Schriftstellers geführt; seine Freunde hatten ihn von vorn herein statt des Móktadir als Chalifen gewünscht, und als der Letztere in unmündiger Willenlosigkeit rasch unter die Herrschaft seiner Mutter und ihrer Umgebung von Weibern und Eunuchen gerieth, reifte der allgemeine Unwille der Offiziere und Beamten zu einer Verschwörung aus, welche den Sturz Moktadirs und die Thronbesteigung des Abdallah Ibn Mo'otáz vorbereitete. Im Anfang schien Alles zu gelingen; der widerstrebende Wesir Abbás Ibn El-Hußein wurde ermordet, die Truppen der Hauptstadt unter dem Befehle des arabischen Feldherrn Hußein Ibn Hamdán erklärten sich für Abdallah, und als El-Múrtadi wurde dieser Prinz bereits zum Chalifen ausgerufen. Aber die Palastwachen Moktadirs schlugen den ersten Angriff auf das Haus ab: das war für Hußein, der bei dieser ganzen Angelegenheit eine sehr zweideutige Rolle gespielt hat, Grund genug, die Stadt mit dem Heere zu räumen, und so konnte der Eunuche Múnis, ein treuer Diener der Familie Mótadids, sofort an der Spitze der Garden hervorbrechen, die Umgebung Abdallahs auseinanderjagen und schließlich diesen selbst gefangen nehmen. Der unglückliche Fürst, dessen Platz an der Spitze einer geistreichen Dichtergesellschaft, nicht aber eines großen Reiches war, mußte sein Chalifat, das grade einen Tag gedauert (20. Rabî I 296 = 17. Dec. 908), mit dem Leben bezahlen: sein Tod aber bezeichnet gleichzeitig das Ende der selbständigen Herrschaftsübung seitens des Staatsoberhauptes. Der kümmerliche Moktadir überließ seinem Retter Múnis unter dem Titel eines Emir el-omará („Emir der Emire" d. h. Ober-Emir, Oberbefehlshaber) die Herrschaft so gut wie ohne Einschränkung und ist, abgesehen von ein paar ohnmächtigen Versuchen sich der Vormundschaft wieder zu entziehen, Zeit seines Lebens nur eine Puppe in den Händen dieses Mannes gewesen, des ersten der Emir-al-omra, wie man sich mit einer kleinen Ungenauigkeit in der Aussprache gewöhnt hat, diese Hausmeier der späteren Chalifen zu nennen. Es war das Ziel, zu welchem naturgemäß die Praetorianerwirthschaft früher oder später hatte führen müssen; und Moktadir sorgte dafür, daß es so würdelos und elend wie nur möglich erreicht wurde.

An sich bedeutet der Titel Emir der Emire nichts weiter, als den obersten General des Heeres, der als solcher mit der Civilregierung nichts zu thun hat; diese fährt einstweilen noch der Wesir fort in alter Weise zu leiten. Natürlich liegt aber unter schwachen Herrschern die Gefahr nahe,

daß von dem Generalissimus bei jeder Gelegenheit, wo ihm das Interesse des Heeres in Frage zu kommen scheint, das heißt also überall wo es ihm beliebt, Uebergriffe in die Sphäre der eigentlichen Verwaltung ausgehen können, durch welche die letztere allmählich immer mehr an Einfluß verliert und schließlich auch die letzten Reste einer wirklichen Staatsordnung beseitigt werden. Die Regierung des Moktadir stellt in der Hauptsache den unvermeidlichen Kampf beider Gewalten dar, freilich mit der merkwürdigen Umkehrung der Rollen, daß Múnis, ein für seine Zeit redlicher und verständiger Mann, seinen Einfluß als Oberfeldherr im Sinne einer gewissenhaften und sparsamen Führung des Staatshaushaltes geltend zu machen sucht, der Chalife, so weit es der Schwächling fertig bringt, sich dem zu widersetzen bestrebt ist. Sobald Múnis ernstlich auftrat, setzte er natürlich seinen Willen durch; auf die Dauer aber konnte aus einem so ungesunden Verhältnisse nur die gänzliche Desorganisation des gesammten Staatswesens hervorgehen. Zwei Persönlichkeiten sind es, welche unter Moktadir sich in der Stellung des Wesírs fast regelmäßig abwechseln; beide führen den Namen Alí, damit hört aber auch die Aehnlichkeit auf. Der eine, Sohn El-Furát's, hatte an Moktadirs Thronbesteigung bedeutenden Antheil und war schon dadurch besonders empfohlen. Ein Mann, der in sich dieses Zeitalter des Verfalles gradezu typisch darstellte: leutselig und liebenswürdig dem Scheine nach, freigebig gegen Leute, die ihm nützten, z. B. Poeten, welche sein Lob zu singen bereit waren, dabei ein vollkommen gewissenloser Intrigant, der sein hohes Amt zur systematischen Aussaugung des Volkes zu mißbrauchen und sich durch jedes Mittel in demselben zu erhalten als seine Lebensaufgabe ansah. Der Andere, Alí Ibn Íßa, war ein ehrlicher Mann, ein tüchtiger und humaner Beamter, die Steuerkraft der Unterthanen zu schonen und ihre Leiden zu mildern beflissen; nicht eben von heldenhaftem Muthe, für welchen in den Kreisen der damaligen Verwaltung sich wenig Platz fand, daher drohenden Gewittern, so gut er irgend konnte, ausweichend, aber stets bereit, dem Staate seine Arbeitskraft zur Verfügung zu stellen, wenn er es ohne Gefahr für sich thun zu können meinte. Auf wessen Seite das Herz des Chalifen stand, konnte nicht zweifelhaft sein. Ist es wunderbar, daß Mutawakkil Söhne wie Muwaffak und Mótadid erzeugt hat, so mag es kaum weniger erstaunlich scheinen, den letzteren als Vater eines Moktadir zu finden.[1]) Von der außergewöhnlichen Verbrecherhaftigkeit so vieler unter den Abbassiden keine Spur mehr, aber auch keine Spur einer edleren Regung oder einer Ahnung von den Pflichten der Herrscherwürde. Ein mittelmäßiger Kopf, an der Stelle des Herzens eine ziemlich gewöhnliche Sinnlichkeit,

1) Arabische Historiker der älteren Zeit lieben es sonst nicht, Betrachtungen ihren Chroniken einzuflechten; so ist es bezeichnend, bei einem derselben die trockene Bemerkung zu finden: „Wenn ich die Lage des Chalifates in seinen Tagen und den Tagen seines Bruders Muktafi und seines Vaters Mótadid betrachte, finde ich zwischen ihnen einen weiten Abstand."

schwankte der schwächliche und feige Mann haltlos hin und her zwischen der Furcht vor dem gefährlichen Generalissimus seiner Truppen und dem Hange zur Befriedigung seiner Lüsternheit und Verschwendungssucht. Wie ein ertappter Schulbube duckte er sich, wenn der Jammer der geplünderten Bevölkerung sich in einer Brodrevolution Luft machte oder ihm den Unwillen seines Hausmeiers zuzog; kaum war die Gefahr vorüber, so begann die ebenso verwerfliche als thörichte Wirthschaft von Neuem. Da Múnis bald hier bald dort im Felde gegen Byzantiner und Aufständische liegen mußte, behielt der Musterfürst Spielraum genug zur Ausübung seiner halb kindischen halb bübischen Streiche. Zweimal (301 = 913 und 314 = 927) zwang ihn der Oberfeldherr, einmal (306 = 918) der Unwille des Volkes, das Wesirat dem Ali Ibn Íßa oder einem von dessen Gesinnungsgenossen zu übertragen; aber so bald es irgend ging, schickte er den sparsamen Verwalter, der für Harem und Spielereien des Chalifen kein Geld hatte, fort und nahm seinen geliebten Ibn El-Furát wieder, der zu drei verschiedenen Malen (295—299 = 908—911; 304—306 = 917—918; 311—312 = 923—924) auf das unglückliche Reich losgelassen wurde. Natürlich opferte ihn aber sein dankbarer Herr ohne Weiteres, als er das dritte Mal sein schändliches Handwerk, von allen angesehenen Persönlichkeiten durch Mißhandlungen und Foltern Geld zu erpressen, allzu ungescheut betrieb und die Zahl seiner Feinde mehr zunahm, als dem Chalifen für die eigene Sicherheit zuträglich schien. Verweilen wir nicht ohne Noth bei dem jämmerlichen Schauspiel. Es genügt zu sagen, daß alle die Ausschreitungen, die wir als leidige Begleiter des Praetorianerregiments kennen gelernt haben (S. 552), sich von Tag zu Tag häuften. Abu Ali Mohammed Ibn Mokla, ein befähigter Gelehrter und Staatsmann, berühmt als einer der Begründer der arabischen Kalligraphie, nicht frei von egoistischen Antrieben und einem ziemlich starken Hang zum Intriguiren, immerhin aber einer der besten unter den ansehnlicheren Beamten, hatte eben den wieder einmal übervorsichtigen Ali Ibn Íßa auf dessen eigenen Betrieb als Wesír ersetzt (316 = 928) und bemühte sich nicht ohne Verdienst, im Sinne seines Vorgängers fortzuwirken, als zwischen Naśúk, dem Polizeipräfecten von Bagdad, und einigen Günstlingen des Chalifen Zerwürfnisse entstanden, in welche durch allerhand Ränke auch Múnis hineingezogen wurde. Der Generalissimus kam nach der Hauptstadt, und man wußte die Mißwirthschaft des Chalifen ihm so eindringlich zu schildern, daß er in die Entfernung des trübseligen Fürsten willigte: im Moharram 317 (Febr. 929) wurde Moktadir gezwungen abzudanken, und sein Bruder Mohammed unter dem Namen El-Káhir zum Chalifen ausgerufen. Aber die Unordnungen, welche bei dieser Gelegenheit Pöbel und Soldateska in der Hauptstadt anrichteten, waren so arg und Naśúk fing an, eine so bedenkliche Rolle zu spielen, daß Múnis sich eines Besseren besann und es noch einmal mit Moktadir zu versuchen beschloß; Káhir wurde nach ein paar Tagen wieder beseitigt und Moktadir bestieg abermals den so oft

entwürdigten Thron. Aber nicht mehr auf lange Zeit. Die Bemühungen des Ibn Mokla, den Múnis im Wesirate bestätigt, in den unter der revolutionären Bewegung wieder gänzlich zerrütteten Verhältnissen der Hauptstadt Ordnung zu stiften, veranlaßten den Chalifen nur, den ihm aufgedrungenen Minister wieder zu beseitigen; die Unbrauchbarkeit seiner Nachfolger ließ die Verwirrung wieder auf den höchsten Gipfel steigen, Balgereien zwischen dem Militär wie unter dem Pöbel von Bagdad gingen mit den Intriguen der Beamten und Offiziere Hand in Hand, und Moktadir beging schließlich, von seiner Umgebung aufgereizt, die Thorheit, offen mit dem Generalissimus zu brechen, indem er dessen Lieutenant Buleik seines Commandos verlustig erklärte (Anfang 320 = 932). Múnis, auf derartiges nicht vorbereitet, mußte für den Augenblick aus der Residenz weichen. Bald war er indeß im Stande, aus den Provinzen neue Truppen heranzuziehen; am 27. Schawwál 320 (31. Oct. 932) entspann sich zwischen seinen Mannschaften und der Umgebung Moktadirs ein Gefecht unter den Mauern von Bagdad, zu welchem der nicht sehr muthige Chalife sehr wider seinen Willen mit hinausziehen mußte. Die mit Koranen bewaffneten Theologen, welche er sich als Bedeckung mitgenommen, imponirten den Landsknechten des Emírs wenig; gegen die Absicht des Letzteren, der persönlich an der Familie Mótadids hing und nur keine Unbotmäßigkeit dulden wollte, schlugen sie den Chalifen im Laufe des Kampfes todt. Das Geschehene war nicht zu ändern; aber Káhir (320—322 = 932—934), der nunmehr wieder hervorgesucht wurde, um das zweite Mal seines Bruders Nachfolger zu werden, sollte das unheilvolle Ereigniß mehr als ausreichend an denen rächen, die es herbeigeführt. Die Wirksamkeit dieses Chalifen erinnert lebhaft an seinen Vorgänger Mo'otáß (S. 528 f.). Durch Tücke und Hinterlist wußte er bald sich derer zu entledigen, welche ihm zur Herrschaft verholfen, freilich die Wahl eines so gefährlichen Mannes inzwischen längst bereut hatten: er vermochte so viele von Múnis' Truppen durch Versprechungen und Ränke auf seine Seite zu bringen, daß er es wagen konnte, in Tarîf, einem ungetreuen Offizier des bisherigen Oberfeldherren, einen neuen Emír el-omará zu ernennen. Bald nachher gelang es ihm, Múnis und seine vornehmsten Anhänger in seine Gewalt zu bekommen, und im Scha'abán 321 (Aug. 933) verfielen die vor einem Jahre noch Allmächtigen dem Schwerte des Henkers. Aber Káhir, der unter der Maske der Frömmigkeit ein ebenso grausamer Tyrann als sittenloser Mensch war — er pflegte sich täglich zu betrinken — erregte bald den allgemeinen Unwillen: Ibn Mokla, der bei der Katastrophe seines Gönners Múnis die Flucht ergriffen, bot alle seine Beziehungen auf, die Truppen, deren Soldansprüche vielfach nicht befriedigt waren, gegen den Chalifen aufzuhetzen, und in einer Nacht des Dschumáda I 322 (April 934) wurde der Chalife von den Türken im Palaste überfallen und geblendet[1]). Das Leben nahm man ihm nicht, er hat

1) Wie die Könige von Sparta durften auch die Chalifen als Stellvertreter des Propheten keinerlei Leibesfehler haben; die Vernichtung des wichtigsten Sinnes machte

noch bis 339 (950) als ein klägliches Bild gefallener Größe ein kümmerliches Dasein fortgeschleppt. Der ihm als Nachfolger gesetzt wurde, Moktadirs Sohn Achmed, genannt Er-Râdi (322—329 = 934—940), scheint ein frommer und wohlmeinender Prinz gewesen zu sein. Aber zu eigener Ausübung der Herrschaft ist er gar nicht gekommen. Der Beginn seiner Scheinregierung wurde durch Unordnungen der Orthodoxen in Bagdad, den natürlichen Gegenschlag auf die fortgesetzte Verwirrung in den Regierungskreisen, bezeichnet; die Statthalter, selbst in den an die Thore der Hauptstadt grenzenden Bezirken, hörten auf die Staatseinnahmen nach der Residenz abzuführen, so daß Ibn Mokla, der abermals das Wesirat übernommen hatte, außer Stande war, die Garnison zu befriedigen, und diese in neuen Mißhandlungen der Bevölkerung sich erging. Drei auf ihn folgenden Wesiren gelang es ebenso wenig Geld aufzutreiben, und es blieb Râdi nichts übrig, als im Dhu'l-Hiddsche 324 (Nov. 935) sich dem Statthalter von Wâßit, Mohammed Ibn Râïk, in die Arme zu werfen, der schon früher heimliche Botschaft gesandt hatte, daß er zum Einschreiten bereit sei, wenn ihm die Würde des Emîr al-omarâ übertragen werde. Es geschah; aber das Erste, was Ibn Râïk nach der Ankunft in Bagdad vornahm, war die Schließung der Kanzleien des Wesîrs und die Uebernahme der ganzen Verwaltung auf eigene Hand. Er übertrug die Civilgeschäfte, insbesondere die Finanzen seinem Secretär, weder der Chalife noch seine Umgebung durfte fürder in diese Dinge hineinreden, und was der „Beherrscher der Gläubigen" zur Bestreitung seiner Bedürfnisse und der Kosten seines Hofes erhielt, blieb durchaus in das Belieben des Generalissimus gestellt. Die weltliche Macht des Chalifates hat dreihundert Jahre, nachdem sie Abu Bekr und Omar gegründet, ihr schmachvolles Ende erreicht.

Erscheint so der letzte Aufschwung der Dynastie von Môchtadi bis Muktafi in demselben Augenblicke wie abgeschnitten, wo eine unkräftige Persönlichkeit auf den Thron gesetzt ward, so stimmt mit dieser Entwicklung der Dinge innerhalb der Chalifenresidenz nur zu sehr überein, was die Praetorianer gegen die Feinde des Reiches im Auslande und in den Provinzen geleistet haben. Unter Môtaßim die glänzendsten Erfolge auf allen Seiten, nach seinem Tode rasche Abnahme der militärischen Leistungsfähigkeit, bis unter Mo'otâſ auch nicht eine Provinz mehr der Regierung zu gehorchen für nöthig findet. Muwaffak und Môtadid stellen die militärische Ehre der Abbassiden wieder her, aber sie können den Auflösungsprozeß des Reiches nur noch aufhalten, nicht mehr verhindern, und seit Muktafi verläuft er ununterbrochen weiter bis zu der gänzlichen Entkleidung des Chalifen von der weltlichen Gewalt und der Beschränkung auf die geistliche Seite der

einen solchen also zu späterer Wiedereinsetzung, wie sie bei Môktadir möglich gewesen war (S. 534), unfähig.

„Stellvertretung Mohammeds", die wir soeben sich vollziehen gesehen. Wir fassen diese Entwicklung in einem doppelten Ueberblicke über die äußeren Kriege und die inneren Schwierigkeiten zusammen.

Seit das Chalifat Spanien und Afrika an Omaijaden, Idrißiden und Aglabiden, Persien an die Tahiriden abgegeben hat, berührt es sich nur an einer Seite noch mit einer nichtislámischen Macht: im Nordwesten mit Byzanz. Wir verließen (S. 520) die beiden Erbfeinde in dem Augenblicke, wo die drohende Unbotmäßigkeit des arabischen Heeres den Mótaßim zwang, die letzten Erfolge Ma'amúns wieder aufzugeben. Ein paar Jahre hatten die Waffen auf beiden Seiten geruht, als Kaiser Theophilus im J. 222 (837), vermuthlich im Einverständniß mit Bábek (S. 508), einen heftigen Stoß auf die muslimischen Defensionen führte. Samosata am Euphrat und das benachbarte Sabatra[1]) wurden genommen und große Verwüstungen in Nordsyrien und Mesopotamien angerichtet; fast bis an die Thore der Residenz sind nach eigenem Geständniß der Muslime die Byzantiner herangestreift. War aber der Zweck des Unternehmens gewesen, dem inzwischen von den Truppen des Chalifen arg bedrängten Bábek Luft zu schaffen, so wurde er verfehlt: Mótaßim wäre mehr als thöricht gewesen, wenn er nicht vor allen Dingen mit der äußersten Anstrengung den seit über zwanzig Jahren die ganzen Nordwestprovinzen beherrschenden und verheerenden Sectirer unschädlich zu machen gestrebt hätte. So ließ er den Theophilus gewähren; als aber zu Anfang 223 (838) der siegreiche Türkengeneral Affchín mit dem gefangenen Bábek seinen Einzug in Ssamarra hielt, war ein Rachezug nach Kleinasien beschlossene Sache. Noch in demselben Jahre brach der Chalife in Person an der Spitze eines großen Heeres gegen die Byzantiner auf; mit den Arabern unter Odscheif (S. 520) und den eben so trefflich bewährten Türkenschaaren, die von ihren Generälen Itách und Aschnás geführt wurden, drang er von Tarsus her in Cappadocien ein, während Affchín mit einem weiteren Türkenheere den Weg von Mesopotamien über das Gebiet von Malatia nahm.[2]) Ehe noch die beiden Abtheilungen sich vereinigen konnten, stieß Affchín auf den Kaiser Theophilus und schlug ihn (25. Scha'abán 223 = 21. Juli 838) so gründlich, daß er bis nach Phrygien zurückweichen mußte, und über Dorylaeum nicht wieder hinauskam, selbst als der Chalife inzwischen die Hauptarmee bis Amorium vorgeschoben und die Belagerung des starken Platzes begonnen hatte (6. Ramadán = 1. August). Die Festung vertheidigte sich tapfer und hätte sich vielleicht gehalten, obwohl Theophilus nichts für sie thun konnte, als vergebliche Unterhandlungen mit dem Chalifen anzuknüpfen;

---

1) So nennen die Araber eine Festung in den Defensionen, welche bei den Byzantinern Sozopetra oder (in Nachahmung der arabischen Aussprache) Zapetron heißt. Sie muß in dem Landstriche zwischen Samosata und Malatia gelegen haben; Genaueres wissen wir nicht darüber. 2) Die Lage von Dazimon oder Dazimi nos, wo die Entscheidungsschlacht stattfand, ist ganz unsicher und wir müssen in Folge dessen auch darauf verzichten, die Bewegungen der einzelnen Abtheilungen genauer festzustellen.

aber ein persönlicher Feind des Commandanten verrieth sie an die Saracenen.[1]) Schrecklich war die Rache Mótaßims für die im vorigen Jahre von den Griechen begangenen Grausamkeiten: die Stadt wurde verbrannt, die waffenfähigen Männer größtentheils niedergemacht (es sollen ihrer 30000 gewesen sein), die übrigen mit Weibern und Kindern in die Sklaverei geschleppt, der Befehlshaber der Garnison, der Stratege Aëtius, später in Ssamarra gekreuzigt. Zu halten waren die eben gemachten Eroberungen für die Muslime natürlich so wenig wie in früheren Zeiten, besonders da Mótaßim gleich darauf mit der arabischen Verschwörung (S. 521) und später mit anderen Aufständen zu thun bekam. So finden wir zunächst nichts weiter erwähnt, als gelegentliche Streifzüge zu Lande wie zur See, Austausch beiderseitiger Gefangener und Aehnliches; erst unter Mutawakkil bereiten sich wieder ernstere Kämpfe vor. Ein willkürlicher Versuch dieses häufig allzu vorschnellen Herrschers, in die halbe Selbständigkeit einzugreifen, welche die armenischen Theilfürsten unter der muslimischen Oberhoheit immer genossen hatten und jetzt weiter auszudehnen strebten, brachte ihm 237 (852) einen gefährlichen Aufstand des ganzen Landes ein, der bis 238 (852/3) mit Mühe von den Türken unter Boga d. Ä. unterdrückt wurde, ohne daß aber der Chalife wagen durfte, auf Durchführung seiner ersten Absicht zu bestehen. Denn wie gewöhnlich hatten die Byzantiner die Gelegenheit benutzt, ihrerseits die Grenzbezirke auszurauben; und das wurde bis 243 (857) fleißig weiter betrieben, auch im J. 238 (852/3) von einer griechischen Flotte von 300 Schiffen eine Landung in Aegypten unternommen und Damiette geplündert. Da andere Aufstände (unten S. 544) den Truppen Mutawakkils zu schaffen machten, wäre es den Muslimen vermuthlich noch weit schlechter ergangen, wenn nicht etwa um dieselbe Zeit die Kaiserin Theodora durch ihre kirchenpolitischen Maßregeln gegen die Secte der Paulicianer[2]) große Schaaren dieser tüchtigen Menschen über die Grenze getrieben hätte. Sie wurden von dem Oberbefehlshaber in den Defensionen, Omar Ibn Abdallah,[3]) mit

---

1) Das Datum der Einnahme steht nicht fest. Nach den arabischen Nachrichten befahl Mótaßim 55 Tage nach dem Anfange der Belagerung, d. h. also 25. Schauwál = 19. September den Beginn des Rückmarsches, welchem die Eroberung selbst doch mehrere Tage, wenn nicht Wochen vorhergegangen sein mußte. Auf die Angaben der Araber ist indeß auch kein Verlaß; insbesondere ist die Zeit von 11 Tagen zwischen der Schlacht und der Ankunft Mótaßims vor Amorium zu kurz bemessen, wenn die Vereinigung Afschíns mit dem Hauptheere, wie überliefert ist, in Ankyra stattgefunden hat, und der Weitermarsch nach dem 7 Tage Weges entfernten Amorium erst nach einem Aufenthalt von mehreren Tagen erfolgt ist. Ich bemerke nur, daß Ibn Wâdich's Angabe (ed. Houtsma II, 581), die Stadt sei am 17. Ramadán (12. August) übergegangen, merkwürdig gut zu der byzantinischen Notiz (Lebeau-St. Martin XIII, 143) paßt, die Belagerung habe nur 13 Tage gedauert. Woher das Datum Ende Schauwál 223 = 23. September 838 bei Weil (Geschichte der Chalifen II, 315) und Hertzberg (Nr. 54 dieser Sammlung, S. 133) stammt, weiß ich nicht. 2) S. Hertzberg, Geschichte der Byzantiner (Nr. 54 dieser Sammlung), S. 111. 137. 3) Oder Obeidallah; der Name steht nicht genau fest.

offenen Armen aufgenommen und auf muslimischem Boden angesiedelt, welchen sie nun eifrig gegen die Angriffe der Byzantiner vertheidigen halfen, und von dem aus sie bald in dem Orte Tephrike in Kleinarmenien sich einen festen Stützpunkt im feindlichen Lande selbst zu schaffen vermochten. Im J. 244 (858) konnte endlich Boga mit den Türken eingreifen, und ihm, wie 246 (860) noch einmal dem Omar Ibn Abdallah selbst gelang es, den Griechen empfindlichen Schaden zuzufügen. Aber die zunehmende Beschäftigung der Praetorianer mit Palastrevolution und Bürgerkrieg änderte unter Musta'ín die Sachlage zum größten Unheil für den Islám. Waßif, der im J. 248 (862) noch einen erfolgreichen Streifzug auf byzantinisches Gebiet unternommen, ging nach Ssamarra zurück, und 249 (863) ward Omar mit seinem Heere von dem griechischen General Petronas nördlich vom Taurus eingeschlossen und zusammengehauen. Daß in der wüsten Zeit von Mo'otáß bis Móchtadi nicht das ganze Gebiet der Defensionen verloren ging, dankten die Muslime nur dem Umstande, daß es in Byzanz dazumal auch nicht viel besser aussah: kirchliche Schwierigkeiten und der gewaltsame Uebergang der Herrschaft auf die makedonische Dynastie[1]) verhinderten die Griechen, den Verfall des Chalifates gebührend auszunutzen. Als aber Kaiser Basilius sich erst fest im Sattel fühlte, theilte er auch nach dieser Seite wuchtige Schläge aus. Zuerst machte er die Paulicianer, die immer noch seinem Reiche wie ein Pfahl im Fleische saßen, unschädlich: in zwei Feldzügen 257 (871) und 259 (873) schlug er sie wiederholt und nahm im letztgenannten Jahre, nachdem er sich 258 (872) durch einen kräftigen Vorstoß in das arabische Gebiet zwischen Melitene und Samosata die Flanke gesichert, Tephrike ein. Nun hatte er gegen die Defensionen freie Hand; Anfang 263 (876) gewann er Lúlua (S. 508) für Byzanz zurück und verwüstete 263 (877) das ganze Land zwischen Tarsus und Mar'asch. Ein Rachezug der Araber 265 (878) verlief für sie nicht glücklicher, und erst 270 (883/4) trugen sie zum ersten Male wieder einen größeren Erfolg davon. Von da an setzte sich der Krieg mit wechselndem Erfolge Jahrzehnte lang fort, in der alten Gestalt von Streifzügen in den syrisch-kleinasiatischen Grenzgebieten; neben ihnen treten aber neuerdings wieder Flottenexpeditionen in den Vordergrund, abwechselnd von beiden Theilen unternommen, nicht in der Absicht förmliche Eroberungen zu machen, sondern um an irgend welchen Punkten der feindlichen Küsten zu landen, mit großer Schnelligkeit so viele Verheerungen wie möglich anzurichten und dann wieder davonzusegeln. Ein Korsarenkrieg also, der für die Muslime bequem und beutereich war, seit das im Herzen der byzantinischen Besitzungen gelegene Kreta für sie Freundesland geworden (S. 507). Die kretischen Saracenen selbst lebten gradezu von der Piraterie, die sie auf dem ägeischen Meere, ja tief in die Adria hinein betrieben[2]);

1) S. Hertzberg (Nr. 59 dieser Sammlung), S. 145 ff. 2) Vgl. über diese Züge, die weniger für den Islám als für das oströmische Reich von Bedeutung sind, Hertzbergs Geschichte der Byzantiner, in dieser Sammlung Nr. 54, S. 136; Nr. 59, S. 152. 153.

aber auch von der syrisch-cilicischen Küste, insbesondere von Tarsus her fanden die flinken Kreuzer der Araber ihren Weg fast bis vor den Hafen von Konstantinopel. Schon beim J. 880 (266/7) erwähnen byzantinische Chronisten ein derartiges Unternehmen, dem später andere folgten; aber einen wirklich gefährlichen Charakter erhielten diese Wikingsfahrten durch einen Renegaten Namens Leo, der in dem syrischen Tripolis hauste und mit seiner Flotte von über 50 wohlbemannten Schiffen seit 291 (904) Entsetzen über alle Küsten des ägeischen Meeres verbreitete. In dem gedachten Jahre überfiel er mit seinen Korsaren Thessalonike, die zweite Stadt des byzantinischen Reiches, raubte und mordete zehn Tage lang und schleppte mehrere tausend[1]) Gefangene mit sich fort; in den nächsten Jahren setzte er nicht minder als seine kretischen Glaubensgenossen den Unfug im Archipelagus fort und erst 926 (313/4) gelang es dem byzantinischen Admiral Johannes Radinos bei Lemnos die Flotte des Leo zu vernichten. Zu Lande war es unter Mótadid und Muktafi den Arabern auch nicht schlecht gegangen, sie hatten ihren Besitz gewahrt und mehr lohnende Beutezüge in Kleinasien ausgeführt, als die Byzantiner im Gebiete der Defensionen; aber mit dem erneuten Verfalle des Chalifates unter Moktadir begann naturgemäß ihre Kriegführung zu erlahmen, und nun geschah, was seit über hundert Jahren unerhört gewesen, der eherne Ring der Grenzfestungen ward von dem armenisch-byzantinischen General Johannes Kurkuas gebrochen, im J. 314 (926) Malatia von den Byzantinern eingenommen, 315 (927) Armenien bis zur Hauptstadt Dwin durchstreift, 316 (928) die westliche Hälfte des Landes bis Erzerum, 317 (929) das nördliche Mesopotamien zwischen Meijafarikin, Ámid (jetzt Dijarbekr) und Malatia von den Griechen besetzt. Zwar versuchten die arabischen Statthalter sowohl von Moßul wie von Tarsus her den Kurkuas zurückzudrängen, aber es gelang nur für den Augenblick, und seit 322 (934) blieben für längere Zeit Samosata, Malatia und ganz Westarmenien dem Islám verloren.

Die immer häufiger sich wiederholenden Palastrevolutionen und Aufstände in den Chalifenresidenzen mußten schlimmer noch, als auf die Wahrung der Grenzen nach außen, auf die Haltung derjenigen Provinzen einwirken, die nicht unmittelbar unter der Hand der türkischen Praetorianer standen. Fast in keiner derselben fehlte es an Elementen, welche nur auf ein Zeichen der Schwäche seitens der Centralregierung warteten, um feindlich gegen dieselbe aufzutreten. Jener Gegensatz gegen die Dynastie, welcher im Osten nur durch die thatsächliche Ablösung Persiens von dem Körper des Reiches seine Spitze verloren hatte, bestand in den Provinzen arabischer Zunge fort: das alte Unabhängigkeitsgefühl der Stämme, welches eben jeder festen Staatsordnung feindlich war, mußte sich überall erhalten, wo nicht die einzelnen

1) 22000, sagen die Byzantiner: die wären auf den 54 Schiffen (Hertzberg, S. 165) doch nicht gut fortzuschaffen gewesen. Die 5000, welche die Araber zugeben kann man sich eher gefallen lassen.

Stammgruppen selbst, wie in den großen Städten des Irâk, sich allmählich mit einander verschmolzen hatten. Mit ihm zusammen wirkte in manchen Bezirken Syriens und Mesopotamiens die Tradition der Omaijadenzeit, die wenigstens in der Gestalt einer sehr bestimmten Abneigung gegen die Abbasiden noch nicht erloschen war. Im Norden, in Adherbeidschân und den kaspischen Provinzen, reichten sich Communismus und Ungeberdigkeit der streitlustigen Bergvölker der Deilemiten, Tabaristaner und Kurden die Hände; und allüberall, wo es Unzufriedenheit gab, waren nach wie vor die Aliden geschäftig, sie für ihre Zwecke auszunutzen. Alle diese Bestrebungen müssen nun in dem Augenblicke, wo die Centralregierung nicht mehr im Stande ist, einen directen Einfluß auf die Provinzen auszuüben, mit dem natürlichen Bestreben der Statthalter in den letzteren, sich nach Möglichkeit von den Befehlen des Chalifen zu emancipiren, in einer für den Bestand des Reiches höchst gefährlichen Weise zusammenwirken. Am frühesten wird diese Gefahr in den Nordprovinzen sichtbar.

Wir haben bereits oft genug (S. 496. 504. 508. 537) auf die churramitische Empörung in Adherbeidschân hingewiesen, um mit einer kurzen Darstellung ihres Verlaufes an dieser Stelle uns genügen zu lassen. Nach den noch in Harûns Zeit fallenden ersten Zuckungen hatte unter Ma'amûn Bâbek im J. 201 (815/6) der Bewegung einen neuen Anstoß gegeben und in kurzer Frist ganz Adherbeidschân, später (bis 211=826) auch die benachbarten Theile von Armenien und Medien bis Moßul und über Hamadân hinaus in den Kreis seiner Macht gezogen. Moßul ward 212 (827) allerdings von Mohammed Ibn Homeid wieder unterworfen, aber gegen Bâbek selbst verlor dieser Feldherr 214 (829) Sieg und Leben, und sein Nachfolger beschäftigte sich ausführlicher als mit der Bändigung des Rebellen selbst mit der Mißhandlung der Einwohner Mediens, die natürlich auf diese Weise der Regierung nicht geneigter wurden. Der erste wirkliche Schritt vorwärts ward erst unter Mótaßim gethan: im J. 218 (833) schlug sein persischer General Ißchâk Ibn Ibrahim die Aufständischen in Medien, zu welchen auch noch die Männer von Ispahan gestoßen waren, bei Hamadân. Nun konnte man dem Churramiten selbst auf den Leib rücken; es geschah insbesondere durch Anzettelung von allerlei Verräthereien in Bâbeks eigenem Lager, durch welche man sein erneutes Vorrücken verhindern und ihm nach und nach Boden abgewinnen konnte. Von 220 (835) ab griffen die Türken unter Boga und Affchin ein, Letzterer führte den Oberbefehl, und erwies sich bald an List und geschickter Benutzung des Terrains dem Empörer in seinem eigenen Lande überlegen. Allerdings wurde ein Angriff auf die Hauptfestung der Aufständischen, El-Badh (S. 508), im J. 221 (836) noch abgewiesen; aber bald darauf ließ Affchin den Tarchân, einen der besten Generäle Bâbeks, ermorden, und 222 (837) wurde das Felsennest der von allen Seiten immer mehr zusammengedrängten Communisten, wie es scheint nicht ohne treulose Hinterlist, erstürmt, und zu Ende desselben Jahres

der mit wenigen Getreuen entkommene Bábek selbst gefangen. Er wurde 223 (838) in Ssamarra grausam hingerichtet, nachdem man ihn, allem Volke zur Schau, auf einem Elefanten durch die Straßen der Stadt geführt. — Kaum war diese Gefahr beseitigt, so versagte der Ispehbed von Tabaristán, Masijár Ibn Kárin, den Gehorsam (224=839; vgl. S. 522). Es hätte jedenfalls längere Zeit erfordert, selbst mit den vereinten Kräften des Chalifen und des Tahiriden Abdallah, zu dessen Gebiete eigentlich die Südküste des Kaspischen Meeres gehörte, die schwierige Provinz zu bewältigen, hätte nicht Masijár selbst am meisten dazu beigetragen: um möglichst energisch auftreten zu können, erpreßte er von seinen Unterthanen Unsummen Geldes, zwang die Bewohner der am Meere gelegenen Hauptorte Ssárija und Ámul nach Hormisdabád mitten im Gebirge umzusiedeln, und was dergleichen Gewaltsamkeiten mehr waren. So wurde er von den Seinen verrathen, gefangen und später in Ssamarra hingerichtet. Dem Islám brachte die Bezwingung des immer unruhigen Landes diesmal einen besonderen Gewinn: jetzt erst bekehrte sich die Masse der Bevölkerung zum wahren Glauben und ließ die Feuertempel zerstören. Aber für die Regierung sollte eben das verhängnißvoll werden; die neuen Muslime behielten ihre Abneigung gegen das Chalifat bei und zeigten sich von nun an als eifrige Anhänger der Aliden, die ja bei ihren Nachbarn, den Deilemiten, schon früher bereitwillige Aufnahme gefunden hatten (S. 492). Als daher unter Musta'ín im J. 250 (864) arabische Beamte sich Uebergriffe erlaubten, welche die Tabaristaner sich gefallen zu lassen keineswegs gesonnen waren, riefen sie den in Rei wohnenden Aliden Haßan Ibn Seid zu sich. Bereitwillig trat er an die Spitze der Empörung, und obwohl die Tahiriden ihn einen Augenblick wieder aus dem Lande trieben, gelang es ihm doch nach langwierigen Kämpfen sich wieder darin festzusetzen und auf die Dauer zu behaupten — eine neue alidische Dynastie (vgl. S. 488) ist mitten im Abbassidenreiche gegründet.

Auch anderswo sind diese Erbfeinde des Abbassidenchalifates eifrig am Werke gewesen. Die ununterbrochene heimliche Minirarbeit, welche in ihrem Namen überall betrieben wurde, haben wir in einem der folgenden Capitel im Zusammenhange zu verfolgen; sie fällt nicht zusammen mit den Versuchen der Seiditen, durch wiederholte Empörungen die Ansprüche der Familie Alis auf das Chalifat immer von Neuem geltend zu machen. Eine solche fand unter Mótaßim in der persischen Provinz Talekán statt (219=834), doch hatte der Tahiride Abdallah keine große Mühe sie zu unterdrücken. Schlimmer wurde es unter der elenden Herrschaft des Musta'ín: im J. 250 (864) war Kúfa mit dem halben Irák, 251—252 (865—866) der größte Theil des Hidschás im Aufstande. Hier waren es nicht blos die Seiditen, sondern vor Allen die unruhigen Beduinen, welche jede Gelegenheit zur Unbotmäßigkeit und zum Straßenraube mit Begeisterung ergriffen und seit dem Regierungsantritte der Abbassiden sich in den Dienst der Seiditen zu stellen pflegten

(vgl. S. 489 f. 492), wie sie unter den Omaijaden es mit den Charidschiten gehalten hatten. Weiter im Norden waren übrigens auch diese nicht ausgestorben: zwischen Moßul und Armenien, in den sogenannten Dijár Bekr und Dijár Rabí'a,[1]) waren Namen und demokratische Grundsätze der alten Secte unter den Araberstämmen immer noch erhalten und machten sich, wie mehrfach früher (S. 490), so auch unter Wáthik (231 = 845/6) und unter Mutawakkil (234 = 848/9) lästig. Ibn El-Ba'ith, so hieß der Anstifter der zweiten Revolte, warf sich in das gebirgige Adherbeidschán und vertheidigte sich in dem festen Merend gegen Boga d. J. hartnäckig, bis er durch Verrath dem Türken ausgeliefert wurde. Dauernd aufsässig aber wurden diese Gegenden seit 253 (867). Ein Charidschite Namens Mußáwir erhob die Fahne der Empörung in Bawásidsch, südlich von Móßul; nicht allein die Araber, sondern auch zahlreiche Kurden, die schon 227 (842)[2]) und 231 (845/6) sich gerührt hatten und damals wie heute überall, wo es auf Raub und Plünderung ankam, zur Hand waren, schlossen sich ihm an, und in der regierungslosen Zeit des Mo'otáß und seiner Nachfolger setzte die Secte sich in dieser Provinz dermaßen fest, daß selbst, nachdem unter Mótamid bessere Verhältnisse eingetreten waren, der energische Muwaffak ihrer nicht Herr werden konnte. Erst Mótadid bewältigte sie 280—283 (893—896); seitdem spielen sich die niemals aufhörenden Sonderbestrebungen in und um Móßul auf das rein politische Gebiet über.

Die unmittelbare Veranlassung zu dem Aufstande Mußáwirs war ebenso, wie bei Haßans Erhebung in Tabaristán, eine Schandthat des obersten Beamten im Regierungsbezirke gewesen. Es versteht sich ja von selbst, daß in den Provinzen die Abgeordneten der Chalifen und Praetorianer nicht viel besser wirthschafteten, als es in der Residenz geschah; ihre theils ungeschickten, theils verwerflichen Maßregeln waren nur zu häufig angethan, den längst in der Bevölkerung gährenden Unwillen zum offenen Ausbruch zu veranlassen. Schon unter Mótaßim kam es aus solchem Grunde zu einem gefährlichen Aufstande in Palästina. Ein Soldat hatte die Frau oder Schwester eines gewissen Abu Harb gemißhandelt; der erschlug den rohen Patron, entzog sich der Verfolgung durch Flucht ins Gebirge, und predigte nun, sich für einen Abkömmling der Omaijaden ausgebend, den Krieg gegen das gottlose Abbassidengeschlecht. Weil er sich, wie Mokanna (S. 495), mit einem Bórkoa, d. h. einem Gesichtsschleier, wie ihn die Frauen tragen müssen, verhüllte, nannte man ihn El-Mubárka „den Verschleierten"; er fand einen so großen

1) D. h. „Wohnungen Bekrs" und „Wohnungen Rabí'as". Stämme von Bekr Ibn Wáïl (vgl. S. 228) und den ebenfalls ismaelitischen Rabí'a El-Faras, welche in der alten Zeit im östlichen und nördlichen Arabien neben einander gehaust, waren schon vor Mohammed nach Mesopotamien übergesiedelt und hatten sich an der im Text angedeuteten Stelle Sitze gewonnen. Als Hauptort von Dijár Bekr gilt Ámid, welches heutzutage den Namen der Landschaft selbst angenommen hat. 2) Nach anderem Berichte schon 224 (839); unter Dschá'afar Ibn Mihirdscháš, über dessen Ende wir auch nur unvollständige und widersprechende Nachrichten besitzen.

Anhang unter den Jemeniten, daß der von Mótaßim gegen ihn gesandte Radschá es nicht wagte ihn anzugreifen, sondern sich verschanzte, bis die herannahende Aeckerbestellung die Bauernschaaren großentheils auseinanderlaufen machte; selbst dann war es nicht leicht, ihn zu überwältigen und einzufangen (227 = 842). In Nordsyrien machten besonders Mutawakkils Verordnungen gegen die in diesen Gegenden sehr zahlreichen Christen (S. 524) böses Blut, so daß 240 (854) eine Gewaltthätigkeit des Statthalters in Himß genügte, einen sehr üblen Aufruhr hervorzurufen, der sich 241 (855) wiederholte: und seine strenge Unterdrückung fruchtete nur bis 250 (864), wo aus demselben Orte neue Unbotmäßigkeit der Jemeniten berichtet wird. In Arabien selbst bedurfte es kaum noch besonderer Veranlassungen, die Beduinen unter die Waffen zu rufen: schon unter Wáthik (230 = 845) hatten die Benu Ssoleim (vgl. S. 127 u. ö.) sich mit großer Gemüthlichkeit daran gemacht, die Marktflecken des Hidscháß auszuplündern, und als der Statthalter von Medina dies ungehörig fand und mit seinen Truppen gegen sie ausrückte, brachten sie ihm eine Niederlage bei, welche den sofortigen Anschluß mehrerer großer Stämme, wie der Gatafán, Fesára u. A. an die Empörer zur Folge hatte. Bald war ganz Nord- und Centralarabien in Aufruhr; Boga d. Ä. mußte mit einem Türkenheere eingreifen, und erst nachdem er mehrere empfindliche Schlappen erlitten, vermochte er theils durch gütliche Unterhandlungen, theils mit Gewalt die Ordnung herzustellen.

Man sieht, der Zündstoff, der seit dem Niedergange der Omaijaden überall unter der Oberfläche des Reiches lagerte und den schon Manßúrs Energie und Mótaßims Türken nicht ohne Mühe vor dem Aufflammen bewahrt hatten, drohte bei der ersten Gelegenheit einen allgemeinen Brand herbeizuführen. Es bedurfte nur der jämmerlichen Ohnmacht der Regierung seit Musta'in, ihn zu entzünden. Das ist in doppelter Weise geschehen. Wo in den Provinzen kräftige Truppenführer schalteten, verzehrte er nur das Band, welches sie an das Chalifat bis dahin gefesselt; aber im Irák und in Arabien selbst ergriff er den ganzen Bau des Staates, und hier gewinnt er eine solche Ausbreitung, daß er schließlich auch auf jene für den ersten Augenblick durch ihre Lostrennung von dem untergehenden Reiche scheinbar gesicherten Flügel überspringt und mehr als einen derselben gleichfalls in Asche legt. Verschont bleibt kaum die Osthälfte des Chalifates, die seit Ma'amún in ziemlich ungestörtem nationalen Sonderdasein eher Befriedigung findet und nur von häufigem Dynastienwechsel heimgesucht wird; aber auch ihre Grenzgebiete werden in die allgemeinen Verwicklungen hineingezogen. Indem wir diese nunmehr zu schildern unternehmen, skizziren wir zuerst kurz den allgemeinen Verlauf.

Seit der Tahiride Mohammed Ibn Abdallah sich als Statthalter von Bagdad fast umsonst in dem arabisch-türkischen Bürgerkriege (S. 527 f.) abmühte (250 = 864), war die Herrschaft seiner Familie über den Osten in allmählichem Zurückgehen begriffen. Von Ssedschestán aus breitete sich Ja'akúb

Ibn Leith, genannt Es-Ssaffár „der Kupferschmied", der Gründer der Dynastie der Ssaffariden,[1]) allmählich nach Kirmán und Fars aus; in Tabaristán hielt sich seit 250 (864) der Alide Haßan (S. 542), und zwischen beiden in der Mitte kam ungefähr in demselben Jahre eine neue halbsouveräne Familie auf, die Söhne des Abu Dolaf. Dies war ein angesehener arabischer General Harúns gewesen, der sich aus dem Bruderkriege zwischen Emin und Ma'amún zeitig genug zurückgezogen hatte, daß Letzterer ihn nach erkämpftem Siege unbehelligt auf dem großen Grundbesitze ließ, den er in und um die Stadt Karadsch in Medien, zwischen Hamadan und Ispahan, zu eigen hatte. Durch Klugheit und Freigebigkeit, wegen der er zu Ma'amúns Aerger von den zeitgenössischen Dichtern aufs Höchste gepriesen wurde, festigte er seinen Einfluß in der ganzen Umgegend, und gegen 250 (864) ward sein Sohn Abd-El-Asis als Statthalter von Medien und Ispahan formell bestätigt. In den folgenden Kriegen zwischen den Ssaffariden und den Chalifen, auf die wir noch zurückzukommen haben, wußten er und später seine Söhne sich unter mancherlei Wechselfällen geschickt zu behaupten; erst 284 (897), als sie wiederholt auch gegen den energischen Mótadid sich unbotmäßig zeigten, wurde Omar, der letzte von ihnen, energisch bekriegt, zur Flucht nach Tabaristán gezwungen und damit dieser kleinen Dynastie ein Ende gemacht. Ihre Erscheinung ist typisch für alle folgenden. Ein tüchtiger und rücksichtsloser General, der über eine Handvoll Soldtruppen verfügt, weiß sich in den Gelegenheiten der Aufstände und Bürgerkriege dem Chalifen nützlich zu machen und erhält einen besonderen Auftrag, vielleicht gar eine Statthalterschaft: sobald er sich mächtig genug glaubt, vergißt er den Tribut abzuführen, das einzige, worin bei der Selbständigkeit aller Localverwaltungen seine Abhängigkeit von der Regierung sich darstellte, und spielt nun so lange den unabhängigen Fürsten, bis der Chalife oder ein stärkerer Concurrent über ihn kommt und ihm den Garaus macht. So wird 254 (868) der Türke Achmed Ibn Tulún Statthalter von Aegypten; von dort aus vermag er 264 (878) seine Herrschaft über Syrien und einen Theil Mesopotamiens auszudehnen. Nachdem unter Muwaffak das Chalifat wieder an Stärke gewonnen, nimmt Mótadid seinem Sohne 286 (899) Mesopotamien ab, indem er ein diesem Lande entstammendes anderes Kriegergeschlecht, die Ssadschiden, gegen ihn ausspielt. Während 292 (904/5) die rasch heruntergekommenen Tuluniden des Restes ihrer Herrschaft beraubt werden, halten sich die Ssadschiden in Adherbeidschán, das sie 276 (889/90) als Lehen erhalten haben, bis 317 (929). Inzwischen sind in und um Moßul während der Charidschitenkämpfe (S. 625) die Hamdaniden aufgekommen, Verwandte des Hußein Ibn Hamdán, den wir früher (S. 532) zu Anfang von Moktadirs Regierung eine so zweideutige Rolle spielen sahen: 292 (905) erhält sein Bruder Abu'l-Heidschá officiell die Statthalterschaft von Móßul über-

1) Gewöhnlich ungenauer Soffariden gesprochen.

tragen, und von hier aus wissen seine Söhne in den Kämpfen zwischen den Wesiren und Emiren Moktadirs und seiner Nachfolger allmählich ihren Einfluß über Mesopotamien und später auch Nordsyrien auszudehnen, bis sie ein keineswegs verächtliches Doppelreich mit den Hauptstädten Moßul und Haleb sich gegründet haben. Trotz einer kaum hundertjährigen Existenz — lange vor der Beseitigung des letzten Hamdaniden (413 = 1022) hat ihre eigentliche Herrschaft geendet — hat insbesondere der Staat von Haleb durch des berühmten Sseifeddaula Verdienst eine außerordentliche Bedeutung für die Geschichte des Islâms erlangt, die uns noch des Näheren beschäftigen wird. Ohne große Wichtigkeit dagegen ist die letzte dieser Dynastien, die seit 321 (933) wiederum in Aegypten sich festsetzt und unter dem Namen der Ichschididen bekannt ist; sie findet ihren Untergang 358 (969) durch die Fatimiden, das heißt durch die pseudo-alidischen Todtengräber des Staates, den einst der große Omar gegründet.

Denn die Aliden, späte aber wirksame Rächer des nach dem Sturze der Omaijaden erlittenen Unrechts, haben mehr noch als die Untüchtigkeit der späteren Chalifen von Bagdad, mehr als die nationalen Gegensätze, mehr selbst als die traurigen Folgen der Praetorianerwirthschaft die Auflösung des Reiches herbeigeführt. Allerdings haben sie, wie seit den Tagen Mochtârs und des Mohammed Ibn El-Hanafîje (S. 380) so oft, nur den Namen hergegeben; aber in ihrem Namen eben wurde seit jener Zeit, wo die Erniedrigung der Abbassiden unter Musta'în und seinen Nachfolgern den tiefsten Grad erreicht hatte, eine Propaganda betrieben, welche schlimmer als in den letzten Zeiten der Omaijaden große Provinzen vollkommen unterwühlte und zu Ausbrüchen vorbereitete, deren Folgen die islamische Welt niemals überwunden hat. Sie haben vor Allem die letzten Kräfte des Staates aufgezehrt, welche die tapferen Herrscher Muwaffak, Môtadid und Muktafi wieder zusammengefaßt hatten, und die ohne diese furchtbare Gegnerschaft vielleicht doch genügt hätten, den zerrütteten Organismus noch einmal der Gesundung entgegenzuführen. Somit ist es unsere Aufgabe, wenn wir nunmehr zur Darstellung der letzten Katastrophen des Chalifates selbst übergehen, einmal die wichtigeren der soeben genannten Theilfürstenthümer in ihrem wachsenden Ablösungsbestreben zu verfolgen, nicht ohne dabei auch ihre positiven Leistungen zu charakterisiren, vor Allem aber jene alidische Propaganda zu würdigen, der wir so gewaltige Wirkungen glauben zuschreiben zu müssen.

Zweites Capitel.

Statthalter und Emir al-omará.

Wer es unternehmen wollte, eine genaue und ausführliche Geschichte der zu einem erheblichen Theile so kurzlebigen kleineren und größeren Staatengebilde zu schreiben, welche dem Zerfall des Chalifates ihr Dasein verdankt haben, würde Bände füllen müssen, wollte er solcher Aufgabe einigermaßen gerecht werden. Auf persönliche Eigenschaften einzelner Männer, auf Gewalt und Zufall gegründet, ist ihre Existenz fast in jedem Fall eine wenig gesicherte, meist dürftige und unruhige; dieselben Umstände, welche das Aufkommen einer Dynastie gefördert, können alle Augenblicke zu Gunsten eines neu hervortretenden Geschlechtes in die Wagschale fallen und den Sturz der ersten zur Folge haben. So giebt es Herrscherstämme dritten Ranges, wie die Abu Dolafs (S. 545), zu Dutzenden, noch unbedeutendere vierter und fünfter Größe zu Hunderten auf dem weiten Gebiete des Islâms in den Zeiten vom Niedergange des Abbassidenchalifates bis zum Ausbruche des Mongolensturmes (etwa 250—600 = 860—1200). Der Historiker des Islâms hat so wenig die Aufgabe, den Schicksalen dieser ewig wechselnden Dynastien im Einzelnen nachzugehen, wie der Geschichtschreiber des Deutschthums auf den Gedanken gerathen kann, die Wechselfälle der fürstlich Leiningischen oder gräflich Solms'schen Linien mit eingehender Genauigkeit darzulegen. Nur wo in der unaufhörlichen Flucht der Erscheinungen ein ruhender Pol sich erkennen läßt, wird er dies Bleibende zu erfassen und in seinem Werthe für die Entwicklung des Mohammedanismus zu erkennen versuchen. Das Heldenzeitalter des arabischen Volkes, das bei allem Furchtbaren und Schrecklichen durch die Art des merkwürdigen Volkes doch auch so viel Anziehendes und Großartiges hat, ist vorüber; es lohnt nicht, die Handlungen kleiner Menschen mit derselben Vertiefung in das Einzelne zu verfolgen. Wo die zunehmende Verderbniß der Zeit wahrer Größe oder nachhaltigen Erfolgen noch hervorzutreten gestattet, wird ein so seltenes Schauspiel uns um so aufmerksamer finden.

Drei Geschlechter sind es, die in der zweiten Hälfte des dritten und zu Anfang des vierten Jahrhunderts d. H. (etwa 860—960) in der Westhälfte des Chalifates den Blick auf sich ziehen: die Aglabiden Afrikas, die Tuluniden Aegyptens und die Hamdaniden Syriens und Mesopotamiens. So verschieden ihre Herkunft, ihr Wirken und ihre Schicksale sich uns zeigen werden, sie haben das gemein, daß es ihnen gelungen ist, größere Theile des

in der Auflösung begriffenen Reiches für eine Weile zu lebensfähigen Staaten umzubilden, ihre Völker vor dem Schicksale des gegenseitigen Sichaufreibens noch einen Augenblick zu bewahren, dem wir die unglücklichen Bewohner des Kernlandes der Abbassiden um dieselbe Zeit verfallen sehen. Diese drei Geschlechter sind es also, die vor den übrigen Anspruch auf unsere Beachtung erheben dürfen und deren Geschichte wir verhältnißmäßig ausführlicher zu erzählen haben.

Wir verließen (S. 489) den Gründer der aglabidischen Dynastie in dem Augenblicke, wo er, von Harún Er-Raschíd als Statthalter der Provinz Afrika bestellt, die Suzeränetät des Hofes von Bagdad in der üblichen Form anerkannte, gleichzeitig aber deutlich zu erkennen gab, daß er eben nur an der Form festzuhalten, in der Sache die gewonnene Unabhängigkeit zu bewahren entschlossen sei. Das Verhältniß ist von beiden Seiten mit größerer Beständigkeit und besserem Willen über ein Jahrhundert festgehalten worden, als seine Lockerheit eigentlich erwarten ließ. Ob jemals der festgesetzte Tribut aus Keirowán nach der Residenz abgeführt worden ist, wissen wir freilich nicht; aber stets hat man, so weit die Macht der Aglabiden reichte, für den jeweiligen Abbassidenchalifen gebetet und die Münzen in seinem Namen ausgeprägt. Ja so weit ging der Respect vor der Autorität des Stellvertreters des Propheten in dieser entlegenen Provinz, daß kaum einmal, zu Anfang des dritten Jahrhunderts, einer der afrikanischen Fürsten, Sijádet-Allah I., der Manßúr dieses Herrscherhauses, einem Chalifen auch nur mit einem lauten Widerspruche entgegentrat. Und der befand sich zweifellos in seinem Rechte, denn Ma'amún hatte von ihm verlangt, er solle auf seinen Münzen neben dem Chalifen selbst einen seiner Generäle[1]) nennen, d. h. einen Anderen als Generalstatthalter anerkennen, wozu er in der That nicht verpflichtet war. Ma'amún zog denn auch, wie es scheint, ohne alle Umstände seinen unvorsichtigen Anspruch zurück. Als aber im Jahre 289 (902) die Unterthanen Ibrahíms II. sich bei dem energischen Chalifen Mótadid über ihren tyrannischen Fürsten beschwerten, und dieser durch ein Decret des Oberherrn angewiesen ward, die Herrschaft seinem Sohne abzutreten, dachte er, der sonst nach keinem Menschen fragte, auch nicht einen Augenblick daran, sich dem Befehle zu widersetzen und stieg gehorsam vom Throne herab.[2]) Es ist nicht schwer zu ergründen, was den scheinbar so platonischen Beziehungen zwischen den Emiren von Keirowán und den Chalifen von Bagdad für beide Theile doch einen sehr thatsächlichen Werth verlieh. Die ersteren befanden sich zwischen den Berbern des Westens

1) Nach der einzigen Notiz, die wir darüber haben (s. Fournel, Les Berbers, Paris 1875, I, 481) wäre es Abdallah Ibn Táhir gewesen. Weil (Gesch. d. Chal. II, 248) weist ganz richtig nach, daß hiervon erst nach 205 (besser 206, vgl. Weil selbst S. 201 Anm. 3) die Rede sein kann. Fournels Datum 201 ist also jedenfalls unrichtig — ein bei diesem genauen Forscher höchst vereinzelter Fall. 2) Vgl. zu den Motiven von Ibrahíms Thronentsagung übrigens noch unten S. 596.

und den abbassidischen Statthaltern von Aegypten zwischen zwei Feuern, deren keines sie ihrem Hause nahe kommen lassen durften; was aber die Hauptsache war, die Legitimität ihrer Herrschaft über die afrikanischen Araber beruhte einzig und allein auf der Investitur des Chalifen, und aus zahlreichen Aufständen ihrer Unterbefehlshaber hatten sie den richtigen Schluß gezogen, daß jene Sanction des Oberhauptes des Islâms, die immerhin ihr Ansehen in weiten Kreisen der Bevölkerung vermehrte, für sie unentbehrlich war. Den Abbassiden andererseits deckten sie den Rücken nicht blos gegen die theils charidschitischen, theils schiitischen Berbern, sondern mehr noch gegen die Byzantiner, deren Kräfte wir durch die aglabidischen Angriffe auf Sicilien getheilt und vielfach von der syrischen Grenze abgezogen finden. So wachte man auch in Bagdad sorgfältig darüber, daß Afrika in diesen Händen blieb, und als im Jahre 196 (811/2) Ibrahîm I. durch einen gefährlichen Aufstand in schlimme Gefahr kam, beeilte sich der Statthalter von Aegypten, ihm wenigstens erhebliche Geldsummen zur Verfügung zu stellen, welche durch Bestechung einflußreicher Persönlichkeiten im feindlichen Lager Spaltungen erzeugten und die Unterdrückung des Aufruhrs ermöglichten.

Man hat die Aglabiden als ein ziemlich unbedeutendes Geschlecht hinzustellen versucht; ich meine doch, mit Unrecht. Für die verhältnißmäßig geringen Kräfte, welche ihnen zu Gebote standen, haben sie genug geleistet. Das Gebiet, über welches sie verfügten, erstreckte sich von Tripolis nicht weiter als in die Nähe des jetzigen Algier, und der ganze Theil desselben, welcher über Bona westlich hinausliegt, befand sich in den Händen des großen Berberstammes der Kitâma, der nur durch besondere Veranstaltungen in Ordnung gehalten werden konnte. Weiterhin folgten die Senâta-Kabylen[1]), mit ihrer Hauptstadt Tlemßân, meist den alidischen Idrißiden unterthan oder doch verbündet (vgl. S. 488), und jenseits des Atlas bewahrten die Benu Rostem in Tâhert (S. 486) und die Benu Midrâr in Ssidschilmâßa (S. 486) ihre Unabhängigkeit mit Eifersucht. Ein schüchterner Versuch, die Rostem, welche einigermaßen in der Machtsphäre der Aglabiden lagen, unter den Einfluß von Keirowân zu bringen (239 = 853/4), scheiterte, und es ist weise zu nennen, daß er ohne Wiederholung blieb: die Leute waren Charidschiten, und so ärgerlich es scheinen konnte, daß ihr Scheich sich den hochtönenden Namen eines Chalifen beizulegen beliebte (vgl. S. 328), so mußte man sich doch hüten, ihren stets bereiten Fanatismus durch gewaltsames Eingreifen zu entzünden. Die Midrâr aber, die als correcte Ssunniten zwischen den schiitischen und charidschitischen Berbern eingesprengt ihre Fortdauer hauptsächlich der Entlegenheit ihrer Oase gedankt zu haben scheinen, ließen zwar für die Abbassiden beten, waren aber vollkommen außerhalb des Bereiches der Statthalter des Chalifen, welche froh sein mußten, in dem

1) Kabîla ist ein arabisches Wort für Stamm, das nicht minder als auf die Araber, heutzutage sogar ausschließlich, auf die Berbern angewandt wird.

gefährlichen Westen wenigstens an einem Puncte ein Häuflein Freunde zu besitzen. Daß die Aglabiden überhaupt der berberischen Majorität gegenüber jetzt, wo sie auf wirksame Hilfeleistung aus dem Osten so gut wie niemals rechnen konnten, sich besser hielten, als ihre Vorgänger unter den Omaijaden, verdankten sie einmal ihrem Glück, daneben aber auch ihrer richtigen Politik. Ein Glück war es für sie, daß die Idrißiden ihre vortreffliche Stellung nicht dauernd auszunutzen wußten. Abgesehen von vorübergehenden Schwankungen hatten diese eine Weile mit Geschick ihre Herrschaft unter den Berbern des Westens zu sichern und auszubreiten verstanden. Vergeblich hatte Ibrahim Ibn El-Aglab im Auftrage des Harún Er-Raschíd im Jahre 177 (793) Idrís I. durch einen Sendling tückisch vergiften und nach einander zwei Vormünder des jugendlichen Idrís II. beseitigen lassen; die Berbern von den Aúraba, Ssanhádscha und anderen Kabylen, welche über dem heranwachsenden Fürsten wachten, waren durch nichts irre zu machen gewesen. Im Jahre 192 (808) hatte Idrís sich eine neue Hauptstadt in Fez[1]) gegründet und darin 8000 der spanischen Verbannten aus Córdova (S. 506; im Jahre 198 = 814), sowie dreihundert Familien aus Keirowán aufgenommen, die wahrscheinlich vor dem tyrannischen Sijádet-Allah I. (vielleicht 210 = 825) geflohen waren: so machte der Alide deutlich gegen die Omaijaden in Spanien wie gegen die Aglabiden Front. Gleichzeitig (197—198 = 813—814) zog er die während seiner Unmündigkeit etwas lose gewordenen Zügel der Herrschaft über die Senáta von Tlemßán wieder an, dadurch dem arabischen Gebiete bedenklich näher rückend. Aber der ihm 213 (828) in der Herrschaft folgte, sein Sohn Mohammed, machte diese Erfolge zu nichte, indem er, vielleicht den allzuhäufig sich vordrängenden particularistischen Strömungen unter den Berbern nachgebend, sein Reich zu Gunsten seiner Brüder in nicht weniger als zehn Theile zerschlug; zwischen denen mußte es natürlich Reibungen geben, unter welchen die eben so hoffnungsvoll aufstrebende Macht des Hauses Idrís rasch verfiel; als die Senáta von Tlemßán gegen Ende des dritten Jahrhunderts (um 900) den Versuch machten, die Rostem von Táhert zur Anerkennung der alidischen Oberhoheit zu veranlassen, konnte dieser Kleinstaat ihnen mit Erfolg widerstehen. Um so weniger brauchten die Aglabiden sich um den Westen zu kümmern. Sie verstanden es nun, diese Gunst der Verhältnisse in jeder Weise zu verwerthen. Die ersten Zeiten ihres Regimentes waren mehr als unruhig gewesen. Der eigentliche Gründer der Dynastie, Ibrahim I. Ibn El-Aglab, hatte in den elf Jahren seiner Regierung (184—196 = 800—812) vier gefährliche Aufstände unbotmäßiger arabischer Offiziere in Tunis und Tripolis zu bekämpfen (186 = 802, 189 = 805, 194—196 = 810—812 und nochmals in dem letztgenannten Jahre); der von 194 war so schwer, daß der Aglabide,

1) Eigentlich Fâs oder nach der marokkanischen Aussprache Fäs; die Schreibung ist spanisch, und man muß jedenfalls Fes sprechen.

nachdem er Keirowán verloren, in seiner neugebauten Burg, die er zu Ehren der Chalifen El-Abbaßija genannt, ein volles Jahr belagert wurde und nur durch Bestechungen (vgl. S. 549) sich der Aufrührer zu erwehren vermochte. Und gegen Tripolis mußte er 196 (812) gemiethete Berbern schicken, die sich nach Erledigung ihres Auftrages selbst empörten, so daß es nöthig wurde, die Rostem von Táhert zu Hilfe zu rufen, welche zur Herstellung der Ordnung sich nur durch die Abtretung des Inneren der Landschaft Tripolis selbst bewegen ließen. Die langen Bürgerkriege (S. 489) hatten eben Offiziere wie Soldaten allzusehr an Unbotmäßigkeiten jeder Art gewöhnt. Ibrahíms Sohn, Abu'l-Abbás Abdallah (196—201 = 812—817) machte sich durch übertriebene Anziehung der Steuerschraube verhaßt. Ihm folgte sein Bruder Sijádet-Alláh I. (201—223 = 817—838), ein rücksichtsloser Tyrann, aber ein Herrscher. Er sah ein, daß vor Allem der übermäßige Einfluß der hohen Offiziere gebrochen werden müsse. So schuf er, obwohl als Mensch von unbezähmbarer Wildheit der Leidenschaften, ein Sklave des Zornes und Trunkes, sich eine Stütze in der Geistlichkeit und damit in der Masse des Volkes. Zum Oberkadi machte er 203 (818/9) einen Schüler des berühmten Rechtslehrers Málik (S. 470), dessen Lehrsystem so in Afrika und nachher in Spanien zur Herrschaft gekommen ist. Es war ein merkwürdiger Mann, dieser Aßad Ibn El-Furát, der schon siebenzigjährig noch das Commando über eine Armee übernahm, die er, der Professor der Jurisprudenz, besser als je einer der Berufsgeneräle zum Siege geführt hat. Ein Löwe von Muth, wie sein Name besagte[1]), hat er sich nie weder vor einer Rotte aufrührerischer Soldaten noch vor seinem blutdürstigen Herrn selbst gefürchtet und immer seinen Willen durchgesetzt. Das Volk vergötterte ihn wegen seines religiösen Eifers, seiner Gerechtigkeit und Charakterstärke, und brummend mußte mehr als einmal der rücksichtslose Sijádet-Allah nachgeben, so imponirte ihm Wesen und Einfluß des streitbaren Kadis. Die Politik des Aglabiden, sich auf die Orthodoxie zu stützen, gelang besser als später die ähnlichen Versuche Mutawakkils (S. 526). Die Grausamkeit und Hinterlist, mit welcher er einem seiner Generäle nach dem andern den Kopf vor die Füße legte, entfesselte allerdings zunächst von 207—211 (822—826) eine Reihe von Aufständen, die auch ihn noch einmal aus Keirowán verdrängten und auf den schmalen Küstenstrich zwischen Gabes und Tripoli beschränkten, aber 212 (827) war er der unruhigen Araber endlich Herr geworden, und nun zeigte er, daß er auch Anderes vermochte, als Menschen köpfen lassen: er suchte das Land durch Bauten und Straßenanlagen zu heben, vor Allem aber leitete er die gefährlichen Elemente seines Heeres und der in seinem Gebiete auch zahlreich genug vertretenen Berberstämme nach Außen ab, indem er sie in den fortgesetzten Kriegen auf Sicilien beschäftigte, von denen gleich näher die Rede sein wird. Die Erfolge und die reiche Beute, welche hier

1) Aßad ist arabisch der Löwe.

gewonnen wurden, mußten den Staat rasch zur Blüthe bringen; unter seinem Bruder Abu Ikál Aglab (223—226 = 838—841), dem Wohlwollen und Frömmigkeit, und dessen Sohn Abu 'l-Abbás Mohammed I. (226—242 = 841—856), dem vieles Glück bei seinen Unternehmungen nachgerühmt wird, ging, abgesehen von einzelnen Zwischenfällen, Alles nach Wunsch, und Mohammeds Sohn Abu Ibrahim Achmed (242—249 = 856—863) konnte durch zahlreiche öffentliche Arbeiten den Culturzustand Afrikas nachdrücklich zu heben fortfahren. Dessen Bruder, Sijádet-Allah II. (249—250 = 863—864), soll ein ganz vorzüglicher Fürst gewesen sein, starb aber nach kaum einjähriger Regierung, und mit ihm ging die Größe des Aglabidenstaates zu Grabe. Sein Bruder Abu Abdallah Mohammed II. (250—261 = 864—875) war ein grenzenlos leichtsinniger Bursche; seine Hauptbeschäftigung war die Jagd auf Wasservögel, die ihm den Spottnamen Abu 'l-Garánik, „Vater[1]) der Kraniche", einbrachte. Aber nicht alle seine Passionen waren so harmloser Natur; so kam der Staat unter ihm schnell herunter, und dazu richtete eine Hungersnoth im Jahre 260 (874) unter der Bevölkerung große Verwüstungen an. Die Lage verschlimmerte sich unter seinem Bruder Abu Ißchák Ibrahim II. (261—289 = 875—902) weiter. Ein energischer Fürst, übertrieb er doch seine Grausamkeiten; und während er durch Anlage einer neuen Hauptstadt Rakkáda, etwa eine Meile südwestlich von Keirowán, sowie durch eine Menge sonstiger Bauten den Glanz seiner Dynastie herzustellen suchte, bereitete er durch ein Verbrechen, welches gleichzeitig ein grober Fehler war, ihren Sturz vor. Der große Berberstamm der Kitáma (oben S. 549) wurde hauptsächlich durch eine arabische Colonie zu Bilisma im Zaume gehalten. Von Keirowán schon weiter entfernt, fühlten diese Leute sich ziemlich selbständig; nicht immer zeigten sie sich dem Emir nach Wunsch gehorsam, und als 278 (891) der allgemeine Unwille des Landes über den blutdürstigen Herrscher sich in zahlreichen Empörungen Luft machte, waren die Männer von Bilisma mit unter den Ersten dabei. Ibrahim hatte zu viel zu schaffen, daß er unter Strömen Blutes seine Autorität im Osten einigermaßen herstellte, um einen langen Krieg gegen Bilisma unternehmen zu können; so kam es zu einem scheinbaren Ausgleich. Nach und nach aber wußte er in den nächsten Jahren eine Reihe von angesehenen Einwohnern der Stadt nach Rakkáda zu locken; als 280 (893/4) ihrer etwa 1000 in seiner Residenz sich befanden, fiel er eines Tages mit einem Regiment Soldaten über die Ahnungslosen her und ließ sie bis auf den letzten Mann niederhauen. Damit hatte er aber das Bollwerk der arabischen Herrschaft gegen die zahlreichen und kriegerischen Berbern des Sáb vernichtet und den Staat der äußersten Gefahr für den Augenblick ausgesetzt, in welchem es jenen einfallen mochte, das Joch abzuwerfen. Er sollte bald genug eintreten. Vorläufig wüthete Ibrahim gegen seine Unter-

1) Vgl. S. 64 Anm. 3.

thanen weiter, bis sie des Chalifen Hilfe anriefen: wir sahen bereits (S. 548), daß Mótadid auf die Klagen der Unterthanen den bösen Fürsten absetzte und dessen Sohne Abu 'l-Abbás Abdallah (289—290 = 902—903) die Herrschaft übertrug. Der Staat bedurfte eines so tüchtigen Fürsten, wie dieser geschildert wird, dringend, denn schon waren unter den Kitáma die alidischen Emissäre aufgetreten, welche die Empörung der Kabylen vorbereiteten: aber ein unnatürlicher Sohn Abdallahs, welchen er in gerechtem Zorne über seine Schlechtigkeit hatte gefangen setzen lassen, wußte aus seinem Kerker heraus Mörder zu dingen, und über die Leiche des eigenen Vaters schritt der letzte Aglabide, Sijádet-Allah III., auf den Thron, der ihm so wenig fruchten sollte, wie einst dem Abbassiden Múntaßir (S. 528). Eines der größten Scheusale, welche die Geschichte kennt, war er zu seiner Gewissenlosigkeit und Grausamkeit auch noch wollüstig, kindisch und dumm; aus Furcht vor der verdienten Strafe ließ er nicht allein seine Oheime und Vettern, 29 an der Zahl, sondern auch seinen tüchtigen Bruder Abu 'l-Achwal umbringen, welcher dem inzwischen ausgebrochenen Aufstand der Kitáma mit Kraft und Einsicht gegenüberstand. Nun durchbrach der entfesselte Strom der Berbern alle Dämme, und in der Nacht des 25. Dschumáda II 296 (19/20. März 909) mußte der unwürdige Herrscher aus Rakkáda flüchten. Den Thron seiner Väter selbst mit dem Schwerte in der Hand zu vertheidigen fiel ihm nicht ein; er floh nach Aegypten, wo er als lästiger Gast der abbassidischen Statthalter sein lüderliches Leben bis zu einem vorzeitigen Tode (303 = 916) weiterführte. Schimpflich wie der Verlauf war das Ende seiner Regierung und des Hauses der Aglabiden.

Als den wichtigsten Dienst, welchen es dem Islám erwiesen, haben wir soeben (S. 549) die Eroberung Siciliens bezeichnet. Sie war seit länger als hundert Jahren vorbereitet. Wie einst die Punier von Karthago, so mußten jetzt die Muslime im Besitze des Nordrandes von Westafrika nach den großen Inseln ausschauen, die wie die Pfeiler einer Brücke zwischen beiden Erdtheilen emporragen. Man weiß, wie bis auf unser Jahrhundert die Bevölkerung dieses bucht- und klippenreichen Landes der Seefahrt und, wenn es sein kann, der Piraterie ergeben ist: die Gunst der Küstengestaltung hat die Araber hier wie in Phönicien in unglaublich kurzer Frist zu kecken Seeleuten gemacht, und die Unmöglichkeit, das westliche Becken des Mittelmeeres von Constantinopel aus zu einer Zeit noch zu beherrschen, wo im Osten jeden Augenblick die syrischen Admiräle vor Constantinopel erscheinen konnten, lieferte den afrikanischen und spanischen Kreuzern, die mit großer Schnelligkeit zu Hunderten aus dem Meere emporzutauchen schienen, die schwer zu vertheidigenden Küsten der Inseln und Italiens selbst fast wehrlos aus. Schon im J. 84 (703) war auf Múßas Ibn Noßeir, des Eroberers von Afrika, Befehl Atá Ibn Ráfi auf Sicilien[1]) gelandet und mit reicher

1) Ganz sicher ist der Name Sicilien in der einzigen uns erhaltenen Notiz nicht

Beute zurückgekehrt, und nun wurden fast alle Jahre bald dorthin, bald nach Sardinien (seit 91 = 710) Flottenexpeditionen ins Werk gesetzt, die eine ebenso entsetzliche Plage für die betroffenen Küsten bildeten, wie bald nachher die Normannen für Westeuropa. Hie und da verunglückte einmal ein Geschwader durch Sturm oder griechisches Feuer, aber dafür war bald ein neues ausgerüstet, und schon 122 (740) mußte Syrakus vor diesen Räuberschaaren vorübergehend auf Tributzahlung capituliren. Die Byzantiner suchten die Inseln durch Befestigungen einigermaßen zu schützen, und als Ibrahîm Ibn El-Aglab zur Herrschaft gekommen war, ließ er sich 189 (805) zu einem zehnjährigen Waffenstillstande bewegen, den er um so eher bewilligen konnte, als ihn seine aufsässigen Truppen auf dem Festlande ausreichend beschäftigten. Wenig genug war aber den geplagten Inselbewohnern damit geholfen, da Idrißiden und Spanier fortfuhren, ihre Piraten gegen Sardinien, Sicilien und seit 190 (806) auch Corsica auszusenden, und schließlich selbst der Vertrag mit dem Aglabiden in die Brüche ging. Immer frecher wurde das Raubgesindel; 197 (812/3) plünderten sie nicht allein Corsica, sondern gar Nizza und Civitavecchia und die kleinen Inseln bis Ischia heran. Gelegentlich werden neue Verträge geschlossen, die friedliche Handelsbeziehungen an die Stelle des ewigen Krieges zu setzen bestimmt scheinen; leider sind sie nie von Dauer, ohne daß wir sagen könnten, von wem und wie sie gebrochen werden. Das ging so weiter bis zum Jahre 212 (827), in welchem der sicilische Aufrührer Euphemios[1]) vor dem byzantinischen Statthalter Photeinos aus Syrakus flüchtend an den Hof Sijâdet-Allahs I. kam. Er schlug diesem eine gemeinsame Unternehmung gegen Sicilien vor, die nicht mehr auf einen bloßen Raubzug, sondern auf die Eroberung der Insel für den Euphemios als künftigen Herrscher unter muslimischer Oberhoheit hinauslaufen sollte. Besonders auf Betrieb des immer auf den heiligen Krieg gegen die Ungläubigen erpichten Kadis Aßad (S. 551) wurde sein Antrag genehmigt, und noch in demselben Jahre ein Heer von etwa 11 000 Mann eingeschifft. Es landete nach drei Tagen bei Mazara; der herbeieilende Photeinos ward geschlagen, und in raschem Siegeslauf bis Syrakus vorgedrungen. Aber die festen Mauern der Stadt, die zu berennen die nöthigen Kriegsmaschinen fehlten, widerstanden dem Angriff der Muslime; und als trotz aller Schwierigkeiten der unbeugsame Aßad die Belagerung nicht aufheben wollte, brach eine Epidemie in seinem Lager aus, welche den alten Oberbefehlshaber selbst hinwegraffte (213 = 828). Nun kamen die Erfolge der Araber ins Stocken; Euphemios, der ihnen schließlich nicht viel genützt, ward in demselben Jahre von zwei patriotischen Sicilianern ermordet, die Muslime selbst von den aus Constantinopel gesandten neuen Truppen zurückgedrängt, bis sie nur noch

überliefert. Wäre eine andere Insel gemeint, so fiele der erste Beutezug der Muslime nach Sicilien ins J. 85 (704), wo ein Ueberfall auf eine Stadt der Westküste, vielleicht Lilybäum, gelang.

1) Vgl. Hertzberg, Gesch. d. Byz. (Nr. 54 dieser Sammlung) S. 129.

Mazara und Mineo besetzt hielten. Bereits dachten sie an den Heimweg nach Afrika, als plötzlich unerwartete Hilfe kam: spanische Korsaren landeten, wie öfter, auf der Insel und ließen sich bereit finden, die in Mineo belagerten Glaubensgenossen herauszuhauen (214 = 829). Das Jahr darauf (215 = 830) war auch Sijâdet-Allah, dem vorher ein Aufstand in Tunis die Hände gebunden hatte, im Stande, ein neues Heer zu schicken, und dies bezwang nach einjähriger Belagerung das von seinen Bewohnern hartnäckig vertheidigte Palermo (216 = 831). Von nun an ging es mit den Byzantinern stetig zurück: zusammen mit Christen von Neapel, denen sie gegen die Longobarden von Benevent Hilfe geleistet, berannten die Muslime unter Sijadet-Allahs Bruder Abu'l-Aglab Ibrahim 228 (842/3) Messina und eroberten die Stadt nach hartnäckiger Gegenwehr, vielleicht noch in demselben Jahre, auf jeden Fall nicht viel später. Der südliche Theil der Insel folgte demnächst; Abbâs Ibn Fadl, den nach Abu'l-Aglabs Tode 236 (851) die Truppen selbst sich zum Anführer gesetzt und der Emir Mohammed I. bestätigt hatte, fügte in der Mitte das schon mehrfach umsonst angegriffene Castrogiovanni hinzu (244 = 859). Nach Abbâs' Tode (247 = 861) rissen bei den Muslimen Unordnungen und Zwistigkeiten ein. Wie überall konnten auch hier die Berbern und Araber sich eben nur so lange vertragen, wie die gemeinsame Gefahr dauerte; die Verbindung aber mit Afrika war natürlich eine sehr lockere, und der „Kranichvater" (S. 552) nicht der Mann, seine und seiner Feldherrn Autorität mit Festigkeit aufrecht zu erhalten. Mit Ibrahim II. ward das wieder anders; auch hier griff der rücksichtslose Fürst durch, das Heer mußte sofort die schwierige Belagerung von Syrakus beginnen (263 = 877) und am 21. Mai 878 (264) wurde die alte Hauptstadt erstürmt und unter schrecklichem Blutvergießen in einen Schutthaufen verwandelt. Der beginnende Verfall der Aglabidendynastie seit den letzten Jahren Ibrahims II. kam für den Augenblick den Christen wieder zu Gute: eine Niederlage der sicilisch-afrikanischen Flotte an der nordgriechischen Küste (266 = 880), der eine Landung der Byzantiner bei Palermo folgte, war nicht einmal so bedenklich wie die von Neuem überhand nehmenden Streitigkeiten zwischen den Arabern und Berbern, die ein Seitenstück zu dem allgemeinen Aufstande gegen Ibrahim II. in Afrika bildeten. So konnten die wenigen Christen, die in Taormina und in den Schluchten des Aetna noch unbezwungen hausten, im J. 281 (894/5) einen für sie günstigen Friedensschluß erreichen, der ihnen freilich nur für kurze Frist noch die Freiheit sicherte. Denn als Ibrahim II. 289 (902) abgedankt war, begehrte er im heiligen Kriege zu sterben und ließ von seinem Sohne sich das Commando auf Sicilien übertragen; dann sagte er den Ungläubigen den Frieden auf und büßte nach der Einnahme von Taormina die Grausamkeiten, welche er in Afrika gegen seine Glaubensgenossen begangen, dadurch, daß er nun die Christen, und nicht blos die waffenfähigen Männer, sondern dem Gesetze des Islâms selbst zuwider auch sämmtliche Frauen und Kinder abschlachten ließ. Er starb noch in demselben

Jahre, nachdem er den Krieg über die Meerenge nach Calabrien hineingetragen, vor Cosenza an einer Krankheit; das Heer verließ das Festland sogleich wieder, aber Sicilien blieb nunmehr für anderthalb Jahrhunderte im festen Besitz der Muslime.

Bereits viel früher hatten sie auch nach Italien übergegriffen. Jener Krieg, den sie im Bunde mit Neapel gegen die Longobarden von Benevent geführt (S. 555), war nur der Anfang einer Reihe von Einmischungen in die unteritalischen Wirren zwischen den Longobarden, Italiänern und Franken, welche seit 223 (838) von kecken arabischen Parteigängern aus Sicilien, seit 228 (842/3) auch von Korsaren aus Kreta (S. 539) unternommen wurden. Im J. 225 (839/40) setzten sicilische Freischaaren sich in Tarent fest, 842 (227/8) eine berberische Räuberbande in Bari, von wo aus nun ganz Unteritalien, nicht weniger aber die übrigen Küstenstriche des Adriatischen Meeres verwüstet, Byzantinern[1]) und Venezianern der größte Schaden zugefügt und der Bürgerkrieg zwischen den Longobarden noch mehr verwickelt ward. Gleichzeitig blieb auch die italienische Westküste nicht verschont: abgesehen von sonstigen Beutezügen wagten die Muslime 846 (Ende 231 bis Anf. 232) Rom und Gaeta anzugreifen, und als das mißlang, scheuten sie einen zweiten Versuch nicht, der freilich 849 (234/5) ihnen eine schwere Niederlage bei Ostia eintrug. Die Saracenennoth war so groß, daß 851 (236/7) Kaiser Ludwig II., Karls des Großen Urenkel, selbst nach Italien kam, die Streitigkeiten zwischen den christlichen Staaten Italiens zu schlichten und den Krieg gegen die Muslime zu organisiren. Die Longobarden von Benevent ließen sich bereit finden, ihre saracenischen Hilfstruppen zu opfern; sie verfielen dem Schwerte, aber ihre Vernichtung brachte einen Rachezug des sicilischen Feldherrn Abbás über das unglückliche Land, der mit der erneuten Einnahme von Tarent und erheblicher Verstärkung der Stellung in Bari endete. Mufarridsch Ibn Ssálim, so hieß der neue Herr dieser Stadt, wurde nun der Schrecken Apuliens, Calabriens und aller Provinzen bis über Neapel und Benevent hinaus; um die Aglabiden kümmerte er sich nicht viel, ließ sich „den Sultan"[2]) nennen und führte auf eigene Hand seine Kriege, die erst im J. 257 (871) mit der Wiedergewinnung Baris durch die vereinigten Byzantiner und Italiener endigten. In demselben Jahre landete eine afrikanische Expedition bei Salerno und belagerte die Stadt längere Zeit; aber 258 (872) wurden die Saracenen hier von Ludwigs Truppen geschlagen, und die Raubzüge, welche sie nach des Kaisers Tode (875 = 261) noch mehrfach in Italien unternahmen, änderten an den eigentlichen Machtverhältnissen nicht viel. Immerhin hielten sie sich an mehreren Punkten, besonders am Garigliano, wo sie von 882 (268) bis 916 (304) einen gefürchteten Schlupfwinkel besaßen.

---

1) Vgl. Hertzberg, Gesch. d. Byz. (Nr. 59 dieser Sammlung) S. 151. 2) Es-Ssultán ist arabisch „die Herrschaft", wird aber schon in dieser Zeit, wie unser Hoheit oder Majestät, auf Personen übertragen.

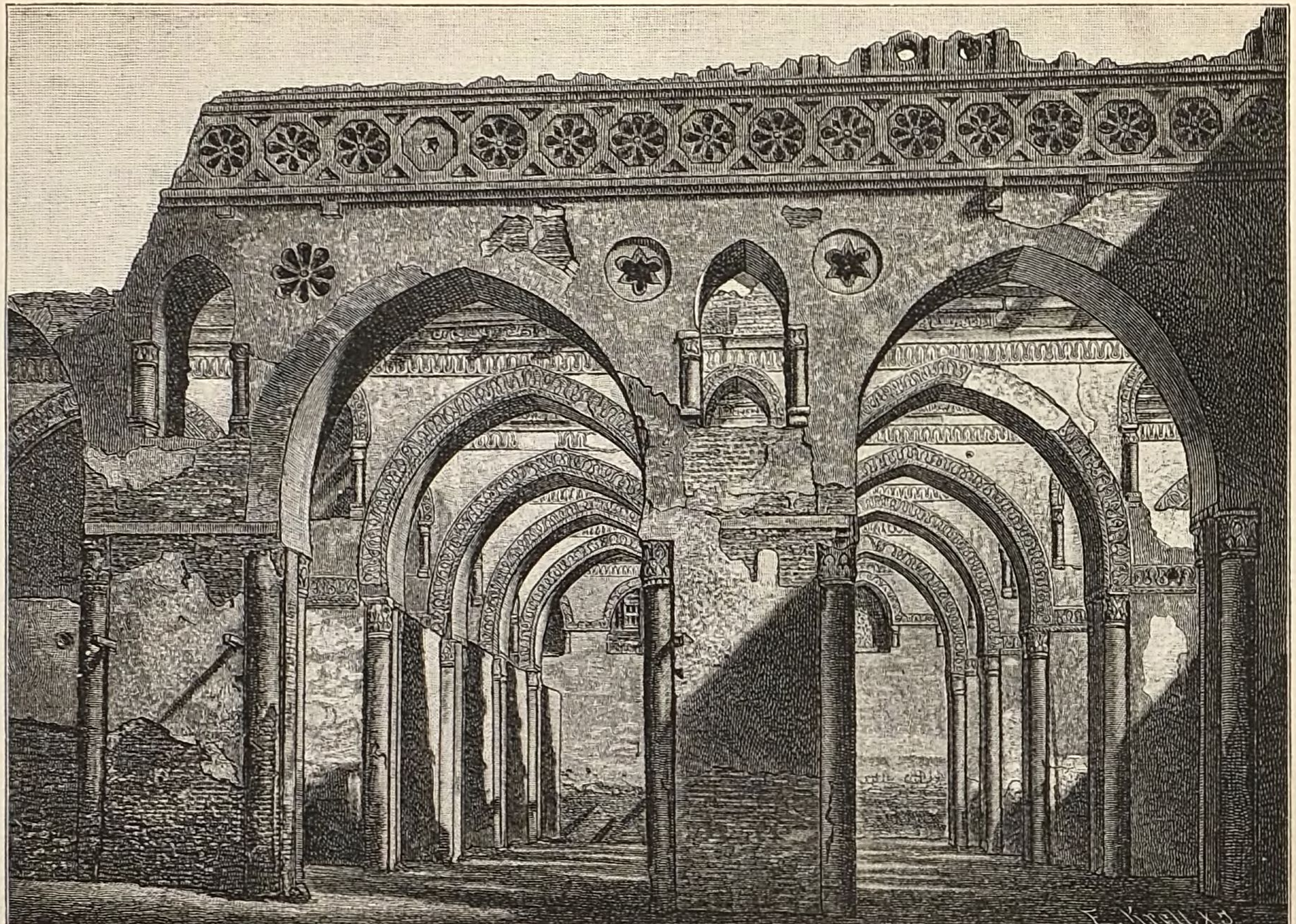
Eine weit kürzere Dauer als der Aglabidendynastie sollte den Tuluniden von Aegypten beschieden sein. Kaum etwas über 37 Jahre hat ihre Herrschaft bestanden, und wirklich bedeutend ist nur der erste von ihnen gewesen; aber die Ausdehnung der Macht, welche er in seiner Hand zusammenfaßte, war so erheblich, daß er dem Chalifate selbst furchtbar wurde und zweifellos die ganze Westhälfte des Reiches seiner Familie als unabhängiges Reich hinterlassen hätte, wäre er nicht vor der Zeit heimgegangen. Seine Nachfolger waren ohne Ausnahme unmündige oder schwächliche Jünglinge, unter deren Händen die von ihm gewonnenen Mittel wie Sand zerrannen, so daß bei der ersten Gelegenheit ein energischer Chalife zugreifen konnte, die kaum abgetrennten Provinzen wieder dem Gesammtstaate einzuverleiben.

Die kurzlebige Dynastie verdankt ihr Aufkommen der allgemeinen Verwirrung, welche seit Musta'in von der Residenz her über die Provinzen sich auszubreiten anfing. Der unglückliche Chalife hatte unter den Türken, denen er als Spielball diente, einen einzigen Mann, welcher seines persönlichen Vertrauens würdig zu sein schien: Achmed, den Sohn Tulúns, eines Transoxaniers, der mit einer Anzahl Volksgenossen im J. 200 (815/6) von dem Statthalter seiner Heimath dem Ma'amún als Geschenk übersandt worden war. Tulún hatte am Hofe seinen Weg gemacht; Achmed, dem er eine in diesen Kreisen sonst ungewöhnliche wissenschaftliche Bildung hatte zu Theil werden lassen, zeichnete sich nach dem 240 (854/5) erfolgten Tode seines Vaters verschiedentlich aus, und als Musta'in nach seiner Abdankung 252 (866) einen Begleiter an seinen Verbannungsort Wâßit mitnehmen durfte, fiel seine Wahl auf den Tuluniden. Dieser bemühte sich, dem entthronten Fürsten treu zur Seite zu stehen; an der schon 253 (867) vollzogenen Ermordung desselben hatte er jedenfalls keinen Antheil. Seine Mutter heirathete inzwischen den einflußreichen General Baïk-Beg (S. 527 ff.), und als diesem im J. 254 (868) die Statthalterschaft von Aegypten übertragen wurde, entsandte er nach der Gewohnheit der Zeit zur Ausübung derselben einen Stellvertreter in der Person seines Stiefsohnes. Am 23. Ramadán 254 (15. Sept. 868) traf Achmed Ibn Tulún in Fostát ein. Er fand schwierige Verhältnisse vor: in Alexandrien und einigen anderen Gegenden saßen eigene Emire, welche dem Statthalter nicht direct unterstanden, das einflußreiche Haupt der Steuerverwaltung kam ihm mit unverhohlenem Uebelwollen entgegen, und gleich nach seiner Ankunft brach in Oberägypten ein Alidenaufstand aus. Achmed zeigte sich der Lage gewachsen: er schlug die Empörung und eine fast unmittelbar sich anschließende zweite nieder (255 = 869), wußte geschickt den Einfluß seines Civilcollegen zu untergraben, schuf sich in Fostát durch Gründung eines eigenen Quartiers für seine Leibwachen und sonstigen persönlichen Untergebenen eine feste Stellung und verstand es, als Muwaffak im J. 258 (872) sich von seinem Bruder Mótamid zum Generalstatthalter des Westens ernennen ließ (S. 531), den Wesír des Chalifen zu bestechen, daß ihm das Commando in Aegypten bestätigt wurde.

Einstweilen hielt er den Reichsverweser in Bagdad durch gelegentliche, wenn auch nicht allzu bereitwillige Tributsendungen noch bei einiger Laune; als aber die Früchte der vorangegangenen Praetorianerwirthschaft in Gestalt der Kämpfe mit den Sindsch (unten S. 580 ff.) und dem unbotmäßigen Perser Ssaffár (S. 582) dem Chalifate zu zeitigen begannen, schien es ihm nicht mehr nöthig, um die Herren in Bagdad sich weiter zu kümmern, und er zog es vor, sein Geld für sich zu behalten. Muwaffak war nicht der Mann, sich das bieten zu lassen. Aber noch waren die Nachwehen des Türkenregimentes und der Bürgerkriege im Irák nicht überwunden; als das für Aegypten bestimmte Kriegsheer in Mesopotamien lagerte, fehlte es an Geld, den Truppen ihren Sold zu zahlen, und die Unternehmung mußte einstweilen verschoben werden. Jetzt hatte der Tulunide Oberwasser. Er verfügte frei über die riesigen Erträgnisse des reichen Landes; jährlich 4 Millionen Golddinare kamen durch die Frohnarbeit der fleißigen Kopten (vgl. S. 266 f.) ein, und doch konnten diese bei der größeren Ordnung und Ruhe in dem energisch regierten Lande immerhin sich wohler fühlen als sonst. Man darf nicht läugnen, daß Achmed, mochte er im Laufe der Jahre allmählich sich mehr an Luxus und Ueppigkeit gewöhnen als Anfangs in seinem Wesen lag, doch vielfach seine großen Mittel zum Besten des Landes verwendet hat. Nicht allein für Paläste und Kasernen, auch für Krankenhäuser, für Armenpflege, für Unterstützung von Gelehrten wurden große Summen ausgegeben, und heute noch legt die Moschee des Ibn Tulún inmitten des von ihm errichteten Quartiers, welches später der Stadt Kairo einverleibt worden ist, von der gemeinnützigen Thätigkeit des Landesherren Zeugniß ab, der sie 263—265 (877—879) erbaute. Nicht weniger aber gab ihm die fortdauernde Beschäftigung Muwaffaks mit anderen Kriegen Gelegenheit zur Erweiterung seiner Macht über die Grenzen Aegyptens hinaus. Im J. 264 (877) starb Amadschúr, des Chalifen Statthalter von Damaskus; gleich darauf (264 = 878) rückte Achmed in Syrien ein, und mit Ausnahme von Antiochia, das 265 (878) mit Gewalt erobert werden mußte, fiel das ganze Land mit Einschluß der Defensionen und des westlichen Mesopotamiens in die Hände des mächtigen Emirs, dem Widerstand zu leisten die Commandanten der einzelnen Bezirke weder durch ein Gefühl der Treue gegen die Regierung noch durch eine aussichtslose Hoffnung auf Unterstützung aus Bagdad sich ermuthigt fühlten. Aber noch in demselben Jahre (265 = 879) hemmten böse Nachrichten aus Fostát den Siegeslauf des Tuluniden. Einer seiner Söhne, El-Abbás, hatte sich daheim gegen den Vater empört und mit den Truppen, welche er zum Abfall verleitet, sowie dem Sümmchen von einer Million Dinare den Marsch nach Barka angetreten, wo er sich vor dem entrüsteten Vater sicherer glaubte. Aber schleunigst kehrte dieser nach Fostát zurück, und die Kunde umfangreicher Vorbereitungen, welche er zur Bezwingung des ungerathenen Sohnes mit gewohnter Energie betrieb, ließen es diesem räthlich erscheinen, ihm aus dem Wege zu gehen. So fiel er über



Moschee des Ibn Tulún in Kairo.



Hof der Moschee des Ibn Tulún in Kairo.

die Staaten des Aglabiden Ibrahîm II. her und fing an, in den östlichen Bezirken von Tripolis mit seiner Soldateska greulichen Unfug zu stiften. Aber benachbarte Berbern liehen dem Ibrahîm ihre Unterstützung. Abbâs wurde geschlagen und auf Barka zurückgeworfen (266 = 880); dort hielt er sich noch eine Weile, bis ein von Achmed entsandtes Heer seine Streitkräfte vernichtete und ihn selbst gefangen nahm (268 = 882). Aber der Aufruhr des eigenen Sohnes bezeichnet den Wendepunkt in der Laufbahn des Sohnes Tulûns: das Glück, welches bis dahin alle seine Unternehmungen begleitet hatte, fing an seine Launen hervorzukehren. Lulu, sein Commandant von Mesopotamien, ging zu Muwaffak über (268 = 881/2); der sehr fein angelegte Plan, den Chalifen Mótamid, welcher sich unter der Vormundschaft seines ziemlich unceremoniösen Bruders nicht allzuwohl fühlte, nach Syrien zu locken und ihn in der Hand den Vertheidiger des legitimen Oberherren gegen einen unnatürlichen Verwandten zu spielen, mißglückte trotz des besten Willens des thörichten Abbassiden (269 = 882), und ein Versuch zur Eroberung Mekkas ward durch unerwarteten Widerstand seitens der gerade zur Wallfahrt anwesenden Pilgerschaaren vereitelt (269 = 883). Daß Achmed nun den Muwaffak als Aufrührer gegen den Stellvertreter des Propheten seiner Würden verlustig erklären ließ, war ein ebenso billiges Vergnügen, als die antwortlich hierauf von dem Reichsverweser erzwungene Absetzungserklärung des Chalifen gegen Ibn Tulûn; eine sehr empfindliche Niederlage aber holte sich der Emir, als er seinen durch einen Sieg über die Byzantiner übermüthig gewordenen Unterfeldherrn Jasmân in Tarsus vergeblich belagerte. Auf die Dauer hätte der thatkräftige Fürst diese Mißerfolge vermuthlich wett gemacht. Aber er wurde vor Tarsus krank; so wenig als dem Chalifen meinte er seinen Aerzten gehorchen zu sollen, in Folge schlechter Diät verschlimmerte sich das Leiden, und so starb er 270 (884) in Fostât, wohin er zurückgekehrt war, wenig über 50 Jahre alt. Siebzehn Söhne hinterließ er, genug um eine Dynastie für etliche Jahrhunderte zu sichern; aber Chumâraweih, auf welchen die Herrschaft überging, hatte von seines Vaters Eigenschaften nicht viel geerbt. Er verstand es trefflich, die zehn Millionen Dinare, welche beim Tode Achmeds im Staatsschatze lagen, wieder unter die Leute zu bringen; ein gutmüthiger, sehr vergnügungssüchtiger junger Mensch von kaum 20 Jahren fand er wenig Geschmack an kriegerischen Unternehmungen, liebte es dagegen sehr, die Politik des Vogels Strauß nachzuahmen, wenn sich ihm Schwierigkeiten in den Weg stellten. So lange er lebte, blieb scheinbar das Aussehen der Dinge unverändert; bei seinem plötzlichen Tode aber zeigte sich, daß Klügere inzwischen um die Familie Tulûns ein Netz gesponnen hatten, das nun ohne große Mühe zugezogen werden konnte. Muwaffak kannte das Maß der beiderseitigen Kräfte zu genau, um es allein mit dem übermächtigen Vasallen aufzunehmen; während er also Truppen gegen Damaskus aufbot, ermächtigte er gleichzeitig den Isḥâk Ibn Kundâdschik, Herren von Móßul, und Mo-

hammed Ibn Abi's-Ssâdsch (S. 545), Statthalter von Ambâr und dem mittleren Euphrat, ebenfalls in Syrien einzumarschiren, wo sie Vergrößerungen für ihre eigenen Gebiete finden konnten. Im ersten Anlauf ging Syrien dem Aegypter verloren; aber die Sieger veruneinigten sich über der Beute, und 271 (885) wurde Mótadid, Muwaffaks Sohn, welcher die Truppen von Bagdad führte, von dem Ssadschiden und Jßchák im Stich gelassen und mußte bei Ramla in Palästina den Truppen Chumáraweihs weichen. Syrien ward von Neuem für den Tuluniden in Besitz genommen und gegen eine Empörung 273 (886) behauptet. Inzwischen war Muwaffak zu der Ueberzeugung gekommen, daß es das Beste sein werde, Mesopotamien und Syrien sich gegenseitig mürbe machen zu lassen; Chumáraweih war hochvergnügt, gegen das Versprechen der Wiedereinfügung des Chalifennamens in das Freitagsgebet die formelle Anerkennung als Statthalter von Syrien und Aegypten zu bekommen, und that dem Reichsverweser den Gefallen, sich von 273 (886) bis 276 (889) mit Mohammed und Jßchák herumzuschlagen. Diesen war es nur darum zu thun, einander möglichst viel Land wegzunehmen, je nachdem erklärte sich bald der eine, bald der andere für Chumáraweih; es war eine vollendete Confusion durch ganz Mesopotamien. Der Tulunide legte Werth nur auf Redensarten; durch beträchtliche Geldopfer bewog er 277 (890) den Jasmán, der in seinem Tarsus immer noch weder um Bagdad noch um Aegypten sich kümmerte, ihn hinfüro im Freitagsgebete zu nennen. Er glaubte damit Souverän der Defensionen zu sein, gerade so wie er den seit 279 (892) regierenden Chalifen Mótadid in der Tasche zu haben meinte, als dieser ihm gnädigst die Bestätigung seiner Statthalterschaft gegen vieles baare Geld bewilligte und 282 (895) ihm sogar die Ehre erwies, sich eine seiner Töchter antrauen zu lassen. Der entzückte Schwiegervater ließ sich Hochzeit und Mitgift $1\frac{1}{2}$ Millionen Golddinare kosten und zahlte außerdem, eines so hohen Vorzuges würdig zu bleiben, fleißig Tribut: auf die Weise kam Mótadid zu Gelde, während die Schatzkammern, die Achmed Ibn Tulún so wohlgefüllt hinterlassen, mit stets beschleunigter Geschwindigkeit sich leerten. In demselben Jahre 282 (895) wurde Chumáraweih in seinem Harem von etlichen irgendwie entrüsteten Weibern oder Eunuchen ermordet, und nun war es aus mit den Tuluniden. Die Offiziere setzten von Chumáraweihs Söhnen zuerst den Dscheisch, und als dieser vierzehnjährige Knabe nichts als alberne Streiche beging, 283 (896) Harún als Emir ein; aber es war kein Geld da, also that jeder Befehlshaber, was ihm beliebte. Rágib, Commandant der Defensionen, erklärte sich 283 (896) für den Chalifen, 286 (899) mußten alle außerhalb des eigentlichen Syriens noch von Aegyptern besetzten Plätze dem Mótadid ausgeliefert werden, und als dessen Nachfolger Muktafi 291 (904) mit dem ersten Aufstande der Karmaten (s. unten S. 600) fertig geworden war, konnte er mit dem unmündigen Tuluniden vollends aufräumen. Seinem General Mohammed Ibn Ssuleimán unterwarfen sich die syrischen Emire ohne jeden Widerstand;

schon am Schluß des Jahres stand er vor Fostát, während gleichzeitig eine Flotte bei Dimját (Damiette) erschien. Unter Haráns Leibwachen erhob sich ein Tumult, in welchem der unglückliche Prinz umkam (Anf. 292 = Ende 904); sein Oheim Scheibán, ein würdigerer Sohn des Achmed, versuchte noch einen letzten Widerstand, mußte aber der Uebermacht weichen. Mohammed hauste mit seinen Türken in Fostát wie in einer eroberten Stadt auf das Entsetzlichste (292 = Anf. 905); Alles wurde ausgeraubt, das Quartier der Tuluniden fast gänzlich zerstört, die Anhänger der gestürzten Herrscherfamilie gemißhandelt und in großer Zahl hingerichtet, die Mitglieder der letzteren sämmtlich nach Bagdad geschleppt. Die guten Tage Aegyptens waren vorüber, die Statthalter wechselten von nun an wieder alle Augenblicke, Unordnung, Noth und Elend nahmen überhand wie in fast allen Theilen der Westhälfte des Chalifenreiches.

Aus der allgemeinen Verkommenheit, welcher unter Moktadir (seit 295 = 908) diese Länder anheim fallen, werden nur ein paar Bezirke mäßigen Umfanges noch für einige Zeit durch die Hand eines bedeutenden Fürsten emporgehoben. Es ist das Geschlecht der Hamdaniden, welches fast in demselben Augenblicke aufzutauchen beginnt, wo das Haus Tulúns seinen Untergang findet, und in dessen größtem Sohne arabische Tapferkeit und Herrschertugend noch zum letzten Male vor ihrem Erlöschen aufleuchten. In ihm schließt sich das Ende der arabischen Geschichte denkwürdig mit dem Anfang wie zu einem Kreise: denn jenem Stamme Taglib, dessen Helden Kuleib wir an der Schwelle des Isláms begegneten (S. 3), entstammte auch Hamdán, welcher dem Hause Sseif Ed-Daula's den Namen gegeben hat. Er war ein Häuptling unter den Taglib, die nach dem vierzigjährigen Kriege in Mesopotamien Sitze gewonnen hatten (S. 22) und noch jetzt, nach 250 (864), nordwestlich von Moßul in der Landschaft Dijár Rabí'a (S. 543) in gewissem Umfange das alte Beduinenleben fortsetzten. Unter den arabischen Stämmen von Dijár Rabí'a, Dijár Bekr und Dijár Modar (südwestlich von jenen beiden am Euphrat), welche sich in das nördliche Mesopotamien theilten, fand unter den traurigen Verhältnissen seit Musta'ín ein unternehmungslustiger Truppenführer nicht weniger leicht Schaaren von kecken Gesellen, die bereit waren, auf Krieg und Beute auszureiten, als Einer, dem es nicht an Geld fehlte, sich Türken, Deilemiten (S. 565) und sonstige Landsknechte zu gleichen Zwecken zu werben vermochte. Darin bestand grade das Elend der Zeit, daß nirgends die Centralregierung Kraft genug besaß, einen regelmäßigen Gang der Verwaltung zu sichern; wer den Einfluß oder die Machtmittel besaß, an einem beliebigen Orte die Obergewalt an sich zu reißen, that es in der fast niemals getäuschten Erwartung, im Falle des Erfolges gegen eine so oder so von den Unterthanen zu erpressende Summe von den stets in Geldnoth befindlichen Chalifen, Wesiren oder Oberstatthaltern die Bestätigung seiner Usurpation sich erkaufen zu können. Zahlte er dann nicht allzu unpünktlich einen mäßigen Tribut

weiter, so störten ihn die Oberherren ganz gewiß nicht in seinem Vergnügen; wie er in seinem Bereiche wirthschaftete, war seine Sache. Den einmal erworbenen Besitz möglichst zu mehren war das natürliche Streben solcher selbstgefürsteten Emporkömmlinge: daher unaufhörliche kleinere oder größere Kriege mit den Grenznachbarn, stetes Bestreben in die Streitigkeiten zwischen Chalifen, Praetorianern und Wesiren einzugreifen und maßgebenden Einfluß in der Residenz selbst zu gewinnen. Der allgemeinen Auflösung der westlichen und Centralprovinzen, welche sich auf diese Weise zu vollziehen begann, geboten der energische Reichsverweser Muwaffak, sein Sohn Mótadid und sein Enkel Muktafi für eine Weile Einhalt. Wie sie nicht ohne lange Kämpfe das Reich der Tuluniden wieder dem Chalifate einverleibten, haben wir eben gesehen. In ähnlicher Weise hatte Muwaffak seit 262 (876) dem Andringen des Persers Ssaffár Schranken gesetzt und Mótadid dessen Bruder und Nachfolger mit Hilfe der in Transoxanien aufgekommenen Ssamaniden so weit überwältigt, daß von dieser Seite zunächst nichts weiter zu befürchten war; denn mochten auch die Ssamaniden nur der Form nach die Oberherrlichkeit der Chalifen anerkennen, sie waren durch ein gemeinsames Interesse an der Aufrechterhaltung der Ordnung im Osten doch mit diesen verbunden und haben es niemals versucht, angreifend gegen das Irák vorzudringen. So hatte denn auch in der Nähe der Residenz selbst der Versuch Hamdáns, sich in der Burg von Mardín in Mesopotamien festzusetzen und von da aus im Trüben der Charidschitenaufstände um Moßul (oben S. 543) zu fischen, nur so lange Erfolg, bis Mótadid dazwischen fuhr und im J. 282/3 (896) wie den Charidschitenhäuptling auch den unternehmenden Parteigänger einfangen ließ. Aber die Familie hatte diplomatische Talente: Hamdán war so vorsichtig gewesen sich den Rücken zu decken, indem er einen Sohn, El-Hußein, im Heere des Chalifen dienen ließ. Auf dessen Bitten ward der Vater begnadigt; Hußein aber zeichnete sich bald weiter als ein tüchtiger Krieger aus, commandirte bei der Eroberung Aegyptens (292 = 904, oben S. 561) die Vorhut des Mohammed Ibn Ssuleimán und trug 294 und 295 (907. 908) erhebliche Vortheile gegen die Karmaten (s. u.) davon. Inzwischen war sein Bruder Abu'l-Heidschá Abdallah 292 (905) Statthalter von Moßul geworden, hatte 294 (907) einen unangenehmen Aufstand der Kurden bewältigt und sich dadurch eine feste Stellung gemacht. Unter Moktadir stand bei der Palastrevolution des Ibn El-Mo'otáß (S. 532), wie wir gesehen haben, Hußein auf Seiten des Prätendenten; Abu'l-Heidschá aber geberdete sich, als seines Bruders Streich mißlang, so loyal, wie dieser zu des Vaters Zeiten: er zog mit einem Heere gegen den Flüchtigen aus und wußte schließlich zu vermitteln, daß er zu Gnaden angenommen wurde und 298 (911) den Oberbefehl in Dijár Bekr, später in dem heimischen Dijár Rabí'a erhielt. Nicht lange nachher versuchte erst Abu'l-Heidschá (301 = 913/4), dann Hußein (303 = 915/6), sich von dem schwachen Moktadir unabhängig zu machen; Mánis (S. 532 ff.), immer bestrebt, die Herrschaft der

Abbassiden gegen die Selbständigkeitsgelüste der Emire zu vertheidigen, trieb Beide in die Enge und schleppte das zweite Mal sämmtliche Hamdaniden nach Bagdad. Dort kam Hußein 305 (917) in den vermuthlich keineswegs unbegründeten Verdacht der Betheiligung an einer Verschwörung, der ihn das Leben kostete. Abu'l-Heidschá erhielt 307 (919/20) die Statthalterschaft von Moßul zurück; auch Dijár Rabi'a wurde Verwandten von ihm unterstellt, und abgesehen von der Karmatenfluth (S. 604), deren äußerste Wogen bis hierher brandeten, blieben diese Gegenden nun ohne Störung längere Zeit in den Händen der Hamdaniden. 316 (928) schloß sich Abu'l-Heidschá dem Zuge Múnis' zur Entthronung Moktadirs (S. 534) an, fand aber in den zur Wiedereinsetzung des Chalifen führenden Unruhen den Tod. Nichtsdestoweniger erhielt sein Sohn El-Haßan die Bestätigung als Statthalter von Moßul und Dijár Rabi'a; er hatte sich darin mit ein paar anderen Hamdaniden zu theilen, aber diese folgten durchaus seiner Politik, welche es bei dem erneuten Unternehmen des Múnis (S. 535) zur Abwechslung mit dem Hofe von Bagdad hielt. Abermals mit üblem Erfolge. Múnis bemächtigte sich Moßuls, und Haßan mußte fliehen. Zwar erhielt er nach Káhirs Tode 322 (934) die Provinz zurück, doch schon in demselben Jahre wurde sie ihm von dem Wesír Ibn Mokla (S. 536) wieder genommen. Indeß saßen die Hamdaniden in ihrem Gebiete schon zu fest, als daß es räthlich geschienen hätte, einen Fremden dorthin zu schicken: so wurde es einem Oheim Haßans zugewiesen. Aber unversehens erschien Haßan selbst in Moßul, überfiel den kaum Angekommenen und scheute sich nicht, den eignen Verwandten umbringen zu lassen (323 = 935). Nach manchen Wechselfällen bemächtigte er sich dann von Neuem Moßuls, der Dijár Rabi'a und Modar, und 324 (936) ward sein Bruder Ali Herr des Dijár Bekr, so daß nun der größte Theil Mesopotamiens in die Gewalt der Hamdaniden gekommen war.

Um diese Zeit befand das Chalifat unter der Leitung des Emir al-omará Mohammed Ibn Ráïk (S. 536) sich in der äußersten Verlegenheit. Schon seit 301 (914) hatten die Aliden (vgl. S. 545) von Tabaristán aus ihre Macht nach dem inneren Persien ausgebreitet und sich damit in bedrohlicher Weise zwischen die Gebiete von Bagdad und Chúsistán, welche von den Emiren der Chalifen regiert wurden, und deren ssamanidische Bundesgenossen mitten hinein geschoben. In den Kriegen, welche sie besonders gegen die Ssamaniden führten, spielten natürlich die Gebirgsvölker am Südrande des Kaspischen Meeres, welche den Aliden seit Alters ergeben waren (vgl. S. 492 u. 542), die Hauptrolle, und unter diesen traten jetzt die Deilemiten in den Vordergrund. Ungebildet und roh, aber kräftig und tapfer waren sie für diese Zeiten des Faustrechts geborene Landsknechte, ganz wie die Türken, von welchen sie sich fast nur durch noch größere Wildheit und durch ihr schiitisches Glaubensbekenntniß unterschieden. Tief saß ihnen aber die Verehrung für die Aliden keineswegs, der Eifer für das Haus des Propheten war kaum je mehr als ein Vorwand für die Unbotmäßigkeit gewesen, die ihnen im

Blute lag; kein Wunder, daß sie jetzt, wo sie eine größere Bühne zu betreten anfingen, dem Beispiele der übrigen Soldateska folgend, hauptsächlich ihren persönlichen Interessen, der Beutegier und dem Ehrgeize nachzuleben sich gewöhnten. So finden wir sie nicht allein ohne Umstände bereit, auch bei ssunnitisch gesinnten Fürsten Dienste zu nehmen (S. 562), sondern auch die Führer, welchen Thatkraft und Rücksichtslosigkeit die ersten Stellen an ihrer Spitze sicherten, sofort bestrebt, für sich selbst in ähnlicher Weise, wie es Türken, Perser und Araber thaten, eigene Herrschaften aus den Fetzen des Chalifenreiches zurechtzuschneiden. Abu Schodschá Buweih war einer der Landsknechtsobersten gewesen, die in den Kriegen zwischen Ssamaniden und Aliden sich hervorthaten; erst für jene, dann für diese kämpfend, stand er bald unter seinen Landsleuten in erster Reihe, unter ihm seine drei Söhne Alí, Haßan und Achmed, die Begründer einer neuen Dynastie, der Buweihiden oder Bujiden[1]). Ihre Geschichte haben wir erst später im Zusammenhange zu verfolgen, hier genügt es anzuführen, daß um die Zeit der Thronbesteigung Rádi's (322 = 934) das mittlere Persien, insbesondere das eigentliche Fars, bereits unter ihrer Herrschaft stand, und daß sie eben im Begriffe waren, auch Chusistán in Besitz zu nehmen. Diese Provinz befand sich damals in den Händen dreier Brüder, der Söhne eines Postmeisters von Baßra, dieser Abkunft wegen gewöhnlich „Söhne des Barídi"[2]) genannt. Der hervorragendste von diesen war Abu Abdallah, ein gänzlich gewissenloser Mensch, welcher das beliebte Handwerk, durch Heucheln, Intrigiren, Morden, Rauben und Mißhandlung der Unterthanen sich in der herrlichen Welt von damals in die Höhe zu bringen, mit besonderer Schamlosigkeit betrieb. Zwischen den anrückenden Buweihiden und dem Chalifen oder vielmehr dessen Emir eingeklemmt, suchte er durch abwechselnde Verbindung mit Beiden sich durchzudrücken, mit dem stillschweigenden Vorbehalt natürlich, je nachdem über den eben noch Verbündeten als Feind herzufallen. Ibn Mokla war es gewesen, der 316 (928) die Provinz diesen vorzüglichen Beamten verliehen hatte, die trotz vorübergehender Entfernung von ihren Posten immer wieder sich in Chusistán festgesetzt und 320 (932) gegen die übliche Zahlung einer beträchtlichen Geldsumme auch Baßra zu ihrem Statthaltereibezirke zubekommen hatten. Somit stand Ibn Ráïk, als er 324 (935) das Emirat übernahm, vor der dornigen Aufgabe, diese bedenklichen Vasallen zur Rechten, die Hamdaniden zur Linken in Respect zu erhalten, gleichzeitig die Karmaten, die damaligen Herren Arabiens und der Wüste bis dicht an den Euphrat heran, von der Hauptstadt abzuwehren und die Fortschritte der Buweihiden einzuschränken; und für das Alles standen ihm nur die Kräfte des Irák bis an die Grenze von Moßul zu Gebote, da an Tributzahlungen aus Syrien und Aegypten,

1) Letztere Aussprache des Namens ist die früher gewöhnliche, erstere aber correcter. 2) baríd ist das arabische Wort für Post (vgl. oben S. 466), daher barídi Einer, der etwas mit der Post zu thun hat, ein Postbeamter.

wo die Emire einander ununterbrochen befehdeten, nicht zu denken war. So konnte denn im J. 324 (936) Ibn Râïks Unterfeldherr, der Türke Bedschkem, zwar den Barîdi schlagen, aber den von Letzterem nun gegen Bagdad aufgereizten Buweihiden Achmed vermochte er nicht zu bewältigen noch ihm die Besetzung von Achwâs zu verwehren. Die Confusion wurde vollkommen, als bald darauf Bedschkem selber nach dem Emirat zu streben begann und 326 (938) wirklich sein Ziel erreichte, da Ibn Râïk von seinen Truppen verlassen wurde. Denn nun hielt es der Hamdanide Haßan in Moßul für angezeigt, den Tribut zu verweigern, und als Bedschkem sich mit dem Chalifen aufgemacht hatte, den Vasallen zu seiner Pflicht zurückzubringen, erschien hinter ihrem Rücken auf einmal Ibn Râïk an der Spitze von ein paar Tausend unzufriedener Truppen wieder in Bagdad. Bedschkem mußte schleunigst mit Haßan Frieden schließen (327 = 938), und bald darauf kam auch eine Versöhnung mit Ibn Râïk zu Stande, welcher zufolge dieser mit seinen Mannschaften nach Syrien übersiedelte und sich mit den Leuten des Mohammed Ibn Togdsch, genannt El-Ichschîd,[1]) des Statthalters von Syrien und Aegypten, herumzuschlagen anfing. Auch mit Barîdi schloß Bedschkem einen Frieden, in welchem er demselben Wâßit abtrat (327 = 939); aber die Freundschaft dauerte nicht lange. Als nach Radis Tode sein Bruder El-Müttaki (329—333 = 940—944) von Bedschkem als Chalife eingesetzt war, machte Ibn El-Barîdi Miene nach Bagdad vorzudringen, und es wurde nöthig, einen Unterfeldherrn, den Türken Tusun, gegen ihn auszuschicken. Inzwischen aber wurde Bedschkem auf einem Streifzuge von Kurden erschlagen (329 = 941), seine Truppen zerstreuten sich, Tusun ging zu Ibn Râïk nach Syrien, Andere zum Barîdi, und ungehindert konnte dieser nun seinen Einzug in Bagdad halten. Er nahm dem wehrlosen Chalifen sämmtliches noch vorhandene Geld ab; trotzdem vermochte er nicht, den Ansprüchen seiner geldgierigen Truppen zu genügen und mußte Bagdad verlassen. Dort begannen nun die Landsknechte, Deilemiten und Türken, eine heillose Wirthschaft. Ein Deilemite Kurtegin wurde Emir al-omará, dagegen lehnten sich die Türken auf, es kam zu offenem Kampfe, und da Kurtegin siegte, die Deilemiten aber an Rohheit und Gewaltthätigkeit jene noch übertrafen, ließ der Chalife den Ibn Râïk flehentlich bitten, aus Syrien zurückzukommen und die Ordnung in der Hauptstadt herzustellen. Er folgte dem Rufe, marschirte mit seinen und Tusuns Leuten nach Bagdad und besiegte die Deilemiten, an denen nun die Bevölkerung furchtbare Rache für die ausgestandenen Quälereien nahm. Ibn Râïk trat nun wieder in das Emirat ein. Lange dauerte aber die Herrlichkeit auch diesmal nicht. Ibn El-Barîdi, der in Wâßit und Baßra allmählich wieder ein Heer gesammelt hatte, weigerte von Neuem den Gehorsam und bekam Zuzug von Tusun, der sich dem Ibn

1) Ichschîd war, so heißt es, der Titel der Türkenhäuptlinge von Fergâna, auf welche Mohammeds Vater Togdsch seinen Stammbaum zurückführte.

Ráïk nicht länger unterordnen wollte, sowie von dem Buweihiden, welcher immer bestimmter auf Bagdad zielte; mit diesen Truppen sandte er seinen Bruder Abu'l-Hußein gegen Ibn Ráïk, der 330 (942) geschlagen und mit seinem Chalifen Muttaki aus der Stadt vertrieben wurde. Dieser Abu'l-Hußein war seines Bruders würdig: während der fortgesetzte Bürgerkrieg den Einwohnern Bagdads die entsetzlichsten Leiden auferlegte und der Winter 330 (941/2) sie auch noch mit einer Hungersnoth heimsuchte, scheute der Biedermann sich nicht, eine neue Steuer auf das Brotkorn zu legen! Das arme Volk und Tusun mit ihm lehnte sich schließlich gegen das Scheusal auf, aber die Deilemiten behielten die Oberhand, und Tusun mußte flüchten. Er ging nach Moßul zu den Hamdaniden (330 = 942), in deren Arme sich Ibn Ráïk und Múttaki nach ihrer Vertreibung aus Bagdad geworfen hatten, und ward wie sie bereitwillig aufgenommen. Aber Haßan der Hamdanide war nicht der Absicht, für andere Leute die Kastanien aus dem Feuer zu holen: bei einer passenden Gelegenheit ließ er den ahnungslosen Ibn Ráïk von seinen Trabanten erschlagen und sich an seiner Statt von dem willenlosen Chalifen zum Emir al-omará ernennen. Bei dieser Gelegenheit erhielt er den Ehrentitel Náßir Ed-daúla „Schützer des Reiches", sein Bruder Ali den Namen Sseif Ed-daúla „Schwert des Reiches" — je kümmerlicher die Verhältnisse, um so hochtönender die Redensarten. Zunächst war der Erfolg allerdings auf Seiten der Hamdaniden: der Bruder des Ibn El-Barídi mußte aus Bagdad weichen, und sogar Wáßit ward vorübergehend von Sseifeddaula besetzt. Als er indeß hier gegen Ibn El-Barídi Verstärkungen brauchte, ward ihm zwar Tusun mit türkischen Mannschaften nachgeschickt, aber dieser wünschte nun auch wieder eine selbständige Rolle zu spielen, empörte sich gegen Sseifeddaula und zwang ihn nach Bagdad zurückzugehen. Auch dies sahen die Hamdaniden nach einigen Zwischenfällen sich genöthigt zu räumen, und 331 (943) ward es von Tusun besetzt. Natürlich mußte der Chalife, der übrigens von Náßireddaúla nicht sehr gut behandelt worden war, nunmehr den Türken zum Emir al-omará ernennen. Dieser aber zeigte eine Rücksichtslosigkeit gegen den unglücklichen Muttaki, welche die schlimmsten Befürchtungen zu erwecken geeignet war; so floh der „Beherrscher der Gläubigen" wieder zu den Hamdaniden (332 = 943), schrieb aber gleichzeitig an den Ichschid nach Aegypten um Unterstützung: konnte er doch auch von Náßireddaúla sich einer wirklich loyalen Gesinnung keineswegs versehen. Immerhin machten die Hamdaniden, wenngleich natürlich nur im eigenen Interesse, nochmals einen Versuch auf Bagdad, aber Tusun schlug sie wiederholt und nahm sogar Moßul ein, so daß Muttaki sich genöthigt sah, nach Rakka am Euphrat zu gehen. Gleichzeitig aber hatten die Hamdaniden angefangen, sich von Mesopotamien aus nach der Seite von Nordsyrien hin auszubreiten, welches eigentlich zu der Statthalterschaft des Ichschid gehörte, und Haleb war bereits in ihren Händen, als der Ichschid auf den Hilferuf des Chalifen aus Aegypten herbeikam (332 = 944). Vor ihm zog der hamdanidische

General sich vorsichtig aus Haleb zurück, und auch Náßireddaúla wagte schließlich doch keine Gewaltmaßregeln, als der Ichschîd zur Conferenz mit dem Chalifen in Rakka eintraf. Sie verlief resultatlos. Die Hamdaniden hatten sich um diese Zeit wohl schon überzeugt, daß sie in Bagdad keinen festen Fuß zu fassen im Stande waren, um so weniger, als der Buweihide Achmed inzwischen sich bereits ganz Chusistâns und Wâßits bemächtigt und die Barîdis auf Baßra beschränkt hatte; somit stand ein Kampf zwischen den Buweihiden und Tusun bevor, in welchen abermals sich einzumischen nach den bisherigen Erfahrungen dem Náßireddaúla nicht eben räthlich erscheinen mochte. Demnach richtete er seine Blicke über den Euphrat nach Syrien und ließ den Muttaki deutlich merken, daß er ihn los sein wollte. Andererseits zeigte Tusun, welcher der Buweihiden wegen auf die Anwesenheit des geistlichen Oberhauptes des Islâms in Bagdad Werth legen mußte, sich jetzt geneigt, ein Abkommen mit dem Chalifen zu treffen und erschöpfte sich in Loyalitätsbetheuerungen. Der Chalife hatte also die Wahl zwischen dem Ichschîd und dem Emir al-omará; daß Beide aus eigensüchtigen Beweggründen sich ihm näherten, war deutlich, denn auch Jenem wäre die Anwesenheit des Beherrschers der Gläubigen in seinen Staaten nur ein Mittel gewesen, das eigne Ansehen bei den Unterthanen und Grenznachbarn zu erhöhen. Schließlich entschied sich Múttaki doch für Bagdad; zu seinem Verderben. Denn als der Ichschîd unverrichteter Sache abgezogen war, schwur Tusun allerdings, um den legitimen Oberherrn in seine Hände zu bekommen, zu zwei verschiedenen Malen in Gegenwart der angesehensten Beamten und Gottesgelehrten der Residenz die theuersten Eide, seine Ergebenheit und Treue zu bekräftigen; kaum war aber der arme Chalife vor Bagdad angelangt, als er sich der Person desselben bemächtigte und ihn blenden ließ (333 = 944), um einen Sohn des Múktafi unter dem Namen Mustákfi (333—334 = 944—946) als sein Geschöpf auf den Thron zu setzen. Der meineidige Emir sollte nicht lange seines Erfolges sich erfreuen: er starb 334 (945) an der Epilepsie, die ihn seit lange geplagt, und sein Nachfolger, der bisherige Wesîr Ibn Schirsâdh, sollte der letzte der eigentlichen Emîr al-omará sein. Der Buweihide Achmed rückte bereits von Wâßit heran, Bagdad war durch die grausame Wirthschaft der Türken und Deilemiten so ausgesogen, daß hier die Hungersnoth überhaupt kein Ende mehr nahm, der Sold für die Truppen nirgends aufzutreiben war: nur wenige Mannschaften unterstützten daher Ibn Schirsâdh, als er vor den Thoren von Bagdad die Feinde abzuwehren versuchte. Der ungleiche Kampf war bald zu Ende: am 11. Dschumâda I 334 (19. December 945) zog Achmed in der Hauptstadt ein, ließ sich allerdings von dem Chalifen zum Emir al-omará mit dem Ehrentitel Mo'îs[1]) ed-daúla „Kräftiger des Reiches" ernennen, nahm aber gleichzeitig den Titel Ssultân[2]) an, durch welchen er auch formell kund that, daß er die weltliche Regierung

1) Mit kurzem í zu sprechen. 2) Vergl. S. 556 Anm. 2.

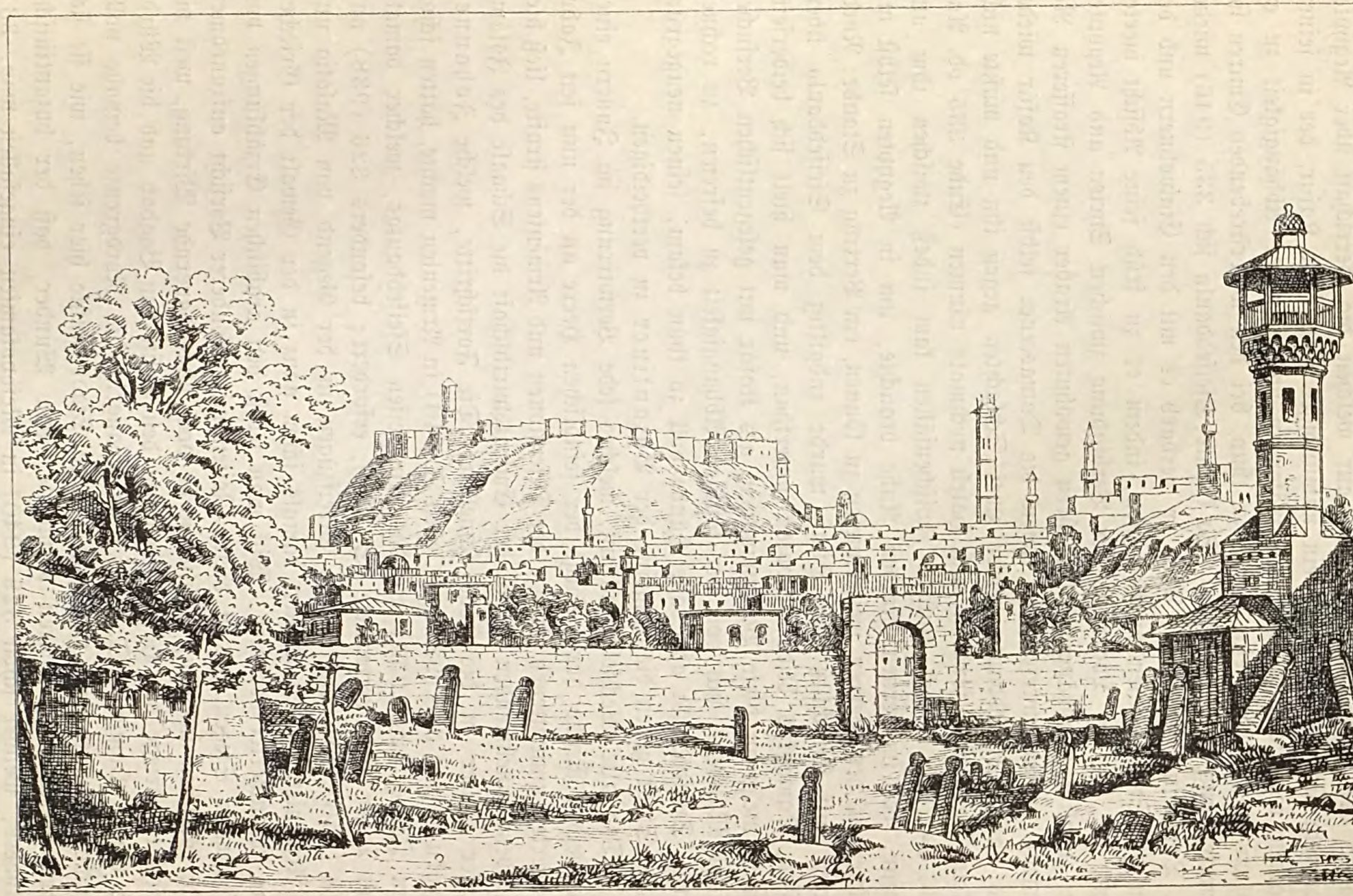
allein und ohne Rücksicht auf den Chalifen zu führen beabsichtigte. Schiiten, die sie waren, fragten die Deilem für sich natürlich auch nach der geistlichen Würde desselben nichts; aber für die größtentheils ssunnitische Bevölkerung des Irák war der „Beherrscher der Gläubigen" nach wie vor das Oberhaupt der Religion, und um deren willen erkannte der buweihidische Sultan den Chalifen der Form nach an. Er konnte sich persönliche Dienerschaft halten und bekam eine tägliche Pension von 5000 Dirhems ausgeworfen, auch ward sein Name im Kanzelgebete und auf den Münzen vor dem des Sultans genannt: aber eine wirkliche Bedeutung hatten diese Aeußerlichkeiten für die „Stellvertreter des Propheten" nicht mehr. „Er begnügt sich mit Münze und Predigt" wurde danach eine gemeine Rede für Jemand, der sich mit werthlosem Krame abspeisen läßt; wie der Buweihide seine dem Mustákfi dargebrachte „Huldigung" auffaßte, zeigte er schon fünf Wochen später, als er, mit dem armen Manne aus irgend einem Grunde unzufrieden, ihn blenden ließ und einen Sohn Moktadirs, den Muti (334—363 = 946—974), zum Chalifen machte. Dazu hielten er wie seine Nachfolger die heruntergekommenen Erben des gewaltigen Manßúr und des herrscherstolzen Harún schlechter als die eigne Dienerschaft; von der Auszahlung der erst bewilligten Pension war nicht die Rede, die Einkünfte von ein paar Gütern, welche den Abbassiden zur Befriedigung ihrer Bedürfnisse überwiesen wurden, reichten bisweilen nicht aus, sie vor Mangel zu schützen: in so klägliche Erniedrigung war das Chalifat versunken, dessen Machtbefugnisse noch vor hundert Jahren ohne Schranken zu sein schienen.

Náßireddaúla kam zu spät dahinter, daß er doch wohl einen Fehler begangen hatte, als er an Stelle eines unkräftigen, durch stete innere Wirren gelähmten Staatswesens eine frische, für die nächsten Jahrzehnte noch straff organisirte Militärmacht aufkommen ließ. Freilich hätte er kaum die Mittel besessen, diese Entwicklung mit Gewalt zu verhindern, aber so oder so mußten die Buweihiden ihm jetzt mehr als unbequem werden. Er nahm officiell ja immer noch die Stellung eines Statthalters oder Vasallen des Chalifen ein, war damit verpflichtet, diesem, d. h. also nun den in seinem Namen regierenden Sultanen, Tribut zu zahlen. Mehrfach (337. 347. 353 = 949. 958. 964) hat er versucht, sich dieser Obliegenheit zu entziehen, ja bald nach der Einnahme von Bagdad sogar einen kühnen Feldzug unternommen, in welchem er durch Ueberraschung dem Mo'iſ die Hauptstadt beinahe noch einmal entrissen hätte (334 = 946): aber die Buweihiden hatten um diese Zeit, nach der Einnahme Baßras und dem Ende der Barídis (336 = 947), schon ganz Persien bis an die Grenze von Choraßán in ihrem wenn auch noch nicht unbestrittenen Besitze und waren bei Weitem die Stärkeren. So mußte der Hamdanide sich bequemen, in einem unbehaglichen Abhängigkeitsverhältnisse zu den Deilemiten zu bleiben; aber selbst in dieser Gestalt war seiner Herrschaft kein gutes Ende beschieden. Im J. 356 (967) wurde er von seinem Sohne Abu Taglib, mit dem er sich aus unbekannten Ursachen entzweit, gefangen

gesetzt und bis an seinen am 12. Rabi I 358 (3. Febr. 969) erfolgten Tod in einer übrigens milden Haft gehalten — ein tragischer, aber nicht unverdienter Ausgang fünfunddreißigjähriger rastloser Thätigkeit für einen Mann, der mit großer List und Klugheit, nicht minder aber mit Treulosigkeit und berechnendem Egoismus aus einem geringen Landbesitz sich ein Fürstenthum geschaffen, das bei seinem Tode doch ganz Mesopotamien bis Tekrit am Tigris herunter umfaßte. Seinen Nachkommen ging es binnen zehn Jahren verloren: Abu Taglibs Brüder entzweiten sich mit ihm und später noch unter einander, er selbst gerieth auf die unglückliche Idee, sich in einen Streit zwischen den Buweihidensultanen zu mischen, und als Ádud ed-Daula, ein Neffe des schon 356 (967) gestorbenen Mo'iss, im J. 367 (977/8) sich des ganzen Irák bemächtigt hatte, mußte der Hamdanide Moßul und 368 (978/9) Mesopotamien verlassen. Er fiel im folgenden Jahre (369 = 979) bei Ramla in Palästina, auf das er mit einem unterwegs angeworbenen Beduinenhaufen einen Handstreich versucht hatte. Náßireddaulas übrige Nachkommen verliefen sich, theils in Adudeddaulas, theils in ägyptische Dienste zu treten: etwa hundert Jahre später ward sein Enkel Haßan Ibn Hußein, der nach dem Großvater ebenfalls sich Náßireddaula nannte, als Generalissimus in Kairo von eifersüchtigen Emiren überfallen und getödtet — das ist das Letzte, was wir von den Hamdaniden Moßuls wissen.

Nicht diese aber sind es — so merkwürdig die Wechselfälle ihrer Geschichte sein mögen — an welchen der eigentliche Ruhm des Geschlechtes haftet. Wenn uns seit 331 (943, oben S. 567) Sseifeddaula aus den Augen gekommen ist, so geschah es, weil er bald nachher einen neuen Schauplatz für seine Thätigkeit gefunden hat. Kaum nämlich waren 333 (944, S. 568) der Chalife Múttaki nach Bagdad und der Ichschid nach Aegypten zurückgekehrt, als die Hamdaniden ihre Unternehmung gegen Nordsyrien wiederholten. Dijár Modar war ja in ihren Händen, so brauchten sie nur den Euphrat zu überschreiten, um in zwei Tagemärschen in dem mit ganz Syrien zum Gebiete des ägyptischen Emirs gehörenden Haleb zu sein. Sseifeddaula machte sich diesmal selbst auf; den 8. Rabi I 333 (29. Oct. 944) zog er in dem genannten Orte ein, schlug bald nachher die zu seiner Vertreibung unter Kafúr[1]) anrückenden Truppen des Ichschid bei Himß, und rückte vor Damaskus. Die Garnison weigerte sich die Stadt zu übergeben, und als nun der Ichschid selbst mit einem starken Heere erschien, wich Sseifeddaula zurück und mußte nach einem unglücklichen Kampfe bei Kinnesrin

1) Die Araber hatten allmählich die Gewohnheit angenommen, Sclavinnen und Sclaven, besonders Eunuchen, mit Kosenamen zu benennen, die eigentlich Kostbarkeiten verschiedener Art bezeichnen, wie Dschauher „Juwel", Jakút „Hyazinth" u. dergl. So bedeutet Lulu (oben S. 560) „Perle" und Kafúr „Kampher" (vgl. oben S. 242). Man sieht an dem häufiger werdenden Vorkommen solcher Namen unter den Beamten und Emiren, wie der Unfug der Einschiebung von Haremssclaven in die hohen Staatsämter zunimmt; Kafúr selbst war ein Neger oder doch Abessinier.



Haleb (Aleppo).

sogar Haleb wieder räumen. Der Ende 334 oder Anfang 335 (946) erfolgte Tod des thatkräftigen Ichschîd ließ dem Hamdaniden von Neuem freie Hand: der Sohn des Gegners, auf welchen die Herrschaft über Aegypten nunmehr sich vererbte, war ein unmündiges Kind, und Kafúr, der in seinem Namen regierte und ihn auch später in vollkommener Abhängigkeit zu erhalten wußte, hatte eine Weile zu thun, bei den widerstrebenden Emiren sich Anerkennung zu verschaffen. So konnte Sseifeddaula sich 335 (946) wieder in Damaskus festsetzen. Aber er verdarb es mit den Einwohnern und den um die Stadt hausenden Beduinen, indem er zu früh seine Absicht merken ließ, die bei der Lockerheit der Verbindung zwischen Syrien und Aegypten an ziemlich unabhängiges Gebahren gewöhnten Araber einem strafferen Regiment zu unterwerfen; so riefen die Damascener selbst den Kafúr wieder ins Land, Sseifeddaula verlor zwei Schlachten gegen ihn und mußte nicht allein Damaskus, sondern auch Haleb nochmals räumen (Ende 335 od. Anf. 336 = 947). Nach einigen Zwischenfällen kam indeß zwischen ihm und Kafúr, der im fernen Norden Ruhe brauchte, um in Aegypten selbst mit Sicherheit den Herren weiterspielen zu können, ein Vertrag zu Stande: Nordsyrien mit Einschluß von Himß wurde endgiltig dem Sseifeddaula überlassen, Damaskus blieb Aegypten unterthan, und man hielt sich beiderseits um so mehr an diese Bestimmungen, als Kafúr mit gelegentlichen Versuchen seines Mündels, sich von der lästigen Abhängigkeit zu befreien, zu rechnen hatte, Sseifeddaula aber alle Hände voll zu thun bekam, seinen neugegründeten Staat gegen die Angriffe der Byzantiner zu vertheidigen.

Das alte Wechselverhältniß, welches jede Verwirrung im Innern eines der beiden Reiche durch Siege der feindlichen Heere an der nun seit Jahrhunderten umstrittenen Grenze der Defensionen und Armeniens strafte, ließ hier mit dem zunehmenden Elend der Emiratswirthschaft die Schaale des Islâms immer weiter in die Höhe schnellen. Die Fortschritte, welche Johannes Kurkuas seit 308 (920; vgl. oben S. 540) in Armenien machte, hatten schon vom Jahre 324 (936) an das Eingreifen Sseifeddaulas, welcher damals noch Dijár Bekr verwaltete (S. 564), erfordert; besonders 326 (938) und 328 (940) wird von seinen Streifzügen in der Gegend von Malatia und in Armenien, dessen Westen damals schon ganz in der Gewalt der Griechen war, Mancherlei berichtet. Will man selbst den arabischen Erzählungen von erfochtenen Siegen, die in diesen Zeiten mit besonderer Vorsicht aufzunehmen sind, Glauben schenken, so blieben sie doch ohne dauernde Wirkung, weil die unseligen Kriege der Hamdaniden um den Besitz von Bagdad und die Würde des Emir al-omará (S. 567 f.) sie zwangen, die Nordgrenze beinahe vollkommen unvertheidigt zu lassen. Jede Stadt mußte hier sehen, wie sie sich gegen Kurkuas zu wehren vermochte; kein Wunder, daß der byzantinische Feldherr, welcher schon 329 (940) in Mesopotamien eingefallen war, 331 (942) Nisibis erobern konnte. Vor Edessa ließ er sich durch die von den Christen mit unendlichem Jubel begrüßte Auslieferung des Schweißtuches

der hl. Veronika abspeisen, aber 332 (943/4) nahm er schon Ras El-Ein, und nur die Abberufung des tapfern Kriegshelden, des „zweiten Belisar", wie ihn das Volk nannte — Neider hatten ihn bei dem Kaiser Romanus I. verleumdet — brachte die Erfolge der Byzantiner ins Stocken. Noch ehe Sseifeddaula in Haleb festen Fuß gefaßt, wagte er nun in das Gebiet jenseits Mar'asch vorzudringen: Mesopotamien war ja gedeckt, wenn es gelang, die Griechen von Nordsyrien her in der Flanke zu bedrohen. Die nächsten Jahre, so lange die Kämpfe mit Kafúr (S. 570) dauerten, war dorthin freilich nichts wieder zu unternehmen; aber seit 336 (947) spannte der Hamdanide alle Kräfte an, den Erbfeind des Islâms wieder nach Kleinasien hineinzuwerfen. Allerdings mit sehr wechselndem Erfolge. Im J. 337 (948/9) eroberten die Griechen Mar'asch und brachten der Garnison von Tarsus eine empfindliche Niederlage bei, und als Sseifeddaula 339 (950) einige siegreiche Streifzüge in Cappadocien durchgeführt hatte, fiel er auf dem Rückwege im Gebirge bei Hadath in einen Hinterhalt, dem wenige seiner Mannschaft — er selbst, wie die Sage will, nur durch einen Harrassprung — entrannen. Besser ging es 340—344 (951/2—955/6): in mehreren kräftig geleiteten Feldzügen drängte er die Christen zurück, nahm 341 (952/3) Mar'asch wieder und stellte die Mauern der alten Festung, vor Allem aber die Ehre der islamischen Waffen her. Aber die Kräfte des Kleinstaates — mehr stellte doch sein Fürstenthum dem mächtigen Kaiserreiche gegenüber nicht dar — waren auf die Dauer der Wucht der feindlichen Angriffe doch nicht gewachsen. Schon 345 (956/7) erlitt eine der muslimischen Heeresabtheilungen eine Schlappe, 346 (957) nahm Leo, der Sohn des Domesticus Bardas, Hadath ein, welches die Jahre vorher immer vergeblich belagert worden war; 347 (958) drangen die Griechen von Norden her in Mesopotamien vor, bemächtigten sich mehrerer Festungen und kamen dabei schon wieder bis Ámid, 348 (959) bis Edessa und Harrán, und als Sseifeddaula durch eine Diversion in das byzantinische Gebiet den Leo zum Rückzuge zwingen wollte, ward er schließlich selbst abgeschnitten und sein Heer fast aufgerieben. Geradezu verhängnißvoll aber ward den Muslimen das Jahr 350 (961). In demselben vollendete Nikephoros Phokas, der berühmte Feldherr und spätere Kaiser, die oftmals umsonst versuchte Rückeroberung Kretas für Byzanz und entfernte dadurch aus der Mitte des Reiches den gefährlichsten der vorgeschobenen Posten des Islâms, welche an verschiedenen Stellen die Kräfte des Griechenthums in Anspruch genommen und so die kleinasiatische Grenze des Chalifates entlastet hatten. Jetzt konnten diese Kräfte mit ganz anderem Nachdruck gegen Syrien und Mesopotamien verwendet werden, als bisher; und zu noch größerem Unglück für den Fürsten von Haleb kam die alte Krankheit des arabischen Volkes, die Unbotmäßigkeit, gleichzeitig unter seinen Emiren zum Ausbruch. Der Commandant von Tarsus erklärte sich für unabhängig (350 = 961/2), zwei Jahre später (352 = 963), als Sseifeddaula erkrankt war, folgte sein bewährtester Feld-

herr dem einmal gegebenen Beispiele, wieder nicht viel später (354 = 965) warf sich ein anderer Offizier zum Herren von Antiochia auf. Es liegt eine tragische Vergeltung darin, daß jetzt dem früh alternden und oft von böser Krankheit heimgesuchten Herrscher von seinen Untergebenen dasselbe angethan wird, was er als junger Mann im Gefolge seines Bruders an dem verfallenden Chalifenhause gesündigt. Der ungebrochene Mut, mit welchem er den hoffnungslosen Kampf nach Innen und Außen bis an sein Ende fortgeführt hat, verdient alle Bewunderung; aber das unvermeidliche Geschick vollzieht sich unaufhaltsam in wenigen Jahren. Nikephoros nimmt 350 (Ende 961) Anazarba, 351 (962) das erst 341 für den Islám wiedergewonnene Mar'asch, und gegen den Schluß des Jahres muß der tapfere Hamdanide nach einer abermaligen Niederlage seine Hauptstadt Haleb von dem übermächtigen Byzantiner erobern und plündern sehen. Zu halten war sie freilich auf die Dauer für die Griechen nicht, besonders da Nikephoros kurz nachher Syrien verließ, um sich in Constantinopel die Kaiserkrone aufs Haupt zu setzen;[1]) aber kaum hatte er sich zur höchsten Würde emporgeschwungen, als er sofort wieder das unglückliche Syrien die Schwere seines Armes fühlen ließ. Schon 353 (964) wurde Mopsuestia berannt, und 354 (965) eroberte er nicht allein diese Festung, sondern auch Adana und Tarsus, und die drei Städte, so lange Zeit die festesten Bollwerke des Defensionsbezirkes, wurden nun zu griechischen Waffenplätzen gegen die Muslime, während gleichzeitig auch die Insel Cypern endgiltig wieder von den Byzantinern in Besitz genommen ward. Im folgenden Jahre (355 = 966) verwüsteten die Kaiserlichen von Neuem Mesopotamien bis Nisibis und Ámid; während Sseifeddaula dorthin eilte, drang Nikephoros selbst in Syrien ein und belagerte schon Antiochia, als Jener, von neuer Krankheit ergriffen und das Nahen seines Endes fühlend, sich nach Haleb bringen ließ. Er starb an dem Orte, der ihm seine kurze Blüthe verdankte, am 10. Ssafar 356 (25. Jan. 967), erst 52 Jahre alt, aber von den Mühsalen eines thatenreichen Lebens vorzeitig aufgerieben. Sein Sohn Ssá'ad ed-Daula führte noch fünfundzwanzig Jahre mit dem Muthe der Verzweiflung den Kampf gegen die empörerischen Emire wie gegen die Byzantiner weiter. Geschickt verstanden es diese, die inneren Zwistigkeiten der Muslime zu benutzen; bald die Aufrührer, bald den Fürsten selbst begünstigend, nahmen sie Schritt vor Schritt von dem Lande Besitz. Antiochia ward vielleicht schon vor dem Tode Sseifeddaulas, spätestens drei Jahre nachher eingenommen (355 = 966 oder 358 = 969); dazu kam nun die Verwüstung der Bezirke von Ma'árra, Scheisar, Hamát (357 = 968), die Plünderung von Himß (358 = 968), und 358—364 (968—975) wurde Mesopotamien bis Edessa wiederholt heimgesucht. Vergeblich war es, daß Ssá'adeddaula 367 (978) dem Buweihiden Adudeddaula in Bagdad (S. 570) seine Unterwerfung anzeigte, um sich den Bei-

1) Vergl. Hertzberg, Gesch. d. Byz. (No. 59 dieser Sammlung) S. 169f.

stand des mächtigen Sultans zu sichern; eine kurze Ruhepause, durch den Bürgerkrieg des Bardas Skleros in Kleinasien[1]) veranlaßt, nahm schon 371 (981) ein Ende. In diesem Jahre erschien Bardas Phokas vor Haleb und erzwang das erneute Versprechen eines Tributes, half dafür allerdings auch dem bedrängten Fürsten, als er 372 (982/3) in seiner Residenz von einem aufrührerischen Vasallen belagert wurde. Aber Ssa'adeddaula kam jetzt noch von einer anderen Seite her ins Gedränge. Seit 358 (969) geboten die kräftigen Fatimiden (unten S. 619) in Aegypten, seit 359 (970) auch in Damaskus; zwischen ihnen, die immer weiter nach dem Norden übergriffen, und den Byzantinern hatte ein Kleinstaat wie Haleb keinen Platz. Haltlos schwankte Ssa'adeddaula zwischen beiden, übergab freiwillig 373 (983) Himß den Griechen, seine Südgrenze gegen die neuen Feinde zu decken, welchen er doch wieder 376 (986/7) zum Schein huldigte, und erreichte schließlich nichts, als die stete Abnahme der eigenen Macht. Als er nach einem letzten Erfolge gegen einen fatimidischen Emir 381 (991) starb, hinterließ er seinem Sohne Ssa'îd ed-Daula keine Möglichkeit einer selbständigen Existenz. Um sich vor den Fatimiden zu retten, warf er, oder vielmehr seines Vaters Feldherr Lulu, der ihn vollständig beherrschte, sich den Byzantinern in die Arme, die unter dem gewaltigen Kaiser Basilius II.[2]) in der That zweimal (381 = 991; 385 = 995) das schon von ägyptischen Truppen belagerte Haleb entsetzten. Aber der bulgarische Krieg[3]) gestattete den Griechen nicht, ihre syrischen Feldzüge fortzuführen; so unterwarf sich Lulu bald nachher den Aegyptern um den Preis der Fortdauer seiner Herrschaft über Haleb. Bis 392 (1002), wo Ssa'îdeddaula, vermuthlich durch die Tücke seines Ministers selbst, an Gift starb, regierte er in dessen, später noch bis 394 (1003/4) im Namen seiner beiden unmündigen Kinder; in diesem Jahre[4]) aber schickte er sie mit Bewilligung des Fatimiden Hâkim nach Aegypten, und verwaltete von da ab die Provinz officiell als Statthalter weiter. Sein Sohn Manßûr, welcher ihm folgte, ward von dem Geschlechte der Mirdâßiden verdrängt, und im J. 407 (1016/7) gelang es noch einmal einem Hamdaniden Abu Schodschâ, sich Halebs zu bemächtigen; aber 413 (1022) wurde er auf Betrieb der Regentin von Aegypten ermordet, und seitdem hören wir in Syrien nichts mehr von der Familie des Sseifeddaula.

Was dem Namen des bedeutendsten Hamdaniden unter den Muslimen noch heute einen besonderen Glanz verleiht, ist nicht allein der rastlose Kampf, welchen er gegen die Ungläubigen geführt hat: mit seiner, zum Theil noch seines Nachfolgers Regierung ist unzertrennlich der letzte wirklich lebendige Aufschwung der arabischen Poesie und Wissenschaft im Osten verknüpft. Allerdings hatte der Verfall des Chalifates nicht sofort auch die Blüthe zer-

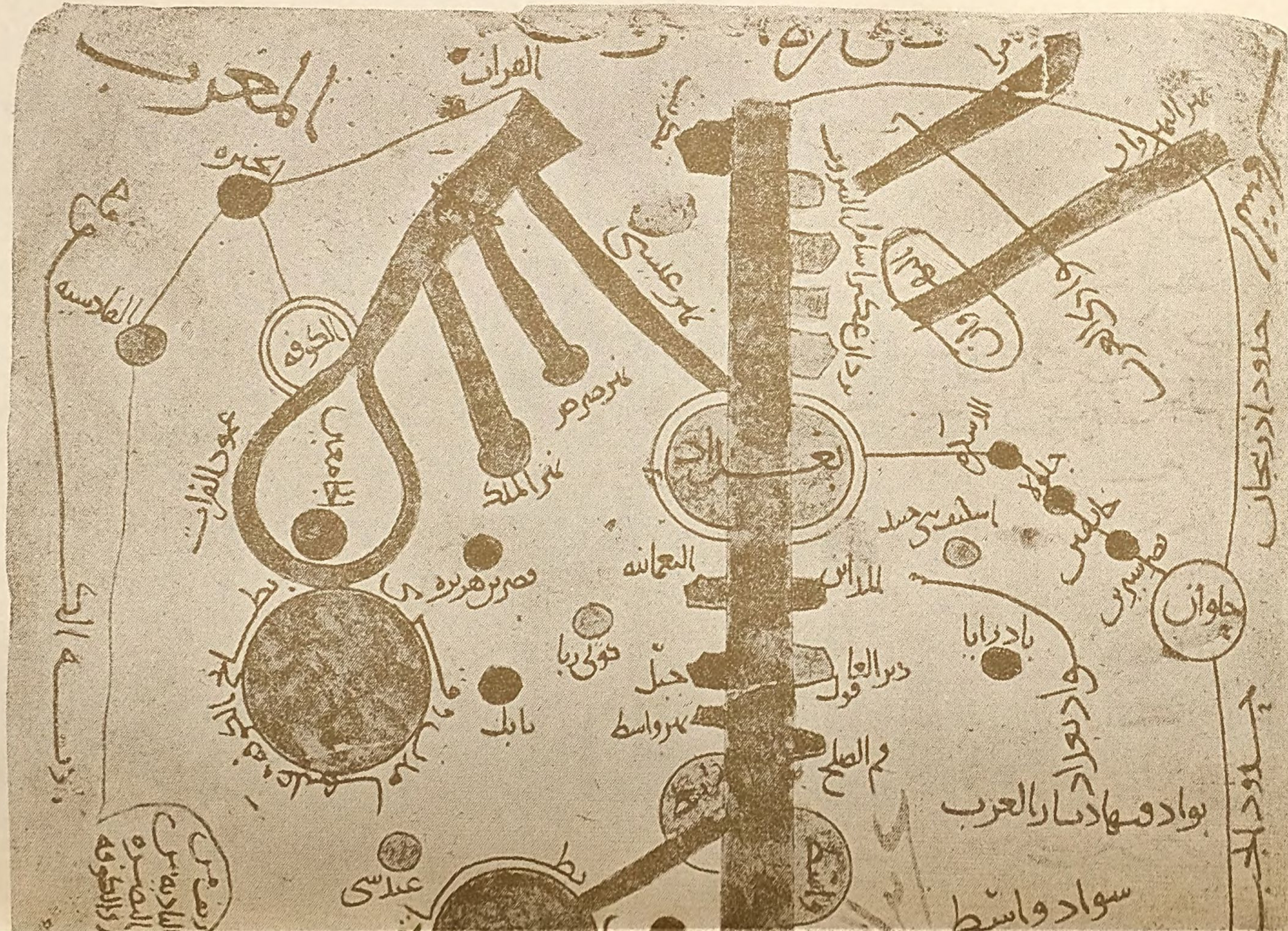
1) Hertzberg, Gesch. d. Byz. (No. 59 dieser Sammlung) S. 178. 2) Hertzberg a. a. O. S. 176 ff. 3) Hertzberg a. a. O. S. 184. 4) Nach Anderen hätte erst Lulus Sohn die formelle Entthronung vollzogen (zwischen 400 und 402 = 1009/10 und 1011/2).

stört, zu welcher das Geistesleben des Irák unter den Abbassiden bis Ma'amún gediehen war. Schon früher (S. 532) konnten wir den unglücklichen Eintagschalifen Ibn El-Mo'otáß als einen glänzend begabten Dichter nennen, und mehrere seiner Zeitgenossen, vor Allen der berühmte Ibn Er-Rúmi, werden ihm mit Recht an die Seite gestellt. Grade in der elenden Zeit Musta'ins und seiner Nachfolger schrieben in dem verwüsteten Bagdad die hervorragenden Historiker El-Beládhori, dessen „Geschichte der (muslimischen) Eroberungen" ein für jene Zeit seltenes Maß von Kritik und Methode aufweist, und der zuverlässige Ibn Koteiba. Gegen Ende des dritten (neunten) Jahrhunderts lebte ebendort der größte Gelehrte des Islâms, Et-Tábari, gleich bedeutend als Jurist und Theolog wie als Historiker — mit einem unglaublichen Fleiße trug er in seinem 25bändigen Korâncommentar und einer noch umfangreicheren Weltchronik Alles zusammen, was in der Ueberlieferung sich auf die heilige Schrift und auf die Geschichte des Mohammedanismus nur irgend bezog —; und in der ersten Hälfte des vierten (zehnten) Jahrhunderts berichtete der Reisende El-Mas'údi, dessen Wanderleben ihn durch alle muslimischen Länder von Indien bis Aegypten geführt, über Sehenswürdigkeiten und Geschichte der von ihm besuchten Provinzen wie der angrenzenden Staaten der Ungläubigen. Dieselbe Zeit sah die Entstehung der ersten vollständigen geographischen Beschreibung der für die Mohammedaner zugänglichen Welt durch El-Ißtáchri, aus dessen Werke wir eine in der uns erhaltenen Copie freilich ziemlich entstellte Landkarte unsern Lesern vorlegen können. — Die grammatische und literarische Thätigkeit ward besonders in Baßra und in Bagdad mit Eifer fortgesetzt; ihr schönstes Denkmal ist das Buch El-Kámil („das Vollkommene") des Mubarrad, welches eine Fülle werthvoller historischer Nachrichten, Gedichtproben und grammatischer Ausführungen birgt. Die Studien in den exacten Wissenschaften wurden in der oben (S. 513) charakterisirten Weise fortgeführt, die Theologie grade jetzt von Ásch'ari (S. 525) in die für alle Zukunft maßgebenden Bahnen geleitet. Aber die originellsten Erzeugnisse der Kunst und Wissenschaft dieser Zeit sind nicht auf dem Boden des Irák, sondern an dem Hofe von Haleb erwachsen, wo Sseifeddaula trotz aller Bedrängnisse äußerer und innerer Kriege mit einer seltenen und für die Verhältnisse seines Staates gradezu beispiellosen Freigebigkeit poetisch und wissenschaftlich begabte Männer um sich versammelt hat. Der glänzende Abu Firás und der in allen Sätteln gerechte, vielfach geschraubte, oft aber wirklich geistreiche Mutanabbi übertrafen doch bei Weitem die zeitgenössischen Poeten Bagdads, und der Letztere besonders hat lange Zeit für den größten Dichter der Araber überhaupt gegolten, bis eine genauere Kenntniß der vorislamischen Poesie diese Beurtheilung für uns geändert hat. Dem Gönner solcher Dichter widmete passend Abu'l-Faradsch El-Ispaháni sein großes „Liederbuch", eine Schatzkammer für die Kenntniß der arabischen Poesie und Musik, welche in den überall beigefügten Erzählungen aus dem Leben der Dichter und ihrer Mäcene auch

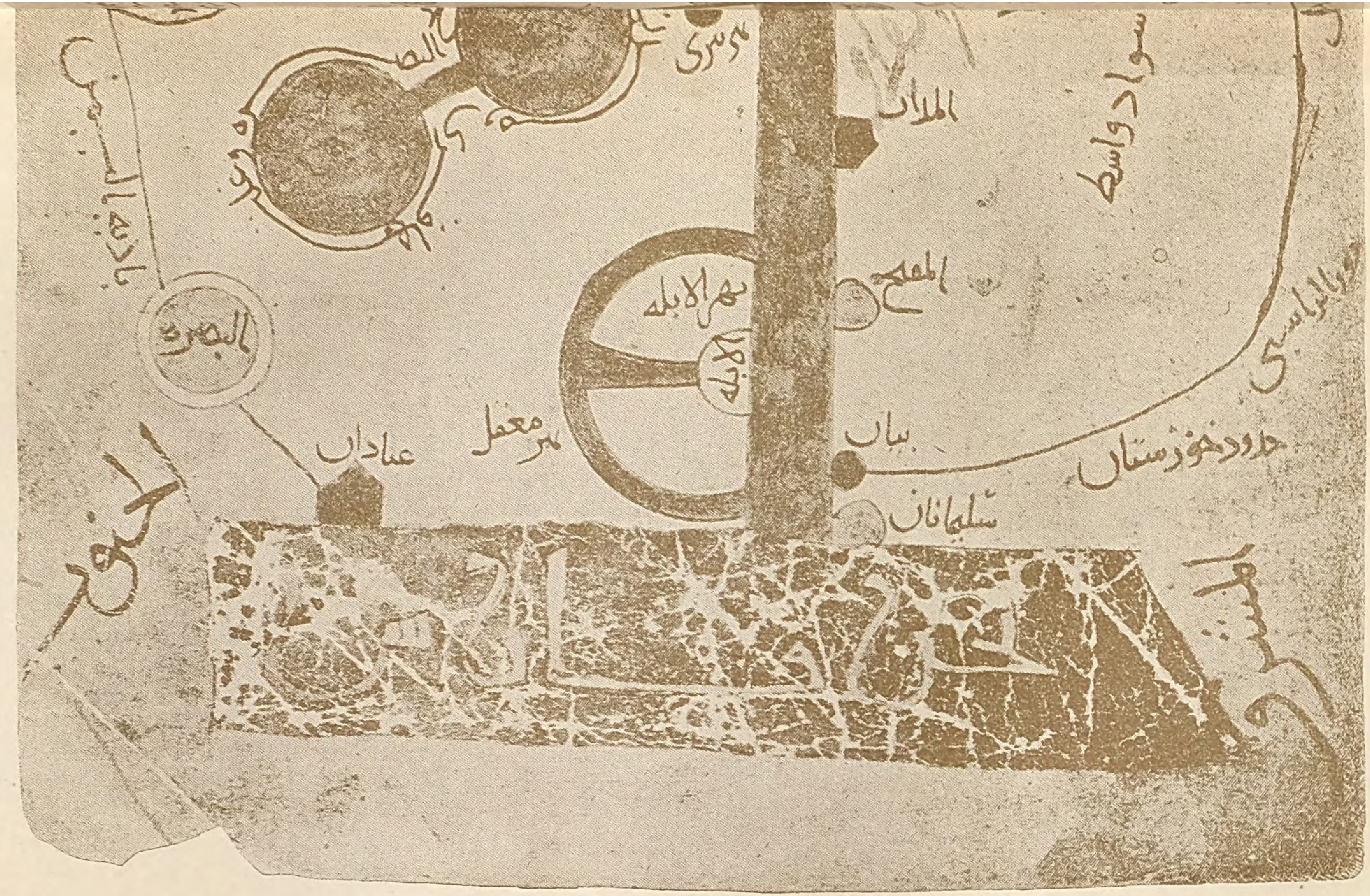
Erläuterung zu der Karte des Irâk.

Facsimile in Originalgröße der Karte in dem 569 d. H. (1173 n. Chr.) auf Baumwollenpapier geschriebenen Manuscript des Iſztachri (Herzogl. Bibliothek zu Gotha).

Die dunklen Streifen und größeren tiefbraunen Flecken bezeichnen die Gewässer: unten der persische Meerbusen, in welchen der Tigris, von NW kommend, einmündet. Seine Nebenflüsse und Deltaarme sind zum Theil, wie oben im NO, nicht bis zur Mündung durchgezogen, um Platz für die Namen der Städte u. s. w. zu lassen. Der vielverzweigte Euphrat erscheint gegen Süden versumpft, die großen dunklen Kreise stellen die Sumpfseen dar. Die kleineren und helleren Kreise und Vielecke sind die Städte: oben am Tigris Bagdad, links oben Kufa und links unten Baſzra sind durch doppelte Einfassungslinien kenntlich. Die fast um den ganzen Hauptraum des Blattes gezogene Linie deutet die Grenze der Provinz an. Die zahlreichen Beischriften geben die Namen der Bezirke, Gewässer und Städte an.



المغرب
الفرات
نهر عيسى
الكوفة
الجامعين
نهر الملك
نهر صرصر
بغداد
حلوان
بادرايا
حلوان
النعمانية
نهر واسط
سواد واسط
عدلي



Karte des Irák.

Facsimile in Originalgröße der Karte in dem 569 d. H. (1173 n. Chr.) auf Baumwollenpapier geschriebenen Manuscript des Iştachri (Herzogl. Bibliothek zu Gotha).

ein reiches geschichtliches Material darbietet. Charakteristisch für das Wesen Sseifeddaulas mehr als irgend eines gleichzeitigen Fürsten muß eine gewisse Freiheit des Geistes gewesen sein, die es in seiner Umgebung weniger als anderswo gefährlich erscheinen ließ, sich dem orthodoxen Dogma gegenüber in einer gewissen Unabhängigkeit zu halten. Mutanabbi hat seinen Namen („der den Propheten spielt") daher, daß er einmal, allerdings noch ehe er nach Haleb kam, es sich beikommen ließ, in Syrien als Prophet einer neuen Religion aufzutreten; und eine gradezu polemische Stellung gegen die hergebrachte flache Auffassung des Islâms nimmt der edelste Dichter der Zeit und einer der edelsten aller Zeiten ein: Abu'l-Alá, von seinem Geburtsorte Ma'arra in Syrien El-Ma'arri genannt, dessen Kunst allerdings erst unter Ssa'abeddaula zur Reife kam, der aber schon durch seinen bewußten Anschluß an die Traditionen Mutanabbis auf die vorangegangene Epoche hinweist, in welche seine Jugend gefallen ist. Aber von Mutanabbi, der in seinen späteren Jahren nur um die Gunst der Mächtigen buhlte, unterscheidet sich auf das Bestimmteste dieser blinde Dichter, dessen mannhafte Gesinnung nicht weniger als sein grimmiger Zorn gegen religiöse Heuchelei und ängstliche Unfreiheit uns Deutsche an unseren Lessing erinnern kann. Es ist sonst auf muslimischem Boden fast unerhört, diese Sprache[1]) zu reden:

Ihr Beherrscher der Länder, ihr herrschtet lang und ihr wurdet alt,
Und je länger ihr lebt, desto mehr mißbraucht ihr die Gewalt.

Auf einen Gottesmann[2]) hat das Volk seine Hoffnung gebaut,
Der da leiten soll, wenn die Menge rathlos nach dem Retter schaut.

Eitler Wahn! die Vernunft allein ist der göttliche Leiter,
Die Morgens und Abends euch führt, als erfahrener Pfadvorschreiter.

Diese verschiedenen Glaubenssecten, die euch zerspalten,
Erfunden hat man sie, um den Mächtigen zu sichern die Gewalten.

— Und wie die freisinnigen Dichter, so fanden die immer verketzerten Philosophen eine Zufluchtsstätte am Hofe der Hamdaniden: unter denen, welche des Schutzes und der Unterstützung des Sseifeddaula sich erfreuten, ist der größte Denker des muslimischen Orients gewesen, Alfarabi. Er hat die Riesenarbeit vollbracht, die schwierigsten Probleme der griechischen Philosophie, welche die Vorgänger nur mehr oder weniger oberflächlich gestreift hatten, zu begreifen und ihnen bis in ihre Tiefen nachzugehn. Der im Abendlande mit Unrecht berühmtere Avicenna gesteht hundertundfünfzig Jahre später, daß es ihm erst gelungen sei, des Aristoteles Metaphysik zu verstehen, als ihm Alfarabis Commentar zu dem Buche in die Hände fiel: so muß dieser für den eigentlicher Begründer der streng wissenschaftlichen Philosophie im

1) Uebersetzung v. Kremers in der Zeitschr. d. Deutschen Morgenländ. Gesellsch. Bd. XXX, Leipzig 1876, S. 43. 2) D. h. den Imâm, welcher behauptet im Besitze der göttlichen Wahrheit zu sein — den Chalifen oder alidischen Prätendenten, der nach den verschiedenen Meinungen an der Spitze der Gemeinde stehen soll.

Osten gelten, und daß er in Frieden seinem hohen Ziele nachgehen durfte, ist vielleicht das schönste Blatt in dem Ruhmeskranze des tapferen und vorurtheilsfreien Hamdaniden. Hat er doch so den besten Männern der Zukunft ein werthvolles Erbtheil schaffen helfen in einer Zeit, deren Katastrophen den Untergang der halben islamischen Welt herbeiführen zu sollen schienen. Denn bei aller Furchtbarkeit der Scenen, die wir bisher an unserem Auge haben vorübergehen lassen, bleibt uns das Furchtbarste noch vorbehalten: die Geschichte der Unterwühlung und Zersprengung des Reiches durch die Aliden und die sich für ihre Anhänger ausgaben, die Ismaeliten. Die entsetzliche Schnelligkeit und Unwiderstehlichkeit des Zerstörungsprozesses, dessen äußere Symptome wir in diesem Capitel an ein paar Stellen betrachtet, wird uns erst verständlich werden, wenn wir dieser Hauptveranlassung der Krankheit auf den Grund gehen.

Drittes Capitel.

Aliden, Ismaeliten, Karmaten.

Die allgemeinen Ursachen, welche seit der Mitte des dritten (neunten) Jahrhunderts den Verfall des Chalifates beschleunigten — Abnahme der Volkskraft unter dem verweichlichenden Einflusse der wachsenden Civilisation und der gesteigerten Ueppigkeit des großstädtischen Lebens, Mißstände der Praetorianerwirthschaft und Untauglichkeit der meisten Chalifen, Aussaugung der Bevölkerung in Folge der Verschwendung des Hofes und der Geldgier der Beamten und Officiere, Verwüstung ausgedehnter Landstriche und Verarmung der Einwohner durch die unaufhörlichen Bürgerkriege, Abneigung der rein nationalen Kreise gegen die in der Regierung dargestellte Mischung arabischer und persischer Elemente — sind Niemand mehr zu Gute gekommen, als den Aliden. Die unaufhörlichen Quälereien und Bedrückungen, welchen das arme Volk aller Orten ausgesetzt war, mußten selbst in den unterwürfigsten Gemüthern eine immer zunehmende Erbitterung erzeugen, Ohren und Herzen denjenigen geneigt machen, die im Geheimen schon seit der Thronbesteigung des ersten Abbassiden die Unrechtmäßigkeit und Verwerflichkeit dieser usurpirten Herrschaft predigten. Wie es aber bei der mechanischen Belastung eines beliebigen festen Körpers die untersten Theile desselben sind, welche den stärksten Druck auszuhalten haben, so muß naturgemäß auch die Last der sich unter staatlicher Mißverwaltung häufenden Beschwerden eines Volkes in den niedrigsten Schichten desselben sich am empfindlichsten fühlbar machen. Vor Allem war es die Landbevölkerung, welche durch die Zerrüttung aller öffentlichen Verhältnisse mehr und mehr zur Verzweiflung getrieben wurde. So schlimm die großen Städte, vor Allem Bagdad, in den ewigen Palastrevolutionen und Bürgerkriegen mitgenommen und besonders von den Türken malträtirt wurden: bei den Reichthümern, welche Handel und Wandel hier durch Generationen zusammengeführt hatten, bei den Vortheilen, welche der Aufwand des Hofes und der Vornehmen noch längere Zeit hindurch dem Gewerbe und der Industrie zuwandte, bei dem Gewinn, den insbesondere die Küstenstädte wie Baßra aus dem überseeischen Waarenaustausche einstweilen zu ziehen fortfuhren, konnten diese es immerhin noch eine Weile aushalten. Aber der Ackerbauer, dem selbst unter regelmäßigen Verhältnissen der größte Theil seines Ertrages von den unersättlichen Steuereinnehmern abgefordert wurde, vermochte es nicht zu ertragen, wenn Jahr um Jahr seine Ernte von den Rossen der Aufständischen und Regierungstruppen zerstampft,

sein Haus im Kriegsgetümmel verbrannt, sein Vieh geraubt wurde, körperliche Mißhandlungen ihn und die Seinigen oft genug an Leib, Ehre und Leben schädigten. Während dem verfielen im Irâk überall die für die Bebauung des Landes unentbehrlichen Bewässerungsanlagen, Canäle und Dämme, so daß weite Bezirke wiederum zu versumpfen oder zu versanden begannen; und dabei sollten die unglücklichen Menschen nur immer zahlen und wieder zahlen, um die Fortdauer so herrlicher Zustände zu ermöglichen. Wer den Anfang des Simplicissimus im Gedächtniß hat, kann das Bild, welches dort von der Lage der deutschen Bauern während der späteren Zeiten des dreißigjährigen Krieges entworfen wird, einfach ins Orientalische übersetzen, um sich von den Leiden des irâkischen und mesopotamischen Fellachen[1]) im neunten und zehnten Jahrhundert einen ziemlich richtigen Begriff zu machen. Aber natürlich gab es auch in den Städten der Elenden und Unzufriedenen genug. Selbst in den mittleren Schichten des Volkes mußte jener Ekel an der Verderbniß der Zeit, jener Widerwille gegen die heuchlerische Gewaltthätigkeit der Machthaber, dem wir eben einen Abu'l-Alâ so beredten Ausdruck geben hörten, weit genug verbreitet sein; vor Allen aber die Sklaven, deren Behandlung eine immer weniger menschenwürdige geworden zu sein scheint, und der Pöbel, welchem das allmähliche Sinken der durchschnittlichen Berufserträge täglich neuen Zuwachs und größere Verkommenheit brachte, fanden sich beinahe überall in der traurigsten Verfassung. Wenn die Reichen und Vornehmen, für welche die Gunst ihrer Umstände die Möglichkeit und damit die Pflicht größerer Bildung und Humanität darstellt, von beiden nichts wissen wollen, trifft leider die naturgemäße Folge, daß sich die gemißhandelten Massen endlich mit elementarer Gewalt empören und nun ihrerseits jede Schranke der Menschlichkeit durchbrechen, selten die Personen der Schuldigen, die in solchen Fällen hinter Burgmauern sich zu verkriechen oder zu emigriren pflegen, meistens nach der verzweifelten Logik des Weltlaufes die Besseren, welche Gesetz und Sitte zu schützen unternehmen, immer aber das Wesen dieser heiligsten Güter der Menschheit selbst. Es ist somit nur zu leicht verständlich, wie die großen Alidenaufstände, die mehr als die äußeren Kriege und die Selbständigkeitsgelüste der Emire das Reich des Manßûr dem Untergange entgegengeführt haben, seit dem Unglückschalifate des Musta'în allmählich den Charakter der äußersten Wildheit und der Sucht nach Zerstörung alles Bestehenden annehmen, welchen man aus den Sklavenkriegen der Alten, den Bauernaufständen Deutschlands und den Jacquerien Frankreichs kennt, und daß sie der Civilisation und dem Geistesleben des ganzen Orients unheilbare Wunden geschlagen haben. Die zunehmende Verrohung dieser Aufrührer zeigt sich schon unter Ma'amûn in dem Aufstande des Abu's-Ssarâja (S. 503), wo die zu Beginn des Capitels bezeichneten Ursachen des Verfalles doch erst

1) Fellâch heißt wörtlich der Pflüger und entspricht also unserem Bauer, d. h. aber nach der thatsächlichen Lage der Verhältnisse dem hörigen Landmanne des späteren Mittelalters.

zum kleinen Theile ihre Wirkung zu üben anfingen. Von den drei Alidenempörungen, welche das Chalifat des Mótamid bedrohten, scheint eine im J. 256 (870) zu Kúfa ausgebrochene sich nicht wesentlich von der früher gewöhnlichen Art dieser Unternehmungen unterschieden zu haben; eine andere, welche 271 (884/5) zu Medina stattfand, zeigte einen weit schlimmeren Charakter, blieb indeß auf den engen Umkreis dieser Stadt beschränkt. Aber ein Sklavenkrieg der bösartigsten Sorte war es, welcher 255 (869) zu Baßra ausbrach und über vierzehn Jahre lang das südliche Irák und das benachbarte Chusistán verwüstete. Ein Mann aus dem Dorfe Warsenín bei Rei (Teherán), doch arabischer Abkunft, Namens Ali Ibn Mohammed, in dessen Familie schiitische Tendenzen seit einiger Zeit erblich waren, kam 249 (863) auf die Idee, in Bachrein sich für einen Aliden auszugeben. Persönliche Beziehungen zu dem Stamme der Abdelkeis, welcher dort seit Alters hauste und dem er seiner wirklichen Abkunft nach angehörte, scheinen ihm den Erfolg seiner Betrügerei erleichtert zu haben: er fand unter den stets unruhigen und den Aliden, wie uns schon bekannt ist (S. 542), jetzt sehr zugeneigten Beduinen einen ziemlichen Anhang; doch wurde er schließlich 254 (868) von dem Statthalter des Mo'otáß, welcher damals regierte, vertrieben und mußte nach Baßra flüchten. Auch hier wurde auf ihn gefahndet; er ging nach Bagdad, kehrte aber nach der Thronbesteigung des Móchtadi gegen Ende 255 (869) nach Baßra zurück, wo inzwischen ein Wechsel in der Person des Statthalters eingetreten war, und entfaltete dort am 26. oder 28. Ramadán (7./9. September) die Fahne des Aufstandes. Aller Verhältnisse der großen Seestadt kundig, wandte er sich insbesondere an die stets in erheblicher Zahl dorthin zu Schiffe eingeführten Negersklaven. Die Araber nannten die Küste von Zanzibar und deren Bewohner damals Es-Sindsch,[1]) und bezeichneten mit demselben Worte auch die Schwarzen, mit welchen von dort fast bis auf den heutigen Tag immer ein schwunghafter Sklavenhandel betrieben worden ist; so heißt dieser Aufstand des Ali Ibn Mohammed denn gewöhnlich „der Krieg der Sindsch" und der Anführer selbst „der Herr der Sindsch". Daneben trägt er den Beinamen El-Chabith „das Scheusal", welchen er nur zu redlich verdient hat. Von Baßra, dessen er sich doch nicht ohne Weiteres zu bemächtigen vermochte, ausgehend, streifte er zunächst die Umgegend ab, befreite überall die Sklaven, schlug die Herren todt, verbrannte eine Reihe von Ortschaften und besiegte, nachdem er von hier und dort Zuzug von entlaufenen Sklaven und armen Leuten erhalten, mehrmals die Regierungstruppen, welche seinem Unwesen ein Ende zu machen kamen. Am 25. Redscheb 256 (28. Juni 870) nahm er Obolla, das zum großen Theil zerstört wurde, bald nachher auch durch Capitulation der erschreckten Einwohner Abbadán; hierauf durchzog er plündernd und mordend Chusistán bis zur Hauptstadt Achwáß, die am 12. Ramadán (13. August) in seine Hände fiel. Inzwischen

1) Zingis der Griechen.

hatte Móchtadi den Ssa'íd Ibn Ssálich mit einem beträchtlichen Heere nach Baßra geschickt, die Sindsch zu bekämpfen; im Laufe des Jahres 257 (870/1) trug dieser auch einige Erfolge davon, ließ sich indeß Ende Scha'abán (Mitte Juli 871) von des Chabíth Unterfeldherrn Jachja Ibn Mohammed El-Bachráni[1]) bei Nacht überfallen und erlitt dabei schwere Verluste. Er wurde abgesetzt, aber drei seiner Nachfolger richtete Alí Ibn Abán, ein anderer von den Bandenführern der Sindsch, nicht minder übel zu. Am 16. oder 17. Schauwál 257 (7. od. 8. Sept. 871) erstürmten die immer weiter angeschwollenen Haufen Baßra selbst. Man kann sich denken, wie die empörten Sklavenhorden in der großen Handelsstadt hausten, wo viele von ihnen an ihren alten Herren Mißhandlungen und Unbilligkeiten zu rächen hatten; aber auch die wilden Beduinen mordeten nach Herzenslust. Bachráni ließ ganze Schaaren von Unglücklichen niederhauen, die sich auf das Versprechen, daß ihr Leben geschont werden sollte, ergeben hatten; Alí Ibn Abán verbrannte die Hauptmoschee, und die ganze Stadt wurde drei Tage lang auf das Schrecklichste verwüstet. In Bagdad war unterdessen das Chalifat auf Mótamid übergegangen, und die bessere Ordnung, welche durch seines Bruders Muwaffak Verdienst bald in Bagdad und besonders unter den Türken hergestellt wurde, gestattete schon Anfang Dhu'lká'ada 257 (Ende Sept. 871) neue Mannschaften unter Mohammed El-Muwallad gegen die Sindsch auszuschicken. Baßra hatten diese bereits wieder geräumt: sie pflegten die größeren Städte nach Möglichkeit auszurauben, aber ihre Stärke bestand in der Benutzung der natürlichen Verhältnisse des nach allen Seiten von Strömen und Canälen durchschnittenen Landes: an möglichst unzugänglichen Stellen desselben hatten sie ihre Lager, aus denen allmählich befestigte Städte erwuchsen, von da her brachen sie bald hier-, bald dorthin vor, einen neuen Plünderungszug zu unternehmen oder durch einen ihrer gewöhnlichen nächtlichen Ueberfälle den ihnen gegenüberstehenden Truppen des Chalifen eine Schlappe beizubringen. Das widerfuhr dem Muwallad von Bachráni in der Nähe von Baßra, dem Manßúr Ibn Dschá'afar von Alí Ibn Abán in Chusistán (258 = 871); und als im Rabí I 258 (Jan. — Febr. 872) Muwaffak selbst den Oberbefehl übernommen hatte, mußte er nach mehrfachen blutigen Kämpfen doch wieder bis Wáßit zurückgehen. Er überließ nun den Oberbefehl von Neuem dem Muwallad, und als dieser 259 (873) die abermalige Plünderung von Achwáſ nicht verhindern konnte, ward der bewährte Türkengeneral Múßa Ibn Boga (oben S. 530 f.) mit der Leitung des Krieges beauftragt. Aber während dessen Unterfeldherren nach einem methodischen Plane allmählich die Rebellen aus Chusistán auf die Euphratmündungen zurückdrängten, erhob sich in Fars, also im Rücken der gegen die Sindsch

1) D. h. der aus Bachrein. Es waren also aus den früheren Anhängern des Chabíth einzelne, wenn nicht größere Schaaren der Beduinen zu ihm gestoßen. Später wird dies von den Historikern ausdrücklich erwähnt, es muß aber von Anfang an der Fall gewesen sein.

kämpfenden Regierungstruppen, ein gewisser Mohammed Ibn Wáßil, welcher den Niedergang der Tahiriden und ihre Kämpfe mit dem in dieser Zeit immer mehr aufkommenden Ssaffár (S. 545) zur Aufrichtung einer selbständigen Herrschaft zu benutzen dachte und schon einmal im J. 256 (870) sich offen gegen die Autorität des Chalifen aufgelehnt hatte. Er griff jetzt sogar nach Chusistán hinüber; Abderrachmán Ibn Muflich, welcher von den gegen die Sindsch commandirenden Generälen dem Herde dieses Aufstandes am nächsten war, mußte sich gegen die bedrohliche Diversion zu wehren suchen, verlor aber im J. 261 (Ende 874 oder Anf. 875) bei Rámhormuſ Sieg und Leben. Zwar vertrieb nun Jaakúb der Ssaffár, welcher in den letzten Jahren die Ostprovinzen außer Transoxanien den Tahiriden, Tabaristán und Medien den Aliden (S. 542) abgenommen hatte, im Dhu'lká'ada 261 (August 875) den Ibn Wáßil aus dem usurpirten Gebiete, aber nur, um sofort mit allen in seiner Hand vereinigten Kräften Persiens sich gegen den Chalifen, das heißt gegen Muwaffak zu wenden, der nun zwischen dem Ssaffár und den Sindsch wie zwischen zwei Feuern in die bedenklichste Lage kam. Hier aber zeigte er die ganze Thatkraft, welcher die Abbassidendynastie noch einmal ihre Rettung verdanken sollte. Da alle seine Versuche, den Ssaffár zu einem gütlichen Ausgleiche zu bewegen, vergeblich blieben, zog er sämmtliche gegen die Sindsch stehenden Truppen mit Ausnahme der Besatzung von Baßra auf die Hauptstadt zurück, und als jener in ununterbrochenem Vorrücken bis über die Hälfte des Weges von Wáßit nach Bagdad gelangt war, stellte er sich ihm bei Deir El-Akúl am Tigris mit allen verfügbaren Kräften entgegen und schlug ihn am 9. Redscheb 262 (8. April 876) in heißem Kampfe, welcher dem tapfern Gegner selbst mehrere Wunden, dem Heere des Chalifen entscheidenden Sieg brachte. Der Ssaffár mußte den Rückzug nach Chusistán antreten, das zum Theil in seinen Händen blieb, zum Theil von den in der Zwischenzeit nach Norden und Osten weit vorgerückten Sindsch unter Ali Ibn Abán besetzt gehalten wurde. Zwar war der Ssaffár zu anständig, um das ihm angetragene Bündniß mit den Sklavenbanden abzuschließen; da aber nach seiner Niederlage Ibn Wáßil wieder in Fars sich erhoben hatte und gleichzeitig in Choraßán ein Aufstand gegen ihn ausgebrochen war, mußte er nach dem Osten eilen, um gegen diese gefährlichen Diversionen die nöthigen Maßregeln zu treffen. Der Kurde Mohammed Ibn Obeidallah, welchen er in Chusistán zurückließ, war in der Wahl seiner Bundesgenossen nicht so schwierig, er knüpfte mit den Sindsch Verhandlungen an und erreichte ihre Mitwirkung in dem Kampfe, welchen er mit den anrückenden Truppen des Chalifen jetzt aufzunehmen hatte. Múßa Ibn Boga war schon früher (262 = 876) gegen Achmed Ibn Tulún abcommandirt worden (S. 558); sein Nachfolger Mesrúr El-Balchi sandte den Achmed Ibn Leithaweih nach Chusistán, und dieser, ein tüchtiger General, schlug die vereinigten Sindsch und Ssaffariten bei Ssús (Susa; 262 = 876). Nunmehr riß Uneinigkeit zwischen den Verbündeten ein, Mohammed hielt sich zurück, und Ibn Leitha-

weih konnte die Sindsch unter Ali Ibn Abân in wiederholten Kämpfen über Achwâs hinaus zurückdrängen; dann nahm er sein Hauptquartier in Tuster, wo er nach beiden Seiten Front machte (263 = 876/7). Unterdessen aber war der Ssaffâr aus dem Osten zurückgekehrt; vorsichtig zog Ibn Leithaweih sich vor ihm nach dem Irâk hinüber, indem er seinen beiden Gegnern überließ, wie sie mit einander fertig werden wollten. Es kam in der That zu Scharmützeln zwischen diesen; dann aber trat eine Waffenruhe ein, welche dem Ssaffâr Achwâs beließ, die Sindsch also auf einen kleinen Theil Chusistâns beschränkte (263 = 877). Sie entfalteten nun ihre Kräfte wieder auf der anderen Seite, im Irâk, mit frischem Nachdruck. Ihr jetziger Anführer an dieser Stelle, Ssuleimân Ibn Dschâmi, brachte in dem Guerillakrieg zwischen den Canälen und Sümpfen mehreren der türkischen Officiere Muwaffaks, auch dem Muwallad (S. 582), verlustreiche Niederlagen bei und nahm sogar Wâßit ein, das nach Gewohnheit ausgeplündert wurde; und wenngleich Ibn Leithaweih, der nun ebenfalls hier in Thätigkeit trat, den Ssuleimân für den Augenblick zurückdrängte (265 = 878), so konnte er es doch später nicht hindern, daß er von Neuem über Wâßit hinaus bis an die Hälfte des Weges nach Bagdad streifte, so daß alles Volk des unteren Irâk entsetzt nach der Residenz hineinströmte (265 = 879).

So bedenklich aber im J. 265 (877/8) die Lage des Chalifen noch aussah, mit weitschauendem Blick entfaltete der thatkräftige Muwaffak seit den letzten Jahren von Syrien bis über den Oxus hinaus eine kluge und wirksame Politik, welche nun, durch glückliche Zufälle gefördert, bald zu einem großartigen Erfolge zu führen bestimmt war. Achmed Ibn Tulûn hatte freilich noch ganz Syrien und Theile von Mesopotamien im Besitz, aber soeben zwang ihn die Empörung seines Sohnes Abbâs (S. 558) zur eiligen Rückkehr nach Aegypten, und zwei Jahre später war es dem Muwaffak bereits gelungen, den Statthalter des Tuluniden in Rakka, welcher die nordsyrischen und mesopotamischen Bezirke unter sich hatte, zum Anschluß an die Sache des Chalifen zu bewegen. Die Charidschiten um Moßul (S. 543) wurden fortwährend bekämpft; was aber die Hauptsache war, in den Ssamaniden Transoxaniens, die 261 (875) mit der Statthalterschaft über diese große Provinz von Bagdad aus direct belehnt waren, gewann der Reichsverweser noch mehr als in den gegen den Ssaffâr aufgestandenen Choraßanern die wirksamsten Bundesgenossen für den Kampf mit diesem ebenso tapferen wie unbotmäßigen Vasallen. Der Druck, welchen sie im Osten auf die Macht des Ssaffâr ausübten, mußte das Chalifat im Irâk entlasten; zwar hielt jener bis zu seinem den 9. Schauwâl 265 (4. Juni 879) erfolgten Tode das nördliche und östliche Chusistân fest, aber gegen das Irâk konnte er nichts weiter unternehmen, und sein Bruder und Nachfolger Amr wurde von den Gegnern auf allen Seiten langsam aber stetig zurückgedrängt. Damit wurde allerdings der größte Theil Chusistâns vorläufig wieder für die Sindsch frei; seit indeß Muwaffak für die Hauptstadt von dem Ssaffâr nichts mehr zu befürchten hatte, konnte es nur eine

Frage der Zeit sein, wann dem Unfug des Sklavenkrieges ein Ziel gesetzt wurde. Freilich ließen die ebenso geriebenen als hartnäckigen Führer der Schwarzen kein Mittel unversucht: als Ali Ibn Abán Ende 265 (879) in Chusistán wieder bis Tuster vorgerückt war und durch Mesrûrs Unterfeldherrn, den Türken Tekin, zwei erhebliche Niederlagen erlitten hatte, bestach er den Biedermann, daß er, statt die errungenen Vortheile weiter zu verfolgen, ruhig in Tuster sitzen blieb und den Rebellen Zeit ließ, sich wieder zu erholen. Mesrûr kam zwar bald dahinter und setzte den Verräther gefangen, aber die Landsknechte, welche er geführt hatte, gingen nun theils zu den Sindsch, theils zu Mohammed Ibn Obeidallah (S. 583), der immer noch Theile Chusistáns, dem Namen nach für Amr, den Bruder des Ssaffár, in Besitz hatte. Zwischen diesen beiden ging nun das alte Spiel, in welchem jeder den Andern unter dem Scheine der Freundschaft aus dem Lande verdrängen wollte, von Neuem an; schließlich war aber Ali Ibn Abán der Stärkere, und Mohammed mußte sich entschließen, statt des Ssaffariden dem Chabith als seinem Oberherrn zu huldigen. Denn natürlich ließ der sich Chalife schelten, hatte als solcher sich eine eigene Münzpräge eingerichtet und legte Werth auf die Nennung seines Namens im Freitagsgebet. Uebrigens dauerte die Herrlichkeit des Mohammed als Vasallen des Chabith nicht lange; als es mit diesem zurückging, unterwarf er sich dem Chalifen (267 = 881), welcher ihm bereitwillig Pardon gab. Zurück ging es nun aber mit dem Räuberfürsten unaufhaltsam. Zwar ward 266 (880) Tekins Nachfolger, der Türke Agartmysch, nochmals von Ali geschlagen; aber seit dem Rabî II desselben Jahres (Nov. — Dec. 879) war im Irák der Sohn des Reichsverwesers, Abu'l-Abbás, der spätere Chalife El-Mótadid, an die Spitze eines neuen Heeres getreten. Es wurde durch eine Anzahl von Schiffen und Booten unterstützt, die auf den Canälen in die eigentlichen Schlupfwinkel der Sindsch vorzudringen gestatteten. Mótadid war nicht weniger energisch als sein Vater[1]) und wußte sich mit Geschick der Kriegführung der Feinde anzupassen, welche ihrerseits in den Fehler verfielen, ihn seiner vierundzwanzig Jahre wegen für unbedeutend zu halten: so gelang es ihm, den Ssuleimán Ibn Dschámi und seinen Kameraden Ssuleimán Ibn Múßa Esch-Scha'aráni bei Wáßit zu überfallen und gründlich zu schlagen, so daß sie mit den Resten ihrer Mannschaften auf ihre mitten zwischen den Canälen liegenden festen Städte El-Manßúra („die Siegesstadt") und El-Maní'a („die Uneinnehmbare") zurückgingen. Mótadid verfuhr ganz systematisch: überall die Flußläufe absuchend hob er jeden vorgeschobenen Posten der Sindsch auf und säuberte auf diese Weise einen Bezirk nach dem andern, knöpfte den Gegnern ihre Schiffe ab wo er nur konnte, und drang schließlich bereits nach Maní'a selbst vor, das von seiner Vorhut unter Abu Hamsa Noßeir zum Theil

1) Es wird erzählt, daß er in einem der folgenden Kämpfe so lange eigenhändig mit dem Bogen geschossen habe, bis sein Daumen zu bluten anfing.

in Brand gesteckt wurde. El-Chabîth beorderte, der näheren Gefahr zu begegnen, den Alí Ibn Abân aus Chusistân herbei; aber Muwaffak zog gleichfalls weitere Truppen zusammen und erschien an deren Spitze im Ssafar 267 (Sept. — Oct. 880) selbst auf dem Kriegsschauplatze. Nun wurden die beiden Räuberstädte nach einander erstürmt; dann ging der Reichsverweser nach Chusistân, um diese Provinz von den nach Ibn Abâns Abzuge zurückgebliebenen Resten der Aufrührer zu befreien und dadurch vor dem weiteren Vormarsche des Hauptheeres die Flanke desselben zu decken. Es geschah ohne Schwierigkeiten, und nun konnte man dem „Herrn der Sindsch" selbst auf den Leib rücken. Er hatte seine Stadt, El-Mochtâra („die Erwählte"), in dem Gewirr, welches damals die Mündungscanäle des Euphrat-Tigris bildeten, westlich von Baßra. Bis dahin war noch ein weiter Weg, und es hat beinahe drei Jahre gedauert, bis Mochtâra nach längerer Belagerung am 1. oder 2. Ssafar 270 (10. 11. Aug. 883) erobert wurde. Muwaffak selbst war mitten unter den Stürmenden und ließ nicht ab vorwärts zu dringen, bis einer der Leibwächter Lulus, des Statthalters von Nordsyrien (S. 560), welcher zur schnelleren Beendigung des Krieges Zuzug geleistet, mit dem Kopfe des Chabîth ihm entgegensprang.

Es ist schon früher mehrfach angedeutet, daß Muwaffaks und Mótadids Thatkraft, wie bei der Unterdrückung dieser bösartigen und mit dem Kriege gegen den Ssaffâr in der gefährlichsten Weise verwickelten Revolution, so auch bei den mannigfachsten sonstigen Veranlassungen ihrer bewegten Regierungsdauer sich auf das Glänzendste bewährt hat. Demnach konnte man zu Anfang des Jahres 286 (899) meinen, daß eine neue Periode der Blüthe für die Abbassidendynastie begonnen habe. Im Irâk war Alles in Ordnung, Chusistân und Fars befanden sich ebenso wie der größte Theil von Medien seit den fortwährenden Kriegen, welche der Ssaffaride Amr mit Aufrührern und Ssamaniden zu führen hatte, und seit dem Ende der Söhne Abu Dolafs (S. 545) wieder in directer Abhängigkeit von dem Chalifen, aus Adherbeidschân bezeugte der Ssadschide Mohammed seine Ergebenheit, Moßul war von den Charidschiten, Mesopotamien und die Defensionen von der Herrschaft der Tuluniden frei, diese selbst hatten dem Chalifen gehuldigt und für die Erlaubniß zur Weiterführung der Statthalterschaft von Syrien und Aegypten sich zu erheblichen Tributzahlungen verpflichtet, selbst die Aglabiden in Keirowân waren mit neuem Respecte vor dem Stellvertreter des Propheten erfüllt; Arabien endlich schien ruhig. Da meldete im Laufe des genannten Jahres Achmed Ibn Mohammed El-Wâthiki, der Statthalter von Baßra, daß in Bachrein, dem einstigen Ausgangspunkte des Chabîth, neue Unruhen stattfänden. Ein Perser aus Dschennâba an der Küste von Fars, Namens Abu Ssa'îd Haßan, Sohn Bachrâms, hatte dort wieder, angeblich im alidischen Interesse, gewühlt; es war ihm geglückt, Schwiegersohn des in der Stadt Katîf am persischen Meerbusen sehr angesehenen Haßan Ibn Ssumbur zu werden, und durch dessen Einfluß beträchtliche Schaaren von Städtern

und Beduinen um sich zu versammeln, mit denen er bereits die Umgegend unsicher zu machen anfing; es hieß, er wolle gegen Baßra ziehen. Der Chalife befahl, die Festungswerke dieser Stadt auszubessern, und sandte 287 (900) den Abbás Ibn Amr El-Gánawi ebendahin, um dem Angriffe des Abu Ssa'íd zuvorzukommen. Als Abbás indessen dem in der That anrückenden Empörer entgegentrat, wurde er von diesem besiegt und gefangen genommen. Nachher ließ ihn Abu Ssa'íd wieder frei und schickte ihn mit einem Schreiben an Mótadid. Darin ertheilte er dem Chalifen den verständigen Rath, seine Truppen von dem Boden Arabiens fern zu halten; die Kriegführung des aufständischen Heeres entspreche der Natur der Wüste, mit welcher seine Türken nicht Bescheid wüßten; die seien außerdem das Klima des Landes nicht gewöhnt und würden auch Mangel an Nahrungsmitteln leiden; es werde daher besser sein, ihn in seinem Bachreín unbehelligt zu lassen. Wohl oder übel sah Mótadid ein, daß der Mann Recht hatte. Die Beduinen waren auch anderer Orten in unruhige Bewegung gerathen, Leute vom Stamme Taij wagten es, die Pilgerkarawane des Jahres 287 (900) anzufallen; Haufen von Anhängern des Abu Ssa'íd streiften im J. 288 (901) nahe an Baßra heran, und während im Irák selbst hie und da alidische Gruppen sich bildeten, nahmen andere in Südarabien durch einen Handstreich Ssan'á, wenn auch nur für den Augenblick, in Besitz — es mochte nöthig erscheinen, umfassendere Vorbereitungen zu treffen, ehe man in dies Wespennest stach. Ehe es aber zu weiteren Maßregeln als der Zersprengung oder Aufgreifung einzelner von den irakischen Schiitenhaufen kam, brach plötzlich im J. 289 (902) auch in Syrien die alidische Bewegung los, und in demselben Jahre erhoben sich, ebenfalls durch schiitische Sendlinge aufgereizt, im fernen Westen die Kitáma-Berbern (S. 553) gegen die Aglabiden. Geben diese gleichzeitigen Erhebungen einen Begriff von der ungeahnten Ausdehnung der Propaganda, welche von Persien herüber bis an die Südspitze Arabiens und den Nordrand Westafrikas alle Provinzen mit ihren Fäden umsponnen hatte, so ist es, um ihre Wirkungen zu begreifen, nothwendig, auf die bisherige Entwicklung dieser geheimen Agitation in Kürze einzugehen.

Es wird dem Leser erinnerlich sein, daß schon in früher Zeit die Anhänger des Hauses Alís sich in verschiedene Secten spalteten, je nachdem sie diesem oder jenem Zweig seiner zahlreichen Nachkommenschaft das Recht auf das Imamat zusprachen. Die Linie des Mohammed Ibn El-Hanafíje war schon seit dem Aufkommen der Abbassiden zurückgetreten (S. 444; 458);[1]) eine Weile hatten nun die Seiditen im Vordergrunde gestanden (vgl. S. 489), etwa seit der Mitte des dritten Jahrhunderts aber gewannen zwei neue Richtungen das Uebergewicht, welche man die Zwölfer und die Ismaeliten zu nennen pflegt. Die ersteren haben ihren Namen davon erhalten, daß sie,

1) Allerdings will ein späterer Bericht die Ismaeliten gerade mit dem Mohammed Ibn El-Hanafíje in Verbindung setzen; die Unrichtigkeit dieser Ansicht kann aber keinem Zweifel unterliegen.

von Ali an gerechnet, zwölf Imáme annahmen, deren letzter nach ihrer Erwartung die gottlosen Abbassiden stürzen und das Reich Gottes auf Erden begründen sollte; die Ismaeliten setzten ihre Hoffnung auf einen Aliden im fünften Gliede, den Isma'îl, Sohn des Dschá'afar, eines Urenkels des Hußein, welcher für sie der siebente der Imáme war, als deren erste Ali, Haßan und Hußein verehrt wurden. Da es sehr wahrscheinlich ist, daß die Entstehung dieser beiden Secten in die Lebenszeit der von ihnen erkorenen Imáme fällt, so wird man annehmen dürfen, daß die Zwölfer in der zweiten Hälfte des dritten Jahrhunderts (nach 260 = 873/4), die Ismaeliten etwa hundert Jahre früher (um 148 = 765/6) aufgekommen sein werden. Beide hatten das nämliche Schicksal, daß die Rechnung auf ihren Aliden sie betrog: weder Isma'îl noch Mohammed Ibn Haßan, der Imám der Zwölfer, bekamen Gelegenheit, das Reich Gottes aufzurichten. Bekanntlich aber ist die Hoffnung des Volkes auf den Helden oder Heiland, der allem nationalen und gesellschaftlichen Elend ein Ende machen soll, unverwüstlich; wird sie für den Augenblick getäuscht, so schiebt sie die Frist ihrer Erfüllung selbst immer weiter hinaus, oft genug schließlich ans Ende dieser Welt überhaupt, und der Held oder Heiland wird unsterblich gemacht bis zu seiner endlichen Wiederkunft, sei es als Barbarossa im Kyffhäuser, sei es als verborgener Imám an einer für Menschenaugen unerreichbaren, nur Gott bekannten Stelle (vgl. S. 442). So wurden also Isma'îl wie Mohammed zu Machdis (S. 442), auf deren abermaliges Erscheinen zu warten ihre Anhänger niemals aufhörten. Während aber die Zwölfer, die wir uns um die Regierungszeit des Mótadid erst eben im Entstehen zu denken haben, in ihren sonstigen Ansichten der gemäßigteren schiitischen Richtung der Seiditen im Wesentlichen treu blieben, gingen die Ismaeliten, wie ich glauben möchte seit der Unterdrückung der Churramiten und dem Tode Babeks (223 = 838), eine Verbindung mit den extremen Schiiten ein, deren Lehrmeinungen am meisten von communistischen und pantheistischen Vorstellungen durchsetzt waren. Unter diesen stand, wie wir wissen (S. 327), obenan die von der Incarnation des göttlichen Geistes in dem jeweiligen Imám: daneben aber war allmählich die ebenfalls buddhistische Idee von der Seelenwanderung getreten, welche schließlich gestattete, die Lehre von dem directen Uebergange des Geistes von Vater auf Sohn nebensächlich zu behandeln und vermittelst der schon von Abdallah Ibn Ssaba eingeführten Theorie von den Prophetengehilfen (S. 300) ein ebenso consequentes wie für die Häupter der Secte bequemes dogmatisches System auszubilden. Wir kennen dasselbe auf verschiedenen Stufen seiner Entwicklung; aber diese unterscheiden sich mehr durch Anpassung an wechselnde persönliche Verhältnisse als durch grundsätzliche Aenderungen, und wir dürfen voraussetzen, daß es schon um die Zeit des Musta'ín (250 = 864) in allem Wesentlichen dasselbe Aussehen gehabt hat, welches ihm spätere Berichte geben, und das wir in kurzen Strichen hier zu skizziren haben. Gott, dessen eigentliches Wesen für den Menschen verhüllt und unerkennbar ist, hat nacheinander

sieben Incarnationen seines Wesens als Propheten in die Welt gesandt, um seinen Willen zu verkünden: sie heißen dem entsprechend nátik „Sprecher“, und ihre Namen sind Adam, Noah, Abraham, Mose, Jesus, Mohammed und Mohammed der Machdi, der Sohn[1]) des Isma'il Ibn Dschá'afar. Jeder von diesen hat die von seinem Vorgänger gepredigte Religion durch eine höhere und vollkommenere ersetzt. Die von dem Nátik verkündeten Glaubenssätze auszubreiten und in der Welt zu erhalten sind die Imáme bestimmt. Jeder Nátik hat nämlich einen Helfer, sâmit „Schweiger“ genannt, weil er für seine Person nichts zu sagen, sondern nur die Worte des Nátik zu wiederholen und in den Herzen der Menschen zu befestigen hat: das ist der Imám der betreffenden Religionsperiode, und als solcher half Seth dem Adam, Sem dem Noah, Ismael dem Abraham, Aaron dem Mose, Petrus dem Jesus, Alí dem Mohammed. Ihre Thätigkeit bis zum Erscheinen des folgenden Nátik fortzusetzen haben nun die Imáme je sechs Nachfolger, so daß auf die sieben Nátiks 7 × 7 Imáme kommen. Der siebente Imám der mosaischen Periode z. B. ist Johannes der Täufer, auf welchen Jesus als neuer Religionsstifter folgt; und Alí hat das Imamat weiter vererbt auf Haßan, Hußein, Alí Sohn des Hußein, Mohammed Sohn des Alí, Dschá'afar Sohn des Mohammed und Isma'il Sohn des Dschá'afar. Dessen Sohn Mohammed der Machdi ist nun der siebente Nátik und führt, weil er für die Gegenwart maßgebend ist, den Namen „der Herr der Zeit“; sein Helfer ist Abdallah Ibn Meimún,[2]) von welchem ebenso wie von seinen Nachfolgern sogleich noch die Rede sein wird. Dem Machdi wie den Imamen, welche seine Religion weiter predigen und verbreiten, ist natürlich Jedermann unbedingten Gehorsam schuldig; er ist nicht gestorben, sondern nur unsichtbar geworden und wird am Ende der Zeit den Seinen wiederkehren.

Man sieht leicht, wie in diesem merkwürdigen Gemisch verschiedenartiger religiöser Ueberlieferungen den koranischen Elementen doch so viel Platz eingeräumt worden ist, daß es möglich war, auch einen schriftgläubigen Muslim durch eine geschickte und vorsichtige Bearbeitung allmählich für die Secte zu gewinnen. Das geschah nun, wie uns, im Einzelnen vielleicht etwas ausgeschmückt, im Ganzen aber doch nicht unglaubwürdig berichtet wird, auf folgende Weise. An irgend einem Orte erscheint ein Sendling der Secte, ein Dá'í („Berufer“, „Einlader“), unter irgend einer Maske, häufig der eines Ssúfi (S. 407), aber auch eines Kaufmannes, Gewerbtreibenden oder dergleichen, welcher sich zu dauerndem Aufenthalte niederläßt. Der Mann zeichnet sich durch eine, wie es scheint, tiefe und innige Frömmigkeit aus; in den Gesprächen über religiöse und andere Dinge, welche er mit den von ihm ge-

1) Wie man sieht, ist hier der Sohn an die Stelle des Vaters getreten: Letzterer starb nämlich schon vor dem Tode seines eigenen Vaters Dschá'afar und mußte also durch Mohammed ersetzt werden. Allerdings ist Isma'il in dem System ebenfalls noch untergebracht, aber, wie sich zeigen wird, als Nebenperson. 2) Der in Wirklichkeit vermuthlich viel später gelebt hat, als Mohammed der Machdi.

wonnenen Bekannten zu führen pflegt, streut er bald geheimnißvolle Andeutungen über den eigentlichen Sinn dunkler Koránstellen, über die wahre Bedeutung dieser oder jener scheinbar gleichgiltigen Naturerscheinung ein, wirft Fragen schwieriger Art auf, deren Beantwortung den mit ihm Redenden in Verlegenheit setzt oder allerhand Zweifel in ihm rege macht. Bei Allem diesem zeigt er eine außerordentliche Kenntniß des Koráns und der religiösen Ueberlieferungen und Vorschriften überhaupt, so daß sein mysteriöses Wesen den Eindruck erweckt, er könne wohl bei Weitem mehr sagen, wenn er Lust dazu habe. Gleichzeitig versteht er sich die traurige Lage des Staates wie des Einzelnen nutzbar zu machen; er deutet an, die Verkommenheit und Elendigkeit aller Verhältnisse komme nur daher, daß große Massen des Volkes sich von dem Gehorsam gegen das göttliche Gesetz wie gegen die Person des rechtmäßigen Imáms entfernt haben, und läßt merken, daß nur die Rückkehr von dem falschen Wege, die Erlangung des rechten Verständnisses für Gottes Wort und Willen, wie es der wahre Imám zu lehren im Stande sei, eine allgemeine Wendung zum Besseren herbeiführen könne. Dabei weiß er sich mit Geschick der Geistesart derer anzupassen, mit welchen er zu thun hat: den gescheiten Leuten durch scheinbare Bewunderung ihrer Gaben schmeichelnd, Dummköpfen gegenüber die feierliche Miene erhabener Ueberlegenheit aufsetzend erwirbt er sich Beifall und vielfach sogar Verehrung in weiten Kreisen. Ist ihm das gelungen, und hat er gleichzeitig die Leute auf seine geheime Weisheit recht begierig gemacht, so stellt er sich gelegentlich, als wolle er nun mit der Sprache herausrücken; wenn man aber gerade erwartet, nun werde die erwünschte Belehrung stattfinden, schweigt er plötzlich, erklärt die Sachen für allzu schwierig, Eile für schädlich. Wenn man in Folge dessen weiter in ihn dringt, erinnert er an die Koránstellen, in denen Gott von den Bundesverpflichtungen spricht, welche Propheten und Gläubige überhaupt gegen ihn zu erfüllen haben, und verlangt von dem Wissensdurstigen vor Allem das heilige Versprechen des Schweigens allen Nichteingeweihten, der absoluten Wahrhaftigkeit den Vertretern der heiligen Sache gegenüber. Trägt Jener Bedenken, ein solches Gelübde abzulegen, so läßt der Dâ'ï die Sache fallen; fügt er sich dem Verlangen, so wird zu weiterer Prüfung seines guten Willens eine nach seinen Verhältnissen zu bemessende Geldsumme von ihm gefordert. Zahlt er diese zum Besten des Allgemeinen — hier sehen wir eine Nachwirkung communistischer Grundsätze — so beginnt nun der eigentliche Unterricht des Proselyten. Der Dâ'ï weist aus Gründen der Vernunft und Ueberlieferung nach, daß Gottes Wille nur recht erkannt und gethan werden, die Erfüllung der gebotenen Pflichten dem Höchsten nur genehm sein könne, wenn der Gläubige sich statt von den falschen Lehren der gewöhnlichen Theologen, die so viel Unheil über die Welt gebracht haben, vielmehr von den Weisungen der Imáme leiten lasse, die Gott zu Vertretern seiner Wahrheit und zu Aufsehern über die Menschen bestellt. Als solche Imáme werden ihm dann Ali und seine Nachkommen bezeichnet, und Mohammed Ibn Isma'il als der

„Herr der Zeit" seiner rückhaltlosen Verehrung empfohlen. Ist er darin fest geworden, so wird ihm nun das eigentliche Lehrsystem vorgetragen, von dem wir oben bereits Kenntniß nahmen: wenn ihm das auch in Fleisch und Blut übergegangen ist, so hat er eigentlich bereits aufgehört, Muslim zu sein, weil die Gleichstellung des Mohammed mit den übrigen Propheten, noch mehr aber die Behauptung, daß nicht er, sondern der Machdi als der letzte und höchste Prophet anzusehen ist, dem islamischen Dogma widersprechen (vgl. oben S. 188). Immerhin aber sind noch genug Anklänge an die gewöhnlichen Auffassungen der koranischen Lehre vorhanden, daß in der großen Masse der zu der Secte Bekehrten die Ueberzeugung herrschen kann, sie habe sich den wahren Sinn der göttlichen Offenbarung zu eigen gemacht und stelle die wirkliche Gemeinde der Gläubigen dar. Und doch hat dies ganze mit so vielem Raffinement ersonnene System keinen andern Zweck, als durch die Gewöhnung an unbedingten Gehorsam gegen den vergötterten, unsichtbaren Imám und seine sichtbaren Helfer und Dá'ïs Tausende und aber Tausende von leichtgläubigen oder fanatischen Menschen als willenlose Werkzeuge in die Hände einiger wenigen gewissenlosen und ehrgeizigen Streber zu bringen. Denn über den vier verschiedenen Graden, durch welche etwa nach Art unserer Freimaurerlogen die Organisatoren des Ismaelitismus die gewonnenen Jünger zu jenem scheinbar abgeschlossenen Lehrsystem hindurchgehen ließen, erhoben sich noch fünf weitere Stufen der Erkenntniß, in welche nur diejenigen eingeweiht wurden, denen man die Kraft und den Willen zutraute, sei es aus theoretischer Ueberzeugung, sei es um weltlicher Zwecke willen nach und nach sich von jeder positiven Religion loszusagen. Die Notizen, welche muslimische Schriftsteller über diese fünf obersten Grade beibringen, stellen einen ziemlich wirren Haufen verschiedenartiger philosophischer und mystisch-pantheistischer Ideen vor, in welchem es schwer ist, einen leitenden Faden aufzuspüren. Wir können auch kaum erwarten, die späteren durchweg orthodoxen Historiker über diese Dinge, welche doch im engsten Kreise der Secte blieben, genau unterrichtet zu finden. Immerhin erkennen wir, daß eine Anzahl von altpersischen, griechisch-philosophischen und gnostischen Vorstellungen hier dem Zwecke dienstbar gemacht sind, den Proselyten allmählich jeder religiösen Ueberzeugung zu berauben und ihn schließlich einem absoluten Skepticismus oder Materialismus im theoretischen, cynischem Egoismus im moralischen Sinne auszuliefern. Der fünfte Grad lehrt unter Anderem, wie der eigentliche innere Sinn des Koráns von der äußeren Bedeutung der Worte weit abliege, und ebnet dadurch einer allegorischen Interpretation die Wege, welche den positiven Lehrinhalt vollständig auflöst und philosophischer Auffassung aller Weltverhältnisse Raum schafft. Der sechste dehnt die Allegorisirung insbesondere auch auf die religiösen Pflichten aus, deren Bedeutung für die Wissenden eine rein symbolische ist, und deren äußere Erfüllung in Gebet, Waschung u. s. w. die Propheten nur unter dem Einflusse philosophischer Gesichtspunkte deshalb für die Menschen verbindlich gemacht haben, um die Unterwerfung derselben unter

eine vernünftige Regierung zu erleichtern und sie an allerhand Uebelthaten zu hindern. Allmählich wird dabei die Wirksamkeit der Propheten im Vergleich zu der Erkenntniß der Philosophen immer mehr herabgesetzt und dadurch auf die letzten drei Grade vorbereitet, in welchen von einer positiven Religion überhaupt nicht mehr die Rede ist. Der siebente scheint in einer Verschmelzung des altpersischen Dualismus[1]) und der gnostischen Lehre von dem Demiurgos, der unter dem höchsten Gott die Welt geschaffen, bestanden zu haben; im achten kam der Proselyt zu der Ueberzeugung, daß von diesen beiden höchsten Wesen das eine, präexistirende der Urgrund der Materie, das zweite von dem ersten ausgegangene der Schöpfer der vielfachen Formen sei, in welchen die Materie sich in der sichtbaren Welt darstellt. Das präexistirende höchste Wesen aber muß von einem Urprincip geschaffen sein, dem weder Namen noch Eigenschaften beigelegt werden dürfen, da es absolut unerkennbar ist. Damit geht dann Hand in Hand die wieder aus Indien stammende Vorstellung, daß vermöge seiner Erkenntnisse und Handlungen der Dâï zum Range eines Imâms, der Imâm zum Nâtik, der Nâtik zum Schöpfergeist, der Schöpfergeist zum höchsten Gott werde, eine bekannte Anschauung der Buddhisten, wie sie aus dem absoluten Pantheismus sich leicht erklärt. Ist auf diese Weise der Unterschied zwischen göttlichem und menschlichem Wesen vollständig aufgehoben, so ergiebt sich leicht die Folgerung des neunten und höchsten Grades: daß alle religiösen Begriffe nur als unzulängliche Bilder für das Wesen der Dinge zu betrachten seien, welches einzig und allein in der Ewigkeit der Materie bestehe. Daher sind auch alle Lehrsätze der früheren Grade wieder allegorisch zu deuten; beispielsweise besteht die Wiederkehr des Machdi in Wirklichkeit nur in der Erkenntniß der von ihm ausgegangenen Wahrheit und in der Ausbreitung seiner Lehre unter den Menschen. Die anderen Propheten aber sind nichts weiter als sehr fehlbare Menschen gewesen, die von ihnen gepredigten religiösen und moralischen Gesetze also für den Wissenden unverbindlich. Grundsätze, die man nach Analogie moderner Entwicklungen beinahe als nihilistisch bezeichnen könnte.

Es ist aller Wahrscheinlichkeit nach ein Perser gewesen, welcher diesen gradezu teuflisch auf den systematischen Ruin jeder nicht felsenfest gegründeten religiösen Ueberzeugung angelegten Lehrgang ausgetiftelt hat: jener Abdallah Ibn Meimûn, dem wir vorher in dem officiellen System des vierten Grades als dem Helfer des Machdi begegneten. Sein Vater Meimûn war ein Perser aus Medien und, wie vermuthlich auch der Sohn, seinem Berufe nach Augenarzt, dabei ein Freidenker (Sindîk, S. 496), welcher den Sohn in gleichen Ansichten und dazu in den Gesinnungen eines unversöhnlichen Hasses gegen alles Arabische erzog. Ihn zu sättigen und gleichzeitig sich oder seinen Nachkommen eine glänzende Laufbahn zu schaffen, bemächtigte er sich, wie es scheint, durch eifrige Theilnahme an der schiitischen Propa-

1) Vgl. Justi, Geschichte des alten Persiens (Nr. 1 dieser Sammlung) S. 72.

ganda in Chusistán des maßgebenden Einflusses auf die bis dahin vermuthlich ziemlich harmlosen Ismaeliten, bei denen er nun allmählich jener Umbildung der schiitischen Lehre Eingang zu verschaffen und durch die geschickt genährte Hoffnung auf die Zukunft des Machdi sich selbst willigen Gehorsam zu sichern wußte. Seine Dáïs durchstreiften Chusistán und die Nachbarbezirke nach allen Seiten und warben ihm zahlreiche Anhänger; aber die Regierung drohte dem Treiben auf die Spur zu kommen, Abdallah mußte flüchten und nahm seinen Wohnsitz in der kleinen Stadt Ssalamija (dem Salaminias der Alten) in der Nähe von Hamát, unter deren Einwohnern sich viele Aliden befanden und die also für einen vorgeblichen Schiiten einen passenden Zufluchtsort abgab. Die ismaelitische Agitation selbst aber betrieben er und später (nach 261 = 874/5) seit seinem Tode sein Sohn Achmed weniger in diesen Kreisen als im Irák und in ganz Persien durch Missionäre, welche vor Allen die Angehörigen der unterworfenen Nationen, Aramäer in Mesopotamien, Perser jenseits des Tigris, gegen die arabisch-türkische Mißregierung aufreizten. Es war etwa zwischen 250 und 260 (864. 874),[1]) als der Großmeister Abdallah einen Dáï Namens Hußein (El-Achwási[2]) wieder einmal in die Umgegend des alten Schiitennestes Kúfa sandte. Hußein traf dort in der Nähe eines kleinen Ortes einen Landmann aramäischer Abkunft, mit Namen Hamdán, wegen seiner durch eine Krankheit entstellten Züge von seinen Landsleuten, welche dort noch syrisch sprachen, gewöhnlich Kurmáta „der mit dem häßlichen Gesicht" und danach von den Arabern Karmat genannt. Nach der Weise der ismaelitischen Sendlinge wußte er den Mann in ein Gespräch zu verwickeln. Es war einer der unglücklichen Landleute, deren üble Lage in der damaligen Zeit wir zu Anfang dieses Capitels uns vergegenwärtigten; die Aussicht auf Rettung aus allem Elend durch den Machdi, welche der Dáï ihm eröffnete, fiel bei ihm auf wohlvorbereiteten Boden, und er ließ sich ohne Weiteres gewinnen. Rasch breitete sich die Secte im Irák aus, nach Hußeins Tode wurde Karmat sein Nachfolger als Dáï, und nahm seinen Wohnsitz in Kalwádha, einem Vororte von Bagdad, wo er Verbindungen mit einem Verwandten[3]) Abdallahs in Ostpersien zu unterhalten hatte, während sein

1) 264 (873/4) nach de Sacy, Exposé de la religion des Druzes, I, Paris 1838, p. CLXXI; s. aber Fihrist ed. Flügel I, 187, 12. Die ganze Geschichte des Aufkommens der Secte wie der von ihr ausgehenden Fatimiden ist uns ausschließlich durch ssunnitische Schriftsteller, also die Vertreter ihrer ärgsten Feinde, überliefert und mannigfach verdreht und unzuverlässig. Ich habe mich bemüht, das verhältnißmäßig Sicherste zu geben. 2) D. h. aus Achwás, der Hauptstadt von Chusistán; der Mann war also ebenfalls Perser. 3) „Einem seiner Söhne" heißt es in dem arabischen Berichte — das können außer den Söhnen selbst aber auch die Enkel sein. Ueber die Familienverhältnisse der Nachkommen Meimúns gehen die Angaben zu sehr auseinander, als daß man den Punkt sicher entscheiden könnte. Ich werde den Mann, der eine ziemlich problematische Persönlichkeit vorstellt, als „den Meimuniden" bezeichnen. — Auch von Achmed steht es nicht fest, ob er der Sohn oder Enkel des Abdallah gewesen ist; der Kürze halber bezeichne ich ihn überall als ersteren.

Schwager Abdán in der Umgegend von Kúfa mit zahlreichen Missionären fortwirkte, Andere, wie den Abu Sſa'íd El-Dschennábi (S. 586), nach Südpersien abordnete. Man bezeichnete die Anhänger der Secte nach Hamdáns Spitznamen als Karmaten; schon im J. 277 (890/1) waren sie so zahlreich und selbstbewußt, daß sie am Euphrat sich eine besondere Ansiedlung gründeten. Die späteren Historiker wissen viel von den Scheußlichkeiten zu erzählen, welche sie dort begingen: Rauben und Morden wäre danach ihre gewöhnliche Beschäftigung, Gemeinschaft der Güter und sogar der Weiber ihr Hauptgrundsatz gewesen. Im Einzelnen wird hier wohl viel übertrieben;[1]) einem communistischen Zuge sind wir in der ganzen Bewegung allerdings schon früher (S. 590) begegnet. Der Großmeister in Sſalamíja, jetzt Achmed, der Sohn des Abdallah, fand es angezeigt, allmählich die Gedanken und Hoffnungen seiner Getreuen von dem „verborgenen Machdi" abzulenken und sie an die Möglichkeit glauben zu machen, daß auf das Haus des Meimún selbst das Imamat von Gott übertragen sei: um das plausibel erscheinen zu lassen, behauptete er, seine Familie stamme von Akíl, einem Bruder des Ali, her. Aber weder Karmat noch Abdán, ehrliche Fanatiker, die sie waren, mochten davon etwas hören; sie blieben bei ihrem Machdi Mohammed Ibn Isma'íl und brachen die Verbindung mit dem Hause Abdallahs ab. Einen Ausgleich herbeizuführen, ließ Achmed den Meimuniden aus Ostpersien zu Karmat reisen, mit welchem er bis dahin ja enge Beziehungen unterhalten hatte; wie er aber jetzt nach Kalwádha kam, fand er ihn nicht, und auch seitdem hat man nie wieder etwas von Karmat gehört[2]). Der Meimunide ging nun zu Abdán, und als dieser von einer Versöhnung mit den neuen Ideen nichts hören wollte, ließ er ihn durch einen Dá'ï geringeren Grades, Namens Sikraweih, ermorden. Aber die meisten Karmaten hingen mit Treue an der Familie ihres Stifters; sie erhoben sich, das Blut Abdáns zu rächen, und Sikraweih mußte sich in einem Verstecke vor ihren Schwertern sichern, während der Meimunide nach Ostpersien zurückging. Um sich und den Seinen in einer anderen Provinz eine neue Existenz zu gründen, schickte nun Sikraweih seine Söhne Jachja, Hußein und Ali mit einigen andern ihm persönlich ergebenen Karmaten zu den in der syrischen Wüste zeltenden Beduinen vom Stamme Kelb mit dem Auftrage, dort wieder im Namen des Machdi Mohammed Anhänger zu werben. Es gelang, die Benu El-Olleiß, einen Theilstamm der Kelb, zu gewinnen (288 = 901): so bildete sich hier ein neuer Mittelpunkt der Karmaten neben dem seit 286 (899) von Abu Sſa'íd in Bachrein geschaffenen.

1) Es ist charakteristisch, wenn grade einer der zuverlässigsten späteren Historiker (Ibn El-Athîr VII, 311) ganz unbefangen berichtet, daß der Statthalter von Kúfa keine Veranlassung fand, gegen die Karmaten anders einzuschreiten, als durch Auferlegung einer besonderen Steuer im J. 278 (891/2). Fromme Leute, die an den Principien der Secte Anstoß nahmen, denuncirten ihn deshalb der Regierung in Bagdad, diese fand aber keine Veranlassung, von der Sache Notiz zu nehmen. 2) Es liegt nahe, anzunehmen, daß er wie Abdán und später Abu Sſa'íd wegen des Versuches der Unbotmäßigkeit gegen den Großmeister auf dessen Befehl beseitigt worden ist.

Beide wurden aber nunmehr ihren eigenen Leitern überlassen: denn der eigentliche Großmeister in Ssalamija, dem es ja nahe gelegen hätte, den in so unmittelbarer Nachbarschaft Syriens sich vorbereitenden Ereignissen seine persönliche Theilnahme zu widmen, war eben im Begriff den bisherigen Sitz der Familie zu verlassen, um sich auf einen entfernteren, aber vielversprechenden Schauplatz eines kühnen und großartigen Unternehmens zu begeben.

Wir wissen nicht, in welchem Jahre Achmed Ibn Abdallah gestorben sein mag: er hatte seine Stellung an der Spitze der Secte einem Neffen[1]) hinterlassen, dem Ssa'îd, Sohne Hußeins, eines weiteren Sohnes des Abdallah. Als dieser aber die Erbschaft angetreten hatte, fand er im J. 288 (901) außer dem Irák, der syrischen Wüste und Bachrein noch an einem vierten Punkte die ismaelitische Propaganda in einer Thätigkeit, welche bereits mehrere Jahre früher begonnen hatte und bei Weitem die meiste Aussicht auf eine durchgreifende Wirkung eröffnete. Als 20 Jahre früher, im J. 268 (881/2), Achmed Ibn Abdallah eine Wallfahrt an das Grab Hußeins nach Kerbelá vollzog, um unter den eifrigen Schiiten, welche dort zusammenzukommen pflegten, die Sache des Ismaelitismus zu fördern, ließ ein reicher Mann aus Jemen (Südarabien), welcher dieselbe Pilgerreise unternommen hatte, sich einfangen, und nahm einen von Achmeds Dá'îs, Namens Ibn Hauscheb, mit nach seiner Heimath. Wie günstig dort der Boden für seine Arbeit war, kann man aus der schon früher (S. 587) erwähnten Thatsache schließen, daß 288 (901) ein alidischer Prätendent sich für kurze Zeit Ssan'ás, der Hauptstadt der Provinz selbst, bemächtigt hat. Besonders in den Gebirgen des Landes, dessen Bewohner der Mehrzahl nach Seiditen waren, gab es an mehreren Stellen kleine alidische Fürstenthümer, welche sich der Controle der abbassidischen Statthalter entzogen und zum Theil bis auf den heutigen Tag fortexistiren. Es ist nicht wunderbar, daß in einem Bezirke, der von alidischen Einflüssen so stark berührt war, auch die Ismaeliten rasch sich einnisteten. Ibn Hauscheb sammelte eine erhebliche Anzahl von Proselyten und konnte bald daran denken, seinerseits Missionäre an Orte ausgehen zu lassen, wo allerhand Gegensätze gegen die Regierung vorhanden waren und den Wühlereien ihrer Feinde Erfolg versprachen. Es ist uns bekannt, daß im ganzen Gebiete des Islâms die arabische Herrschaft nirgends auf so schwachen Füßen stand, wie in Nordafrika, wo die Berbern bis an das Gebiet der Kitáma (S. 549) heran unabhängig waren und selbst die weiter nach Osten hausenden nur mühsam im Zaume gehalten werden konnten. Wie sehr die ganze Art des Volkes einer religiösen Bewegung entgegen kam, welche gleichzeitig nach politischer Opposition aussah, haben wir gleichfalls mehr als einmal zu beobachten Gelegenheit erhalten (S. 421. 447). So war es ein äußerst gescheiter Einfall des Ibn Hauscheb, etwa zu Anfang der

1) Oder Vetter (vgl. S. 593 Anm. 3), oder nach anderen Angaben sogar Enkel. Diesen zufolge wäre zwischen Achmed und Ssa'îd noch der Vater des letzteren Großmeister gewesen.

siebziger Jahre (um 885) ein paar Dâïs nach Afrika zu schicken, die in der That unter den Kitâma zu arbeiten anfingen, indeß einige Jahre später gestorben sind. Ende 279 (Anf. 893) aber machte sich im Auftrage des Ibn Hauscheb wiederum ein ismaelitischer Sendling auf den Weg, Abu Abdallah, genannt Esch-Schî'i „der Schiite". Er wußte sich gelegentlich der mekkanischen Pilgerfahrt in der geschickten Weise dieser Emissäre an zwei Berbern von den Kitâma, welche ebenfalls die Wallfahrt unternommen hatten, heranzumachen, ihr Vertrauen durch geheuchelte Frömmigkeit zu erwecken und schließlich in ihre Heimath sich mitnehmen zu lassen; dort betrieb er nun seit 280 (893)[1]) eine höchst energische Agitation, die nicht ohne Widerspruch blieb, allmählich aber den ganzen Stamm ganz für den Ismaelitismus gewann. Im Jahre 289 (902), als der bösartige Aglabide Ibrahim II. dem Befehle des Chalifen Mótadid, die Herrschaft niederzulegen, wohl nicht ohne Rücksicht gerade auf die unter den Kitâma sichtbar werdende Bewegung Folge geleistet hatte, brachen die Berbern unter Führung des Schî'i in offnem Aufstande los, während gleichzeitig Ssa'îd, der Großmeister der Ismaeliten selbst, auf die Nachricht von dem Bevorstehen großer Ereignisse Ssalamîja verließ und sich nach Fostât aufmachte, um dem Schauplatze des beginnenden Kampfes nahe zu sein. Der aber jetzt unter den Wirren, die grade das Ende der Tulunidenherrschaft über Aegypten herbeiführten (S. 562), unbeachtet unter der beliebten Maske eines Kaufmanns in der großen Stadt sich herumtrieb, war nicht mehr Ssa'îd, der Nachkomme des persischen Augenarztes Meimûn, sondern eine Persönlichkeit von durchaus illustrem Charakter: Obeidallah,[2]) der Sohn Mohammeds, eines directen Nachkommen des Aliden Dschá'afar, ja des Machdi Mohammed, des „verborgenen Imâmes" selbst, auf welchen der göttliche Geist von den Ahnen übergegangen war, und in dessen Person nun der vielverheißene Imâm und Machdi endlich an das Licht des Tages treten sollte. Nicht mehr blos auf Alis Bruder, wie zu den Zeiten Karmats, sondern auf den Schwiegersohn des Propheten und die ihm folgenden heiligen Imâme selbst führten die kecken Söhne Meimûns jetzt ihre Herkunft zurück, und mit so eiserner Stirn haben die frechen Betrüger diese Versicherung aufrecht erhalten, daß heute noch unter den abend-

1) An diesem Datum (de Sacy, Exposé de la religion des Druzes, I, p. CCLVIII) halte ich trotz Fournels Einwendungen (Les Berbers, II, p. 55 ff.) fest. Man sieht nicht ein, weshalb Ibn Hauscheb nach dem Tode der ersten Missionäre eine so lange Frist ungenutzt hätte verstreichen lassen, und die Zeit zwischen Rabî I 288 (März 901), wo nach Fournels Quellen der Schî'i zu den Kitâma kam, und dem jedenfalls in die erste Hälfte des Jahres 289 fallenden Zeitpunkte der Abreise Ssa'îds aus Ssalamîja (vgl. unten S. 597 Anm. 1) ist viel zu kurz für die Bekehrung der Kitâma durch den Schî'i und die Meldung derselben nach Ssalamîja. Man darf nicht einwenden (Fournel II, 67), Ssa'îd habe aus Furcht vor den Behörden seinen Wohnort verlassen; wäre dies sein Beweggrund gewesen, weshalb ging er nicht zu den Söhnen des Sikraweih, die er ganz in der Nähe hatte? 2) „Knechtchen (d. h. demüthiger Knecht) Gottes." — Zu der oben angegebenen Abstammung vgl. S. 589.

ländischen Gelehrten Zweifel darüber herrschen, ob nicht wirklich Alles, was die ssunnitischen Historiker von ihrer Familie berichten, zu Gunsten ihrer abbassidischen Feinde einfach erfunden ist, wir also wirkliche Aliden in diesen Fatimiden, wie sie nach ihrer Urahnin Fátime, der Gattin Alis und Tochter des Propheten (S. 121), sich nennen ließen, anzuerkennen haben. Ich glaube aus einem bestimmten Grunde[1]) dieser Ansicht widersprechen und

1) Er findet seinen Ausdruck in folgender Ueberlegung. Allerdings ist, wie de Sacy mit gewohnter Sicherheit des Urtheils hervorhebt (Exposé I p. CCXLIX ss.), der ägyptische Schriftsteller Makrísi im Recht, wenn er auf die Behauptungen der Abbassiden und ihrer Anhänger gar nichts giebt; ihnen, welche das Interesse hatten, ihre fatimidischen Concurrenten in der öffentlichen Meinung so viel wie irgend möglich herabzusetzen, ist jede Fälschung zuzutrauen. Aber die historische Existenz des Abdallah Ibn Meimún ist dadurch gesichert, daß er nicht blos in dem Lehrsystem der Ismaeliten als Helfer des siebenten Nátik erscheint (oben S. 589; de Goeje, Mém. sur les Carmates, p. 73), sondern die gleiche Stellung in der etwas verschobenen, in der Hauptsache aber identischen Auffassung der Drusen (de Sacy, Exposé I, p. 35f.) einnimmt, die als Vergötterer des Fatimiden Hákim hier absolut einwandsfreie Zeugen sind. Sie helfen sich aus dem Dilemma zwischen der Familie des persischen Augenarztes Meimún und dem vermeintlichen Geschlechte des Propheten sehr einfach, indem sie auch den ersteren zu einem Nachkommen Alis machen. Das ist unmöglich, es ergiebt sich daraus aber die unwiderlegliche Thatsache, daß die officiellen Genealogien der Fatimiden und also ihre ganze Abstammung von Alí gefälscht sind. Denn das haben auch die Erfinder derselben nicht wagen dürfen, den Namen Meimún ihnen einzufügen, und somit sind sie in flagrantem Widerspruch mit der drusischen Ueberlieferung, d. h. mit ihren eigenen Leuten, welche in diesem Falle die abbassidischen Angaben gerade an der wichtigsten Stelle bestätigen. (Vgl. auch Abulmaháßin II, 445, 2 v. u.). Wenn aber de Sacy (a. a. O. S. CCLI) Makrísis Ansicht dadurch unterstützt findet, daß die wirklichen Aliden, falls Obeidallah ein Betrüger gewesen wäre, das größte Interesse gehabt hätten ihn zu entlarven, um ihre eigenen Aussichten auf die Herrschaft zu verbessern, so können wir aus den in der Zwischenzeit neu veröffentlichten Quellen nachweisen, daß es an Anstrengungen dazu von ihrer Seite nicht gefehlt hat. In Aegypten allerdings scheint es dem Mo'íß, dessen Herrschaft in diesem Lande mit äußeren Mitteln entgegenzutreten nur einmal eine Erfolg versprechende Gelegenheit sich geboten hat, durch wohlberechnete Freigebigkeit gelungen zu sein, die Aliden für sich zu gewinnen; hier hatte es für die letzteren auch gar keinen Sinn, dem ihnen wohlwollenden Fürsten zu Gunsten der Abbassiden oder Karmaten (vgl. unten S. 624) entgegen zu arbeiten (die Anekdote bei Wüstenfeld, Geschichte der Fatimiden-Chalifen, Göttingen 1881, S. 119 ist zweifellos abbassidischer Fabrik); die Idrißiden in Westafrika fanden bald ihren Vortheil darin, sich mit den Fatimiden, welche ihnen klüglich entgegenkamen (S. 610), zu stellen; in Syrien aber haben die Aliden in der That einen, freilich sogleich verunglückten, Versuch gemacht, ihre Rechte zu wahren (Wüstenfeld S. 122) und in Bagdad unter dem Schutze der Buweihiden gegen die Richtigkeit der fatimidischen Genealogie sogar wiederholt und feierlich protestirt (Wüstenfeld S. 143. 197. 237). Um so unwahrscheinlicher ist die an sich fernliegende, wenn auch denkbare Möglichkeit, die Meimuniden hätten von Anfang nicht für sich, sondern mit selbstloser Ergebenheit für die Aliden gearbeitet und im entscheidenden Momente sich vor diesen zurückgezogen. Das ist, auch abgesehen von der ganz positiven drusischen Ueberlieferung, schon aus dem Grunde nicht anzunehmen, weil ein Sohn des Sikraweih, wie wir sehen werden, nach der Abreise des Obeidallah von Ssalamíja selbst den Titel Machdi annahm. Die Aliden waren also nicht die wirklichen Leiter der ganzen

in dem Machdi Obeidallah, wie ich ihn von jetzt ab ebenfalls nennen werde, in der That nur einen ebenso gewissenlosen als glücklichen Betrüger sehen zu müssen, der mit noch weniger Recht, als die Abbassiden gegen das Ende der Omaijadenherrschaft, den Namen der Aliden mißbrauchte, um sich selbst auf einen erschlichenen Thron zu schwingen. Das gelang ihm nun innerhalb weniger Jahre. Der Leser wird sich erinnern (S. 553), wie nach der Erhebung der Kitáma der aglabidische Vatermörder Sijâdet-Allah III. selbst Alles that, um der Revolution zum Siege zu verhelfen. Während Abu Abdallah Esch-Schi'i an der Spitze der Berbern, nicht ohne blutige Kämpfe mit den Arabern, allmählich doch Rakkâda immer näher kam, hatte Obeidallah sich nach dem Ende der Tuluniden in Aegypten nicht mehr sicher gefühlt. Unter den Berbern mochte er als „der Machdi" erst auftreten wollen, wenn die Vertreibung der Aglabiden vollbracht war — durfte sich doch der Heiland der Welt auch nicht einer augenblicklichen Schlappe aussetzen; sein Lieutenant konnte die immerhin einmal erleiden und eventuell wieder gutmachen, er selbst aber stellte ja den Anspruch auf Unüberwindlichkeit. So zog er nach einer gefahrvollen Reise durch das noch von dem Aglabiden beherrschte Gebiet sich in den Winkel von Ssidschilmâßa (S. 549) zurück, wo die Benu Midrâr anfänglich nicht weiter auf ihn geachtet haben sollen (292 = 905). Später wurde er dort gefangen gesetzt (vielleicht Ende 295 oder Anfang 296 = 908); nachdem aber der Schi'i in immer schnellerem Siegeslaufe das von Sijâdet-Allah verlassene Rakkâda (1. Redscheb 296 = 26. März 909), dann, wieder nach Westen ziehend, Tâhert, den Sitz der Benu Rostem (S. 549), und endlich nach kurzem Kampfe mit den Truppen der Midrâr am 7. Dhu'l-Hiddsche 296 (27. Aug. 909) auch Ssidschilmâßa eingenommen hatte, ward Obeidallah aus seinem Gefängniß befreit, und hielt am 29. Rabî II 297 (15. Jan. 910) seinen feierlichen Einzug in Rakkâda. Er nahm sogleich officiell die Titel „El-Machdi" (S. 442) und „Beherrscher der Gläubigen" an, erklärte sich also für den rechtmäßigen Imâm und Chalifen: die Abbassiden müssen es sich gefallen lassen, daß neben das ihre, und dazu mit dem Anspruch auf die alleinige Berechtigung, das Chalifat der Fatimiden tritt.

Wie diese beiden Concurrenten mit einander fertig wurden, ist im letzten Capitel dieses Bandes darzustellen; wir kehren nunmehr, nachdem wir über den Grund zur Abreise des Großmeisters aus Ssalamîja ins Klare gekommen sind, zu den Söhnen des Sikraweih zurück. Von ihnen führte zuerst Jachja das Commando über die für den Karmatismus gewonnenen Beduinen. Bald erhielt er Zuzug aus dem Irâk: auch die dortigen Karmaten waren schließlich doch mit der Regierung in Conflict gerathen, hatten sich zu Mord

Bewegung; das geht auch klärlich aus der Thatsache hervor, daß nach der Eroberung von Ssalamîja durch die Karmaten unter den in der Stadt wohnenden Haschimiten, d. h. Aliden (oben S. 444), auf Befehl des Hußein Ibn Sikraweih eine große Metzelei angerichtet wurde (Ibn El-Athîr VII, 362, 17).

und Plünderung erhoben, und als sie darauf von den Truppen Mótadids zersprengt wurden, schlossen sie sich — Abdâns Ermordung fing wohl auch an in Vergessenheit zu kommen — den beduinischen Gesinnungsgenossen an. Jachja Ibn Sikraweih gab sich nun für einen Aliden aus, ließ sich Esch-Scheich „der Alte" nennen, erklärte das Kamel, welches er ritt, ebenso durch Gottes Befehle geleitet, wie seiner Zeit Mohammeds Kaßwa gewesen war (S. 93), schwindelte den Leuten vor, er habe an verschiedenen Orten 100000 Mann bereit, die nur auf seinen Wink harrten, und dergleichen mehr. Der Erfolg schien ihm zunächst Recht zu geben: in der Nähe von Kúfa, und dann wieder bei Rakka schlug er 289 und 290 (902) die Heere, welche Mótadid und nach dessen Tode (Rabí II 289 = April 902) sein Sohn und Nachfolger Múktafi ihm nachschickten, und drang 290 (903) in Syrien ein. Dort regierte für den Tuluniden Harún der Türke Togdsch, Vater des Ichschíd (oben S. 566); er ließ sich wiederholt von dem Karmaten besiegen, und als ihm schließlich ein starkes ägyptisches Heer zu Hilfe kam, fiel im ersten Kampfe allerdings Jachja, aber sein Bruder Hußein trat sofort an seine Stelle und vollendete die abermalige Niederlage des Statthalters. Auch er behauptete ein Alide, und zwar mit Namen Achmed, zu sein und nahm sofort den Titel eines Imám, später sogar des Machdi an, jedenfalls[1]) im Einverständnisse mit dem Großmeister Obeidallah, dem es von höchstem Gewichte sein mußte, eine Einmischung des Chalifen in den Krieg Abu Abdallahs gegen die Aglabiden durch eine kräftige Diversion der Karmaten verhindert zu sehen; die Leute nannten ihn Ssáchib esch-schámat „den Mann mit dem Male", wegen eines Fleckens im Gesichte, welcher das Zeichen des Imámates vorstellen sollte.[2]) Togdsch verlor gegen ihn noch mehrere Schlachten und wurde schließlich in Damaskus von den Rebellen belagert. Diesmal ließen sie sich noch mit einer Geldsumme abfinden, zogen dann aber nördlich weiter, überall das Land verwüstend, die Städte wie Himß, Hamát, Ma'arra, Ba'albekk, Ssalamíja ausplündernd, die Männer, welche irgend zu widerstehen wagten, tödtend, die Weiber und Kinder fortschleppend. Das war ein Leben für die Beduinen; so kamen sie denn von allen Seiten aus der syrischen Wüste herbeigeströmt, die Haufen der Karmaten verstärken und die Plagen der unglücklichen Bevölkerung mehren zu helfen. Der energische Múktafi sah der greulichen Wirthschaft nicht lange unthätig zu; da es bald klar wurde, daß die Tuluniden mit den Aufrührern nicht fertig werden konnten, machte er sich mit beträchtlichen Mannschaften selber nach Syrien auf den Weg. Seine Vortruppen unter Abu'l Agarr ließen sich allerdings bei Haleb von dem Sohne des Sikraweih überfallen und auseinander jagen; dann aber wurden die Schaaren des falschen Machdi durch zweckmäßiges Zusammenwirken der Generäle des Chalifen und des Tuluniden allmählich unter

1) Vgl. unten S. 600 Anm. 2. 2) Vgl. das „Prophetensiegel" Mohammeds (oben S. 93).

lebhaften Gefechten aus ihren Eroberungen verdrängt und schließlich am 6. Moharram 291 (29. Nov. 903) bei Hamát von Mohammed Ibn Ssuleimán (S. 561) entscheidend geschlagen. Die besonders durch Hußein Ibn Hamdán (S. 563) energisch geleitete Verfolgung wurde mit der Gefangennahme des „Mannes mit dem Male" in der Nähe des Euphrat gekrönt; man brachte ihn nach Bagdad, wo er mit zweien seiner Genossen am 13. Rabí I 291 (3. Febr. 904) in der grausamsten Weise hingerichtet wurde. Aber die Karmaten waren nicht zur Ruhe zu bringen. Als Múktafi's Truppen unter Mohammed Ibn Ssuleimán Aegypten den Tuluniden abgenommen hatten (292 = 905), entstand bald darauf (Ende 292 = Anf. 906) in dem von der Soldateska greulich gemißhandelten[1]) Lande eine fast allgemeine Empörung (Ende 292 = 905), durch welche dasselbe dem Chalifen fast wieder verloren ging. Während er den größten Theil seiner Kräfte auf die Unterwerfung der Provinz verwendete, erschien in Syrien der dritte Sohn des Sikraweih, Ali, den alten Unfug von vorn zu beginnen (293 = Anf. 906). Die Beduinen hatten freilich an dem erhaltenen Denkzettel für den Augenblick genug; wenigstens scheint der Anhang des Karmaten nicht so zahlreich gewesen zu sein, um ihn zu kräftigem Widerstande zu ermuthigen, als Hußein Ibn Hamdán mit einigen Truppen anrückte; die Aufständischen zerstreuten sich, einige gingen mit dem Anführer zu Ibn Hauscheb nach Jemen.[2]) Letzterer fühlte sich durch solche Verstärkung größeren Unternehmungen gewachsen: noch in demselben Jahre bemächtigten die Ismaeliten sich Ssan'ás und anderer Städte (vgl. S. 595). Indeß konnten sie diese vorgeschobenen Posten nicht lange behaupten; die Bevölkerung fand an ihren Ketzereien auf die Dauer kein Gefallen und erhob sich gegen die neuen Machthaber, so daß sie die Hauptstadt wieder räumen und sich in einen entlegneren Winkel der Provinz zurückziehen mußten. In der Zwischenzeit aber ward die Bewegung in Syrien noch einmal erneuert, und jetzt wieder in größtem Umfange. Der alte Sikraweih, der aus seinem Versteck wahrscheinlich auch die vorhergehenden Kriege im Auftrage Obeidallahs geleitet, tritt nach der Entfernung seiner drei Söhne wieder deutlicher in den Vordergrund. Der vielleicht ohne genügende Vorbereitung unternommene Zug des Ali wird jetzt in gründlicher Organisation erneuert; es gelingt, die kelbitischen Beduinen wieder zu gewinnen, und plündernd ergießen sie sich von Neuem unter Abu Gánims Befehl mit den eigentlichen Karmaten zusammen über einen Theil Syriens, diesmal die Gegenden östlich vom oberen Jordan bis Damaskus hinauf. Als Hußein Ibn Hamdán mit den Regierungstruppen aus dem Irák herbeikam, stoben die flinken Beduinen auseinander, und plünderten schon wieder Hit am Euphrat, ehe

1) S. oben S. 562. 2) Daß Ibn Hauscheb, der mit Abu Abdallah dem Schiiten die Mission für Obeidallah unter den Berbern geplant, jetzt den Sohn des Sikraweih aufnimmt, ist der beste Beweis dafür, daß auch nach Obeidallahs Entfernung aus Ssalamíja die syrischen und irákischen Karmaten fortfuhren, sich in der Weise als seine Untergebenen zu betrachten, wie ich es oben S. 599 angenommen habe.

man sie hatte einholen können. Schließlich verfolgte ein Heer unter Jßchák Ibn Kundádschik (oben S. 560f.) sie doch bis zu ihren Sitzen in die Wüste hinein; da mußten sie den Widerstand aufgeben und mit dem Kopfe des Abu Gánim den Frieden erkaufen (293 = 906). Schwerer aber war mit den irákischen Karmaten fertig zu werden. Sikraweih stellte sich, obwohl er die militärische Führung einem Andern übertrug, doch jetzt persönlich als Imám an die Spitze der ebenso zahlreichen als verwegenen Haufen, welche im Dhu'l-Hiddsche 293 (Sept. — Oct. 906) die Umgegend von Kúfa unsicher zu machen begannen und selbst in die Stadt einzudringen wagten. Als kurz darauf, im Moharram 294 (Oct. — Nov. 906), die irákischen und choraßanischen Pilgerkarawanen von Mekka zurückkehrten, fingen die Karmaten sie am Rande der Wüste ab, tödteten nach hartem Kampfe — die Züge der Wallfahrer waren stets der Gefahren der Reise wegen gut bewaffnet — und zum Theil mit treuloser Hinterlist nicht blos die Männer, sondern auch einen Theil der Frauen und schleppten die andern mit der übrigen Beute davon. Die Zahl der Getödteten belief sich jedenfalls auf mehrere Tausende[1]); es war die höchste Zeit, daß solchen Vorgängen gesteuert wurde. Muktafi entsandte den türkischen General Waßif den Jüngeren, Sohn Ssuwartekins, mit einem großen Heere gegen die Frevler; in der Nähe von Kúfa stieß er mit Sikraweih zusammen. Die Karmaten fochten mit solcher Erbitterung, daß der erste Tag unentschieden blieb; am zweiten erhielt Sikraweih eine tödtliche Wunde, und nach seinem Fall ergriffen die Aufrührer die Flucht (Rabí I 294 = Dec. 906 oder Jan. 907). Damit war der syrisch-irákische Zweig des Karmatenthums zwar nicht geradezu unterdrückt — die geheime Organisation bestand zweifellos weiter — vorläufig aber den gewaltsamen Ausbrüchen an dieser Stelle ein Ende gemacht. Es ist allerdings fraglich, ob dies eine Folge der von den Regierungstruppen erfochtenen Siege, oder nicht vielmehr der Fortschritte des Schí'i in Nordafrika ist, welche in Verbindung mit den fortdauernden Unruhen in Aegypten dem Obeidallah das Gelingen seiner Unternehmung gegen die Aglabiden sicher und weitere Opfer in den östlichen Provinzen unnöthig erscheinen ließ. Der Aufgabe, das Chalifat durch fortwährende Angriffe immer mehr zu schwächen und damit die spätere Eroberung Aegyptens durch die Fatimiden vorzubereiten, widmeten sich von jetzt ab die Karmaten des Bachrein, die in ihrer unangreifbaren Stellung hinter den Dünen der arabischen Wüste eine weit sicherere Operationsbasis besaßen, als in Syrien oder dem Irák vorläufig zu gewinnen war.

Denn Karmaten waren eben jener Abu Ssa'íd und seine Anhänger, deren erste Erfolge unter Mótadid wir oben (S. 586f.) kennen gelernt haben. Abu Ssa'íd selbst war von Karmat, dem Ober-Dáï des Irák, nach Persien gesandt worden (S. 594); das Verschwinden des letzteren und der Tod

1) Die drei Karawanen, um welche es sich handelt, sollen vor dem Ueberfall zusammen 20000 Personen stark gewesen sein. Das ist vielleicht etwas übertrieben, aber die gute Hälfte der Zahl kann es schon gewesen sein.

Abdâns (S. 594) mochten auch ihn gegen den Großmeister in Ssalamija verstimmt haben, aber sein Interesse, sich in Bachrein selbst eine Herrschaft zu gründen, fiel mit der Absicht Obeidallahs, von dieser Seite her die Abbassiden zu beschäftigen, so genau zusammen, daß eine Aenderung des Verhältnisses vorläufig nicht erwartet werden konnte. Während die Truppen Mûktafis von dem Kriege gegen Sikraweih und seine Söhne in Anspruch genommen waren, bemächtigte sich Abu Ssa'îd allmählich des ganzen Landes Bachrein. Zwar nahmen die in der Provinz vorhandenen Anhänger der Regierung im J. 290 (903) noch einmal Katif wieder, aber nur für eine kurze Frist. Die Aussicht auf Befreiung von der Herrschaft des Chalifen war für die arabischen Beduinen ebenso verlockend, wie die ismaelitische Lehre in der Form, welche sie bei den Karmaten behielt, ihren Neigungen entsprach. Wie weit Abu Ssa'îd etwa selbst in die höheren Grade der Geheimlehre (S. 591) eingeweiht war, ist unbekannt; die Masse der Karmaten glaubte jedenfalls an das officielle Lehrsystem (S. 588 f.), beziehungsweise im Allgemeinen an den Machdi und die Verbindlichkeit der von seinen Dâ'îs als Ausdruck des göttlichen Willens verkündeten Grundsätze. Diese selbst wurden auf arabischem Boden natürlich sorgfältig dem Volkscharakter angepaßt. Daß die eigentliche Absicht der Sectenhäupter auf die Vernichtung der arabischen Herrschaft in allen Ländern außerhalb Arabiens selbst gerichtet war, verschwieg man hier natürlich sorgfältig und richtete die Polemik lediglich gegen das Abbassidenchalifat und die ssunnitische Form des Islâms, trug auch Sorge, durch Erleichterung unbequemer Verordnungen des letzteren den Beifall des Volkes zu gewinnen. Gebet, Fasten und Pilgerfahrt wurden als unverbindlich für die Gläubigen aufgehoben, dagegen Weintrinken und Heirathen innerhalb der Verwandtschaft, was der Korân nach dem Muster des jüdischen Gesetzes verboten hatte, ohne Weiteres erlaubt. Solches ist natürlich den gläubigen Muslimen ein Greuel gewesen, und sie haben sich ein besonderes Vergnügen daraus gemacht, den Karmaten außer diesen auch sämmtliche andere Scheußlichkeiten nachzusagen, voran natürlich Communismus und Weibergemeinschaft. Letztere jedenfalls mit Unrecht, auch der erstere glich wohl mehr dem System der Beutevertheilung, das Mohammed selbst befolgt hatte (S. 114). Rühmend hervorzuheben scheint nach unserer sehr mangelhaften Kenntniß der wirklichen Verhältnisse die große, eigentlich ganz unarabische Einigkeit, welche unter den Karmaten, insbesondere innerhalb des Regentschaftsrathes herrschte, der später an die Stelle der Alleinherrschaft des Dâ'î trat und dessen demokratisches Aussehen ja den Beduinen wohlgefällig sein konnte. Wenn aber die merkwürdige Genossenschaft auch keineswegs der Ausbund von Räubern und Mördern gewesen ist, welchen die späteren Historiker daraus gemacht haben, so versteht es sich nach dem oben (S. 579 f.) Gesagten und dem von wirklicher Humanität gänzlich unberührten Charakter des Beduinenthums doch allerdings von selbst, daß in den Karmatenkriegen viel unschuldiges Blut vergossen und manche wilde That verübt worden ist.

Jedenfalls saßen die seit den großen Eroberungskriegen des ersten (siebenten) Jahrhunderts zum ersten Male wieder einheitlich organisirten Söhne der Wüste, welche die altarabische Tapferkeit sich anders gewahrt hatten als die verweichlichten Städter des Irák, dem Chalifate von Bagdad nunmehr über fünfzig Jahre lang wie ein Pfahl im Fleisch, und die unablässigen Kriege, welche sie gegen die Regierung geführt, die Verwüstungen, welche sie in den Provinzen angerichtet, haben mehr als alles Andere dazu beigetragen, die Schwäche der Herrscher und die Uneinigkeit der Wesire und Türkengeneräle zu Ursachen eines so unglaublich raschen Verfalles werden zu lassen, wie ihn das vorige Capitel unserer Darstellung aufgezeigt hat.

In den zehn Jahren seit 290 (903) ward das ganze Bachrein der karmatischen Herrschaft unterstellt. Der Hauptort der Provinz, Hadschar, ward nach längerer Belagerung erobert und gänzlich zerstört, El-Achßa (gewöhnlich in abgekürzter Aussprache Lachßa genannt) zur Residenz des Dáï erhoben; Versuche, die Nachbarbezirke Jemáma und Omán gleichfalls einzunehmen, scheiterten vorläufig. Inzwischen zog der Großmeister der Secte, Obeidallah, als Machdi und Chalife in Rakkáda ein (S. 598). Wie einst der Abbasside Manßúr (S. 462), hatte er nichts Schleunigeres zu thun, als denjenigen zu beseitigen, der ihm seine Herrschaft errungen und an der Spitze der siegreichen Berbern nun mächtiger schien, als dem sogenannten Fatimiden lieb sein konnte. Gegen Ende 298 (911) fielen Abu Abdallah der Schí'i und sein Bruder Abu'l-Abbás unter den Lanzen der Getreuen Obeidallah's[1]), und bald nachher erhielten die Dáïs im Osten ein lakonisches Schreiben ihres gefürsteten Großmeisters: „Ihr wißt, welche Stelle im Islám Abu Abdallah und sein Bruder Abu'l-Abbás eingenommen haben. Aber Satan hat sie zu Falle gebracht und ich habe sie durch das Schwert entsündigt. Friede sei mit Euch." Abu Ssa'íd war nicht so unweise, an die Schuld des Schí'i zu glauben. Er sah, wie der Machdi mit seinen treuesten Dienern umging, und beschloß ihm den Rücken zu kehren: da fiel auch er Mörderhänden zum Opfer (301 = 913/4). Obeidallah war indeß zu vorsichtig, die Organisation des Bundes im Osten weiter zu stören; er stellte sich unbetheiligt, ernannte den Sohn des Getödteten, Abu Táhir Ssuleimán, zum Ober-Dáï des Ostens und erreichte dadurch die Fortdauer des alten Abhängigkeitsverhältnisses. Abu Táhir ist der eigentliche Held des Karmatismus. Wie der alte Charidschitenhäuptling Katari (S. 382. 386) an der Spitze freiheitsliebender Araberschaaren stehend, glich er ihm auch darin, daß er mit schwungvollen Kriegsliedern nicht weniger als mit dem Schwerte für seine Sache eintrat. Unter ihm wurden die Karmaten der Schrecken des Chalifates. Beliebt auch bei den Beduinen, welche nicht selbst dem Sectirerbunde angehörten, ließ er 302 (915) von solchen die irákische Pilgerkarawane plündern. Ein wiederholter Angriff auf Omán mißglückte freilich auch dies-

1) S. das Nähere unten S. 608 f.

mal; aber 307 (919/20) überrumpelte er, wohl auf den Befehl Obeidallahs, der jetzt bereits die Eroberung Aegyptens betrieb und die Aufmerksamkeit des Chalifen nach einer anderen Seite lenken wollte, Baßra, welches mit Mord und Plünderung heimgesucht wurde. Das wiederholte sich 311 (923) in noch schlimmerer Weise; eine große Anzahl von Männern ward getödtet, Viele warfen sich aus Angst in den Strom und kamen ebenfalls um, Weiber und Kinder wurden nebst unermeßlicher Beute fortgeschleppt, während gleichzeitig in Bagdad, wo gerade einmal wieder ein Ministerwechsel in der üblichen Weise vor sich ging (oben S. 534), die größte Verwirrung herrschte. 312 (924) lauerten die Karmaten der Pilgerkarawane auf und nahmen unter großem Gemetzel einige der angesehensten Männer, unter ihnen den Hamdaniden Abu'l-Heidschá (S. 564), gefangen. Abu Táhir ließ sie gegen das Versprechen laufen, daß ihm Baßra und Achwáʃ abgetreten werden sollten; als es nicht gehalten wurde, drang er gegen Ende des Jahres bis nach Kúfa vor, jagte auch hier die eben nach Mekka aufbrechenden Wallfahrer auseinander und hauste Anfang 313 (925) in der Stadt mit gewohnter Gewaltthätigkeit. Das ganze Irák war in der größten Aufregung, die Bewohner der Westhälfte Bagdads flüchteten über den Tigris. Der kümmerliche Chalife Moktadir und seine Räthe wußten nicht, was beginnen; Niemand wagte in diesem und dem folgenden Jahre, die Wallfahrt nach Mekka anzutreten. Endlich ward der Ssadschide Júßuf, Mohammeds (S. 561) Sohn, aus Adherbeidschán herbeigerufen. Er verbrauchte das ganze Jahr (314 = 926/7) mit umständlichen Vorbereitungen; als er im folgenden (315 = 927) sein Heer beieinander hatte, ließ er sich trotz der mindestens doppelten Uebermacht, die er zur Verfügung hatte, bei Kúfa aufs Haupt schlagen und gefangen nehmen. Abu Táhir verwüstete nun Ambár und ging über den Euphrat auf Bagdad los. Abu'l-Heidschá und Múnis, welche zur Deckung der Hauptstadt doch 40000 Mann zusammenbringen konnten, wagten nur einmal den Karmaten anzugreifen, um den Júßuf zu befreien; aber die Abtheilung, welche den Handstreich unternahm, war unzureichend, sie wurde zurückgeworfen und der Ssadschide auf Abu Táhirs Befehl getödtet. Die Hauptstadt anzugreifen fühlte dieser sich doch nicht stark genug; die Züge, welche er 316 (928) gegen die Städte am Euphrat unternahm, gelangen nur theilweise, weil die Einwohner sich wie die Verzweifelten wehrten, doch plünderte er weite Bezirke in Mesopotamien, und gleichzeitige Aufstände der irakischen Karmaten, die nur mit Mühe unterdrückt werden konnten, nahmen das unglückliche Zweistromland auf das Schrecklichste mit. 317 (930) erschien Abu Táhir plötzlich bei der Feier des Wallfahrtsfestes in Mekka, tödtete Tausende von Pilgern selbst in dem Heiligthume, raubte die Stadt aus, ließ den heiligen schwarzen Stein (S. 201) aus der Kaaba herausbrechen und nahm ihn nach Lachßa mit. Die Absicht war dabei vermuthlich, den Nimbus Mekkas zu zerstören: erreicht wurde aber nur eine so allgemeine Entrüstung in der ganzen islamischen Welt, daß sich Obeidallah selbst herbeiließ, in einem

officiellen Schreiben an Abu Táhir die Rückgabe des Steines anzuordnen. Die geheimen Instructionen werden vermuthlich anders gelautet haben; denn bis 339 (951), wo der Fatimidenchalife Manßúr die Auslieferung im Ernst anordnete, blieb der Stein in Lachßa.

Der fortschreitende Verfall des Chalifates, die Bürgerkriege zwischen den Emiren, die vor und nach Moktadirs Tode kein Ende nahmen, ließen die Macht der Karmaten bald unwiderstehlich erscheinen. Es ist unnöthig, die einzelnen Streifzüge weiter zu verfolgen, die bis zu Abu Táhirs Tode (332 = 944) noch hie und da fortgesetzt wurden. Im Allgemeinen ließ die Wuth der Angriffe nach; die Emire, wie Ibn Ráïk und die Barídi's, auch der Ichschíd (S. 566 f.) von Aegypten, bequemten sich, durch Entrichtung von Tributen sich die verderblichen Gäste vom Leibe zu halten, und ebenfalls gegen baare Zahlung gestatteten diese seit 327 (939) wieder die Vornahme der mekkanischen Wallfahrten. Nach Abu Táhirs Tode scheinen die Dinge längere Zeit so weiter gegangen zu sein. Die Fatimiden hatten in dieser Zeit selbst mancherlei mit aufständischen Berbern zu schaffen (unten S. 615); so überließen sie den Osten vorläufig sich selbst und ernannten auch keinen Dáï wieder, so daß die Karmaten sich einen aus Verwandten ihres verstorbenen Führers bestehenden Regentschaftsrath setzten, der übrigens die Verwaltung des eigenthümlichen Staates mit bestem Erfolge geführt hat. Damals herrschte der Einfluß desselben auf der ganzen Halbinsel unbestritten — auch Omán war schon vor 340 (951) unterworfen — und außerhalb der Grenzen Arabiens war Jedermann froh, wenn die gefürchteten Beduinen mit dem, was man ihnen als Zoll entrichten konnte, sich begnügten. Erst seit 358 (969) beginnt ihre Macht zurückzugehen: in Folge von Ereignissen in Afrika, deren Entwicklung eine gesonderte Betrachtung erheischt.

Viertes Capitel.

Die Fatimiden und der Abbassiden Ausgang.

Als am 29. Rabí II 297 (15. Jan. 910) Obeidallah als erster der Fatimidenchalifen in Rakkâda einzog, war der auf die Zerstörung der Abbassidenherrschaft gerichtete Plan der Nachkommen des persischen Augenarztes zur Hälfte bereits erfüllt. In Afrika ging damit die höchste Gewalt von den abbassidischen Arabern auf die ismaelitisch gesinnten Berbern über; in Arabien bereitete gleichzeitig die Einnahme von Lachßa den Karmaten die Stätte, von der aus sie wenige Jahre später den Einfluß der bagdadischen Regierung auf Arabien, Syrien und Aegypten beinahe vernichten und gleichzeitig durch fortgesetzte Stöße auf das Irák den persischen Buweihiden den Weg nach dem Sitze des Chalifates selbst öffnen sollten, und die geheime Organisation der Ismaeliten wirkte von Westafrika bis tief nach Persien hinein in einer Weise fort, die jedem Feinde der im Niedergange begriffenen Dynastie in die Hände arbeitete. So verbrecherisch uns das Thun des verderblichen Geschlechtes scheinen will, man würde die Meimuniden — oder nennen wir sie nun auch mit dem so glücklich von ihnen usurpirten Namen — man würde die Fatimiden zu niedrig schätzen, wollte man annehmen, die Befriedigung über eine durch so unerhörte Wechselfälle des Geschickes ihnen zugeworfene Herrscherwürde wäre im Stande gewesen, ihre Gedanken von der Verfolgung des großen Planes ihres Ahnen Abdallah auch nur einen Augenblick abzulenken. Man beurtheilt die ganze Politik der neuen afrikanischen Chalifen unrichtig, wenn man sie lediglich von dem Standpunkte aus betrachtet, welchen die Herren des Küstenstaates zwischen Barka und Tanger als solche hätten einnehmen müssen. Nicht um einen hochtönenden Titel zu führen oder den abergläubischen Berbern zu imponiren, ließen die Fatimiden sich Chalifen nennen — etwa nach dem Beispiele der Omaijaden von Spanien,[1]) die an eine Unterwerfung des Orients kaum jemals haben denken können — ihnen war es vielmehr bitterer Ernst mit dem Anspruche, welchen der Name eines „Beherrschers der Gläubigen" ankündigte. Sie wußten nichts von der Thatsache,[2]) daß es das Schwert der Berbern gewesen ist, welches die Legionen Roms bei Cannae zertrümmert und den größten Staat des Alterthums an den Rand des Abgrundes gebracht hat; aber sie kannten die Schärfe dieses Schwertes genugsam, um zu wissen, daß ihm die Landsknechte

---

1) Vgl. die letzte Abtheilung dieses Werkes. 2) Fournel, Les Berbers, II, 374.

der Abbassiden und ihrer Emire nicht gewachsen seien. Aus den Berbern sich Heere zu schaffen, mit welchen sie, unterstützt von den Karmaten Bachreins, zuerst Aegypten und dann die übrigen Provinzen des Ostens zu erobern vermöchten, ist vom ersten Augenblicke ihre Absicht gewesen. Hat doch kaum vier Jahre nach seiner Thronbesteigung Obeidallah selbst schon einen Versuch gemacht, sich des Orients zu bemächtigen, und in jedem Augenblick, wo die Fatimiden daheim die Hände frei hatten, ist dieser Versuch wiederholt worden, bis er wenigstens zum Theil gelang. Zum Theil nur, denn mit dem Augenblicke, wo die listigen Usurpatoren ihre Residenz vor den Thoren Arabiens selbst aufschlugen, wurde die Fortsetzung der Politik, die arabische Abbassidendynastie eben mit Hilfe der karmatischen Araber zu verdrängen, unmöglich: die einmal entfesselte Freiheitsliebe und Raubsucht der letzteren wandte sich nun gegen diejenigen selbst, welche sie bis dahin selbstsüchtigen Zwecken dienstbar zu machen gewußt hatte; aber der vollständige Ruin des Chalifates von Bagdad und damit der hervorragenden Stellung der Araber im Islâm überhaupt ist in der That die Wirkung dieser Politik gewesen. So bildet die Geschichte des Fatimidenhauses gerade wegen der antiarabischen Richtung seiner Bestrebungen nothwendig das Schlußcapitel in unserer Darstellung der arabischen Periode des Islâms, mag sie auch zeitlich weit in die folgende Epoche hineinragen.

Im Osten lagen die eigentlichen Ziele der Fatimiden: so schenkten sie dem Westen ihre Aufmerksamkeit nur so weit, wie es für jene erforderlich war. Sich die Mitwirkung der kräftigsten Berberstämme, vor Allen der Kitâma und Ssanhâdscha zu gewinnen, im Uebrigen sich insbesondere im fernen Westen nicht weiter zu engagiren, als es die nothwendige Sicherung des Uebergewichtes der genannten Stämme wie der eigenen Herrschaft erforderte, das ist der Grundzug der fatimidischen Regierungskunst. Wäre die Absicht auf die vollkommene Beherrschung Nordafrikas bis an den Atlantischen Ocean gerichtet gewesen, man würde es nicht begreifen können, wie mehr als eine Gelegenheit zu energischem Durchgreifen in den Bezirken von Tlemßân bis Tanger versäumt und den omaijadischen Herrschern Spaniens gestattet werden konnte, einen so vorgeschobenen Posten, wie das vereinzelte Ceuta darstellt, für die Dauer zu halten. Aber schon jene unabweisliche Befestigung der fatimidischen Herrschaft im Osten von Tlemßân hat volle fünfundsechzig Jahre die Sorge der neuen Chalifen in Anspruch genommen, bis es endlich glückte, die lange gehegten Pläne auf den Besitz Aegyptens wirksam durchzuführen. Und möglich wurde die Lösung beider Aufgaben schließlich nur durch einen Vorzug, welchen der merkwürdigen Dynastie die Art ihrer Entstehung vor den meisten Herrscherfamilien des Islâms gab. Als Großmeister des ismaelitischen Geheimbundes fühlten die Fatimiden ihre Gewissen — wenn man das Wort auf Leute anwenden darf, welche grundsätzlich nur an die eigenen Interessen glaubten — am wenigsten da gebunden, wo es sich um Machtfragen handelte. Aber des lieben Volkes wegen, das in den Nihilismus

der höchsten Grade der Erkenntniß nicht eingeweiht war und niemals werden durfte, mußten sich die „Imáme" als correcte Schiiten geberden; es verstand sich also durchaus von selbst (vgl. S. 327), daß bei dem Tode eines der Chalifen nur der Sohn desselben auf die Nachfolge Anspruch erheben konnte. Hiedurch waren hier mit einem Schlage jene verderblichen Thronstreitigkeiten aus dem Wege geschafft, die zu dem Untergange der Omaijaden und der Abbassiden so viel beigetragen haben, und damit dem Hause Obeidallahs eine innere Festigkeit gewährleistet, welche nur durch ganz besondere Vorgänge oder durch eine aufeinanderfolgende Reihe untüchtiger Fürsten erschüttert werden konnte: daß sich der Sohn selbst gegen den Vater wandte, ist doch auch hier erst in den letzten Zeiten des Verfalles möglich gewesen. Dazu kam nun die religiöse Würde des Staatsoberhauptes, die von den Berbern nach ihrer ganzen Sinnesart sehr ernst genommen werden mußte: man sieht leicht, wie viel dies Geschlecht vor den Abbassiden wie vor den Emiren voraus hatte, deren Versuche, neue Dynastien zu gründen, mit dem ersten unfähigen Sohne oder Enkel zu scheitern pflegten, und wie es nicht erstaunlich scheinen darf, wenn diese kecken Usurpatoren über 270 Jahre hindurch ihre angemaßte Herrschaft vom Vater auf den Sohn vererben konnten.

Obeidallah El-Machdi (reg. 297—322 = 910—934) glaubte sich berufen, das Programm seines Hauses bereits in eigener Person seinem ganzen Umfange nach zu verwirklichen. Seine keineswegs immer mit dem angenommenen Charakter des Weltheilandes übereinstimmenden ersten Regierungsmaßregeln erweckten freilich Mißtrauen selbst in den Kreisen der Kitáma, welchen er seinen Erfolg verdankte; eine theilweise Erhebung dieses Stammes aber ward neben Andern von dem unermüdlichen Abu Abdallah dem Schi'i bekämpft, und gleichzeitig (297 = 910) konnten Obeidallahs Feldherren sich gegen die Senáta wenden, die als stete Feinde der Kitáma sich deren neuem Oberhaupte zu fügen wenig Neigung hatten, und bereits Táhert belagerten. Sie wurden mit leichter Mühe zerstreut. Während indeß Abu Abdallah noch beschäftigt war, die Ordnung im Sáb, dem Lande der Kitáma, herzustellen, kam es zwischen dem Schöpfer der neuen Dynastie und ihrem ersten Vertreter zu einer Verstimmung, wie sie unter den obwaltenden Verhältnissen nur zu nahe lag. Obeidallah wollte selbst regieren, der Schiite, welcher zuerst die Kitáma gewonnen und disciplinirt hatte, war jetzt ihm an der Spitze des kriegerischen Stammes allzu mächtig. Abu Abdallah wieder hielt es im Vollbewußtsein der Verdienste, die er sich um den Machdi erworben, für selbstverständlich, daß auf sein Urtheil bei der Verwaltung des neuen Staatswesens Rücksicht genommen werde, und fühlte sich höchlich beleidigt, als der Chalife ihn überhaupt nach gar nichts fragte und das leise aber unverkennbare Streben zeigte, den Einfluß seiner Persönlichkeit mehr und mehr einzuschränken. Jetzt mußte er seine Zeit damit vergeuden, den vereinzelten Banden nachzulaufen, welche noch im Sáb die Ruhe störten, anstatt in der Residenz maßgebenden Antheil an den wichtigsten Staatsgeschäften

zu nehmen. Er, dem Obeidallahs Imamat als religiöse Würde niemals imponirt haben mochte — wußte er doch zu genau, wie die Sache gemacht worden war — begann nunmehr, wie es heißt, die Kitáma immer enger an sich zu schließen, um die Anerkennung, welche der undankbare Fürst ihm weigerte, wenn nöthig mit Gewalt zu erzwingen. Er vergaß nur die straffe Organisation des Ismaelitismus, welche Obeidallah noch ganz fest in der Hand hatte: seine Pläne wurden dem Chalifen hinterbracht, und dieser zögerte keinen Augenblick, ihn durch ein paar ergebene Leute von den Kitáma selbst aus dem Wege räumen zu lassen. Am 16. Dschumáda II[1]) 298 (19. Febr. 911) wurden der Schí'i und sein Bruder bei Rakkáda ermordet, und an demselben Tage sein treuester Genosse, Abu Sáki, der eben für den Machdi einen entscheidenden Sieg über aufständische Berberhaufen vor Tripolis gewonnen hatte, auf den Befehl des treulosen Herrschers hingeopfert. „Derjenige, dem zu gehorchen du uns gelehrt hast, befiehlt dich zu tödten," hatte einer der Mörder Abu Abdallahs geantwortet, als dieser ihm zurief, doch nicht solch Verbrechen zu begehen, und der Statthalter von Tripolis, welcher den Abu Sáki umbrachte, war dessen eigener Oheim: das zeigt die furchtbare Gewalt, welche das Haupt der Ismaeliten über die Mitglieder der Secte besaß, und erklärt es, wie Obeidallah es wagen konnte, seinen von den Kitáma vergötterten Apostel kurzer Hand zu beseitigen. Auch hierin ist die Parallele augenfällig, die wir bereits früher (S. 603) zwischen dieser Tragödie und derjenigen ziehen konnten, welche sich einst im Osten zwischen Manßúr und Abu Muslim abgespielt hatte. Wir dürfen nicht zweifeln, daß ein paar Aufstände der Kitáma, welche als Folgen von Abu Abdallahs Tode und später von Reibungen zwischen diesen Berbern und der großentheils arabischen Bevölkerung von Keirowán aus den Jahren 298 (911) und 300 (912/3) gemeldet werden, nur von kleineren Gruppen des mächtigen Stammes ausgingen, der im Uebrigen fortfuhr, die Hauptstütze von Obeidallahs und seiner Nachfolger Herrschaft zu bilden und dessen Mitglieder z. B. in demselben Jahre 300 (913) bei einem Aufruhr der von ihnen gemißhandelten Bevölkerung von Tripolis ohne jedes Schwanken von der Regierung unterstützt wurden. Gegen diese aber standen natürlich die für ihre Unabhängigkeit fechtenden Senáta um Táhert, die wiederholt bekämpft, doch erst durch die am 4. Ssafar 299 (1. Oct. 911) erfolgte Eroberung der empörten Stadt gebändigt und von dem hierauf zum Statthalter dort eingesetzten Maßála Ibn Habbús, einem Haupte der Benu Miknáßa, dreizehn Jahre lang wirksam im Zaume gehalten wurden. Maßála deckte, so lange er lebte, dem Machdi im Westen den Rücken. Mit seinen Miknáßa nach dem Magrib[2]) vordringend

1) Nach Anderen erst am 1. Dhu'l-Hiddsche (31. Juli); vgl. Wüstenfeld, Fatimiden-Chalifen S. 44; Fournel, Les Berbers, II, 106, N. 5. 2) El-Magrib „der Occident" ist im Gegensatze zu El-Maschrik „der Orient" im weiteren Sinne alles Land westlich von Aegypten, im engeren das eigentliche Westafrika vom Sáb bis an den Ocean. Das heutige Marokko heißt El-Magrib el-akßa „der äußerste Occident".

unterwarf er 308 (920) die Besitzungen der Idrißiden. Das Streben Obeidallahs, mit dem Westen möglichst wenig Sorgen sich aufzuladen, zeigt sich hier schon deutlich: zwar wurde ein Häuptling der Miknâßa, Mûßa Ibn Abi'l-Âfija, mit der Führung des eigentlichen Regimentes beauftragt, daneben aber dem Idrißiden Jachja die Stadt Fes mit dem Titel eines Emirs gelassen. Freilich machten Zwistigkeiten zwischen beiden 309 (921) die erneute Dazwischenkunft Maßâlas und die Entfernung der Idrißiden nothwendig; doch werden wir bald sehen, wie die Fatimiden gegen die Fortdauer der alidischen Dynastie an sich gar nichts einzuwenden hatten, sofern sie ihnen nicht aufsässig wurde. In demselben Jahre 309 (921/2) ging Maßâla noch über den Atlas und eroberte von Neuem Ssidschilmâßa, welches 297 (909) seine Kitâma-Garnison vertrieben und die Benu Midrâr wieder eingesetzt hatte. Einen solchen Grenzwächter hinter sich, konnte Obeidallah ohne Leichtsinn beginnen, den Plan der Eroberung Aegyptens ins Werk zu setzen. Allerdings ereigneten sich in dem Augenblicke, wo er das große Unternehmen angriff, unliebsame Vorgänge auf Sicilien. Im ersten Augenblick hatten die arabischen Großen der Insel, die in Palermo ihren Sitz hatten wie die Berbern ihr Hauptquartier zu Girgenti, es nicht gewagt, dem ihnen von den Fatimiden gesetzten Emir die Anerkennung zu weigern (297 = 910); indeß machte sich der Mann sehr bald in allen Kreisen unbeliebt, ein Aufstand in Palermo (299 = 912) wiederholte sich 300 (913) und ergriff die ganze Insel; Araber und Berbern einigten sich, das afrikanische Joch abzuschütteln und einem angesehenen Mann, Achmed Ibn Korhob, als selbständigem Emir zu huldigen. Obeidallah indeß war so wenig gesonnen, in Sicilien wie im Westen seine Kräfte zu verbrauchen; er überließ die Insel, von welcher er für Afrika selbst wenig hoffen und nichts fürchten mochte, einstweilen sich selbst und schickte Ende 300 oder Anfang 301 (913)[1]) seinen 22jährigen Sohn Abu'l-Kâßim mit Heer und Flotte über Tripolis nach dem Osten. Barka wurde ohne Mühe erobert, ebenso (Anf. 302 = 914) Alexandrien: denn Aegypten, wo seit dem Ende der Tuluniden (S. 562) ein schrecklicher Wirrwarr lange Zeit geherrscht hatte, war unter Tekin, dem türkischen Statthalter des Abbassiden Moktadir, zwar einigermaßen zur Ruhe gekommen, aber viel zu schwach, um einem energischen Angriffe Widerstand zu leisten. So wurde der größte Theil des Landes im Norden und Westen von Fostât besetzt, als Abu'l-Kâßim es nöthig fand, seinen Unterfeldherrn Habâßa, welcher bis dahin den Vormarsch geleitet, zu sich zu berufen und sein Commando einem Andern zu übertragen. Wüthend über die vermeintliche Zurücksetzung verließ Habâßa mit einigen Reitern das Lager, nach dem Magrib zu eilen, wo er in Tâhert einen Bruder hatte. Obeidallah ließ indeß beide einfangen, ehe sie weiteren Unfug stiften konnten. Als ihre Köpfe ihm zu Füßen gelegt wurden, bekam

1) Das Datum wie die ganze Geschichte dieses Feldzuges steht nicht zweifellos fest; vgl. Fournel, Les Berbers, II, 116 ff.

der finstere Tyrann eine philosophische Anwandlung: „Wie sonderbar," meinte er, „ist doch der Lauf der Welt! der Orient und der Occident waren zu eng für diese Köpfe, und jetzt faßt sie dieser Kasten!" — Inzwischen bekam freilich der Verlust seines bisherigen Mentors dem jugendlichen Prinzen schlecht: der Emir al-omará Múnis (S. 532) schickte auf die Nachricht des fatimidischen Einfalles schleunigst Truppen nach Aegypten, mit deren Hilfe Tekin die Berbern aufs Haupt schlug; gegen Ende 302 (915) kam Abu'l-Káßim mit den Resten des Heeres unverrichteter Sache zurück. Auch Barka, wo er eine Garnison gelassen hatte, empörte sich, weil die Kitáma hier, wie überall, wo sie auf eine friedliche Bevölkerung losgelassen wurden, auf das Greulichste mit den Einwohnern umgingen; so ward auch dieser kleine Erfolg des Feldzuges wieder eingebüßt.

In Rakkáda war unterdessen auch nicht Alles nach Wunsch gegangen. Ibn Korhob, der sicilische Emir, war ein tüchtiger und unternehmender Mann. Er begnügte sich nicht, in ganz Sicilien für Moktadir statt für den Machdi beten zu lassen — worüber der Chalife in Bagdad um so glücklicher war, je weniger Freude ihm Emire und Karmaten in seiner näheren Umgebung machten — sondern schickte gar Ende 301 (Juli 914) eine Flotte gegen die afrikanische Küste aus, welche die nicht mit nach Aegypten gesegelten Schiffe des Fatimiden zerstörte und die Küstenstadt Sfákis ausplünderte. Aber die Herrlichkeit des tapferen Emirs dauerte nicht lange. Schon 300 (913) entstanden in seinem Heere Zwistigkeiten: die Christen des Aetna (oben S. 555), die seit dem Ende der Aglabidenzeit sich zwischen ihren Felsen neu verschanzt hatten, sollten zur Unterwerfung gezwungen werden, aber die schwierige Belagerung schuf Unzufriedenheit und mußte aufgegeben werden; ein später nach Calabrien unternommener Raubzug wurde durch Schiffbruch vereitelt — Grund genug für die sicilischen Berbern, gegen den arabischen Führer zu murren. Es half nichts, daß Mitte 303 (Anfang 916) die byzantinische Kaiserin Zoë[1]), um alle ihre Kräfte gegen die Bulgaren wenden zu können, sich in einem besonderen Vertrage zu beträchtlicher Tributzahlung an den Ibn Korhob verpflichtete; Anfang 304 (Aug. 916) erhoben sich die Berbern gegen den Emir, nahmen ihn gefangen und schickten ihn dem Machdi, der ihn grausam hinrichten ließ. Gleichzeitig entsandte er einige starke Abtheilungen der Kitáma, die auf der unglücklichen Insel nach Gewohnheit wütheten und sie für eine Weile der fatimidischen Herrschaft zurückgewannen (304 = 917). Sie bildete nun von Neuem eine willkommene Operationsbasis für verheerende Raubzüge in Unteritalien, die zwischen 306 und 318 (918 — 930) auf Obeidallahs Befehl vorgenommen wurden. Meist von slavischen Sklaven, die grade um diese Zeit in allen muslimischen Ländern, besonders aber im Westen, immer häufiger wurden: denn ihr gemeinsamer Ansturm gegen die Balkanhalbinsel verhinderte Serben, Kroaten und wie sie

1) Vgl. Hertzberg, Gesch. d. Byz. (Nr. 59 dieser Sammlung), S. 161.

alle hießen, keineswegs sich auch untereinander zu bekriegen und ihre Gefangenen fleißig an die Ungläubigen zu verkaufen, deren schnelle Piratenschiffe in den Häfen der Adria natürlich auch einen schwunghaften Sklavenhandel zu vermitteln geeignet waren. In Spanien werden wir diese Slaven später eine politische Rolle spielen sehen; die Fatimiden gebrauchten sie vorzüglich zur Bemannung ihrer Kreuzer, auf welchen die kriegerischen und guter Beute keineswegs abgeneigten Menschen vortreffliche Dienste leisteten. Endlich ließ der Machdi, wie früher Ibn Korhob, sich zu einem Vertrage bereit finden, welcher dem Kaiser Romanus den Frieden, natürlich gegen Tributzahlung, bewilligte; aber nun warf er seine Räuberflotten an die Küsten des ligurischen Meeres. Kurz vor seinem Tode (Anfang 322 = 934) entsandte er eine Expedition nach Genua, welche die Umgegend der Stadt plünderte, und im folgenden Jahre (323 = 935) ward von den frechen Piraten gar der eben aufblühende Ort selbst erstürmt, ein großes Blutbad unter den männlichen Einwohnern angerichtet, Frauen und Kinder zu Tausenden sammt unermeßlicher Beute fortgeschleppt, und auf dem Rückwege noch Corsica und Sardinien übel mitgenommen. Dann freilich setzten die beginnenden inneren Schwierigkeiten des Fatimidenreiches diesen Raubzügen vorläufig ein Ziel.

Das waren aber nur die Nebenvergnügungen des Machdi, über welchen er seine Hauptaufgabe keinen Augenblick vernachlässigte. Schon im J. 304 (916/7) war Barka wiedergenommen worden, und 306 (919) ging der Thronfolger Abu'l-Kâßim mit einem neuen Heere von Kitâma, anderen Berbern und Arabern nach dem Osten ab; den 8. Ssafar 307 (10. Juli 919) wurde Alexandrien erobert und geplündert, dann die Hälfte des Landes westlich des Nil bis Uschmunein hinauf besetzt. Der abbassidische Statthalter war eben gestorben; der als sein Nachfolger von Neuem erscheinende Tekin bestand ein günstiges Gefecht bei Fostât, und gleichzeitig ward die nachgesandte afrikanische Flotte bei Raschîd (Rosette) von Schiffen aus Tarsus, welche auf Befehl des Emir el-omarâ nach Aegypten geeilt waren, mit geworfenen Naphthabränden angezündet und größtentheils vernichtet (Schauwâl 307 = Febr. — März 920). Der vermuthlich auf Obeidallahs Befehl in demselben Jahre 307 (919/20) unternommene Angriff der Karmaten auf Baßra (S. 604) stellte doch nur eine vorübergehende Diversion dar; im Moharram 308 (Mai — Juni 920) traf der Emir el-omarâ Mûnis selbst mit frischen Mannschaften in Aegypten ein, und nach weiteren Truppensendungen aus dem Irâk gelang es im Laufe des J. 308 (920/1), den Abu'l-Kâßim in einer Reihe von Kämpfen langsam aus dem Lande zu drängen. Barka wurde diesmal aber besetzt gehalten; von da traf der Prinz am 1. Redscheb 309 (5. Nov. 921) wieder in der Residenz des Machdi ein.

Er fand sie an einem anderen Orte. Ungern behält eine neue Dynastie des Orients den Sitz ihrer Vorgängerin bei; die Bewohner der alten Hauptstadt pflegen mit unbequemer Treue an der gestürzten Herrscherfamilie zu hängen. Die Abbassiden hatten sich Bagdad gebaut, die Aglabiden Rakkâda;

Obeidallah gründete (300 oder 303 = 912/3 od. 915/6) nicht weit vom alten Thapsus El-Machdija „die Machdistadt". Im J. 308 (920/1) konnte er seinen Einzug in den fertiggebauten Ort halten, dessen Lage am Meere ihn zur Residenz eines Fürsten in der That geeignet machte, der gleichzeitig auf Sicilien und Aegypten sein Auge zu halten gesonnen war. Aegypten freilich sollte jetzt ein Dutzend Jahre von neuen Einfällen verschont bleiben. Obeidallah mochte sich überzeugt haben, daß abgewartet werden müsse, bis das neue Reich einer stärkeren Kraftentwicklung fähig sei; so bemühte er sich die nächsten Jahre hindurch, in den Raubzügen zur See seine Flotte zu üben und seine Schätze zu mehren, gleichzeitig aber durch Maßála jene Verstärkung der fatimidischen Macht im Westen herbeiführen zu lassen, deren bereits (S. 610) gedacht worden ist. So gut aber der Fürst der Miknáßa hier seine Pflicht that, es blieben Elemente genug zurück, die in geschickten Händen zu gefährlichen Waffen gegen den Machdi werden konnten. Dieser war genau unterrichtet: als Maßála 312 (924) in einem Feldzuge gegen die stets unruhigen Senáta fiel, wurden sofort Maßregeln getroffen, den Fortfall seines persönlichen Einflusses möglichst anderweitig zu ersetzen. Im westlichen Sáb ward eine neue Festung Mohammedíja (jetzt Mßíla) als Hauptquartier des Statthalters des Magrib gebaut, und der Posten Maßálas seinem bisherigen Unterfeldherrn Ibn Abi'l-Áfija (S. 610) übertragen. In der That schien auch dieser Miknáßahäuptling sich zu bewähren. Als im J. 313 (925) ein Idrißide sich in Fes erhob und binnen Kurzem solchen Anhang fand, daß er den Statthalter in einer Schlacht besiegen konnte, wußte dieser schon 314 (926), allerdings durch Verrath, die Wiedereinnahme der Stadt und den Tod des Gegners herbeizuführen; und während ein Zug des Thronfolgers Abu'l-Káßim durch einen Theil des Westens (315—6 = 927—8) keine erheblichen Resultate aufzuweisen hatte, brachte Ibn Abi'l-Áfija es bis 319 (931) dahin, daß er mit Ausnahme von Ceuta, welches einige Idrißiden noch vertheidigten, Herr des ganzen Magrib war. Grade dies scheinbar den Fatimiden so günstige Verhältniß aber sollte gegen das Ende von Obeidallahs Leben zu bedenklichen Verwicklungen führen. Denn übel mußte es der erste der spanischen Chalifen von Córdova, der gewaltige Abderrachmán III., vermerken, daß jetzt dicht an den Thoren seines Reiches statt des ungeordneten Haufens machtloser idrißidischer Kleinstaaten der einflußreiche Vertreter eines emporstrebenden Geschlechtes rücksichtslosesten Charakters stand. Schon seit dem Aufkommen der Fatimiden hatte Abderrachmán hier argwöhnisch Wache gehalten und im J. 305 (917/8) dem kleinen Dynasten von Nakúr an der afrikanischen Nordküste, welchen Maßála vertrieben hatte, die Mittel gewährt, den Ort von Neuem in Besitz zu nehmen, ja 314 (926) hatten Truppen des Omaijaden selbst in Melilla sich festgesetzt — einer Festung, die bekanntlich heute wiederum den Spaniern als Vorposten in Afrika dient. Als nun Ibn Abi'l-Áfijas Fortschritte im Magrib immer bedrohlicher zu werden schienen, legte Abderrachmán kurzer Hand eine Garnison nach Ceuta, welche die Idri-

ßiden hinausdrängte. Ibn Abi'l-Áfija hatte keine persönliche Anhänglichkeit an die Fatimiden; der mächtige Beherrscher Spaniens, der in Ceuta jeden Augenblick ein großes Heer ausschiffen konnte, flößte ihm mehr Respect ein, als der beinahe zweihundert deutsche Meilen von Fes residirende Machdi; also erklärte er sich 319 (931) als Lehnsmann des Omaijaden. Zwar erlitt er gegen den Statthalter von Tâhert eine Niederlage und mußte für den Augenblick Fes räumen (321 = 933); indeß verließ das siegreiche Heer das Magrib zu früh, und schon 323 (935) finden wir Ibn Abi'l-Áfija wieder als Herren des Westens. Nun waren alle diese Ereignisse nicht der Art, daß sie dem Hofe von Machdija ernstliche Besorgnisse hätten einflößen können; aber mit Obeidallahs Tode änderte sich das.

Es war in der Nacht des 14. Rabî I 322 (3/4 März 934), als der Mann, der es vom Haupte einer geheimen Secte zum Herrscher eines großen Reiches gebracht hatte, seinen letzten Athemzug that. Auf krummen Wegen und durch gewissenlose Anwendung der verwerflichsten Mittel hatte er ein so hohes Ziel erreicht, dann — man darf es nicht läugnen — durch Begabung, Energie und Treulosigkeit auf der schwindelnden Höhe sich tüchtig gehalten; es fragte sich, ob der Staat, den er geschaffen, das Ende seines Gründers überdauern würde. Denn so sicher auch die Rechnung auf Dummheit und Aberglauben der Menschen zu sein pflegt: mit Genugthuung sieht der, welcher in dieser Welt die Spuren einer höheren Ordnung finden möchte, daß solche Rechnung doch ab und zu ein großes Loch hat. Obeidallah hatte seine Erfolge als Machdi, das heißt als der Heiland errungen, der berufen war, den Gottlosen ein Ende zu machen, das Reich Gottes auf Erden zu bauen. So langte er lebte — und als Machdi brauchte er ja nicht zu sterben — konnte man gläubig auf die Zukunft jener Verheißung harren; aber nun endete er, der mit solchen Ansprüchen aufgetreten war, ohne sie gerechtfertigt zu haben. Im Laufe der Zeit halfen die Fatimiden sich mit einer allmählichen Umbildung des Dogmas, nach welcher der letzte Nâtik, der eigentliche Machdi, noch zu erwarten blieb; für den Augenblick aber durfte man sich nicht wundern, wenn gleich 322 (934) ein „falscher" Machdi in Tripolis auftrat, und 323 (935), nachdem eben die zweite Expedition nach Genua (S. 612) abgegangen war, abgesehen vom Ibn Abi'l-Áfija in Fes auch Tâhert wieder in vollem Aufstande sich befand. El-Kâïm bi-emri 'llâh, „der Gottes Befehl Nachkommende" nannte sich Obeidallahs Sohn und Erbe Abu'l-Kâßim — Beinamen wie die Abbassiden mußten ihre Concurrenten natürlich auch haben —; versteht man das Kâïm in seiner ursprünglichen Bedeutung „der Stehende", so hat er den Namen wohl verdient, denn es ist die Standhaftigkeit dieses wenn nicht oft glücklichen so doch tapferen und zähen Kriegers (reg. 322—334 = 934—946), welche das afrikanische Chalifat gerettet hat. Zuerst sahen die Dinge nicht so ängstlich aus. Wenn auch Kâïms Feldherr Meißûr den Ibn Abi'l-Áfija 323 (935) in Fes vergeblich belagerte, so wußte er doch 324 (936) es durch geschickte Verhandlungen dahin zu bringen, daß er mit den

Bewohnern der großen Stadt ein gütliches Abkommen schloß, welches jenen fallen ließ. Mit der ihm gebliebenen Mannschaft vermochte Ibn Abi'l-Áfija dem Meißûr nicht den Sieg abzugewinnen und sah sich nach der Niederlage gezwungen über den Atlas in die Wüste zu flüchten; später suchte er im Geheimen an verschiedenen Orten gegen die Fatimiden weiter zu wühlen, starb aber bereits 327 (938/9). Seine Besitzungen gab man (325 = 937) kluger Weise den Idrißiden, die im Magrib noch zahlreiche Anhänger hatten und seit der Besetzung von Ceuta durch die spanischen Truppen mit den Omaijaden zerfallen waren. Auf dem Rückwege von Fes unterwarf Meißûr auch Tâhert wieder (324 = 936), und so wenig befand sich Kâïm in Sorgen um die Stimmung unter den Berbern, daß er in demselben Jahre einen dritten Feldzug gegen Aegypten durch seinen Freigelassenen Seidân ausführen ließ. Hier schienen die Verhältnisse in der That einen raschen Erfolg zu versprechen. Die fortgesetzten Erschütterungen der Karmatenkriege und die heillose Emiratswirthschaft hatten das Chalifat des kümmerlichen Móktadir an den Rand des Abgrundes gebracht; Mohammed, der Sohn des Togdsch, war eben erst nach vielen Reibungen in den Besitz der Statthalterschaft von Syrien und Aegypten gelangt. Aber er war ein anderer Mann, als seine Vorgänger: so konnte es dem Seidân zwar gelingen, Alexandrien für den Augenblick zu besetzen, aber rasch wurde er von dem überlegenen Gegner gezwungen, es wieder zu räumen und den Rückmarsch anzutreten. Kâïm beschloß, größere Massen gegen Mohammed, den Ichschîd, wie er von 327 (939) ab genannt wurde (S. 566), aufzubieten; zu seinem Glück waren sie noch nicht fort, als plötzlich der Sturm losbrach, der sich lange im Stillen vorbereitet hatte. Abu Jesîd Machlad war ein Mann von den Senâta, der sich, wie noch manche unter den Berbern, zu den alten charidschitischen Lehren (vgl. S. 447) bekannte. Schon unter Obeidallah hatte er in den schwer zugänglichen Gebieten des Aurâsgebirges, wo ebenfalls noch zahlreiche Charidschiten hausten, gegen den Machdi gepredigt; mit immer wachsendem Erfolge, seit dessen Tod seine schlechte Meinung von dem Betrüger zu bestätigen schien. Es war ihm günstig, daß 325 (937) in Sicilien gegen den willkürlichen und grausamen Statthalter Ssâlim Ibn Raschîd eine Empörung ausbrach. Sie vermochte auch der von Kâïm abgesandte Chalîl Ibn Ißchâk trotz seiner Rücksichtslosigkeit und Wildheit erst nach dreijährigen erbitterten Kämpfen in Strömen Blutes zu stillen, deren Schrecken selbst die sonst für dergleichen recht unempfindlichen Nerven der arabischen Geschichtschreiber in Erregung versetzt (329 = 940); kurz darauf war die Verschwörung in Afrika reif. Im J. 332 (943/4) brach Abu Jesîd mit den Stämmen des Aurâs aus dem Gebirge hervor und seine Mannschaften, überall durch Zuzug von unzufriedenen und irre gewordenen Berbern verstärkt, ergossen sich über die Gegenden des Ostens. Der „Mann auf dem Esel", wie man ihn nach seinem Reitthiere nannte, war damals bereits 60 Jahre alt und durch sein langes und gefahrvolles Verschwörerleben zu einem

entsetzlichen Fanatiker ausgebildet, dessen aller Menschlichkeit Hohn sprechende Befehle von den wilden Kabylen in der Ausführung wo möglich überboten wurden. Er ging grades Wegs auf den Sitz des Chalifen los: El-Urbus[1]), Bédscha, Túnis wurden genommen und unter unsäglichem Wüthen gegen die Bevölkerung verwüstet; eine Schlappe gegen die Truppen des Chalifen veranlaßte ihn nur, wieder nach Süden auszubiegen, und nun (333 = 944) mit Rakkáda und Keirowán in gleich greulicher Weise zu verfahren. Darauf schlug und tödtete er den Meißúr, der sich zwischen Rakkáda und Machdija ihm entgegenstellte, nahm Ssúßa, wo die früheren Scheußlichkeiten sich noch ärger wiederholten, und belagerte nun Káïm selbst in Machdija. Fast ein Jahr währte die Einschließung der Stadt, welche der Chalife und die Kitáma-Garnison mit der größten Standhaftigkeit gegen die wüthendsten Angriffe vertheidigten, während ihre Boten unter den noch im Sáb hausenden Kitáma und den um das heutige Algier wohnenden Ssanhádschagruppen lange Zeit vergeblich um Hilfe warben: auch diese Stämme mochte der Tod des Machdi in ihren Ueberzeugungen wankend gemacht haben. Endlich fingen die Kitáma an sich in Bewegung zu setzen, wurden aber bei Constantine geschlagen; dagegen glückte es dem Ssanhádschahäuptling Siri, einen Zug Lebensmittel nach Machdija hineinzubringen. Dieser rettete die Stadt. Die Umgegend war ausgeraubt, die Verpflegung wurde täglich schwieriger; so bekamen die Belagerer das Ding satt. Dazu war Abu Jesíd übermüthig geworden, und fing an, den Berbern mißliebig zu werden; so verlief sich ein Stamm nach dem andern, und Anfang 334 (945) mußte die Belagerung aufhoben werden. Der Aufstand war damit noch nicht zu Ende; Abu Jesíd änderte seine Haltung gegen die Berbern, neuer Zuzug erlaubte ihm, noch einmal angriffsweise vorzugehen. Aber der entscheidende Moment war versäumt, ein Kitámaheer, welches von Westen anrückte, erlitt zwar noch eine Niederlage, doch langsam fingen die Truppen des Chalifen an Boden zu gewinnen. Mit einer letzten Anstrengung warf der Rebell sich nochmals auf Ssúßa, dessen Vertheidigung wiederum Káïm selbst zu leiten unternahm. Während der Belagerung starb der Chalife am 13. Schauwál 334 (18. Mai 946), erst 54 oder 55 Jahre alt, aber durch die furchtbaren Anstrengungen des letzten Jahres erschöpft. Abu Táhir Isma'il, sein Sohn und Nachfolger (334 — 341 = 946 — 953), verband mit großer kriegerischer Tüchtigkeit und Energie eine Milde, die in seinem Geschlechte selten war, Eigenschaften, die ihn zur Beendigung eines so schweren Bürgerkrieges vor Allen geschickt machten. Er verheimlichte zunächst, die Haltung der Truppen nicht zu schädigen, seines Vaters Tod; in einem glücklichen Ausfall schlug er den Abu Jesíd, daß er eilends den Rückzug antreten mußte, und nun war es mit dem gefährlichen Empörer vorbei. Die meisten seiner Anhänger verließen ihn, Keirowán schloß ihm die Thore. Isma'il, der ihm auf dem Fuße folgte, mußte durch Freund-

1) Verderbt aus dem Laribus der Alten, das seinerseits phönizischen Ursprungs ist.

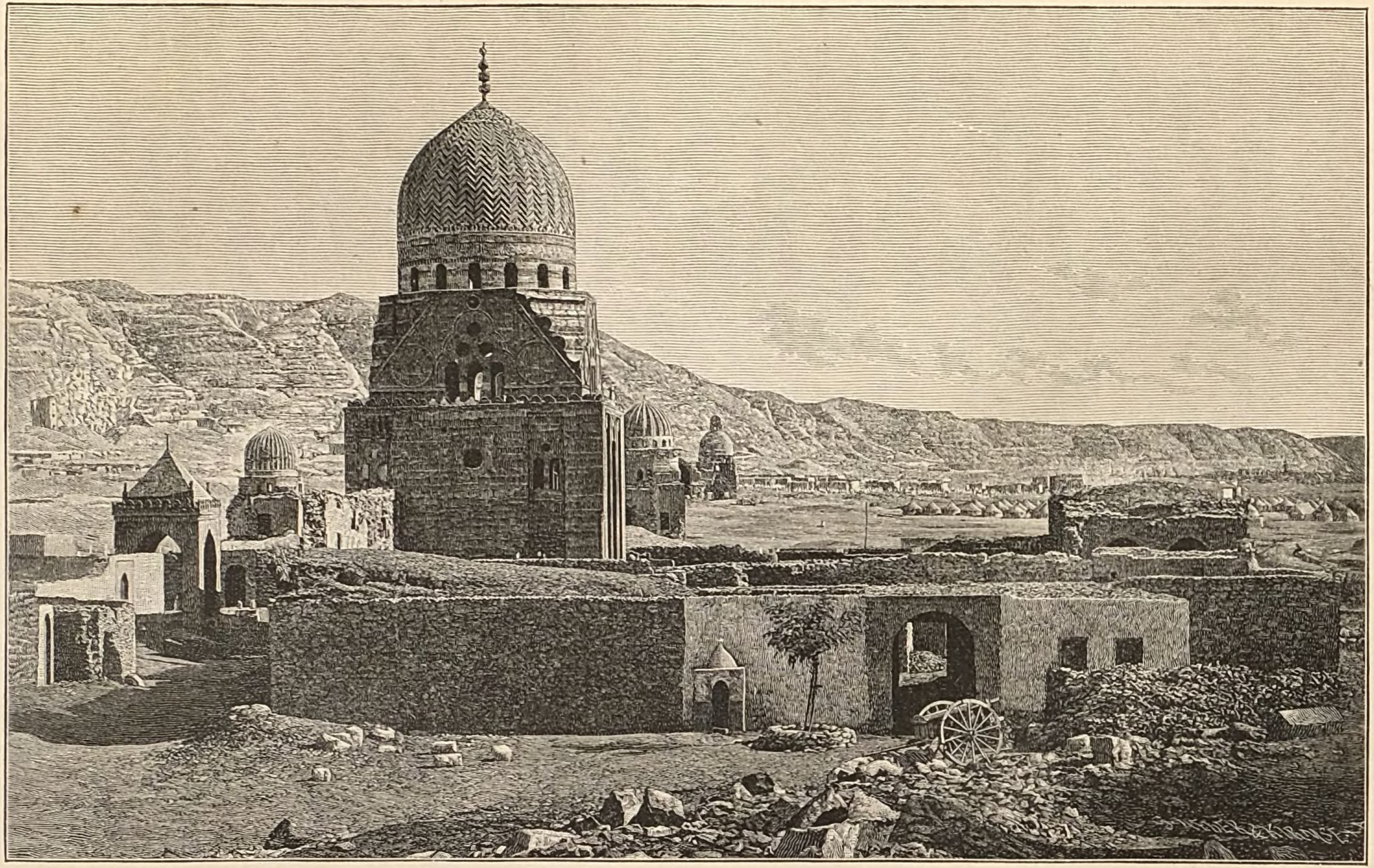
lichkeit und Nachsicht die geängstigte Bevölkerung zu gewinnen; ein Versuch des Abu Jesîd, durch hinterlistigen Bruch eines eben bewilligten Waffenstillstandes einen neuen Sieg zu gewinnen, scheiterte an der Geistesgegenwart und Tapferkeit des Fatimiden, und so mußte Jener sich entschließen, nach dem Westen zu fliehen. Bis Anfang 336 (Mitte 947) dauerten die Versuche des hartnäckigen Fanatikers, neue Unruhen zu stiften und sich der Verfolgung zu erwehren; endlich aber ward sein letzter Zufluchtsort im Gebirge erstürmt und er selbst tödtlich verwundet. Mit seinem Ende war der vierjährige Krieg aus. Der Omaijade Abderrachmân hatte freilich die Verlegenheiten seines Nebenbuhlers benutzt, seinen bewährten General Ibn Tomlos über die Straße von Gibraltar zu schicken und durch ihn die Senâta um Tâhert aufhetzen zu lassen; als aber nach gewonnenem Siege Isma'il gen Westen vorrückte, beeilten diese sich, ihre Unterwerfung anzuzeigen, und mit Recht durfte der Fatimide bei der Rückkehr nach Keirowân, indem er den Tod seines Vaters bekannt machte und officiell von der Herrschaft Besitz ergriff, sich den Namen El-Manßûr „der Siegbegabte" beilegen. Allerdings blieb das Magrib nach wie vor unsicher: die Idrißiden, welche bis dahin treu zu den Fatimiden gehalten, wandten sich jetzt, durch persönliche Stimmungen beeinflußt, wieder dem Abderrachmân zu (337 = 948/9), und sofort fielen auch die Senâta von Tâhert von Neuem ab. Aber der spanische Chalife wollte die Idrißiden zu größerer Unterwürfigkeit zwingen, als ihnen paßte, und andererseits ließ ein Theilstamm der Senâta sich für Manßûr gewinnen und gegen die eigenen Landsleute ausspielen, so daß man Ernstes auch auf dieser Seite nicht mehr zu fürchten hatte. Selbst in Sicilien, wo nach der Unterdrückung des großen Aufstandes immer noch nicht Alles in Ordnung war, kehrte jetzt endlich Ruhe ein: Haßan Ibn Ali, ein Araber vom Stamme Kelb, den Manßûr Ende 336 oder Anfang 337 (948) hinübergeschickt hatte, wußte durch eine seltene Mischung von Klugheit und Festigkeit sich bald eine Anerkennung zu schaffen, wie sie beinahe seit Eroberung der Insel Niemand dort genossen hatte. Unter ihm, welcher den Fatimiden jede Sorge um den unbequemen Besitz nahm, kam Sicilien in eine thatsächliche Unabhängigkeit von Afrika, die uns gestattet, die Verfolgung seiner weiteren Schicksale an dieser Stelle zunächst aufzugeben.

Manßûrs Chalifat sollte ein vorzeitiges Ende finden: an einer zufälligen Erkältung erkrankt, starb er den 28. Schauwâl 341 (18. März 953). Unter seinem Sohne Abu Temîm Ma'add, genannt El-Mo'iſſ[1]), (reg. 341 — 365 = 953 — 975), schien sich anfangs der westliche Horizont wieder zu verfinstern. Allerdings schlossen die wankelmüthigen Senâta von Tâhert sich einmal wieder den Fatimiden an, weil eine Verordnung des Omaijaden Abderrachmân ihnen mißfallen hatte; aber eben dieser mächtige Fürst schien jetzt Miene zu machen, den eigentlichen Sitz des afrikanischen Chalifates an-

1) Das i kurz zu sprechen.

zugreifen. Er hatte ein Schiff des Mo'iſ kapern lassen, und in demselben waren Dokumente gefunden worden, die auf feindselige Absichten des Fatimiden zu deuten schienen; als nun der sicilische Emir Haßan auf das Geheiß seines Oberherren durch seine Schiffe die Gegend von Almeria plündern ließ, antwortete Abderrachmán mit einer Landung bei Sſúßa zu ähnlichem Zwecke (345 = 956/7), und bereitete gleichzeitig einen förmlichen Kriegszug nach Afrika vor. Aber Mo'iſ hatte Glück: grade jetzt gerieth der Chalife von Córdova in einen Krieg mit den spanischen Christen, der alle seine Kräfte auf der Halbinsel fesselte. Eine schönere Gelegenheit, im Westen einmal durchzugreifen, konnte man sich nicht wünschen. Im J. 347 (958) machte Dschauher, ein Freigelassener, aber der bedeutendste Feldherr, der je unter einem Fatimiden gedient hat, sich mit einem großen Heere von Kitáma und Senáta, besonders aber von Sſanhádscha unter Siri, auf den Weg. Dieser verdiente Häuptling stand seit der glücklichen Hilfsleistung für das belagerte Machdija in der ersten Reihe der Anhänger des Chalifen; auch jetzt war er es, der nach einem von Dschauher mit glänzender Thatkraft bis an den Ocean durchgeführten Feldzuge Fes erstürmte (348 = 959) und damit die Unterwerfung des ganzen Magrib außer Tanger und Ceuta entschied. Kurz darauf starb der Omaijade Abderrachmán; sein kaum weniger tüchtiger Nachfolger Hakam II. ließ zwar 351 (962) Ceuta stärker befestigen, konnte sich aber einer zweiten Expedition Dschauhers nach dem Magrib nicht widersetzen. Sie dauerte fast zwei Jahre (355 od. 356 — 357 od. 358 = 965/6 — 967/8): ihr Ergebniß war, daß Mo'iſ sich nun endlich nach dieser Seite sicher genug fühlen konnte, um den seit dreißig Jahren ruhenden Plan der Eroberung Aegyptens wieder aufzunehmen.

In Aegypten war es dem Ichschíd gegangen, wie einst dem Achmed Ibn Tulún: er hatte keinen seiner würdigen Nachfolger gefunden. Freilich war Alles leidlich weiter gegangen, so lange sein Freigelassener und Lieutenant Kafúr (S. 570 f.) lebte, der nach dem am 21. Dhu'l-Hiddsche 334 (24. Juli 946) erfolgten Tode seines Herren dessen jugendliche Söhne in gänzlicher Abhängigkeit zu erhalten wußte, ja schließlich selbst den Statthalter spielte; als aber auch der starb (357 = 968) und ein elfjähriger Enkel des Ichschid von den Emiren zum Oberhaupt gewählt wurde, riß wieder Unordnung jeder Art in Aegypten und Syrien ein. Der Wesír des unmündigen Herrschers mißhandelte einen zum Islám übergetretenen Juden, Ja'akúb Ibn Killis, welcher ein höheres Amt inne gehabt hatte; der floh nun zu Mo'iſ und unterrichtete ihn von Allem, was für den beabsichtigten Zug von Wichtigkeit sein konnte. Es wäre kaum nöthig gewesen, einen General wie Dschauher an die Spitze des vierten und endlich erfolgreichen Unternehmens gegen Fostát zu stellen. Als man in Kairo von dem Herannahen der fatimidischen Truppen, die am 14. Rabí I 358 (5. Febr. 969) die Residenz verlassen und am 18. Redscheb (7. Juni) Barka erreicht hatten, Kunde erhielt, sandten ohne Weiteres einflußreiche Männer Boten an Dschauher,



Thal des Mokattam bei Cairo.

ihre Bereitwilligkeit zur Unterwerfung auszudrücken. Freilich bestanden die Anhänger der Ichschididen schließlich darauf, den Widerstand zu versuchen: aber nur unzureichende Mannschaften folgten ihnen. Mit leichter Mühe brachen die Berbern am 11. Scha'abán (30. Juni) bei Gîse[1]) die Reihen der Gegner, und am 17. Scha'abán 358 (6. Juli 969) zog Dschauher in die Stadt des Amr Ibn El-Áßi (S. 266) ein. Sein Lager schlug er daneben an der Stelle auf, wo heute Káiro steht: wie einst der erste muslimische Eroberer, ließ er es sofort als Kern einer zukünftigen neuen Hauptstadt abstecken, welche den Namen El-Káhira „die Siegesstadt" erhielt — man nannte sie später gewöhnlich El-Káhirat El-Mo'isije „das Káiro des Mo'iß". Heute sagt man vollständig Maßr[2]) El-Kâhira, gewöhnlich kürzer Maßr[2]), nach dem uralten Namen des Landes, den ihm seine semitischen Nachbarn zu geben pflegten; Fostát ist daneben unter der Bezeichnung Alt-Káiro bestehen geblieben.

Mit gewohnter Energie verfolgte Dschauher den Sieg weiter. Während er selbst in Káiro blieb, schickte er den größten Theil seines Heeres nach dem Norden weiter. Fatimidische Truppen waren es, die bei der Pilgerfahrt des Jahres 358 (969) in Mekka den Schutz der heiligen Bräuche übernahmen und das Gebet für den Mo'iß verrichten ließen, und gleichzeitig drang unter dem Kitámaführer Dschá'afar Ibn Fellách der Gewalthaufe in Syrien ein, wo noch ein Neffe des Ichschid, Haßan Ibn Obeidallah, zu besiegen blieb. Er war bereits mit seinen Mannschaften nach Aegypten unterwegs; bei Ramla in Palästina stießen die beiden Heere aufeinander. Haßan wurde besiegt und gefangen genommen, dann im folgenden Jahre (359 = 969/70) Damaskus besetzt und nach einigen Reibungen zwischen den immer ungeberdigen Berbern und den Einwohnern der Stadt schließlich beruhigt (Ende 359 = 970). Ueber Damaskus hinaus scheint Dschá'afar nicht weit gekommen zu sein. Himß gehörte damals zum Gebiete des Hamdaniden Ssá'ad ed-daula, der abwechselnd mit seinen unbotmäßigen Emiren und den bereits in Antiochia festsitzenden Byzantinern sich herumschlagen mußte (vgl. S. 574f.). Es war nicht räthlich, sich in diese verworrenen Streitigkeiten zu mischen, so lange das südliche Syrien und Aegypten nicht ganz sicher waren; und daran fehlte, wie sich bald fühlbar machen sollte, noch ein Erhebliches. Denn grade in diesem Augenblicke geriethen die Fatimiden in Zwist mit ihren bisherigen Anhängern, den Karmaten. Wir erinnern uns daß seit Abu Táhirs Ende (S. 605) das merkwürdige Staatswesen in Bachrein ziemlich sich selbst überlassen geblieben war, da grade in diesem Augenblicke (332 = 944) Káïm in Folge von Abu Jesîds Aufstand sich in höchster Bedrängniß befand. Der Regentschaftsrath, welchen die Karmaten in Ermangelung eines von den Fatimiden ernannten Oberhauptes sich gesetzt, hatte

1) Auch Gizeh geschrieben, dem Ort, wo die berühmten Pyramiden stehen.
2) Ursprünglich Mißr (hebr. Mißrajim).

ungestört bis zu dem Augenblicke seines Amtes walten können, wo Mo'iſ den Dschauher zur Eroberung Aegyptens aussandte. Hier hatte man im Falle des Gelingens die Karmaten in unmittelbarer Nachbarschaft, und für die Ausdehnung der fatimidischen Herrschaft nach Syrien kam es möglicherweise auf ihre kräftige Mitwirkung an: so beschloß Mo'iſ einen neuen Dâï an ihre Spitze zu stellen, auf den er sich unter allen Umständen verlassen konnte. Die ismaelitische Organisation bestand ja in alter Straffheit fort, und er durfte um so bestimmter auf die Fügsamkeit dieses Elementes rechnen, als ja der im J. 339 (951) von Manßûr ertheilte Befehl, den schwarzen Stein nach Mekka zurückzuliefern, pünktlichem Gehorsam begegnet war (S. 605). Trotzdem steckte ein Fehler in der Rechnung Neben der streng ismaelitischen Richtung war in den fünfundzwanzig Jahren ihrer Selbständigkeit unter den Männern von Lachßa eine andere aufgekommen, in welcher das alte Unabhängigkeitsgefühl der Araber ihren Ausdruck fand: als nun Mo'iſ den Sſabûr, einen Enkel des ersten Dâï Abu Sſa'îd, zum Häuptling der Karmaten ernannte, war eine Anzahl der übrigen Mitglieder der Familie und des Regentschaftsrathes mit dieser Wiedereinführung der Alleinherrschaft nicht einverstanden. Sie hatten die Mehrzahl auf ihrer Seite: Sſabûr ward ermordet (Ende 358 = 969), und wenn auch die Spaltung, welche hierdurch in der Gemeinde entstand, allmählich die Macht des Karmatismus schwächen mußte, so war doch seine militärische Kraft augenblicklich noch ungebrochen in den Händen des nunmehr den Fatimiden gradezu abgeneigten Regentschaftsrathes. Es bedurfte nur eines materiellen Streitpunktes, den Gegensatz zu offener Feindschaft zu steigern: er wurde durch die Eroberung Syriens geliefert. Wie die meisten Emire, welche sich innerhalb der Machtsphäre des Staates von Lachßa befanden, hatte auch der Ichschidide Haßan Ibn Obeidallah die Sicherheit seines syrischen Gebietes von den Karmaten durch einen beträchtlichen Tribut erkauft: der fiel mit dem Einmarsch des Dschá'afar Ibn Fellâch in Syrien weg. Da nun die trotzigen Araber des Bachrein nicht daran dachten, sich eine so erhebliche Einnahme entgehen zu lassen, so führte der Regentschaftsrath im J. 359 (970) in Mekka das Gebet für den Abbassidenchalifen Mutí ein und schickte gleichzeitig eine Gesandtschaft nach Bagdad, um dem Buweihidensultan (S. 568f.) Bachtjâr den Abschluß eines Bündnisses gegen die Fatimiden anzubieten. Allerdings waren die Buweihiden Schiiten, aber sie glaubten so wenig wie die Aliden selbst an die Echtheit der Ansprüche Obeidallahs und seiner Nachkommen: zudem mußte Bachtjâr, der genug zu thun hatte, seine Herrschaft über das Irâk gegen ehrgeizige Mitglieder seiner Familie zu vertheidigen, es äußerst bedenklich finden, wenn nun auch in Syrien und vielleicht bald in Mesopotamien statt der ungefährlich gewordenen Hamdaniden und Ichschididen eine ebenso mächtige wie rücksichtslose neue Dynastie sich festsetzte. Gern bewilligte er den Karmaten die gewünschten Unterstützungen an Geld und Waffen, und gegen das Ende des J. 360 (971) brach unter Haßan El-Á'aßam ein starkes Heer aus Arabien über

die Euphratlinie in das Gebiet von Damaskus ein. Dschá'afar Ibn Fellách, welchen seine Erfolge übermüthig gemacht hatten, verachtete die Wüstenräuber, bis sie ihn mitsammt seinen Truppen in Stücke hieben (6. Dhu'l-Ká'ada 360 = 31. Aug. 971). Sie besetzten die Stadt, ließen auch hier den Namen des Motí wieder in das Kanzelgebet aufnehmen, und marschirten nach dem Süden weiter. Der tüchtige Dschauher war vorsichtiger gewesen, als sein leichtsinniger Unterfeldherr und hatte auf die erste Nachricht von dem Angriffe der Karmaten Hilfstruppen nach Syrien geschickt. Sie waren zu schwach, sich den Feinden entgegenzustellen, und warfen sich nach Joppe hinein; so war der Weg nach Aegypten frei. Allerdings hielt Á'aßam sich bei der vergeblichen Belagerung von Joppe einige Zeit auf, dann aber ging er unter Zurücklassung von Einschließungstruppen weiter, überfiel die Grenzfestung Kolsum (jetzt Suez) und stand zu Anfang 361 (Oct. — Nov. 971) bereits wenige Meilen von Kairo. Dschauher hielt sich eine Weile zurück, während er Verbindungen mit den Offizieren des Á'aßam anzuknüpfen suchte; es mochte darunter Ismaeliten geben, welche für die Weisungen der Fatimiden, und Beduinen, welche für baares Geld empfänglich waren. So kam es, daß in mehrtägigem Kampfe am 3. Rabí I (24. Dec. 971) die Karmaten schließlich unterlagen und zur Räumung Aegyptens genöthigt wurden. Auch Joppe gelang es Dschauhers Truppen noch zu entsetzen, bis Damaskus aber schien es unmöglich jetzt schon wieder vorzudringen; im Gegentheil nahm der Oberfeldherr die in Palästina stehenden Abtheilungen zurück, als ihm kund wurde, daß Á'aßam keineswegs gesonnen sei, sich bei der Niederlage zu beruhigen. Wirklich rückten die Karmaten bald wieder bis Ramla vor, zogen Verstärkungen aus Arabien heran und schienen diesmal alle Kräfte anspannen zu wollen, um eine Scharte auszuwetzen, die allerdings ihrem Ansehen außerhalb wie in Arabien selbst leicht großen Abbruch thun konnte. Dschauher begann seine Verantwortlichkeit allzu drückend zu empfinden; durch wiederholte Botschaft lud er den Mo'iſ immer dringender ein, selbst nach Aegypten zu kommen, wie das ja nach Allem, was uns über die Politik der Fatimiden früher klar geworden ist (S. 607), ohnehin seinen Absichten entsprechen mußte.

Freilich schien der Zeitpunkt aus anderen Rücksichten wenig passend. Der Abmarsch des zum großen Theil aus Kitáma-Berbern bestehenden Heeres nach Aegypten war für die Erbfeinde der Fatimiden, die immer unruhigen Senáta im mittleren Magrib, das Signal zu neuen Erhebungen geworden (360 = 970/1). Zum Glück hatte Mo'iſ jetzt an Síri und seinen Ssanhádscha zuverlässige Helfer; allerdings fiel dieser Häuptling in den wiederholten Kämpfen, die zur Unterdrückung des Aufstandes geführt werden mußten (360 = 971), aber seinem Sohne Bolukkín gelang es, die Senáta aus ihren bisherigen Sitzen über den Atlas nach Ssidschilmáßa zu treiben und im Laufe des Jahres 361 (971/2) den ganzen Westen zu beruhigen, so daß nur das von spanischen Truppen noch besetzte Ceuta dem fatimidischen Ein-

flusse entzogen blieb. Gegen diesen weiter sich zu wehren, fanden auch die Idrißiden um Tanger keine Veranlassung (vgl. S. 617): sie erkannten die Oberhoheit des Mo'iſ an. Freilich zogen sie sich dadurch die Angriffe des omaijadischen Heeres zu, welche sie 362 (972/3) tapfer zurückwiesen, die aber 364 (974) ihre Gefangennahme und Ueberführung nach Córdova zur Folge hatten. Fielen diese letzteren Ereignisse nun auch einige Jahre später: nach Allem, was die Vergangenheit lehrte, konnte Mo'iſ kaum in Zweifel darüber sein, daß es schwer möglich sein werde, von Aegypten aus die Berbern in wirklicher Abhängigkeit zu erhalten. Trotzdem folgte er dem Rufe nach dem Osten, wo es galt die in Frage gestellte Macht des Ismaelitismus neu zu befestigen und an der Vernichtung des Abbassidenchalifates weiter zu arbeiten. Nur kam es darauf an, Westafrika festen und zuverlässigen Händen zu übergeben, damit dem neuen Sitze der Fatimiden niemals von dieser Seite dasselbe Schicksal drohe, welches sie selbst den früheren Herren Aegyptens bereitet hatten. Der Schwerpunkt der Kitáma-Berbern, die zum großen Theil mit nach Káiro übergesiedelt waren, lag jetzt ebenfalls in den neuen Provinzen; von den übrigen Stämmen waren die Ssanhádscha die kräftigsten, ihr Führer Bolukkin hatte soeben, wie früher sein Vater, der Regierung die wichtigsten Dienste geleistet: so ersah Mo'iſ diesen zu seinem Statthalter. Er übergab ihm vorläufig die Bezirke vom Magrib bis an die kleine Syrte; später, im J. 367 (977/8), als die Fatimiden sich immer tiefer in die syrischen Händel einlassen mußten, wurde auch Tripolis hinzugefügt. Wie in Sicilien, ging auch hier die Würde des Statthalters vom Vater auf den Sohn über, ohne daß man in Káiro in der Regel mehr als eine formale Anerkennung des Lehnsverhältnisses forderte. So beginnt mit Bolukkin die erste berberische Dynastie der Siriden, deren Geschichte uns in der letzten Abtheilung dieses Werkes noch weiter beschäftigen wird.

Am 22. Dhu'l-Hiddsche 361 (4. Oct. 972) hatte der Chalife Bolukkin in sein hohes Amt eingeführt, am 10. Rabí I 362 (19. Dec. 972) verließ er selbst Kábis (Gabes), die letzte größere Stadt der Provinz Afrika, am 23. oder 25. Scha'abán (29. 31. Mai 973) betrat er Alexandrien, kam am 2. Ramadán (6. Juni) in Gise an und hielt am 5. (9.) desselben Monats[1]) seinen feierlichen Einzug in das „Káiro des Mo'iſ". Er konnte zufrieden sein mit dem, was Dschauher in der neuen Stadt geleistet. Außer den nothwendigen Bauten für Heer und Behörden war eine große Moschee bereits in Angriff genommen, die als El-Aſhar „die Glänzende" heute noch zwar wegen der Einfachheit ihres Baues keine große Sehenswürdigkeit, aber trotzdem eine der größten Berühmtheiten des Isláms bildet. Denn die von Mo'iſ' Nachfolger El-Aſiſ im J. 378 (988/9) ihr gegebene Bestimmung, als Lehrstätte für Geistliche und Richter zu dienen, hat sie bis auf diesen Tag beibehalten, ja bei dem großen Einflusse, welchen die Kairiner Gelehrten auf

1) Nach Anderen 7. oder 8. Ramadán = 11. oder 12. Juni.



Ansicht von Kairo.

weite Kreise des mohammedanischen Orientes ausüben, stellt sie jetzt wie früher eins der Hauptcentren des islamischen Geistes dar. Damals natürlich diente sie, wie seit der am 15. Rabí II 359 (25. Febr. 970) erfolgten Besitzergreifung Dschauhers die Tulunidenmoschee in Fostát, dem Gottesdienste des schiitischen Ritus, welcher hier, wie früher in Westafrika, als Staatsreligion selbstverständlich eingeführt wurde. Nicht als ob es verboten gewesen wäre, sich als Ssunnit zu bekennen — sofern das im Stillen und ohne Verletzung der Allerhöchsten religiösen Gefühle stattfand — aber scheel angesehen wurden die Anhänger der alten Orthodoxie von den Officieren, Beamten und insbesondere den Berbern doch. Große Fortschritte freilich hat trotzdem der Schiitismus in dem durch und durch ssunnitischen Lande nicht gemacht, und obwohl es über zweihundert Jahre unter fatimidischer Herrschaft gestanden hat, ist die Zahl der Schiiten in Káiro heute gerade so gering wie sie vor der Ankunft Dschauhers war. Mußte die neue Herrschaft somit der Bevölkerung aus religiösen Gründen widerwärtig sein, so wurde sie wegen der maßgebenden Rolle, welche die Berbern spielten, auch als Fremdherrschaft empfunden. Aber man war in Aegypten nicht verwöhnt. Das Loos der Kopten blieb unter jedem Regiment dasselbe; die waren glücklich, wenn sie ihre Frohnarbeit wenigstens ohne Gefahr für Leib und Leben weiter verrichten durften. Die Städter fühlten sich als Araber, hatten aber wie überall so auch hier die alte kriegerische Schneide verloren. Aus den ewigen Bürgerkriegen zwischen den Emiren und der türkischen Soldateska brachten sie eine tiefe Sehnsucht nach äußerer Ruhe mit und dachten, abgesehen von gelegentlichen Schlägereien mit allzu eifrigen Schiiten, nicht daran zu revoltiren, so lange man ihnen gestattete, in Frieden ihrem Gewerbe nachzugehen; dafür waren freilich auch nur wenige tauglich oder bereit, im Heere des Chalifen zu dienen. Beduinen gab es damals wie heute kaum außer den Steinwüsten zwischen dem Nil und dem Rothen Meere, auch sie kamen in ihrer unzugänglichen Zurückgezogenheit für die Regierung in der Regel nicht in Betracht. So ist es nicht erstaunlich, daß unter den Fatimiden, wie früher unter der kürzeren Regierung des Ibn Tulún, das fruchtbare und gewerbfleißige (S. 472) Land rasch aufblühte und trotz seiner verhältnißmäßig geringen Bodenfläche[1]) für sich und die Herrscher eine Menge des Reichthums erzeugte, welche der Dynastie Halt und Kraft gab, weit über die eigenen Grenzen hinaus ihren Einfluß zu erstrecken. Unsicher freilich blieb immer der Besitz, den sie in Syrien und Arabien erwerben konnte; die Umständlichkeit der stets gefährdeten Verbindung durch die schmale Landenge von Suez nach Asien hinüber, die nicht umsonst schon dem ersten Omar mißfallen hatte (oben S. 266), erschwerte schnelles Eingreifen in jenen Provinzen und be-

1) Außer dem schmalen Nilthale ist bekanntlich nur das Delta und das sogenannte Faijúm (Oase des Moerissees) culturfähig: und diese zusammen machen nur 554 Quadratmeilen aus, weniger als den Umfang Belgiens (Ad. Erman, Aegypten und ägyptisches Leben im Alterthum, Tübingen 1885, S. 31).

günstigte die Versuche der Byzantiner wie der mesopotamischen und arabischen Machthaber, die ägyptischen Chalifen nach dem Nil zurückzudrängen.

Das hatte man schon unmittelbar nach der Einnahme Syriens gelegentlich des Angriffes der Karmaten erfahren müssen, und wie dieser die nächste Ursache der Uebersiedelung des Mo'iſ nach Kairo gewesen war, so brachte das Jahr 363 (974) in der That die erwartete Wiederholung ihres Einfalles. Er geschah, wie der langen Vorbereitung entsprach, mit starken Kräften, welchen das Heer des Mo'iſ nicht gewachsen war; trotzdem sich die Berbern gut wie immer schlugen und, wie es heißt, sogar in dem ersten Gefechte die Oberhand behielten, glaubte der Chalife doch nicht Alles auf die Würfel einer großen Schlacht setzen zu dürfen; er zog sich hinter die Mauern der Hauptstadt zurück und versuchte es abermals mit dem Spiel, das vor drei Jahren dem Dschauher so vortrefflich geglückt war. Er fand die Beduinen vom Stamme Taij, welche den Karmaten Zuzug geleistet hatten, bereit, für eine erkleckliche Summe ihre Kameraden zu verrathen. In der That ergriffen sie, als die Berbern sich auf die Belagerer warfen,[1]) ohne Weiteres die Flucht, und die Ueberraschung und Verwirrung der Uebrigen brachte trotz der größten Tapferkeit ihres Anführers Á'aßam und seiner Umgebung dem Fatimiden einen vollständigen Sieg ein. Noch bevor die Reste des zersprengten Heeres Lachßa erreicht hatten, nahm die karmatische Herrschaft über Syrien ebenfalls ein unerwartetes Ende. Die zwei Anführer der in diesem Lande zurückgebliebenen Abtheilungen waren, vielleicht schon vor der Entscheidung in Aegypten, in Zwist gerathen; dies benutzte der sofort nach dem Norden abgegangene ägyptische General, einigte sich mit demjenigen der Streitenden, welcher dem Obercommando der Karmaten abgeneigt war und seinen Gegner bereits geschlagen und gefangen hatte, und brachte so Damaskus wieder in die Gewalt der Berbern. Nach Gewohnheit mißhandelten diese aber die Einwohner der Stadt, bis sie verzweifelt zu den Waffen griffen, und es begann nun wieder ein Krieg Aller gegen Alle, der erst Mitte 364 (975) von dem mit neuen Truppen aus Aegypten anrückenden Reiján, einem Eunuchen des Chalifen, gestillt werden konnte. Aber gleich darauf (364 = 975) ward dieser von einem Haufen türkischer Landsknechte unter Aftekin, einem Officier des Buweihiden Bachtjár, welcher mit seinem Herren

1) Die Daten bei Wüstenfeld, Gesch. d. Fatimiden-Chalifen, S. 121f., nach denen der Einfall des Á'aßam in Aegypten erst im Scha'abán, die Entscheidungsschlacht nach dem 1. Ramadán stattgefunden hätte, stimmen nicht zu der weiteren Angabe (S. 124), der zufolge die fatimidischen Truppen langsam hinter den fliehenden Karmaten hergingen und doch am 23. Ramadán vor Damaskus standen. Noch weniger ist es möglich, daß der Karmatenführer Abu'l-Munaddscha Anfang desselben Monats die Schlacht vor Kairo mitmachte, und am 10. bereits wieder in Damaskus war (S. 122. 124). Die mir vorliegenden Texte ermöglichen mir nicht, die richtigen Daten herauszufinden; vielleicht löst sich die Hauptschwierigkeit mit der oben angedeuteten Auffassung, daß Abu'l-Munaddscha nicht erst von dem flüchtigen Heere abcommandirt wurde, sondern von Anfang in Syrien zurückgeblieben war.

im Irâk zerfallen war und sich nun irgendwo ein Fürstenthum suchte, wieder aus Damaskus vertrieben, und dort das Gebet für den Abbassidenchalifen Tâ'ï verrichtet. Um sich gegen die zu erwartenden Angriffe aus Aegypten zu decken, schloß Aftekîn ein Bündniß mit den Byzantinern, welche soeben einen auf Tripolis vorgeschobenen fatimidischen Heerhaufen zurückgedrängt und vor Beirut geschlagen hatten; nicht allein dieser Ort, sondern schon Sseida (Sidon) und damit die ganze Küste bis auf die Höhe von Damaskus war ihnen in die Hände gefallen. Indeß hielten sie es doch für unsicher, eine so weit nach Süden vorgeschobene Stellung inne zu halten; als sie auf Tripolis zurückgingen, brachte Reijân, der nach seiner Vertreibung aus Damaskus sich mit den Resten des von ihnen besiegten Heeres vereinigt hatte, ihnen noch eine Niederlage bei und beraubte dadurch Aftekîn des Vortheiles, welchen er sich von dem Zusammenwirken mit den Griechen versprochen hatte. An eine Wiedereroberung von Damaskus war indeß vorläufig noch nicht zu denken.

Die Verwicklungen, welche aus dem Ineinandergreifen der Vormärsche türkischer oder arabischer Emire aus dem Osten und Norden, byzantinischer Truppen aus dem Nordwesten, fatimidischer und karmatischer Heerhaufen aus dem Süden entstehen mußten, werden aus dem Bisherigen einigermaßen anschaulich sein. Für die allgemeine Geschichte des Islâms haben diese Wirren eine symptomatische Bedeutung, insofern sie die fortgesetzte Auflösung des abbassidischen Staates charakterisiren und auf die nur durch die Zersplitterung der islamischen Kräfte erklärlichen Erfolge der Kreuzfahrer vorbereiten. Aus diesem Gesichtspunkte schien es zweckmäßig, den Anfängen der Fatimiden in Syrien eine auf das Einzelne gerichtete Aufmerksamkeit zu schenken; für die Folge wird es nicht nothwendig sein, mehr als die hauptsächlichsten Veränderungen auf diesem Gebiete zu berühren, Veränderungen, welche der erste ägyptische Chalife selbst nicht mehr erleben sollte. Im Rabî II des Jahres 365 (December 975) starb Mo'iss in seiner Residenz, erst 46 Jahre alt. Seinem Vater und Großvater unähnlich, hatte er kriegerische Tüchtigkeit für sich selbst kaum je in Anspruch genommen, und doch war es ihm beschieden gewesen, den alten Traum seiner Ahnen zu erfüllen, vor den Thoren der Abbassiden eine drohende Stellung und ein eigenes Reich sich zu schaffen. Ein verständiger und kluger Fürst, wußte er sich die Leute auszuwählen, die zur Durchführung seiner Pläne tauglich waren, nicht minder aber auf dem für den Ismaeliten immer nicht ganz festen Boden Aegyptens durch kluge Schonung der ssunnitischen und christlichen Elemente seiner Herrschaft eine Stätte zu bereiten. Sein Sohn und Nachfolger Nisâr, genannt El-Asîs (365—386 = 975—996), hat das Werk seines Vaters im Ganzen in gleichem Sinne fortgesetzt: ist auch nicht zu bezweifeln, daß Beide die ismaelitischen Traditionen im Geheimen festhielten, so waren sie doch viel zu vorsichtig, um durch schroffe Hervorkehrung extremer Anschauungen die Leute vor den Kopf zu stoßen. Solche Vorsicht war allerdings um so noth-

wendiger, als die Verhältnisse schon den Asîs zwangen, die für ein größeres Staatswesen doch unzureichenden Kräfte der Kitâma-Berbern besonders im Hinblick auf die bedenklichen Verhältnisse Syriens durch Anwerbung anderer Truppen zu ergänzen, welche zum größten Theile den ismaelitischen Anschauungen wenigstens zunächst fremd gegenüberstanden. Wie überall, war man auch in Aegypten zur Verstärkung der Landestruppen auf Türken und Deilemiten angewiesen. Diese waren allerdings Schiiten, aber jene, die sich in der Regel zum ssunnitischen Ritus bekannten, erheblich in der Mehrzahl, und vielleicht eben so sehr aus religiösem wie aus nationalem Widerwillen ergab sich bald ein schlechtes Verhältniß zwischen den neuen Truppen und den Berbern, deren Verstimmung sich unter Asîs selbst schon in einem Aufstande Luft machte (373 = 983/4). Daß es Türken waren, die ihn unterdrückten, konnte die Laune der Afrikaner nicht verbessern. Während aber die Fatimiden auf solche Weise früh genug anfingen, von dem allgemeinen Verfall des Ostens sich in Mitleidenschaft ziehen zu lassen, thaten sie einstweilen doch einen erheblichen Schritt zur Ausdehnung ihrer Macht in Syrien. Im J. 365 (976) suchte Asîs den alten Dschauher, der in den letzten Jahren des Mo'îs etwas auf die Seite geschoben war, wieder hervor, den bedenklichen Krieg gegen Aftekîn zu beendigen. Der indeß rief die Karmaten zu Hilfe, Dschauher mußte zurückgehen und wurde in Askalon belagert (366 = 976/7); Aftekîn aber war so anständig oder unweise, oder fürchtete sich vor seinen karmatischen Bundesgenossen selber dermaßen, daß er ihm den Abzug gestattete, gegen viele schöne Versprechungen, von denen natürlich keine gehalten wurde. Asîs ging nun 367 (977) selbst nach Syrien und soll die Verbündeten bei Ramla geschlagen haben; sehr großartig wird der Sieg nicht gewesen sein, da er nachher den Aftekîn nur durch Verrath gefangen nahm und den Karmaten einen jährlichen Tribut von 20000 Goldstücken bewilligte. Die freilich hörten damit auf, den Fatimiden furchtbar zu sein. Der erklärte Feind der letzteren, Á'aßam, war seit 366 (976) nicht mehr; die meisten Mitglieder des alten Regentschaftsrathes, unter ihnen der letzte Bruder des Abu Tâhir, waren ebenfalls heimgegangen, die Mißerfolge der letzten Jahre konnten weder auf die Eintracht im Innern noch auf das Ansehen unter den Beduinen förderlich wirken. So hielten die neuen Führer, die jetzt aus anderen Mitgliedern der Familie Abu Ssa'îds gewählt waren, es für zweckmäßig, in die Pfade zurückzulenken, die in der besten Zeit des Karmatismus zu so großen Erfolgen geführt hatten: ihre Schaaren wandten sich von Neuem gegen die Abbassiden, will sagen, die Buweihiden, und nahmen ihre Plünderungen der Pilgerkarawanen und des irâkischen Grenzlandes wieder auf. Aber ihre Zeit war vorüber; Mekka, wo jetzt eigene Stadthäupter aus den Scherifen, d. h. den Nachkommen des Propheten, die oberste Autorität ausübten, war ihrem Einflusse entzogen, die Beduinen fügten sich ihnen nicht mehr, brachten ihnen 378 (988/9) eine üble Niederlage bei und erhoben seitdem ihrerseits den Pilgerzoll, für dessen Erlegung jene in früheren Jahren die Wallfahrt

wohl zu gestatten pflegten. Als einfache Herren von Lachßa werden sie 429 (1037/8) noch einmal erwähnt; dann hören wir nichts mehr von den Karmaten, die so lange der Schrecken dreier großer Länder gewesen waren.

Es war für die Fatimiden doch ein widerwärtiges Mißgeschick, das sie grade in dem Augenblicke ihres tauglichsten Werkzeuges beraubte, als sie hoffen durften, mit seiner Hilfe den ganzen Osten aus den Angeln zu heben. Auf die eignen und Aegyptens Kräfte allein angewiesen, kamen sie über die Grenzen Syriens nicht hinaus, und der ismaelitische Geheimbund, dessen Wirksamkeit in allen Provinzen des Ostens nur immer zunahm, entglitt schließlich ihren Händen und bildete sich zu einer selbständigen Macht aus, welche an dem Schicksale der Nachkommen seines Gründers kein Interesse mehr nahm. Trotzdem ist ihre Geschichte von höherem Interesse, als die jener anderen Nebendynastien, welche sich in raschem Wechsel auf dem Boden des Abbassidenchalifates ablösten, wegen der Zähigkeit, mit welcher sie lange Zeit an den eigenthümlichen Traditionen ihres Geschlechtes festhielten, und der merkwürdigen Zwischenfälle, welche eben durch diese Traditionen hervorgerufen wurden. Die syrischen Ereignisse freilich sind nichts als eine ermüdende Folge von Unbotmäßigkeiten der damascenischen Statthalter, Einmischungsversuchen erst der Hamdaniden in die Verhältnisse des Südens, dann beim Niedergang der Dynastie Sseifeddaulas der fatimidischen Emire in die Bürgerkriege von Haleb. Der nicht eben sehr glänzenden, aber klugen Politik des Asîs und seines einflußreichen Wesîrs, jenes Ibn Killis, welcher dem Heere Dschauhers den Weg nach Aegypten gewiesen hatte, gelang es allmählich, Damaskus etwas abhängiger von Kâiro zu machen, und wenn auch die Hamdaniden im letzten Augenblicke von dem Kaiser Basilius gedeckt wurden (oben S. 575), so konnte die formelle Anerkennung, die im J. 402 (1011/2) ihr Hausmeier und demnächst Verdränger Lulu dem Chalifen Hâkim leistete, diesen in die Einbildung wiegen, daß er wirklich über ganz Syrien gebiete. Die mannigfachen Grenzkriege mit den Byzantinern änderten an den beiderseitigen Besitzverhältnissen auf die Dauer kaum etwas; Antiochia blieb eben schließlich immer griechisch, Hamât, Himß, Haleb und Damaskus arabisch, wenngleich die Emire, vorzüglich die im Gebiete der beiden letztgenannten Städte commandirenden, oft genug wenig nach dem Oberherrn in Kâiro fragten. Ab und zu vermochte doch ein tüchtiger General die Autorität der Fatimiden nachdrücklich zur Geltung zu bringen, wie der Türke Anuschtekîn Disbiri, der 429 (1038) Haleb dem Emiratsgeschlechte der Mirdaßiden noch einmal abnahm und für einen Augenblick sogar den Anschluß einiger mesopotamischer Städte bewirkte. Es waren kräftigere Arme, als die syrischer Kleinfürsten, welche die Aegypter schießlich aus diesem Lande hinauswarfen. Längst waren im Irâk und den persischen Provinzen die buweihidischen Sultane dabei, in unaufhörlichen Familienzwisten und Bürgerkriegen sich aufzureiben, und stellten in Folge dessen kaum mehr als Spielbälle ihrer türkischen und deilemitischen Truppen dar, grade wie einst die Abbassidenchalifen Musta'în und Mo'otáß.

Da nahten gegen die Mitte des fünften (elften) Jahrhunderts neue Türkenschaaren aus dem Osten, mit den fast in Atome zersplitterten Kleinstaaten aufzuräumen und noch einmal für kurze Zeit den größten Theil des mohammedanischen Orientes zu einen. Es waren die Enkel des Sseldschuk, eines Türkenhäuptlings, der aus dem jetzigen Kirgisenlande nach Transoxanien eingewandert war, und dessen Nachkommen sich nach der Weise der Landsknechtsführer ebenso zu Herren großer Reiche emporkämpften, wie hundert Jahre früher die Buweihiden selbst es gethan hatten. Am 22. Ramadán 447 (15. Dec. 1055) ward der Name des Sseldschuken Togrulbeg in Bagdad bereits im Freitagsgebete genannt, und den 25. (18.) hielt er seinen Einzug in die alte Chalifenstadt, dem Namen nach als Vasall, in der Wirklichkeit als Gebieter des ohnmächtigen Abbassiden, der als geistlicher Thürsteher des jeweiligen Sultanates von den Abfällen des weltlichen Herrentisches dort lebte. Togrulbegs Großneffen Mélikschâh war es beschieden, seinem Scepter außer dem Norden auch fast den ganzen Westen Vorderasiens unterworfen zu sehen: im Jahre 463 (1071) eroberten seine Truppen unter Atßyf Jerusalem, 468 (1076) Damaskus. Wie das Reich der Buweihiden, zerfiel auch der neue sseldschukische Großstaat bald in eine Reihe von Einzelgebieten, deren Herren sich gegenseitig befehdeten und den Fatimiden neues Uebergreifen bis Jerusalem gestatteten; aber Damaskus hat bis in unser Jahrhundert nie einen ägyptischen Statthalter wieder gesehen.

Weit interessanter als diese äußeren Vorgänge, aber auch weit schwieriger in ihren Zusammenhängen aufzudecken sind die Bestrebungen der Fatimiden, ihre Stellung als Häupter des Ismaelitismus zur Verdrängung der Abbassiden auszunutzen. Mit den paar Zehntausenden berberischer und türkischer Truppen, über die man in Kairo verfügte, ließ sich kaum Syrien erobern, geschweige Mesopotamien oder das Irâk; so kam es darauf an, jene Provinzen durch die ismaelitischen Netze so zu umstricken, daß man in Bagdad festen Fuß zu fassen im Stande war. Die Katzenfreundlichkeit, mit welcher der kluge Asîs 369 (980) eine Annäherung an den grade auf der Höhe seiner Macht stehenden Buweihiden Adud ed-daula versuchte, fand ihre richtige Würdigung in einer höflichen Antwort, die mit der Erneuerung des Protestes angesehener Aliden und Ssunniten Bagdads gegen die Echtheit der Fatimidengenealogie (vgl. S. 597 Anm.) merkwürdig zusammentraf; daß inzwischen die ismaelitische Propaganda nach wie vor ihr heimliches Werk fortbetrieb, wird durch mehrfache Anzeichen bestätigt. Asîs, der im gewöhnlichen Leben einen heiteren und frohgemuthen Charakter, dabei Vorliebe für Pracht und Genuß zeigte und bei allem Verstande doch seinen Beamten, insbesondere dem übrigens nicht verdienstlosen Ibn Killis mehr überließ, als eigentlich gut war, fiel daneben immerhin durch einige Eigenthümlichkeiten auf; er begünstigte mehr, als man sonst in Aegypten gewohnt gewesen war, die Christen und Juden und nahm die Fähigkeit für sich in Anspruch, die Zukunft wahrsagen zu können. Das waren vermuthlich die ersten Fühler einer Politik, die al-

mählich das Volk an die ismaelitischen Grundsätze und Dogmen gewöhnen sollte; zum Unglück für die Fatimiden ließ der nächste Chalife sich von der Art seines Geistes und den Eingebungen einiger Fanatiker hinreißen, auf diesem Wege den dritten Schritt vor dem zweiten zu thun und damit nicht allein den Erfolg seiner Maßregeln, sondern auch die Zukunft seines Hauses auf das Gefährlichste preiszugeben. Der Sohn des Afîs, Abu Alî El-Manßûr, genannt El-Hâkim bi-emri'llâh „der Gottes Befehl Durchführende" (386 bis 411 = 996—1021) ist eine der merkwürdigsten und räthselhaftesten Persönlichkeiten, welche die Geschichte kennt. Wer den massenhaften Anekdotenkram der späteren Historiker überblickt, denen der Schlüssel seines Wesens abhanden gekommen war, und die verständnißlos, je toller je besser, die im Volksmunde vergröberten und übertriebenen Geschichten zusammenhäuften, der wird den Hâkim zunächst für einfach verrückt erklären, und das ist denn auch vielfach geschehen. Wir erkennen aber aus einem unzweideutigen Beispiele[1]), daß mehr als die anderen Fürsten seines Geschlechtes dieser merkwürdigste der Fatimiden der Sage Veranlassung gegeben hat, sein Bild mit einem dichten Schleier zu umweben, durch welchen nur undeutlich einige Hauptzüge hindurchschimmern. „Im Jahre 395," erzählt der Historiker der ägyptischen Chalifen,[2]) „erschienen die unsinnigsten Verordnungen. Aller öffentliche Verkehr auf den Märkten und in den Hallen wurde für die Nacht bestimmt, bei Tage blieben die Verkaufsstellen geschlossen; in der Folge wurde dies in das Gegentheil umgeändert, daß nach Sonnenuntergang die Häuser geschlossen werden mußten und sich Niemand auf der Straße durfte sehen lassen. Den Frauen wurde verboten auszugehen und deshalb den Schuhmachern untersagt für sie Stiefel zu machen; sie durften nicht an den Fenstern erscheinen .... Um die Christen und Juden in den Bädern ohne Bekleidung von den Muslimen unterscheiden zu können, mußten die Christen ein Kreuz, die Juden Schellen am Halse tragen ... Alle Hunde auf den öffentlichen Plätzen, in den Haupt- und Nebenstraßen mußten getödtet werden. — Verboten war der Verkauf von Gerstensaft .. Lupinen ... Fische ohne Schuppen durften nicht gefangen werden" u. s. w. — So ganz unsinnig sind doch wenigstens nicht alle diese Verfügungen. Das Untersagen des Ausgehens nach Sonnenuntergang und das Einsperren der Frauen erklärt sich als ein Versuch, die Lüderlichkeit des Lebens einer großen Stadt einzuschränken; die Vorschrift für die Christen und Juden ist eine Vervollständigung der Kleiderordnungen Omars (S. 273),

---

1) Ich meine den Roman von Hâkims Ermordung auf Betrieb seiner Schwester, dessen Kritik durch einen kaum 30 Jahre nach dem Verschwinden des Chalifen aufgezeichneten Bericht eines christlichen Aegypters ermöglicht wird. Vgl. de Sacy, Exposé de la religion des Druzes I, CCCCXVI ff., zu dessen schlagenden Ausführungen man vielleicht noch hinzufügen kann, daß der Hâkims Schwester nachgesagte Beweggrund (S. CCCCVI) klärlich aus dem bekannten Verfahren des Chalifen gegen die ägyptischen Frauen (S. CCCLXXII) zurecht combinirt ist. 2) Wüstenfeld, Geschichte der Fatimiden-Chalifen, S. 179.

die ja auch in Bagdad unter Mutawakkil erheblich verschärft worden waren (S. 524), und zeugt ebenso wie das Verbot des berauschenden Bieres von dem Bestreben, die Grundsätze des Islâms mit voller Kraft in Geltung zu bringen. Anderes können wir uns freilich nicht erklären, dürfen es darum aber doch nicht ohne Weiteres für bloße Laune eines Despoten halten, welcher doch nach manchen Seiten hin so zweckbewußt vorging. Die Ueberlieferung giebt uns eben nichts als nackte Thatsachen, theilweise gewiß verzerrt und übertrieben: es wäre aber verwunderlich, wenn diese Räthsel ohne Ausnahme heute noch gelöst werden könnten. Manchmal liegt ein tiefer Sinn in den Handlungen scheinbar zweckloser Grausamkeit, die uns berichtet werden. Eines Tages, heißt es, wie Hâkim nach seiner Gewohnheit bei Nacht auf seinem Esel spazieren ritt, nur von ein paar Trabanten begleitet, kamen ihm zehn wohlbewaffnete Männer (vermuthlich Türkensoldaten) in den Wurf, die sich herausnahmen, Geld von ihm zu verlangen. „Theilt euch in zwei Haufen und kämpft mit einander; wer den Sieg behält, soll Geld bekommen," sagte der Chalife. Sie fielen sogleich über einander her, bis neun von ihnen todt am Boden lagen. Dem Zehnten warf Hâkim eine Handvoll Goldstücke hin; als er sich aber neigte, sie aufzulesen, hieben ihn die Trabanten auf einen Wink ihres Herrn ebenfalls nieder. Merkwürdig und imponirend, so hören wir, ist schon die Erscheinung des abenteuerlichen Herrschers gewesen. „Sein Anblick war furchtbar wie der eines Löwen," so lautet die Charakteristik eines fast zeitgenössischen Schriftstellers, „seine Augen waren groß und von schwärzlichem Blau, man konnte seinen Blick nicht aushalten; seine Stimme war stark und erschreckend. Sein Wesen zeigte Launenhaftigkeit und Unbeständigkeit mit Grausamkeit, Gottlosigkeit mit Aberglauben gemischt. Er betete, wie man sagt, in besonderer Weise den Planeten Saturn an, und glaubte in Verkehr mit dem Satan zu stehen. Man versichert, daß im Laufe seiner Regierung 18 000 Menschen Opfer seiner Wildheit geworden sind." Wir haben, will mir scheinen, die Wahl, in dem räthselhaften Manne entweder einen begabten, aber launenhaften und in der Schule der Ismaeliten zu wahnsinniger Selbstvergötterung verbildeten Tyrannen zu sehen, oder aber einen großartig angelegten Fürsten, der von den Traditionen und der Geschichte seines Hauses zu einer souveränen Verachtung der Menschen geleitet wurde, derselben Menschen, welche er wie weiches Wachs kneten zu müssen glaubte, um sie vielleicht dennoch zu etwas Besserem heranzuerziehen. Möglich, daß er in seiner widerspruchsvollen Natur mehr oder weniger Beides vereinte: die volle Wahrheit vermag hier vielleicht höchstens das Auge eines Dichters zu schauen. Wie dem sei, die Entwicklung seiner Politik ist aus dem Wuste der Ueberlieferung von einem hervorragenden Historiker[1]) dahin festgestellt worden, daß er in der früheren Periode seiner Regierung (386—408 = 996—1017) abwechselnd erst den

---

1) Dozy, Essai sur l'histoire de l'islamisme, trad. p. Chauvin, Leyde 1879, p. 283—291.

Schiiten, dann den Ssunniten gespielt, in der zweiten (408—411 = 1017 bis 1021) den Versuch gemacht hat, das ismaelitische Dogma von der Incarnation des göttlichen Geistes in den Nátiks (S. 589) in der Weise als Staatsreligion durchzuführen, daß er selbst als siebenter und höchster Nátik göttliche Verehrung für sich in Anspruch nahm. Daraus erklärt es sich, daß er in der ersten Zeit gegen Juden und Christen die ärgsten Verfolgungen ins Werk setzte, ihren massenhaften Uebertritt zum Islám erzwang, die würdigsten Bischöfe mit Drangsalen aller Art heimsuchte, die Kirchen und Synagogen in seinem ganzen Reiche niederreißen ließ, während er in der zweiten auf einmal Jedem freistellte, sich zu einer beliebigen Religion zu bekennen, ja den zum Islám Bekehrten den Rücktritt zu ihrer früheren Confession gestattete, was bekanntlich sonst unerhört ist (vgl. S. 440) — wissen wir doch, daß für den in die höheren Grade des Ismaelitismus Eingeweihten jede Religion von gleichem Werthe oder Unwerthe ist (S. 592). Ich kann mich indeß nicht zu der Annahme entschließen, daß Hákims persönliche Ueberzeugungen gleichzeitig dieselben Phasen durchlaufen haben sollten, welche in seinen Regierungsmaßregeln sich darstellen. Die Thatsache, daß er schon im J. 399 (1009) eine vollkommene Gleichstellung des ssunnitischen und schiitischen Ritus verkünden ließ und dann 400 (1010) selbst scheinbar zur Ssunna übertrat, läßt sich in Verbindung mit der nicht blos für Juden und Christen, sondern auch für die Muslime unbequemen, ja harten Durchführung der rigorösen Kleidungs- und Speisegebote des alten Islâms für einen von Jugend auf in ismaelitischen Anschauungen erzogenen Fürsten meines Erachtens nur so begreifen, daß man annimmt, er habe der ganzen Bevölkerung die Gleichgiltigkeit des religiösen Bekenntnisses an sich zu Gemüthe führen und ihre eigene Zugehörigkeit zu demselben ihr lästig und widerwärtig machen wollen. Es ist das freilich nur eine, wie nicht anders möglich, unbestimmte Vermuthung, und eben so wenig läßt sich entscheiden, was von allen seinen Handlungen ihm selbst, was seinen ismaelitischen Lehrern zuzuschreiben ist. Denn als er zur Regierung kam, zählte er ein paar Monate über elf Jahre, als er seine ersten „unsinnigen" Verordnungen erließ, sechzehn, und andererseits steht es fest, daß ein Jahrhundert später, unter den letzten schwachen Fatimiden, der ismaelitische Bund so unabhängig geworden ist, daß mehr als einmal von einem der Wesire oder Generale, welche die eigentliche Regierung in Händen hatten, ausdrücklich gesagt werden konnte, „er war Ismaelite und machte sich aus den Fatimiden nichts". Der furchtbare Orden hat eben fast überall sein Geheimniß gut gewahrt, auch vor uns; nur die Thatsache seines Fortbestehens und des mächtigen Einflusses, den er übte, ist nicht zu bezweifeln, die wechselnden Beziehungen zwischen ihm und den Chalifen, die er hervorgebracht, sind in undurchdringliches Dunkel, vielleicht für immer, gehüllt.

Wie dem Allen auch sei, Aegypten war kaum für den Schiitismus, gewiß nicht für die ismaelitischen Grundsätze reif. Die Wohlthaten und zweckmäßigen Einrichtungen, welche dem verschrieenen Chalifen nicht abge-

sprochen werden können, haben eine allgemeine Unzufriedenheit und Erbitterung des Volkes nicht verhindert, deren Ausbruch in einem gefährlichen Aufstande schon 396 (1005/6) die fatimidische Dynastie an den Rand des Verderbens brachte. Ein von dem berühmten spanischen Majordomus des Chalifen Hischám, El-Manßúr[1]), vertriebener omaijadischer Prinz, der unter dem Namen Abu Rakwa bekannt ist, wußte sich den ohnehin gegen die Türkengeneräle der Fatimiden verstimmten Arabern und Berbern von Barka als Imám zu empfehlen, daß sie unter seiner Führung gegen Hákim sich erhoben. Die gegen ihn ausgesandten Türken der Hauptstadt wurden geschlagen, und Abu Rakwa stand bereits an den Thoren Káiros, als es den in der Eile aus Syrien herbeigeholten Hilfstruppen im letzten Augenblicke vermöge einer Kriegslist gelang, die Aufrührer zu bewältigen. Auch später fehlte es nicht an inneren Wirren. Bald wurden die türkischen Truppen auf die unzufriedenen Bewohner der Residenz losgelassen, bald geriethen Türken und Berbern mit den Negertruppen, welche Hákim zu seiner persönlichen Bewachung in Dienst genommen hatte, in Streit: es ist nicht zu läugnen, daß der Versuch des Chalifen, Aegypten in den ismaelitischen Musterstaat zu verwandeln, zu welchem die Karmaten von Lachßa erst einen unvollkommenen Ansatz gebildet hatten, eine tiefe Zerrüttung der fatimidischen Macht verschuldet und den Niedergang der Dynastie herbeigeführt hat. So schlimm die Sachen schon in der ersten Periode von Hákims Regierung gestanden hatten, die zweite kehrte endgiltig das Unterste im Lande zu oberst. Schon im J. 395 (1004) war unter dem Namen „das Haus des Wissens" eine neue Lehranstalt eröffnet worden, welche zur Verkündigung und Ausbreitung schiitischer, auch wohl harmlos scheinender ismaelitischer Anschauungen der ersten Grade (S. 589) bestimmt war. Sie hatte ihren Zweck nur unvollkommen erfüllt; das Volk war und blieb im Herzen ssunnitisch. Um so allgemeiner mußte die Empörung sein, die es ergriff, als ein türkischer Ismaelite Namens Dárasi, welcher aus dem Osten zu Hákim gekommen und als einer der Intimen des Palastes bekannt war, im J. 407 (1017)[2]) eine Schrift veröffentlichte und in der großen Moschee vorzulesen anfing, in welcher ausgeführt war, daß Adams Seele auf Ali, den Schwiegersohn des Propheten, von diesem auf die Fatimiden und gegenwärtig also auf Hákim übergegangen sei. Die Versammlung fiel über den frechen Ketzer her, der mit Mühe sein Leben rettete[3]), während eine ganze Anzahl seiner Anhänger getödtet und ihre Häuser geplündert wurden. Hákim versah ihn heimlich mit Geld und ermöglichte sein Entkommen nach Syrien, wo er unter den seit alten Zeiten dem Islám nicht sehr warm zugeneigten Bergbewohnern des südlichen Libanon mehr Anklang fand und

1) Gewöhnlich Almansor genannt; s. die letzte Abtheilung dieses Werkes.
2) Das Datum steht nicht ganz fest, doch ist das oben nach de Sacy gegebene wohl das wahrscheinlichste. Anders Wüstenfeld, Geschichte der Fatimiden-Chalifen S. 206 f.
3) Nach anderem Bericht wäre er todtgeschlagen worden, das ist aber sicher unrichtig.

so die Secte der Drusen stiftete, die von ihm ihren Namen[1]) trägt und in deren übrigens dem ismaelitischen Lehrsystem des vierten Grades (S. 589) ziemlich ähnlichem Dogma heute noch der Fatimidenchalife als „unser HErr Hâkim" die Stelle eines Gottes einnimmt. Nicht gewitzigt durch den Mißerfolg, gestattete der Chalife im J. 409 (1018) einem zweiten und 410 (1019) einem dritten Bekenner seiner Göttlichkeit, in der Residenz Proselyten zu machen. Der erstere wurde bald von dem Volke wieder vertrieben, der andere, ein Perser, Namens Hamsa, trieb sein Wesen bis ins Jahr 411 (1020), wo er ebenfalls in der Moschee seine Gotteslästerungen vortragen wollte. Er fand keine bessere Aufnahme als seine Vorgänger, es gab wieder heftige Unruhen, an welchen sich diesmal auch die türkische Garnison betheiligte, und Hamsa mußte ebenfalls die Flucht ergreifen. Er ging zum Dárasi und wurde die eigentliche theologische Autorität der Drusen, die noch heute sich zu seinem Katechismus bekennen; Hâkim aber rächte sich an seinen schwerfälligen Unterthanen dafür, daß sie von seiner Göttlichkeit nichts wissen wollten, indem er seinen Leibwachen und den Türken den Wink gab, sich nach Belieben auf Kosten des Bürgers in der Stadt gütlich zu thun; wie die Soldateska das verstand und ausführte, läßt sich denken. Schließlich standen gar die Berbern und Türken gegen die Negergarden des Chalifen in Fehde; es war eine greuliche Wirthschaft.

Was Hâkim sich dabei dachte, läßt sich nicht ausmachen, denn in der Nacht des 27. Schauwál 411 (13. Febr. 1021) ist er plötzlich vom Erdboden verschwunden, die vielen Räthsel seines Lebens mit einem letzten unlösbaren endigend. Daß ihn seine Schwester aus Furcht vor dem ihr angedrohten Tode habe ermorden lassen, ist eine Erfindung (vgl. S. 629 Anm. 1); was aus ihm wirklich geworden, ist unbekannt. Nach Allem, was wir über sein Leben wissen, möchte ich annehmen, daß er, die Unmöglichkeit seinen Grundsätzen in Aegypten Eingang zu verschaffen einsehend, sich zurückgezogen hat in irgend einem Versteck sein Leben zu beschließen, um wenigstens seinen Anhängern die Ueberzeugung zu bewahren, daß er der wahre Nâtik gewesen, der vom Tode unberührt am Ende der Tage aus seiner Verborgenheit als Imâm und Machdi wieder hervortreten werde, wie das in der That die Drusen noch heute glauben. In jedem Falle hinterließ er seinem Sohne Abu'l-Haßan Ali, genannt Ez-Zâhir (411—427 = 1021—1036), eine Aufgabe, deren Lösung dem 16jährigen Jüngling schwerlich möglich gewesen wäre, hätte er nicht an seiner Tante Ssitt el-mulk[2]) eine Vormünderin besessen, die von dem Bruder wenigstens die Energie hatte. Nachdem sie einer Anzahl von Offizieren mehr oder weniger hinterlistig den Kopf hatte vor die Füße legen lassen, kam das Heer und damit das Land wieder in Ordnung; auch Syrien, wo nach dem Tode Hâkims kein Mensch sich um die

---

1) Sie heißen arabisch nach der genaueren Aussprache Ed-Darasíje „die Darasi-[bruder]schaft". 2) „Herrin des Reiches". Von „Ssitt" Herrin stammt die Sitta in Nathan dem Weisen; ihr Titel war Ssitt Esch-Schám „Herrin Syriens".

Autorität des Chalifen mehr kümmerte, wurde 420 (1029) wieder besetzt. Damals war Sitt el-mulk schon gestorben, aber Záhir scheint neben der Vergnügungssucht, von welcher er nicht freizusprechen ist, doch auch einige ernstere Herrschereigenschaften besessen zu haben, und wir hören während seiner Regierung nichts weiter von Unruhen in Aegypten. Es war ein Unglück für das Land, daß er einer Pestepidemie am 15. Scha'abán 427 (13. Juni 1036) zum Opfer fiel, denn sein Sohn Abu Temim Ma'ádd mit dem Titel El-Mustánßir (427—487 = 1036—1094) hat zwar die von keinem andern muslimischen Herrscher erreichte Regierungsdauer von 60 Mond- oder 58 Sonnenjahren, sonst aber außer einem sehr ausgebildeten Talente sich zu amüsiren und Geld zu verbrauchen wenig aufzuweisen. Freilich war er bei seiner Thronbesteigung erst 7 Jahre alt, und „wehe dem Lande, dessen König ein Kind ist!" Seine Mutter war eine Negersklavin, und unternahm es mit Hilfe der Negergarde, deren Schaaren allmählich bis auf 50000 Mann angewachsen sein sollen, für ihn zu regieren; es liegt indeß auf der Hand, daß bei der Vormundschaft einer ungebildeten und wenig bedeutenden Frau nicht viel Gutes herauskommen konnte. Während der tapfere Dißbiri in Syrien die oben (S. 627) berührten Erfolge davontrug, lieh man in Kairo Verleumdungen das Ohr, welche die Verdrängung des einzigen Feldherrn des Augenblicks zur Folge hatten und damit den syrischen Emiren wieder freie Hand für ihre Unbotmäßigkeit schufen; dann kamen Palastintriguen und Morde von Ministern und sonstigen Großen auf die Tagesordnung. Als 440[1]) (1048/9) der Siride Mo'iß Ibn Badís die längst der That nach bestehende Unabhängigkeit des Westens auch formell in Anspruch nahm, wurden zwar einige arabische Beduinenstämme auf das Gebiet des abgefallenen Lehnsmannes losgelassen, aber ohne jede Wirkung für den Chalifen; und in der Residenz selbst geriethen seit 450 (1058) Wesire, Neger und Türken in einer Weise aneinander, daß schließlich der unglückliche Mustánßir den ganzen Staatsschatz leeren mußte, die Störenfriede einigermaßen zu beruhigen. Im J. 454 (1062) bekamen endlich die Türken unter dem Hamdaniden Naßireddaula (vgl. S. 570) das Heft wieder endgiltig in die Hände, aber nur zu weiterem Schaden des Chalifen und unermeßlichem Elend des Landes. Die Türken benahmen sich, wie ihre Landsleute in Bagdad zu thun pflegten, betrachteten den sogenannten Beherrscher der Gläubigen als nicht vorhanden, plünderten sämmtliche Schatzkammern, verschleuderten — ein noch heute für uns schmerzlicher Verlust — die kostbare Bibliothek, und als Naßireddaula 465 (1072/3) wegen seines allzusehr gewachsenen Uebermuthes von dem Türken Ildegiß beseitigt war, ging es dem Hofe darum nicht besser. Es ist einer der merkwürdigsten Zufälle der Weltgeschichte, daß Mustánßir, dessen Ansehen um diese Zeit so gesunken war, daß Naßireddaula in vielen Städten des Landes das Gebet für ihn abschaffte und statt seiner

1) Vgl. Fournel, Les Berbers, II, 369, n. 2.

den Abbassidenchalifen Ḳâïm in der Chotbe nennen ließ, wenige Jahre vorher in dem Traume sich hatte wiegen dürfen, es sei ihm beschieden, die alten Pläne seines Hauses zur Ausführung zu bringen, die Abbassiden aus Bagdad zu verdrängen.

Schlimm genug war nämlich seit dem Einzuge des Mo'iſſ eddaula in Bagdad (334=945; oben S. 568) den Nachkommen des gewaltigen Manßûr von den Buweihiden mitgespielt worden. Nach der Beseitigung des Mustakfi (S. 569) hatten drei Abbassiden, Muti (334—363 = 946—974), Tâï (363—381=974—992) und Ḳâdir (381—422=992—1031) unter der Nichtachtung und Vernachlässigung der schiitischen Sultane ein mehr als kümmerliches Dasein geführt; nur weil ihre Emîr el-omarâ, wie die Buweihiden, beinahe zum Hohn, sich auch wohl noch nennen ließen, ihrer geistlichen Autorität als Gegengewichtes gegen die Fortschritte der Fatimiden in Syrien bedurften, wurden sie überhaupt noch geduldet, aber so schlecht gehalten, daß sie manchmal fast des Nothwendigsten entbehrten. In Bagdad hatte die Zahl der Schiiten unter dem neuem Regiment natürlich sehr zugenommen, und beinahe wäre auch der ssunnitische Oberkadi durch einen solchen Ketzer ersetzt worden; das verhinderte Ḳâdir noch mit Mühe und erreichte so viel, daß die Schiiten unter dem Titel Naḳîb „Vorsteher" ein eigenes richterliches Oberhaupt erhielten. Natürlich hausten die feindlichen Parteien größtentheils in verschiedenen Quartieren der Stadt; trotzdem herrschte zwischen den Schiiten, die sich als Glaubensgenossen der Sultane fühlten, und den bekanntlich auch sehr fanatischen Ssunniten der Residenz ein fortwährender Kriegszustand nicht immer rein geistlichen Charakters, der weniger den Buweihiden als den Chalifen recht unbequem werden mußte. Die Beschwerden mehrten sich, je mehr die Brotherren der „Beherrscher der Gläubigen" sich in Kleinstaaterei und Familienzwiste vertieften; so mußte es eine wahre Erlösung für die Abbassiden wie für die „Stadt des Heiles" sein, als unter Ḳâïm (422—467 = 1031—1075) endlich die Sseldschuken Togrulbegs der verkommenen Buweihidenwirthschaft ein Ende machten (S. 628). Zwar beeilte sich der Türkensultan nicht sonderlich, dem Oberhaupte der Religion seine Aufwartung zu machen. Ein ganzes Jahr lang kümmerte er sich nicht um ihn, und seine Truppen benahmen sich in Bagdad eben als Türken; aber die Sseldschuken waren doch Ssunniten, und um seiner Herrschaft den Charakter der Legitimität zu verleihen, hielt es Togrulbeg für zweckmäßig, sich im J. 449 (1058) vom Chalifen feierlich mit dem Sultanate belehnen zu lassen. Er küßte dabei vor dem Stellvertreter des Propheten die Erde, setzte sich neben diesen erst auf besondere Aufforderung — es war eine so vollendete Komödie, wie sie je für das liebe Publicum aufgeführt worden ist. Aber schlecht behandeln konnte der Sultan den Chalifen nun doch nicht; er gab ihm anständig zu leben, und mit den zunehmenden Mitteln wuchs natürlich auch Ansehen und Einfluß des Abbassiden in Bagdad und Umgebung. Trotzdem mußte er es grade jetzt erleben, daß die Umtriebe der ärgsten Feinde des Glaubens, der

Ismaeliten und Fatimiden, ihn für einige Zeit aus dem Sitze seiner Ahnen vertrieben. Die Buweihiden hatten, so lange sie ihre Herrschaft im Irák aufrecht erhalten konnten, mit dem Chalifen das Interesse gemein gehabt, den Uebergriffen der Aegypter und ihrer Geheimsecte entgegen zu treten. Mit dem Augenblick, wo die Seldschuken Bagdad besetzten und den Befehlshaber der buweihidischen Truppen, den Türken Arslan El-Baßaßiri, aus der Stadt vertrieben, änderten sich die Stimmungen. Baßaßiri mochte den Erfolg Togrulbegs vorhergesehen und längst seine Hoffnung für diesen Fall auf die Ismaeliten gesetzt haben, die außer der ägyptischen Macht selbst über so viele Beziehungen in allen Gebieten des Ostens verfügten; jedenfalls stand er bereits in Correspondenz mit dem Fatimiden Mustánßir, und als, durch ismaelitische Intriguen aufgereizt, im J. 450 (1058) Ibrahim, ein Bruder des Togrulbeg, schon zum zweiten Male die Fahne der Empörung in Persien erhob und der Sultan eilends dorthin abgehen mußte, benutzte Baßaßiri die Schutzlosigkeit Bagdads zu einem Handstreiche, welcher die Hauptstadt für kurze Zeit in seine Gewalt brachte. Hier machte er sich nun, während der Chalife Káïm die Stadt zu räumen gezwungen ward, das Vergnügen, den schiitischen Ritus wieder einzuführen und für den Fatimiden Mustánßir beten zu lassen (13. Dhu'l-Ká'ada 450 = 1. Jan. 1059). In Káiro war darüber, als die Nachricht ankam, großer Jubel; aber die beiden rivalisirenden Herrscherfamilien hatten ungefähr gleich viel oder gleich wenig Grund, über einander zu triumphiren.

Denn wie es dem Mustánßir bald nach dem zufälligen Triumphe im eigenen Lande ging, haben wir eben gesehen (S. 634), und seine Dynastie als solche hat sich von dem Elend der Türkenwirthschaft nicht wieder erholt. Zwar hatte der Chalife im J. 466 (1073/4) den klugen Gedanken, gegen die Türken und Neger den Armenier Bedr El-Dschamáli aus Akkon herbeizurufen, das er mit einigen Regimentern armenischer Landsleute im Dienste der Fatimiden besetzt hielt. Bedr, obwohl über 60 Jahre alt, war ein energischer Mann, der sich mit Kleinigkeiten nicht abgab. Noch in demselben Jahre (466 = 1074) ließ er durch seine Offiziere, deren jedem er einen der widerspenstigen Emire von Káiro zu freundschaftlichem Verkehre zugetheilt, diese Ruhestörer ermorden, und führte dann, unter dem Titel Mirgúsch[1]), d. h. Generalissimus, so gut als selbständig die Regierung des Landes. Dabei hatte er allerdings den Kummer, daß seine Versuche zur Wiedereroberung der inzwischen an die Seldschuken verlorenen Provinzen Syrien und Palästina (S. 628) trotz vorübergehender Besetzung des Küstenstriches bis jenseits Sidon keinen wirklichen Erfolg hatten. Aber er konnte doch, als er im J. 487 (1094) kurz vor Mustánßir selbst starb, Aegypten beruhigt und im Wiederaufblühen begriffen seinem Sohne Scháhanscháh übergeben, dessen Gewalt über das Land noch unumschränkter war, als die seines Vaters. Nicht um-

1) Genauer Emír el-gujúsch „Befehlshaber der Heere".

sonst trug er unter dem nichtsbedeutenden jüngsten Sohne Mustánßirs, dem Mustá'ali (487—495 = 1094—1101), den stolzen Titel El-Melik El-Afdal „der vortreffliche König"; er war es, welcher Aegypten in der That regierte. Die Ismaeliten hatten bereits unter Mustánßir sich von den Fatimiden stillschweigend losgesagt. Ein Perser, El-Haßan Ibn Ssabâch, ein einflußreicher Dâï des Ostens, war nach der Berufung des Mirgúsch Bedr in Aegypten gewesen und dort von den höchsten Würdenträgern mit einer Auszeichnung empfangen, welche bewies, daß in diesem Augenblicke noch Fatimiden und Ismaeliten eins waren. Aber von da ab verloren die Nachkommen der ersten Großmeister des Ordens allmählich die Fühlung mit der Genossenschaft, die ihrerseits für die zunehmende Schwäche des ägyptischen Chalifates nur Verachtung haben konnte (vgl. S. 631). Sie verlegte eben durch den genannten Haßan ihren Schwerpunkt nach Persien und Nordsyrien, wo wir in der nächsten Abtheilung dieses Buches sie wiederfinden werden; Aegypten war fortan für sie eine untergeordnete Größe, mit welcher nur gelegentlich noch gerechnet zu werden brauchte. Gleichgiltig war den Ismaeliten jedenfalls, was von Aegypten aus für oder gegen die in diesem Augenblicke anrückenden Kreuzfahrer geschah: in ihrer erhabenen Gleichgiltigkeit gegen die positiven Religionen betrachteten sie die fränkischen Ritter nur als frische Steine in dem Spiel, welches sie auf dem Brette Vorderasiens neu zu beginnen sich anschickten und das sie mit unheimlichem Erfolge durchgeführt haben, bis der Arm der Mongolen Brett und Steine unter den Tisch warf. Afdal, obwohl eine tüchtige Herrschernatur, war leichter zu erregen; aber, wie es nur zu häufig geht, er unterschätzte die entfernteren Gegner den näheren gegenüber, und meinte die als Mittel gebrauchen zu können, welchen er selber Werkzeug wurde. Jerusalem befand sich im Jahre 489 (1096) in den Händen der Ortokiden, eines türkischen Geschlechtes, dem es von dem Sseldschuken Tutusch, einem Bruder Melikschahs, übergeben worden war. Die Spaltungen unter den Sseldschuken und ihren Emiren, welche rasch auch dieses große Reich zerrütteten, zur Wiedergewinnung Syriens zu benutzen, schien dem Afdal vollendete Politik. Aber, wie das leider den Byzantinern gegenüber unter den entzweiten Muslimen bereits Regel geworden war, er glaubte dazu die Verlegenheit benutzen zu dürfen,[1]) in welche der erste Kreuzzug die Emire Syriens und Palästinas zu stürzen anfing. Im Scha'abân 491 (1098) nahm er den Ortokiden Jerusalem ab, doch nur, um die Muslimen wie Christen heilige Stadt grade ein Jahr später (23. Scha'abân 492 = 15. Juli 1099) von den Kreuzrittern erobern zu sehen. Daß letztere in der Stadt, welche das Sterben unseres Heilands gesegnet, fast ärger hausten, als die Türken, kann uns, denen übrigens die Thatsache in manchen Geschichtsbüchern verschwiegen wird, beschämen; dem Afdal wie seinem nächsten Chalifen Âmir

1) Man vergleiche zu diesen Andeutungen die ausführliche Darstellung der Kreuzzüge von Bernhard Kugler (Nr. 19 dieser Sammlung) S. 11. 57 ff., welche an dieser Stelle natürlich nicht wiederholt wird.

(495—524 = 1101—1130) half die verspätete Einsicht wenig. Ihre Heere wurden mehrfach vom König Balduin von Jerusalem geschlagen, und Aegypten selbst hatte jetzt die Einfälle der Franken zu erdulden. Es war ein Unglück für das Land, daß Ámir, der im Alter von fünf Jahren auf den Thron gesetzt worden war, im J. 515 (1121) den trotz seines verhängnißvollen Fehlers für Aegypten unentbehrlichen Afdal, dessen Bevormundung ihm lästig wurde, ermorden ließ; nun ging es mit der von den beiden Armeniern für einige Zeit noch gehaltenen Dynastie reißend zu Ende. Ámirs schlechte Wirthschaft, mit Willkür und Grausamkeit gepaart, führte zur schließlichen Beseitigung des unwürdigen Chalifen selbst; dieser aber hinterließ keine männlichen Erben, es mußte zum ersten Male von der directen Erbfolge abgewichen werden, und der nunmehr die Herrschaft antrat, El-Háfiz (524—544 = 1130—1149), wurde schon 528 (1134) durch den von Streitigkeiten zwischen Negern und Ismaeliten auf der einen, Türken und Ssunniten auf der andern Seite vergifteten Streit seiner beiden Söhne in die Enge getrieben. Inmitten von Soldatenunruhen, welche nicht mehr zu stillen waren, starb Háfiz. Sein 17jähriger Sohn Záfir (544—549 = 1149—1154) erscheint als ein Lüstling, unter dessen sogenannter Regierung schon ein aus Afdals Heere stammender ssunnitischer Kurde Ibn Ssallár als Majordomus auftritt; aber dieser wird von seinem eigenen Stiefenkel ermordet, und bald nachher fällt bei der zunehmenden Zerrüttung aller Verhältnisse der letzte muslimische Vorposten in Syrien, Askalon, in die Hände der Franken.[1]) Der 5jährige Sohn des Záfir, Fáïz (549—555 = 1154—1160), starb schon nach wenigen Jahren, und der Ismaelite Taláï, welcher gerade das Heft in den Händen hatte, fand es zweckmäßig, wieder einen ganz unmündigen, neunjährigen Sproß des Chalifenhauses, den Ádid (555—567 = 1160—1171), auf den Thron zu setzen. In den Kämpfen, welche unter seiner nominellen Regierung zwischen den Emiren seines Heeres, dem König Amalrich von Jerusalem und den Feldherren des türkischen Atabegen von Damaskus Nureddín Ibn Senki geführt werden, steigt die Heldengestalt empor, welche der Islám zu seiner Ehre selbst in dieser Zeit des Verfalles dem Abendlande entgegenzusetzen hat: Ssalách ed-dín, der Sohn Ejjúbs, uns Christen bekannt und trotz der Glaubensfeindschaft seit dem Werke unseres freiesten Dichters geliebt unter dem Namen Saladdin.

Ádid starb, der That nach bereits der Herrschaft durch Saladdin entkleidet, am 10. Moharram 567 (13. Sept. 1171). Mit ihm — die schwachen Versuche einiger Schiiten, seinem Sohne Da'úd zu huldigen, können nicht gerechnet werden — erlischt die Dynastie der Fatimiden, die trotz zweifelhaften Ursprungs und nach dem Brauche des Orientes raschen Verfalles doch den armen Kopten Aegyptens für längere Zeit die Einbildung verschafft hat, daß

1) Nach der arabischen Angabe am 27. Dschumáda II 548 = 20. Sept. 1153; zu Kugler a. a. O. (Nr. 20) S. 162.

sie auch Menschen seien, und außerdem das Verdienst besitzt, in Hâkim das eigenthümlichste Original unter allen Fürsten des Orients hervorgebracht zu haben. War das Ende des merkwürdigen Geschlechtes den glänzenden Anfängen wenig entsprechend, so mag es immerhin noch erträglich scheinen, wenn man es mit den Jahrhunderten würdeloser Existenz vergleicht, welche seinen ebenso unverwüstlichen als kümmerlichen Nebenbuhlern vom Hause Abbâs beschieden war.

Freilich hatte der Unfug des Baßaßîri in Bagdad (S. 636) nicht lange gedauert. Togrulbeg unterdrückte binnen wenigen Monaten die Rebellion seines Bruders, und schon Ende 451 (1059/60) war der Chalife Kâ'im wieder in Bagdad installirt. Er wurde weiterhin sowohl von Togrulbeg, wie nach dessen Tode (455 = 1063) von seinem Neffen, dem nächsten Sultan Alp Arslan (455—465 = 1063—1073), und dessen berühmtem Sohne und Nachfolger Mélikschâh (465—485 = 1073—1092) mit Achtung behandelt, und die Förderung der materiellen und geistigen Interessen, welche die Chalifenhauptstadt diesen hervorragenden Herrschern und ihrem bekannten Wesire Nizâm el-mulk zu danken hatte, mußte auch für die Stellung des nunmehr würdig ausgestatteten Oberhauptes der Religion von wesentlichem Einflusse werden. Der Chalife wird zunächst verstärkten Einfluß auf die Bevölkerung Bagdads gewonnen haben, und wenn auch Móktadi (467—487 = 1075—1094) und Mustazhir (487—512 = 1094—1118) noch nicht in der Lage waren, eine weitergehende Thätigkeit auszuüben, so kam es doch in den nach Melikschahs Tode zwischen den Nachkommen des Sseldschuk ausbrechenden Streitigkeiten und Kriegen dahin, daß Mustarschid (512—529 = 1118—1135) im J. 526 (1132) von dem Sultan Maß'úd Bagdad und den größten Theil des Irâk als selbständiges Fürstenthum wieder überwiesen erhielt. Seitdem betheiligten sich die Chalifen von Neuem als weltliche Fürsten an der großen Politik, wenngleich nach den mäßigen Kräften ihres Pontificium Muhammedis, wie man diese Art Kirchenstaat nennen könnte, in kleinem Maßstabe. Dem Râschid (529—530 = 1135—1136) bekam ein derartiger Versuch allerdings schlecht: er gerieth dabei in Conflict mit dem Maß'úd selbst, und der besaß die Mittel, ihn durch ein Gutachten etlicher Gottes- und Rechtsgelehrten für abgesetzt erklären zu lassen. Sein Nachfolger Móktafi (530—555 = 1136—1160) hatte etwas von der Schneidigkeit der alten Abbassiden, während Mustandschid (555—566 = 1160—1170) und Mustadî (566—575 = 1170—1180) ihrem Kleinstaate nicht viel Bedeutung zu geben verstanden. Ein charaktervoller, aber mehr als je ein Abbasside nach seinen Kräften dem Islâm unheilbringender Fürst ist Nâßir gewesen (575—622 = 1180—1225). Er wollte aus seinem Miniaturreiche wieder etwas machen; aber es ging ihm, wie dem Afdal mit den Kreuzfahrern (S. 637), mit einem bei weitem gefährlicheren Feinde des Islâms — den Mongolen. In dem mit Energie und Sparsamkeit geförderten Bestreben, das Gebiet des Chalifates wieder über die Grenzen des Irâk aus-

zudehnen, gerieth er in Zwistigkeiten mit dem mächtigen Mohammed Ibn Takasch, Herrn von Chwarism (Khiwa), welcher damals über Transoxanien und einen Theil Persiens gebot. Um gegen diesen aufzukommen, bestärkte der Chalife, der von der wirklichen Macht des schrecklichen Mannes so wenig eine Ahnung hatte, wie irgend Jemand in Westasien, den Mongolen Dschingis-Chan in seiner Absicht, das Gebiet des Chwarismschah zu überziehen: so beschleunigte der berufene Hüter des Glaubens selbst die Katastrophe, welche den Ruin fast aller islamischen Staaten herbeiführen sollte.

Nâßir selbst erlebte den Sturm nicht mehr, ebensowenig seine unmittelbaren Nachfolger Záhir (622 — 623 = 1225 — 1226) und Mustanßir (623—640=1226—1242), obwohl der Letztere bereits zwischen den nach Westen drängenden Schaaren der Chwarismier und Mongolen in eine gefährliche Lage kam. Kläglich aber zeigte sich in der freilich nicht für Jedermann passenden Rolle, mit Anstand unterzugehen, der letzte der Chalifen von Bagdad, Mustá'aßim (640—656 = 1242—1258). Er war in allen Sachen der wirklichen Staatskunst eine einfache Null und hatte auch noch zwei Rathgeber, von welchen der eine ihn zur Unterwerfung, der andere zum Widerstande gegen den schrecklichen Hulagu, den Bruder und Heerführer des Mongolenkaisers, zu bewegen suchte. Er versäumte beides; weder fand er den Entschluß, sich der Gnade des übermächtigen Barbaren rechtzeitig zu empfehlen, noch den würdigeren, mit dem Schwerte in der Hand unterzugehen: so ergab er sich und die fünfhundertjährige Residenz seines Stammes nach matter und unvollständiger Gegenwehr den 4. Ssafar 656 (10. Febr. 1258) an den Mongolen, der ganz recht daran that, sich erst von ihm alle Schätze seines Palastes zeigen und ihn dann tödten zu lassen (14. Ssafar 656 = 20. Febr. 1258). Nicht die letzte der Dynastien arabischer Herkunft ist es, die so schmachvoll in den Staub sinkt — ein eigenes Geschick hat es gewollt, daß der Fürst von Granada, dessen letzten versteinerten Seufzer heute noch voll Stolz der christliche Spanier dem Fremden weist, von Ssá'ad Ibn Obáda abstammt, jenem treuen Hilfsgenossen Mohammeds, der nach dem Tode des Propheten beinahe Chalife geworden wäre (S. 211). Auch das ist billig, daß ein Geschlecht, dessen Haupteigenschaften Brutalität im Glück und Fügsamkeit in schlechten Zeiten von Anfang gewesen sind, in solcher Weise den Rest seiner einstmaligen Weltherrschaft verloren hat. Was aber wie ein Satyrspiel nach der Tragödie anmuthet, das ist, daß auch diesmal die Söhne Abbás sich aus dem Weltbrande zu retten und wenigstens eine behagliche Sinecure davonzutragen wissen: obwohl Hulagu mehrere Angehörige des Chalifenhauses abschlachten ließ, entkamen doch eine Anzahl anderer, und einen davon machte der Mamlukensultan Beibars von Aegypten, welchen wir später noch genauer kennen lernen werden, mit dem schönen Namen El-Mustanßir billáh „der Gott als Helfer wünscht" zum Chalifen in Káiro, um im Gegensatz zu den gottlosen Fatimiden, von denen ältere Leute in Aegypten immerhin noch etwas gehört hatten, einen „Beherrscher der Gläubigen" von zweifelloser Echtheit

zur Bekundung der eignen Legitimität neben sich zu haben. Die Nachkommen dieses Abbassiden haben die gleiche, selten mit Unbequemlichkeiten verknüpfte Stellung inne gehabt, bis der Osmane Sselim im J. 923 (1517) den Mamluken in Aegypten ein Ende machte. Um sich ganz officiell die Anerkennung auch als geistliches Oberhaupt des Islâms zu sichern, nahm Sselim den grade vorhandenen Abbassiden, der als Mutawakkil III. gezählt wird, lieber mit nach Constantinopel, indem er ihn nöthigte, das sogenannte Chalifat feierlich auf den osmanischen Sieger zu übertragen. Leider ergab sich Mutawakkil, dem Beispiele seines gleichnamigen Ahnherrn getreu, einem leichtsinnigen Lebenswandel und mußte 926 (1520) auf die Festung gebracht werden. Von dort erlaubte ihm Sultan Soliman 929 (1522/3) nach Kâiro zurückzukehren, woselbst er bei der in demselben Jahre stattfindenden Empörung des Achmed Pascha nochmals als geistliche Autorität hervorgezogen wurde; nachher vernehmen wir nichts weiter, als daß er 945 (1538) gestorben ist. Das war der Ausgang der Abbassiden.

Berichtigungen.

S. 217 Z. 6 und 5 von unten ist zu lesen: „am 21. Dschumada II 13 (22. August 634)."

S. 354 Anm. 1: Scháhidschán ist nicht, wie allerdings meist geschieht, mit „Weltenkönigin" zu übersetzen, sondern bedeutet einfach „die königliche" (s. Olshausen bei Rückert, Grammatik, Poetik und Rhetorik der Perser, herausg. von Pertsch, Gotha 1874, S. XIX).

S. 627 Z. 1 lies: „werden sie bis 443 (1051) noch ein paar Mal erwähnt."

Verzeichniß der Illustrationen.

Im Text.

Vollbilder.

Doppelvollbilder.

Beilagen.

Karte.

Inhaltsverzeichniß.

Erste Abtheilung.

Die Araber.

Erstes Buch.

Die Araber und der Islam.

Zweites Buch.

Die legitimen Chalifen.

Drittes Buch.

Die Omaijaden.

Viertes Buch.

Die Chalifen von Bagdad.

Fünftes Buch.

Abbassiden und Fatimiden.